

# Sagen- und Märchengestalten

sowie Geister-, Wunder- und Aberglauben  
des deutschen Volkes



Burmester & Stempell  
Berlin, 1874



**Sagen- und Märchengestalten  
sowie Geister-, Wunder- und Aberglauben  
des deutschen Volkes**

Mit Erzählungen von Begebenheiten der Vorzeit,  
die den Glauben an eine Geisterwelt förderten

Burmester & Stempell  
Berlin, 1874



## **Inhalt**

Der Teufel	7
Der Teufel in der Schöpfung	17
Die Hölle	25
Die Hexen	41
Der Hexenprozess	51
Der Alp	82
Der Vampir	101
Die Passauer Kunst	121
Das Nothemd	128
Die wilde Jagd	158
Das wütende Heer	193
Der Frauen Umzug	211
Segen und Beschwörung	242
Die Werwölfe	270
Die Gespenster	281
Feen und Elfen	339
Die Nixen	367
Die Zwerge	394
Die Hausgeister	418

Die Heinzelmännchen	424
Die Pugen	436
Die Astrologie	445
Aus dem Leben berühmter Astrologen	481
Die Alchemie (Goldmacherkunst)	512
Der Stein der Weisen	574
Der Adept zu Berlin	614
Die Magie	711
Magische Verbindungen	719
Albertus Magnus	725
Roger Bacon	732
Paracelsus	741
Faust	746

## Der Teufel

Unter all den wunderbaren Gebilden, welche die Fantasie erschuf, um den unermesslich weiten Raum, der Himmel und Erde voneinander scheidet, zu bevölkern, nimmt der Teufel unstreitig den ersten Rang ein.

Eine Geschichte des Teufels wird notwendigerweise auch ein Abriss von der Kulturgeschichte der Menschheit sein. Von allen märchenhaften Gestalten, wie sie im Glauben des Volkes Wurzel fassten, ist keine so mannigfach ausgeschmückt worden, keine so eigentümlichen Wandlungen unterworfen gewesen, als diejenige des bösen Geistes, welche uns wie in einem Zauberspiegel die geistige Entwicklung der Völker mit allen ihren Licht- und Schattenseiten betrachten lässt.

Das Heidentum kannte den Teufel nicht. Die bösen Mächte jener grauen Vorzeit verhalten sich zu dem Höllenfürsten, den das Mittelalter uns schildert, wie der dunkellockige Genius des Todes, welcher schweigend seine Fackel neigt und löscht, zu dem schrecklichen Knochenmann mit Stundenglas und Hippe.

Der Name *Teufel* ist griechischen Ursprungs. Die heiligen Urkunden nennen ihn Satan, den Versucher, Lästler, an einer anderen Stelle Beelzebub, der Teufel Obersten, – eigentlich Fliegengott, denn in Gestalt einer Fliege, sagen die Perser, schlich das Böse sich in die Welt ein. Bei Weitem zahlreicher sind die Namen, mit denen der Volkswitz den Teufel belegte: der böse Feind, der Gottseibeius, der leidige Teufel. Seine Wildheit und Grausamkeit kennzeichnen: der Widersacher, der Erbfeind, der grimmige Hasser und Verfolger. In dem Maße, wie das Volk vertrauter mit ihm

wurde, begann es auch, sich selbst unbewusst, der furchtbaren Erscheinung von dem freundlicheren Element der Hausgeister mitzuteilen. Es nannte ihn schlechtweg den *Alten* oder auch scherzhaft den *alten Nick*, den *alten David*, wie das in England geschah.

Während der finsternen Zeiten des Hexenprozesses streifen die Namen, welche man dem Teufel gab, bis an die äußerste Grenze des Furchtbaren und des Lächerlichen, denn wenn einerseits Austreiber und Beschwörer des argen Geistes ihn mit den ausgefuchsten Droh- und Schimpfworten belegten, wie Höllenhund, Drache, Schlange, Geist des Abgrunds, so hatten die Hexen, deren Liebhaber er sein sollte, gemütliche, fast anmutige Bezeichnungen für ihn erfunden, als Flederwisch, Hintenhervor, Hänschen, Kasperle, Hemmerlein oder auch Junker Schönhans, Federbusch, Grünwedel. In Niedersachsen nannte man den Bösen vertraulich *Stöpke in der Hölle*; in Westfalen sagt man im Zorn: »Dat die de Dros fla!« Und wie tief hat sich nicht der Teufel unter uns eingebürgert, sodass es unmöglich erscheint, ihn zu verdrängen. »Er ist ein Teufelskerl – es ist, als ob ihn der Teufel davonführt, – der Teufel ist los«, sagen die Leute und nennen tolles Wesen eine *Teufelswirtschaft*, möchten *des Teufels werden!* Hat man etwas verlegt, »so mag der Teufel wissen, wo es hingeraten ist.« Als Besitzer der rußigen, finsternen Hölle heißt er Höllenherr, Höllenhüter, oft nur *der Schwarze*. Nicht selten zeigte er sich als graues Männlein oder als schmucker Waidmann im grünen Rock, und nichts an ihm macht den Verderber kenntlich, wenn er die gespaltenen Füße schlaue zu verbergen weiß. Durch den Sturz aus dem Himmel wurde er gelähmt und das zog ihm den Spottnamen des *hinkenden Teufels* zu.



Es beruht auf einem alten Erfahrungssatz, dass dem einfachen Sinn alles Neue wunderbar erscheint und dass ihm oft genug dasjenige für das Produkt eines übermenschlichen Verstandes gelten musste, was doch nur die regelrechte Wirkung einer natürlichen Ursache war. Man gewöhnte sich, neue Erfindungen dem Teufel zuzuschreiben, mit um so größerer Bestimmtheit, je mehr die Folgen eine solche Annahme zu rechtfertigen schienen. Die neu ersonnenen Glücksspiele, von Brett, Würfel oder Karte regiert, teilten dieses Schicksal mit welterschütternden Ereignissen, wie die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst es waren.

Vorzugsweise gern gesellte sich der Dämon zu den Spielern, deren böse Lust er zu reizen verstand, bis sie einander betrogen und bestohlen oder ihr eingebildetes Recht mit Schlag und Stoß verteidigten, zur Freude des argen Partners, der in Zech- und Spielgelagen seine beste Ernte fand.

Wie die Sagen von dem Erscheinen des schlimmen Gastes sich häuften, der bald hier, bald da auftauchte, um dann ungestraft wieder zu verschwinden, entstand nach und nach eine mit reichlichen Beispielen belegte Naturgeschichte dieses seltsamen Wesens, in welcher die große Frage von der Ein- oder Vielheit der bösen Geister erörtert wurde. Denn wenn einesteils angenommen wurde, dass der Teufel imstande sei, sich auf das Mannigfachste zu verändern und in allerlei Gestalten zu bergen, wurde auf der anderen Seite wiederum bestritten, dass ihm das Vermögen gegeben worden war, sich im gleichen Augenblick an verschiedenen Orten sehen zu lassen.

Schon die mit dem abgefallenen Engel verstoßenen Anhänger seiner tückischen Auflehnung gegen das göttliche

Gebot unterstützten die Idee der Vielheit jener Höllengeister. Ihre Zahl sollte in stetem Wachsen begriffen sein, teils durch eine Vermehrung unter sich, teils durch den Umgang mit einzelnen Sterblichen, endlich durch diejenigen, welche wegen eines zügellosen Lebens oder durch einen formell geschlossenen Pakt dem Teufel anheimfielen. Nicht minder gebührten ihm der Sage nach die Seelen der im Zweikampf Erschlagenen und der ungetauft verstorbenen Kinder.

Streng systematische Denker bemühten sich, in dickleibigen Folianten die Zahl der Teufel in eine gewisse Ordnung zu bringen, entweder nach den Elementen, in denen sie leben sollten, oder auch nach den Lastern, deren Vertreter sie waren. Sie versuchten es, die eigentliche Anzahl jener schwarzen Engel festzustellen, wie sie im Weltenraum Verderben brütend schwebten, und es ergaben sich dabei so ungeheure Summen als Resultat ihrer Berechnungen, dass die Menschenkinder Gefahr liefen, von der Masse des Teufelsheeres erdrückt zu werden.

Wunderbar genug waren die Gestalten, in denen man den Teufel zu erblicken glaubte. Wenn er auf dem Sabbat als Bock die Huldigungen seiner Getreuen entgegennehmen sollte, so suchte er die Frauen, denen er nachstellte, unter der verführerischen Hülle eines Reiters, Jägers oder eines anderen angenehmen jungen Mannes zu gewinnen. Die Tiergestalten, mit denen der Teufel sich umkleidet, haben häufig nur drei Beine. Dreibeinige Tiere galten für gespenstige und zeigten sich gern dem Soldaten, welcher auf einsamem Posten Wache stand.

Tief im Schoß der Erde verborgen oder versteckt in altem Gemäuer hütete der Teufel als ein Höllenhund unermessli-

che Schätze oder er flog als krächzender Unglücksrabe durch die Luft. Wer in finsternen Nächten auf einsamen Feldwegen dahinwandelte, konnte hoch oben in den Lüften den feurigen Drachen ziehen sehen, wie er Korn, Milch, Gold oder Silber in schweren Lasten heranschleppte, um es seinen Begünstigten durch den Schornstein hinabzuwerfen. Rief man ihn an und gelang es, ihn zu erschrecken, so barst er mitten auseinander und der kühne Angreifer wurde Herr des Schatzes. Doch wehe ihm, wenn sein Kopf nicht unter irgendwelchem schützenden Dach sich befand! Über ihn entlud sich eine Flut höllischen Parfüms, dessen Spuren nie wieder auszutilgen waren.

Wer den fliegenden Drachen hoch oben in den Lüften erblickte, schnell und schweigend ein Vorderrad seines Wagens abnahm und verkehrt wieder aufsteckte, der zwang dadurch den feurigen Geist, sich in das nächstliegende Gehöft herniederzulassen und es in Brand zu setzen. Bekannt genug ist das rastlose Umhertreiben Satans im Wirbelwind, dessen eisige Kälte mehr als einem unberufen sich Nahenden das Leben geraubt hat.

Einst ging ein wackerer Klosterbruder am frühen Morgen über Land. Da stand der Teufel am Weg in Gestalt eines beirten Baumes. Der Mönch schlug ein Kreuz und der Böse musste weichen. Bald darauf galoppierte ein herrenloses Ross in wilden Sprüngen heran. Dann erschien ein unheimlich blickender, langer, hagerer Mann in schwarzem Gewand, auf den in bunter Reihe allerlei Tiergestalten folgten. Weil der Mönch sich ohne Unterlass aber mit dem heiligen Zeichen segnete, so durfte der Böse ihm ernstlich nichts anhaben. Plötzlich rollte er als Fass den Weg entlang, hüpfte leicht über das runde Bäuchlein des Klosterbruders hinweg

und verschwand mit schallendem Gelächter.

Fand irgendein harmloser Bursche oder auch eine sorgende Hausfrau auf ihrem Weg ein kleines Geldstück und hob es, des unverhofften Gewinnes sich freuend, auf, so lag am nächsten Morgen genau an derselben Stelle eine Münze vom doppelten Wert des am Tage zuvor gefundenen Geldstücks. Nahm der Finder, verwundert ob des seltsamen Zufalls, auch dieses Geschenk der launischen Göttin mit Dank an und barg es im Beutel, so zeigte sich am dritten Tage wiederum ein Goldstück und abermals verdoppelt. Jetzt musste die Sache auffallen und der Glückliche blieb stutzig vor dem Fundort stehen. Nahm er wiederum an, so wiederholte sich das Spiel bis zum Taler, dem sogenannten Hecketaler, dem Handgeld des bösen Geistes. Nun erschien der Drache in eigener Person und der Vertrag wurde geschlossen.

Dem neuen Hausgeist musste Beschäftigung zugewiesen werden, sonst geriet er auf böse Gedanken und stiftete Unheil. Anfangs ging gewöhnlich alles gut. Der Drache führte Korn, Samen, Milch, Wein, auch Geld herbei, mehr als zur Not erforderlich war. Dann galt es, die Erfindungsgabe anzustrengen, weil sich der Böse nicht mehr abweisen ließ. Für seine Mühe erhielt er Milch mit eingebrocktem Weißbrot. Vergaß man dies einmal, so folgte die Strafe auf dem Fuße: Das Haus ging in Flammen auf.

In Pantschdorf bei Wittenberg lebte eine alte Frau, welche man beschuldigte, im Besitz eines Hecketalers zu sein. Einst war sie genötigt, früh auszugehen und gebot ihrer Magd, diesmal statt ihrer die Kühe zu melken. Dabei schärfte sie ihr ein, die Milch der ersten Kuh, ehe sie Weiteres beginne, sofort aufzusieden, in eine Schüssel mit fein

geschnittenem Weißbrot zu gießen und in einen Kasten zu stellen, den die Alte ihr genau bezeichnete.

Aber die leichtsinnige Magd vergaß des Gebotes. Erst als alle Kühe gemolken waren, gedachte sie des Befehls ihrer Herrin, nahm nun flugs das Gefäß mit der siedenden Milch und öffnete sorglos den Kasten, aus welchem ihr ein pechschwarzes Kalb mit gespenstisch weit geöffnetem Maul entgegenblökte. Entsetzt darüber goss das Mädchen die kochende Milch statt in die Schüssel in des Tieres Hals, und mit höllischem Tosen fuhr der böse Geist durch das Dach davon, während das Haus in Flammen aufloderte.

So wurde der Hecketaler zu Zeiten unbequem und die Glücklichen suchten ihn wieder loszuwerden, indem sie ihn ausgaben. Doch mit seltener Anhänglichkeit kehrte der einmal gewonnene Taler stets zurück, ehe man sich seiner versah, und wer im Besitz desselben starb, verfiel dem Schätze bringenden Dämon mit Leib und Seele. Nur ein Mittel gab es, sich seiner auf immer zu entledigen. Wenn es nämlich gelang, den Hecketaler unter seinem Wert an einen anderen zu veräußern. Merkte der Käufer, wie es um den Taler stand und nahm ihn dennoch, so ging der Vertrag ohne Weiteres auf diesen über.

Vorzugsweise sind es die Geschichten der Heiligen, welche uns reichen Stoff zu einer Charakteristik des bösen Geistes liefern, denn niemals bemühte er sich eifriger, als wenn es galt, die Geliebten des Himmels zu verführen. Jede Gestalt nahm er an und jede war ihm recht, sobald sie nur dazu diente, seiner bösen Lust genug zu tun. Er begnügte sich auch mit geringeren Erfolgen, und der Fürst der Hölle entblödete sich nicht, eine Art von Schalksnarren abzugeben, wenn er dadurch nur vermochte, die Geduld eines

frommen Mannes auf das Äußerste zu treiben oder die Lippen einer betenden Jungfrau zu leisem Lächeln zu bewegen.

So geriet der Böse einst an den heiligen Dominikus, der in seiner Zelle saß und eifrig schrieb. Plötzlich vernahm der fromme Mann ein Geräusch in seiner Zelle und wurde eines kleinen schwarzen Teufels gewahr, der vorsichtig aus der Öffnung des Kamins hervorlugte. Als der Störenfried sich von dem Heiligen bemerkt sah, verwandelte er sich flugs in einen Affen und kam radschlagend in das Zimmer gehüpft. Der Teufel wollte sich anscheinend einen kleinen Scherz erlauben, schnitt die possierlichsten Gesichter von der Welt und nahm allerlei lächerliche Stellungen an. Allein St. Dominikus schrieb ruhig weiter und tat, als bemerke er den Unhold nicht. Das verdross das Äfflein und es rückte näher heran, vielleicht in der boshaften Absicht, den so emsig beschäftigten Heiligen am Gewand zu zupfen oder ihm gar heimlich den Stuhl wegzuziehen oder die Papiere, die er vor sich hatte, in Unordnung zu bringen, – und das alles nur, um dem Heiligen eine Äußerung der Ungeduld zu entlocken. Doch St. Dominikus war ein frommer Mann, über den ihm keine Gewalt verliehen war. Endlich begann der Affe in der Zelle herumzutanzten, trommelte sich dabei auf den Bauch und blies durch seine Nase wie auf einer Flöte. Als auch dieser Scherz ohne Wirkung blieb, sprang er mit einem Satz auf den Arbeitstisch des Heiligen.

»Bleibe!«, sprach da St. Dominikus mit feierlicher Ruhe und blickte ernst auf den Vorwitzigen, »halte mir die Kerze und leuchte, bis ich fertig bin, – ich gebiete es dir im Namen Gottes!«

Der arme Teufel war gezwungen zu gehorchen. Mit einer

Hand nahm er demütig sein Mützchen ab, mit der anderen das Licht aus dem Leuchter. So saß der kleine Teufel geraume Zeit, ohne sich zu rühren. Weil aber Geduld eine Tugend und als solche dem Teufel unmöglich ist, wurde er bald wieder unruhig und ungebärdig. Um sich zu zerstreuen, begann er mit dem Kopf zu schütteln, mit den Zähnen zu knirschen, ahmte die Töne des Alphorns nach und streckte endlich dem Heiligen die Zunge heraus, so lang er konnte.

Während dessen brannte die Kerze tiefer und tiefer und St. Dominikus schrieb weiter, unbekümmert um das Stümpfchen Licht, welches, durch seinen Befehl gebannt, an des Teufels Fingern festsaß. Umsonst versuchte der Böse es los zu werden und seine eigentliche Gestalt anzunehmen. Es gelang ihm nicht und die Flamme berührte fast schon seine Hand. Da brach er in ein jämmerliches Geheul aus und rief alle Geister des Abgrunds zu seiner Hilfe herbei. Doch keiner der Genossen wagte in der Zelle zu erscheinen, und der unvorsichtige Teufel geriet in ohnmächtige Wut, als er den Heiligen, ungerührt von seinen Qualen, nun auch noch heimlich lächeln sah. Endlich wurde er erlöst. Mit einem kräftigen Streich auf den stets unschuldig leidenden Teil, den der Teufel als Mensch entbehrt, als Affe sich aber höchst unnützerweise zugelegt hatte, entließ St. Dominikus den Bösen, der einen letzten Schrei ausstieß und mit der Schnelligkeit des Blitzes verschwand.

Eng verknüpft mit dem häuslichen Leben zeigt sich der Name des Teufels in den mannigfachsten Bezeichnungen. Noch heute bestehen Geschlechter, deren Urahn eine seltsame Wahlverwandschaft mit dem Satan haben musste. Da gibt es Namen wie Düwelsdorff, Deibel, Teufel, Pfört-

ner von der Hölle, der Landschaften, Seen, Berge, Mauern und Klippen nicht zu gedenken, bei denen der böse Geist Patenstelle vertrat. Da nannte man eine flatternde Libelle Teufelspferd oder Teufelsbraut; ein kleines schwarzes Würmchen, vielleicht im Gegensatz zum Marienkäfer, wurde als des *Teufels Großmutter* bezeichnet, eine Raupenart als Teufelskatze. Wer kennt nicht unter den Pflanzen die Teufelsmilch, Teufelsklaue, das Teufelsauge? Als besonders kräftig gegen Zaubereien und böser Geistermacht wird der Teufelsabbiss genannt, den St. Johannes beschützt. Ist das Fest dieses Heiligen jedoch vorüber, so gewinnt der Teufel Macht über das Kraut, dem er dann die Wurzel abbeißt, an welcher man heutigen Tages noch die Spuren seiner Zähne erblicken kann.

Die Erscheinung des Teufels war an keine Zeit gebunden. Gewöhnlich zog er die Nacht oder doch die Dämmerung dem Tage vor. An einigen Orten behauptete man, dass der Böse während der hohen Kirchenfeste keine Gewalt über die Menschen habe. Andere dagegen berichten von der ganz besonders unheilvollen Einwirkung des Satans in der Weihnachtszeit. In manchen Landschaften zeigte sich der Böse gern in der Donnerstag- in anderen wieder in der Freitagnacht. Wer sich beikommen ließ, an Festtagen während des Gottesdienstes zu spielen, brachte dadurch sein Leben in größte Gefahr, denn der Teufel gesellte sich alsbald zu der Partie, indem er die Gestalt eines der Partner annahm. Eine märkische Sage berichtet sogar, dass es den finsternen Geist verdross, in der Donnerstagnacht das Rädchen fleißiger Spinnerinnen schnurren zu hören. Eine Geisterhand sollte dann die Tür auf tun und eine leere Spule mit dem Zuruf in das Gemach geschleudert werden: »Spinne auch



diese voll!« Sicherlich aber wäre dem, der dies unternommen, mit dem eigenen Garn die Kehle zugeschnürt worden.

Die Person des Teufels wurde in solchen Sagen unlösbar mit den Göttern und Göttinnen der germanischen Heidenwelt verschmolzen, deren uralte Majestät, sobald sie einmal durch das Christentum von ihrem Herrschersitz verdrängt worden, hinabsank in den Staub, mit den Überresten einstiger Herrlichkeit den fratzenhaften Leib des christlichen Teufels deckend.

Wie die Heiden einst den Göttern des Lichtes weiße Tiere zum Opfer darbrachten, um die Himmlischen mild und günstig zu stimmen, so schlachteten sie den Göttern der Unterwelt, die Erzürnten zu versöhnen, schwarzes Vieh, dessen Blut in eine Grube gelassen wurde, damit es schneller hinab gelange in das Schattenreich. Auch dieser Brauch ging auf den Teufelsdienst über. Man suchte den bösen Geist durch reiche Spenden zu gewinnen und den Schaden, den des grimmen Feindes Zorn in den Elementen heraufbeschwor, von Haus und Hof, von Land und Leuten abzuwenden. So kam es, dass dem Herrn der Finsternis schon in den ältesten Zeiten ein feierlicher Dienst gewidmet wurde.

### **Der Teufel in der Schöpfung**

Der Schöpfungstrieb ist göttlicher Natur. Er ist der lebendige Odem Gottes, den Gebilden seiner Hand eingehaucht im Frühlingsglanz der neu erblühten Welt, er ist der wunderbare Ring, welcher den ewigen Kreislauf zusammenhält von Jahrtausend zu Jahrtausend. Alle Schöpfungsgeschichten aber, wie mannigfach die Überlieferungen der verschie-

denen Völkerstämme auch darüber lauten mögen, fallen dennoch in ihren Grundzügen in eins zusammen.

In der nordischen Sage entstehen zuerst Götter und Riesen. Beide vereint schaffen Menschen aus dem Holz zweier Bäume, Zwerge hingegen aus dem Leib eines erschlagenen Riesen. Nach der Bibel geht die Welt aus dem Nichts hervor auf des Schöpfers allmächtiges Gebot. Erst zuletzt, als Schluss und Krone des Ganzen, wird der Mensch aus Ton bereitet, ein irdisch gebrechlicher Abglanz des erhabenen Bildners. Auch die altgriechische Erzählung der Schöpfungsgeschichte berichtet von Söhnen und Töchtern der Erde, die den Göttern ihr Dasein verdanken.

Die Zeit, welche die Engel entstehen sah, wird verschieden angegeben, und entweder vor die Erschaffung der Menschen gesetzt oder als gleichzeitig, oder als ein späteres Moment bezeichnet.

Ebenso die Verstoßung der Gefallenen aus dem Himmel. Es verdross die Engel, dass Gott den Menschen so hohe Gaben spendete, und die Besorgnis, dereinst vielleicht selbst noch der Herrschaft jener neuen Geschöpfe zu unterliegen, gab ihnen den Gedanken ein, die Menschen zum Ungehorsam gegen den Schöpfer zu verführen. Die Schlange wurde mit der Ausführung des Planes betraut. Wie ihr dies gelang, ist allgemein bekannt.

Gott berief nun die Sünder vor seinen Thron: Die Menschen strafte er mit neun Flüchen und dem Tod, der Schlange hieb er die Füße ab, sodass sie von jener Zeit auf dem Bauch kriechen muss, die Engel stürzte er aus dem Himmel hinab. So erzählt eine Sage, welche Alttestamentliches mit späteren Zusätzen vermischte. Auch die Mohamedaner behaupten, diese Vertreibung der höheren Geister

habe erst nach dem Sündenfall stattgefunden.

Satan verharrte in dem Innern der Erde voll Verzweiflung über den Verlust der Seligkeit, die ihm nun um so begehrenswerter erschien. Der Engel mit dem feurigen Schwert verwehrte den Eingang zum Paradies und stellte die Sterne als Hüter aus. Einst gelang es dem Abtrünnigen diese strengen Wächter zu täuschen. Er drang ungesehen bis an den äußersten Rand des Himmels vor und spähte mit gierigen Blicken hinein.

Bald entdeckt musste er entweichen und beschloss nun in ohnmächtigem Trotz, sich selbst ein Paradies zu schaffen. Er sprach und es wurde, – doch selbst die Teufel ergriff ein Schauer beim Anblick dessen, was entstand. Wohl hatte Satan den Himmel angeschaut, allein er, des ewigen Gottes freches Widerspiel, vermochte mit schielendem Auge nur verkehrt in sich aufzunehmen, was er droben sah und schuf die Hölle!

Fast alle Völker, so verschieden ihre Schöpfungsgeschichten auch lauten mögen, nehmen ein höchstes gutes Wesen und ein böses an. Der gute Gott, dessen Dasein ihnen der Tag, der Frühling und der Sommer gleichsam vergegenwärtigten, schuf alles, was licht, schön und nützlich war. Der Böse hingegen, den die Nacht und der unfreundliche düstere Winter sie genugsam ahnen ließ, war der Urheber alles Dunklen, Hässlichen und Schädlichen. Der Böse erschien anfänglich nur untergeordnet, zu Zeiten scheinbar gleich mächtig, niemals überlegen. Die Idee eines bösen Wesens übertrug sich vom Heidentum auf das Christentum, da es den Völkern unmöglich fiel, sich plötzlich von allen jenen Vorstellungen loszureißen, die bei ihnen in Fleisch und Blut übergegangen waren. So finden sich über-

all zerstreute Sagen, welche dem bösen Geist eine gewisse Wirksamkeit bei der Schöpfung der Welt zugestehen. Andere erzählen, die Hebräer hätten in ihrer babylonischen Gefangenschaft Kontakt zur persischen Mythologie und damit auch zum Teufel (Ahriman) erhalten. So wanderte die Teufelsidee ins Judentum, und damit auch in die christliche Lehre ein.

Einst war Nichts, erzählt eine dieser Sagen, nur oben der Himmel und unten Gewässer. Gott schiffte auf den Fluten und fand ein großes Stück festen Schaumes, in welchem der Teufel steckte.

»Wer bist du?«, fragte ihn Gott.

»Das geht dich nichts an«, entgegnete der Teufel grob, »willst du mich aber in deinen Kahn steigen lassen, so kann ich es nachher ja wohl sagen.«

Da hielt Gott an und nahm ihn auf.

Jetzt sprach er: »Ich bin der Teufel.«

Nun schifften die beiden eine Zeit lang schweigend miteinander, bis endlich der Böse begann: »Wie gut wäre es, wenn es ein Festland gäbe!«

»Das kann geschehen«, sprach Gott, »tauche hinab auf den Meeresgrund und bringe mir eine Handvoll Erde herauf. Daraus werde ich dann ein Festland machen. Wenn du aber in den Sand greifst, so spreche: Ich nehme dich im Namen Gottes!«

Der Teufel ließ sich das nicht zweimal sagen, fuhr sogleich unter das Wasser, packte gierig mit beiden Händen den Meeresboden und schrie: »Ich nehme dich in meinem Namen!« Dann kehrte er an die Oberfläche zurück und blickte voll Neugier in seine festgeballten Fäuste, allein sie waren leer.

Da lächelte Gott und sprach: »Tauche noch einmal hinab.«

Der Teufel tat es. Er war nicht viel klüger geworden, denn als er tief unten in den Sand griff, sagte er: »Ich nehme dich in seinem Namen!« An die Oberfläche brachte er nur eben so viel, als unter seinen langen Nägeln Platz, gefunden hatte.

Gott nahm dies wenige, streute es über die Wasserfläche und schuf Land daraus, nicht größer jedoch als ein Ruhebett.

Als es Nacht wurde, legten sich Gott und der Teufel auf das Festland nieder, um auszuruhen. Der Herr war kaum eingeschlummert, als die Bosheit dem Teufel eingab, ihn gegen Osten zu stoßen, damit er in das Meer falle und untergehe. Doch in der Richtung, in welcher er ihn gestoßen hatte, erhob sich ein weites, großes Festland aus der Wasserwüste. Da versuchte es der Teufel mit einem Stoß gegen Westen und augenblicklich dehnte sich auch in dieser Richtung unabsehbar das Land aus.

Ebenso erging es dem Teufel, als er Gott in die beiden anderen Himmelsgegenden stieß.

Nachdem der Herr das Festland erschaffen hatte, kehrte er in den Himmel zurück. Der Teufel wollte aber nicht von ihm lassen und ging mit. Da sah er, wie die Himmel jauchzten und hörte die Engel Loblieder singen. Das machte ihn traurig, denn er hatte niemand, der sich bei seiner Ankunft freute. Gott erbarmte sich seines Kammers und sprach: »Wasche dir Hände und Gesicht und spritze Wasser über deine Schultern!« Aus diesen Tropfen entstanden Teufel. Da ihr Urheber in der Freude des Schaffens indessen toll und ungebärdig darauf losspritzte, wurde zuletzt

die Anzahl der bösen Geister so groß, dass die Engel nicht mehr wussten, wo sie bleiben sollten.

Gott sah, welche Gefahr die Seinen bedrohte. Er berief daher den heiligen Elias und befahl ihm, zu donnern und zu blitzen. Der Heilige, der von alters her noch einen Groll auf den Bösen hatte, legte mächtig zu und donnerte, blitzte, stürmte und ließ vierzig Tage und vierzig Nächte lang regnen, dass die Teufel, welche nicht recht festsitzen mochten, mit dem gar großen Regen vom Himmel herabfielen auf die Erde. Endlich waren sie alle hinausgefegt und Elias hielt ein. Wo nun ein Teufel, im Fallen begriffen, gestand, musste er bleiben, – deshalb fahren zur Nachtzeit noch heute am Himmel Feuerfunken herum, die erst jetzt zur Erde niederfallen.

In Russland besteht eine zahlreiche Sekte, welche man die Altgläubigen nennt und die sich durch einfache Gebräuche und Sittenreinheit auszeichnet. Unter anderem verabscheuen sie auch den Tabak. Hat in ihrer Wohnung jemand dieses Gott missfällige Kraut geraucht, so unterziehen sie alle Räumlichkeiten derselben einer gründlichen Reinigung und Lüftung, um sie wieder bewohnbar zu machen. Die Altgläubigen nun erzählen die Schöpfungsgeschichte folgendermaßen:

Unser Planet war im Anfang ganz mit Wasser bedeckt und Gott schickte den Teufel auf den Meeresgrund hinab, um Erde zu holen. Weil dieser aber die vorgeschriebene Formel nicht aussprach, sondern mit trotzigem Schweigen in den Sand griff, brachte er auch nichts mit herauf. Beim zweiten Mal war er klüger und fühlte deutlich den Erdenkloß in seiner Hand. Da brach er heimlich ein Stückchen davon ab und verbarg es im Mund. Gott tat so, als merke er

nichts, streute das Heraufgebrachte aus und rief: »Es vermehre sich das Land und wachse!« Nun entstanden drei Erdteile, allein auch das Stück in des Teufels Munde begann sich auszudehnen und die Backen des Bösen unförmlich aufzutreiben. Er machte vergebens verzweifelte Anstrengungen, den Raub wieder von sich zu geben. Endlich erlöste ihn Gott. Aber der undankbare und erzürnte Teufel spie das Stück fluchend über alle Erdteile aus und daraus entstanden die Wüsten und Moräste und alle jene anderen Schandflecke der herrlichen Gotteswelt. Nun zog ein jeder seines Weges, Gott, um Menschen zu machen, der Teufel, um neue Bosheiten auszusinnen.

Als der Herr den Leib des ersten Menschen aus Ton fertig gebildet hatte, legte er ihn hin und ging, aus seiner Kammer die Seele zu holen. Weil er aber wusste, wie böse und tückisch der Teufel ist, stellte er den Hund als Wächter daneben. Es dauerte auch nicht gar lange, so kam der Böse, sah den herrlichen Leib und beschloss, ihm irgendetwas Schlimmes anzutun. Der Hund ließ sich jedoch weder durch Schmeicheln noch durch Drohen bewegen, seinen Posten zu verlassen, sondern fuhr dem Teufel grimmig in die dünnen Waden. Da schuf dieser eine so große Kälte, dass der Hund, der damals noch unbehaart war, davon erstarrte.

Nun bespide der Teufel den Leib mehrere Male, was die Ursache aller Krankheiten, Leiden und Gebrechen des menschlichen Körpers geworden ist.

Gott kehrte zurück und der Teufel entfloh. Der Herr sah nun, welchen Unfug der Böse angerichtet hatte. Da aber Leiden und Übel dem Menschen heilsam sind, so formte er den Leib nicht um, sondern ließ ihn, wie er war, und setzte

die Seele ein.

Dem Hund gab er einen Pelz, damit er in Zukunft sein Wächteramt besser versehen könne.

Nicht immer ist es die Lust am Bösen allein, welche nach der Meinung des Volkes den Teufel antreibt, die Werke des Herrn zu verunglimpfen, sondern die Begierde, sich der göttlichen Allmacht gleichzustellen. Eben diese Sucht der Nachäffung war es, so erzählt eine rheinische Sage, die Satan einst verleiten ließ, Menschen machen zu wollen. Er nahm Lehm und formte einen Menschenleib daraus, so künstlerisch er es vermochte. Es blieb ihm aber ein Klümpchen von dem Lehm übrig und verwundert besah der Teufel sein Geschöpf, kehrte es hin und her und zerbrach sich den Kopf, wo er wohl etwas vergessen haben möchte. Endlich sagte er: »Lauf!« und der Mensch lief davon. Nun sah er, dass er die Waden, jene Fülle, die er ja selbst entbehrt, vergessen hatte, und voll Ingrimm warf er dem armen Geschöpf das übrig gebliebene Klümpchen nach, das die Schulter traf und dort festwuchs. Daher soll es kommen, dass die Buckligen keine Waden haben.

Wenig glücklich in der Erschaffung menschlicher Gestalten, beschloss der Teufel, seinen Wirkungskreis in das Tierreich zu verlegen. Er unterzog die schon vorhandenen Geschöpfe einer genauen Prüfung und fand dabei heraus, dass die Geiß noch ungeschaffen wäre. Flugs machte er sich ans Werk, drehte sie aus Lehm und gab ihr einen prächtigen langen Schweif. Wild und neugierig, wie sie war, ließ sie keine Hecke und keinen Zaun unberüpft und verwickelte sich häufig in die Dornen, sodass er ihr endlich den Schweif stutzen musste, was ihn sehr verdross.

Darauf lief die Ziege in den Weinberg Gottes und benagte



die Reben. Der Wolf jedoch, dem die Hut des Gartens anvertraut war, zerriss sie. Als nun der Teufel mit großem Geschrei herbeieilte und Schadensersatz verlangte, erwiderte ihm Gott: »Den sollst du haben, sobald alles Eichenlaub abgefallen sein wird.«

Im Spätherbst kam der Böse, seinen Lohn in Empfang zu nehmen, doch Gott hieß ihn nach Konstantinopel zu fahren, wo noch eine immergrüne Eiche zu sehen war. Dies tat Satan. Doch ehe er wieder zurückkehrte, war es Frühling geworden und die Eichen trugen bereits frische Zweige. Im Ärger stach er nun allen Geißen die Augen aus, und weil ihm das auch nicht gefiel, setzte er ihnen dann seine eigenen dafür ein. Darum blicken die Geißen so klug in die Welt. Der Teufel war durch den Schaden aber doch nicht klug geworden. Er begann nun Vögel, Hasen, Hunde und allerlei Gewürm zu schaffen, machte in seiner Hast den vierbeinigen Tieren aber nur drei Beine und vergaß sie alle insgesamt zu segnen.

## Die Hölle

Schwer lastet der Druck des Todes auf den wechselnden Geschlechtern der Menschen. Über des Lebens Freud und Leid streckt er die nimmersatten Hände aus, winkt den Müden und Elenden zur stillen Ruhe unter dem grünen Rasen, entreißt die Fröhlichen mit unbarmherzigem Griff dem Arm der Liebe, wie dem Schoß des Glücks und schließt dennoch den unermesslichen Abgrund seiner Begierden niemals.

Wer dürfte sagen, dass ihm des Todes gespenstiger Schatten nicht furchtbar sei? Und wen fasst nicht kaltes, starkes

Grauen bei dem plötzlichen Anblick des harten Gläubigers, wenn er die Rechnung abschließt mit dem trostlosen Wort: »Du bist von Staub und wirst zu Staub!« Fast unerträglich wäre so das Dasein, nichts als ein mühseliges Ringen nach der Höhe, von welcher dann der jähe Sturz uns wieder hinabreißt in die schreckensvolle Finsternis, wenn nicht Hoffnung und Glaube unseren ermatteten Blick emporrichteten zu den Verheißungen einer Fortdauer nach dem Tod.

Sobald ein Volk die Idee eines höchsten Wesens in sich ausgebildet hatte, schloss an diesen ersten Gedanken sich die Vorstellung von einem Fortleben des Individuums an, und gleichzeitig musste die Frage sich regen: Wo nehmen die entfesselten Seelen ihren Aufenthalt?

Uralt ist der Begriff des Schattenreichs. Anfänglich wurde kein Unterschied gemacht, Gute und Böse vereinigten sich nach dem Tod in einem weiten, unermesslich großen Raum. Später erst begann man eine gerechte Verurteilung beider vorauszusetzen, sich die Tugendhaften in einem seligen Gefilde, die Lasterhaften hingegen an finsternem wüsten Orten zu denken, wo sie den ihren Taten gebührenden Lohn empfangen.

Schon die alten Griechen und Römer nahmen an, dass sich in der Unterwelt ein gesonderter Raum für die Bösen und ein ebensolcher für die Guten befinden. Unerbittliche Richter saßen zu beiden Seiten des Eingangs und verwiesen die strafbaren Seelen nach dem Tartarus, wo sie von den Qualen der Furien oder Rachegeister ergriffen wurden. Auch die Deutschen glaubten in den frühesten Zeiten an ein Reich der Gestorbenen; es lag gegen Norden, tief im Schoß der Erde unter einer Wurzel des Weltbaumes Yggdrasil. Dieses Land der abgeschiedenen Seelen hieß

Niflheim oder Niebelheim d. i. kaltes Schattenland, aus welchem keine Wiederkehr stattfindet. Dort thronte Hel, die furchtbare Todesgöttin. Ihre Schüssel hieß Hunger, ihr Messer Sultr. Beide Namen bezeichnen die unersättliche Gier, denn was der finsternen Göttin einmal verfallen war, hielt sie unerbittlich fest. Sie wird uns halb schwarz, halb menschenfarbig geschildert, doch niemals Menschen mordend. Auf dem Todeswagen heranbrausend, nimmt sie nur, was ihr mit Recht gebührt, und zwar diejenigen, welche dem Alter oder einer Krankheit erlegen sind; denn die Seelen der Krieger ziehen hinauf nach Walhalla, wo der Göttervater Odin sie empfängt.

Mit dem Begriff dieses Schattenlandes verband sich jedoch keinerlei Vorstellung von Qual oder Strafe. Noch im 12. Jahrhundert findet sich in einem Lied der Ausdruck »zur Hölle fahren« für »sterben.« In einzelnen Gegenden behielt die Hölle ihre alte Bedeutung bis in spätere Zeiten. In Westfalen gibt es noch sogenannte Hellwege, d. h. breite Wege, auf denen die Toten zum Gottesacker gefahren wurden. Namen wie Helldorf, Hellmut, Hellmann, Hellriegel entstanden keineswegs aus der Zusammensetzung von hell - licht, sondern aus dem Namen Hel oder Helle. Deutlich genug weist Hellriegel auf die durch Riegel verschlossenen Pforten des Todes, nämlich der Hel, hin.

Anstelle dieser bleichen, schattenhaften Nebelwelt brachte der christliche Volksglaube des Mittelalters einen finsternen und doch gluterfüllten Raum, brennend von Pech und Schwefel, die Hölle. In ihr leiden die Sünder unerträgliche, zuweilen sogar ewige Pein. Dort sitzt der Oberste der Teufel auf glühendem Thron. Er hat sieben Kämme und sieben Hörner auf dem Haupt.

Die Spitze jedes dieser Hörner ziert ein Turm, Feuer sprüht ihm aus Mund, Nase, Augen und Ohren.

Auch die Hölle dachte man sich durch Pforten verschlossen. Die Schriftsteller, welche dieses interessante Thema behandeln, sind nicht alle gleicher Meinung über den Ort, wo die Hölle zu suchen sei. Der eine verlegt sie in die Sonne, der andere in den Mond, ein Dritter lässt sie in den Nebeln des Meeresstrandes, ein Vierter hoch oben in den Lüften sein. Der heilige Patrik, der Schutzpatron Irlands, versichert, dass er die Teufel in den Höhlen der Felsen gesehen habe. Nach anderen Nachrichten soll die Hölle schlechtweg ein großes Loch sein, etwa zwei Meilen breit.

Ein englischer Schiffskapitän ließ einst zufällig auf der Insel Stromboli, Sizilien gegenüber, Anker werfen. Da ertönte aus dem Vulkan dieses Eilands plötzlich eine mächtige Stimme, welche rief: »Gebt Raum! Der reiche Antonius kommt!« Gleichzeitig schwebten von der italienischen Küste zwei Männer in Sturmeseile daher und verschwanden in der Öffnung des Kraters, in welchem sich ein gewaltiges Brausen erhob. Diese Erscheinung kam dem Seemann so merkwürdig vor, dass er sie niederschrieb. Viele Jahre später ereignete sich Ähnliches. Man sah genau, dass der eine der beiden Männer grau, der andere schwarz gekleidet war, und in dem Ersteren erkannte der Kapitän seinen Londoner Nachbar, einen ausgedienten Offizier. Bei seiner Rückkehr in die Heimat erfuhr er, dass der Mann genau um dieselbe Zeit, in der man ihn oberhalb des Kraters schweben sah, gestorben war, und die Witwe des Offiziers strebte sogar eine Klage gegen den Kapitän an, weil er so schlimme Nachrichten über ihren verstorbenen Mann verbreitet hatte.

Von den Getreuen des Teufels dürfen nur die Auserlesenen bei ihm in der Hölle weilen. Die anderen sind zerstreut durch den Weltenraum und leben je nach ihrer Natur in den verschiedenen Elementen. Von Zeit zu Zeit erscheinen sie vor ihrem Oberherrn und statten Bericht ab von den bösen Taten, welche sie vollbracht haben. An fünf Freitagen jedoch müssen alle Teufel in der Hölle sein: am Karfreitag, an den Freitagen nach Ostern, Pfingsten, Solstitio und nach Simon und Judä.

Die Öffnung der Hölle heißt Rachen, zum besseren Vergleich mit einem Ungeheuer. Man sagte, dass sie zwar nur den Seelen der Verstorbenen zugänglich wäre, dass jedoch einzelne, besonders bevorzugte Personen noch in ihrem Leben im Geist dorthin entrückt worden seien, zur Warnung und zur vorläufigen Buße, oder auch, um aus eigener Anschauung ihren sündenvollen Zeitgenossen ein treues Bild des unseligsten Zustandes entwerfen zu können.

Wie man die Teufel klassifizierte, so ist auch die Hölle mit ihren Qualen in eine bestimmte Einteilung gebracht worden. Sie enthält sieben Wohnungen: die Hölle, die Pforten des Todes, die Schatten des Todes, den Hafen des Untergangs, den Tod des Lumpenpacks, das Verderben und den Abgrund. Noch mannigfaltiger sind die Qualen. Da gibt es: das Gefängnis, die Grube ohne Wasser, den ewigen Tod, das Gericht, den Zorn Gottes, die Verstoßung von Gottes Angesicht, die Höllenqual und die Höllenangst.

Zu Anfang war Satan der Beherrscher dieses unterirdischen Reiches. Gegen ihn erhob sich Beelzebub, stieß ihn vom Thron und ließ ihm nichts als den Namen des Abtrünnigen, der ihm geblieben ist. Der höllische Staat wird als vollkommen gegliedert dargestellt. Es gibt in ihm Ober-

und Unterteufel, Auszeichnungen und Belohnungen, Verbannungen und Strafen.

Nach und nach begannen die Völker, die noch aus der Heidenzeit ihnen anhaftenden rohen Vorstellungen abzustreifen, und ein Gefühl der Humanität regte sich für die Seelen der ungetauft gestorbenen Kinder, denen eine Art Paradies eingeräumt wurde.

Allein die Seligkeit dieser unschuldigen Wesen war immer nur ein mattes Schattenbild des wirklichen Himmels, um so mehr, als man den Kleinen die Fähigkeit absprach, Gott zu loben und zu preisen. Dieses unvollkommene, ewig lautlose Kinderparadies verlegte man neben die Hölle und berichtet: Während der ersten viertausend Jahre nach der Schöpfung mussten die Frommen nach ihrem Tod in dem Kinderhimmel von den Schlacken ihrer irdischen Natur gesäubert werden, ehe sie in die Seligkeit eingehen durften. Indessen mag der einmal angeknüpfte nachbarliche Verkehr mit der Hölle dadurch nicht abgebrochen worden sein, wie ja die Erzählung von dem bösen Reichen beweist, der den armen Lazarus in Abrahams Schoß sehen konnte und mit dem der Erzvater sprach, obwohl sich eine große Kluft zwischen ihnen befand. Später dachte man sich an der anderen Seite der Hölle das Fegefeuer, in welchem die Reinigung der abgeschiedenen Seelen vollzogen wird. Märtyrer und Heilige bedürfen ihrer nicht. Gebet und Seelenmessen verkürzen die Dauer derselben und helfen die vollständige Erlösung herbeizuführen.

Einst gelangte ein Mönch durch die Beihilfe des heiligen Nikolaus an den Ort der Qual. Der Weg, den sie zusammen einschlugen, war ziemlich eben und führte zu einem weiten und schrecklichen Raum, wo die Seelen auf jede nur er-

denkliche Weise gemartert wurden. Das war das Fegefeuer. Der Mönch schildert es jedoch keineswegs, wie andere Berichterstatter taten, als einen ruhigen und stillen Ort, vielmehr sagte er, dass die Gequälten jammerten und heiße Tränen vergossen. Hier brannten einige im heftigsten Feuer, dort badeten andere in Kesseln, die mit siedendem Schwefel, Pech und Blei gefüllt waren. Diese wurden von den Teufeln in einer Pfanne gebraten, jene von giftigen Schlangen genagt. »Ich weiß wohl«, sagte er in seinem Bericht, »dass, wenn ich irgendwelche Verwandte im Fegefeuer hätte, ich mein Hemd verkaufen würde, um Seelenmessen für sie lesen zu lassen.«

Ein wenig weiter hin, fährt er in seinem Bericht fort, rauschte ein gewaltiger Feuerstrom, der ungeheure Wellen schlug, an dessen Ufern jedoch eine durchdringende Kälte herrschte. Dann gelangten wir in die Hölle selbst. Sie bot einen düsteren Anblick dar: eine dürre Fläche, auf der ewige Finsternis ruht. Diese abscheuliche Ebene wird durchschnitten von brennenden Schwefelbächen. Zahllose scheußliche Insekten krochen oder hüpfen auf dem Boden umher, sodass man den Fuß nicht aufsetzen konnte, ohne sie zu berühren, und diese hässlichen Geschöpfe spien sämtlich Feuer. Die Teufel ergriffen die Seelen vermitteltst glühender Haken und warfen sie in siedende Kessel, wo sie sich in Flüssigkeit auflösten, doch nur um darauf zu größerer Qual in ihrer ursprünglichen Form wieder hergestellt zu werden. Jeder wurde an dem gestraft, womit er gesündigt hatte. Unter den armen Seelen befand sich auch die jene eines großen und mächtigen Königs und die eines frommen Erzbischofs, dessen Reliquien auf Erden Wunder taten. Nachdem der Mönch noch verschiedene Schrecknis-

se angeschaut hatte, begab er sich auf den Rückweg.

Ein gewisser Berthold durfte ebenfalls die Hölle besuchen. Dort sah er Karl den Kahlen, dessen Seele von Würmern zerfressen wurde. Der König bat ihn, den Bischof Hinkmar zu Gebeten für ihn aufzufordern, damit er früher erlöst werde.

Eine englische Sage erzählt von dem heiligen Patrik, dass er bei den hartköpfigen Irländern weder durch seine Predigten, noch durch die Wunder, welche er tat, etwas auszurichten vermochte. Sie blieben verstockte Heiden und antworteten auf seine Ermahnungen mit Frechheit: »Zeige uns die Strafen der Hölle und die Seligkeit des Himmels, unseren eigenen Augen wollen wir dann glauben.« Gott kam endlich dem Heiligen zu Hilfe und wies ihm eine Öffnung, durch welche man zur Hölle hinabsteigen konnte. Einige der lautesten Schreier waren in der Tat kühn genug, den Versuch zu wagen. Darüber berichtet hat aber nur ein Soldat. Als er sich in die Hölle begab, wollten die Teufel ihn in das ewige Feuer werfen, und nur dadurch, dass er rasch ein Kreuz schlug, vermochte er sich zu retten. Darauf führten sie den Eindringling in das Tal des Elends, das mit den entblößten Leibern von Männern und Frauen wie gepflastert erschien. Jeder einzelne Körper war vermitteltst eines großen Nagels an den Boden festgeheftet und darüber liefen die Teufel hin und züchtigten sie scharf mit Ruten.

In einem anderen Tal, noch schrecklicher als das erste, wurden die Sünder von großen Drachen verzehrt, doch ersetzte sich das von den Körpern abgerissene Fleisch sogleich wieder, sodass die Pein unendlich wurde. Anderen geschah dies ebenso von großen Schlangen. Grausig nahm sich eine ungeheure Kröte aus, welche auf dem Schatten-



leib einer armen Seele saß und diese zu verschlingen drohte. Die Seele schrie vor Schrecken und heulte vor Schmerz, als die Kröte das Vorderteil hinabzuschlucken suchte. Plötzlich stand der Irländer vor einem breiten Feuerstrom, über den eine kristallene Brücke führte, so schmal wie die Schneide eines Schwertes. Nachdem er ein Kreuz geschlagen, wagte er sich darauf. Da wurde die Brücke zusehends breiter, und als er an dem jenseitigen Ufer angekommen war, befand er sich im Aufenthalt der Seligen. Was er dort gesehen und erlebt, hat er verschwiegen. Er kehrte, von seinen Sünden geläutert, auf die Oberwelt zurück, ließ sich taufen und führte von nun ab ein gottseliges Leben.

So brachten die Höllenfahrten einen Rapport zwischen Ober- und Unterwelt zustande, und die Angehörigen bereits Verstorbener suchten auf diesem Wege zu erforschen, welches Schicksal nach dem Tod denjenigen zugefallen sei, welche sich einst am Leben ihrer zärtlichsten Teilnahme zu erfreuen gehabt.

Landgraf Ludwig von Thüringen erließ nach erfolgter Beisetzung seines Vaters ein Rundschreiben, in welchem demjenigen ein hübsches Gütchen versprochen wurde, der den gefährlichen Versuch wagen und sichere Kunde von dem Seelenzustand des dahingeshiedenen Fürsten bringen würde. Dies vernahm ein armer Soldat, ging zu seinem Bruder, der ein kluger Mann und Teufelsbeschwörer war, und versprach ihm die Hälfte der Belohnung, welche er zu erringen hoffte, wenn er ihm beistehen wolle, die Sache auszuführen.

»Ich habe den Teufel zuweilen herzitiert«, erwiderte der Bruder, »erhielt auch von ihm, was ich wünschte. Allein es ist immer eine gefährliche Sache und ich habe das längst

aufgegeben.«

Indes wirkte die Aussicht, sich ein kleines Vermögen zu erwerben, doch so viel bei ihm, dass er sich endlich entschloss, noch einmal den magischen Kreis zu ziehen. Der Böse erschien und in der Minute, nachdem er ihm die lange Vernachlässigung demütig abgebeten, fragte nach dem gegenwärtigen Aufenthalt und dem Zustand seines gnädigsten Herren.

»Komm mit mir«, sprach der Teufel, »ich will ihn dir zeigen.«

»Ich wollte wohl«, entgegnete der Teufelsbeschwörer, »allein ich fürchte, nicht zurückzukehren.«

Da gelobte ihm der Teufel bei dem Höchsten und bei seinen furchtbaren Gesetzen, dass er ihn sicher hinführen und ohne Schaden an Leib oder Seele wieder zurückbringen werde. Nun stieg der Beschwörer auf die Schultern des bösen Geistes, der ihn im Flug bis an das Höllentor brachte. Weil der Mann sich aber fürchtete, hineinzugehen, schaute er bloß durch eine Öffnung hinab und gewahrte einen großen ungemein grimmig aussehenden Teufel, der auf einem mit einem Deckel verschlossenen Brunnen saß. Als der Große den Gesellen auf den Schultern des anderen Teufels erblickte, rief er dem Letzteren zu: »Was hast du da auf dem Rücken? Komm her, ich will es dir abnehmen!« Der Andere entgegnete aber: »Ich darf nicht, denn ich habe bei dir geschworen, dass ihm kein Leid geschehen soll. Er ist einer von unseren Freunden und will Nachricht haben von dem Zustand, in welchem sich die Seele des Landgrafen von Thüringen befindet. Lass es ihn sehen, ich bitte dich, damit er bei seiner Rückkehr auf die Oberwelt deine große Macht verkünde.«

Als bald erhob sich der große Teufel, öffnete den Brunnen und blies mit einem Horn hinein, dass es schallte, als wenn Himmel und Erde zusammenstürzen sollten. Darauf wälzten sich, wohl eine Stunde lang, ungeheure Schwefelmassen heraus. Endlich erschien die Seele des Landgrafen, er hob nur das Haupt über den Rand des Brunnens und sprach: »Ich bin dieser unglückselige Fürst, der ehemals dein Herr war, – ich wollte, dass ich nie geboren wäre.«

Der Mann entgegnete hierauf: »Euer Sohn verlangt zu wissen, wo Ihr seid, und ob er euch in etwas zu helfen vermöge.«

»Du siehst, wie es mir ergeht«, versetzte der Landgraf. »Ich habe keine Hoffnung, aus diesem Ort der Qual erlöst zu werden. Doch wenn meine Söhne gewisse Besitzungen, die ich der Kirche mit Unrecht entzog, herausgeben wollten, so würden sie mein Schicksal sehr erleichtern.«

»Herr«, erwiderte der andere, »Eure Söhne werden mir nicht glauben.« Da offenbarte der Landgraf ihm ein Geheimnis, von dem nur er und seine Kinder wussten, nannte ihm die Besitzungen, welche er zurückgegeben wissen wollte, und versank wieder in den Brunnen.

Als der Höllenfahrer wieder auf die Oberwelt zurückgekehrt war, erkannte ihn keiner seiner Freunde mehr, so hatte das Entsetzen ihn verändert. Graf Ludwig und dessen Bruder Hermann aber wollten, obgleich er ihnen die Botschaft ihres Vaters überbrachte, die Güter nicht herausgeben. Die Meierei wies ihm Ludwig zu, weil er wahrhaft berichtet. »Behaltet Euer Gut«, antwortete ihm aber der Mann, »ich bedarf dessen nicht mehr.« Er ließ sich in einen der strengsten Mönchsorden aufnehmen und beschloss sein Leben im Kloster.

Alles, was man von der Hölle und ihren Qualen erzählt, wird übertroffen durch den Bericht eines Augenzeugen, des Soldaten Tondal, der die unterirdische Reise in Begleitung eines Engels unternahm und sein Abenteuer mit echt französischer Lebendigkeit erzählt. Dieser Engel war nach Tondals Erzählung bei allem Glanz seiner himmlischen Eigenschaften doch ein wenig boshaft, wie sich sogleich erweisen wird.

Nachdem der gute Tondal viele Dinge gesehen hatte, die zu den schon bekannten gehören, befand er sich plötzlich vor einem furchtbaren Ungeheuer, dem Acheron, welches Flammen spie und übel roch. Aus seinem Riesenbauch ertönte dumpfes Jammergeschrei von Männern und Frauen. Der Engel war, von Tondal unbemerkt, zur Seite getreten, und als dieser nun allein dastand und große Augen machte, ergriffen ihn plötzlich die Teufel und warfen ihn in den offenen Rachen des Ungetüms, das ihn sofort verschlang. Eine abscheuliche Gesellschaft empfing ihn dort. Alle wurden gebissen und gestochen von Hunden, Bären, Löwen und Schlangen, von denen es dort wimmelte. Tondal litt mit ihnen unerhörte Pein. Endlich befreite ihn der Engel aus diesem schrecklichen Aufenthalt und gab ihm die tröstliche Versicherung, dass er nunmehr alle seine kleinen Gewohnheitssünden abgeübt habe. Nur noch eine Übeltat sei auszugleichen. »Erkennst du jene Kuh dort?«, fuhr der strenge Führer fort. »Einst stahlst du sie einem armen Bauersmann, der noch obendrein dein Gevatter war. Jetzt musst du sie auf die andere Seite dieses Sees führen.«

Tondal befand sich am Rand eines schlammigen Teiches, über den eine so schmale Brücke führte, dass kaum ein einzelner Mann diese überschreiten konnte. Und die Kuh, wel-

che er hinüberzuführen hatte, sah äußerst ungebärdig aus.

»O, lieber Gott«, sagte Tondal, »da kann ich allein kaum hinüberkommen, geschweige denn mit einer Kuh wie diese.«

»Du musst«, sagte der Engel.

Tondal wollte nun das Tier ergreifen, aber es kostete ihm viel Mühe und Schweiß, es auch nur einzufangen. Endlich schleppte er es an den Hörnern bis zur Brücke. Schadenfrohe Teufel hatten sich dort versammelt und ergötzten sich an den vergeblichen Anstrengungen des armen Tondal, das widerspenstige Tier auf die Brücke zu treiben. Fast bei jedem Schritt, den er tat, fiel die Kuh in den Morast hinab, und wenn es ihm nach unsäglichen Anstrengungen wieder gelang, sie empor zu bringen, so glitten dann seine eigenen Füße unter ihm aus und er musste alle Kräfte, die ihm noch geblieben waren, aufbieten, um nur wieder festen Halt zu gewinnen. Auf diese Weise kam er endlich bis zur Mitte des Übergangs, als sich ihm ein neues Hindernis in den Weg stellte. Ein Mann, der verurteilt war, ein großes Bündel Ähren, welches er seinem Pfarrer gestohlen hatte, von der anderen Seite des Sees auf diese hinüberzutragen, stand plötzlich vor ihm und flehte ihn an, ihn vorüberzulassen, damit er endlich erlöst werde. Tondal seinerseits bat, ihm Platz zu machen, weil er mit der Kuh nicht auszuweichen vermöge, und so baten, drohten und stritten sie geraume Zeit, als sie sich plötzlich jeder nach der Seite des Sees entrückt sahen, die sie erreichen mussten. Nachdem Tondal seiner Strafe ledig, wurde er von dem Engel in sein Bett zurückgebracht. Er lebte von jener Zeit an fromm und gottselig bis an sein Ende.

Nicht immer diente der Besuch der Hölle als ein Mittel,

arge Menschen zu bessern. Manche Sagen lassen die versteckten Bösewichter nur einen Vorschmack der sie erwartenden Pein empfinden, ohne Reue über das Vergangene in ihnen zu erwecken. So geschah es zur Zeit der ersten Kreuzzüge, dass eine päpstliche Bulle erschien, welche jedem, der verhindert war, sich dem Zug der Kreuzfahrer in Person anzuschließen, die Verpflichtung auferlegte, fünf Mark Silber zu zahlen. Doch sollte dabei eigene Schätzung nicht ausgeschlossen sein, auf dass der Reiche mehr, der Arme weniger zu dem frommen Opfer darbringe. Indessen verstand es ein hartherziger, wohlbegüterter Müller, von dem seine Nachbarn behaupteten, dass er, ohne sich wehe zu tun, wohl das Zehnfache der vorgeschriebenen Summe zu zahlen vermöge, durch allerhand Schliche die Sache so zu wenden, dass man sich bei ihm mit den üblichen fünf Mark begnügen musste. Es befriedigte ihn aber nicht, diese Tat schmutzigen Geizes nur ausgeführt zu haben, er musste sich derselben auch öffentlich rühmen, er verhöhnte auch die armen Pilger, denen er niemals auch nur die kleinste Spende reichen ließ.

Eines späten Abends, als er sich mit seinem Weib bereits zur Ruhe begeben hatte, hörte er plötzlich die Mühle gehen. Der Mühlknappe wurde hinaufgeschickt, um zu erforschen, was es gebe. Der Knappe kehrte voll Entsetzen, bleich und keines Wortes mächtig zurück. »Beim Teufel und seiner Großmutter«, rief der Müller zornig, »ich will wissen, wer meine Mühle dreht und will den, und wär's der Satan in eigener Person, auch sehen!« Er fuhr in die Kleider und sprang die Treppe hinauf. Sowie er aber die Tür geöffnet und einen Blick in den Mühlenraum geworfen hatte, prallte er zurück. Zwei kohlschwarze, feurige Rosse,

von einem grimmig blickenden Neger gebändigt, schnaubten ihm entgegen.

»Zieh dein Obergewand aus und folge mir!«, herrschte ihn der Schwarze sofort an, schwang sich auf eines der Tiere und wies dem Müller das andere zum Besteigen an. Dieser, dem Schreck und Angst alle Besinnung geraubt hatten, entledigte sich seines Obergewandes, ohne daran zu denken, dass er in dem Kreuz, welches auf demselben angeheftet war, den sichersten Schutz gegen alle Macht des Bösen besaß und diesen mit dem Kleid nun von sich gab, bestieg das andere Pferd und fort ging es, hinaus in die Nacht, dass Kies und Funken stoben.

Sie ritten geradewegs in die Hölle und der Teufel ließ den zitternden Sünder dort alle Qualen der Verdammten schauen.

Er zeigte ihm die eigenen Eltern in der Flammenglut, die den ungeratenen Sohn verfluchten, der aus schnödem Geiz keine Messen für ihr Seelenheil hatte lesen lassen. Daneben stand ein rot glühender Stuhl und der Teufel rief dem Müller zu: »In drei Tagen bist du tot. Dann kehrst du hierher zurück und nimmst diesen Stuhl für die Ewigkeit ein!«

Die Frau des Müllers, welche ihres Mannes Rückkehr vergeblich erwartete, erhob sich endlich, von Unruhe getrieben, von ihrem Lager, um nach ihm zu sehen und fand ihn, das wirrste Zeug von der Hölle, dem Fegefeuer und von einem glühenden Stuhle redend, lang ausgestreckt auf dem Boden liegend. Sie ließ einen Priester rufen, doch verweigerte der Unglückliche die Beichte, indem er fortwährend ausrief: »Mein Schicksal ist entschieden, in drei Tagen sterbe ich, der Teufel hat es mir gesagt.« In diesem bejammernswerten Zustand verbrachte er noch drei Tage und

starb dann wirklich.

Am Schluss dieses Kapitels möge hier noch die Geschichte des Abbé Morimond einen Platz finden. Dieser Abbé war als Schüler so einfältig, dass seine Dummheit sprichwörtlich wurde. Allein er besaß Verstand genug, sich darüber zu ärgern. Eines Tages, da er krank im Bett lag und über sein schlimmes Schicksal nachdachte, trat der Teufel an seine Lagerstätte und bot ihm an, ihn klüger als alle Professoren der Welt zu machen, wenn er ihn anbeten wolle. Der Abbé wies ihn mit Entrüstung zurück, der Teufel ließ sich aber nicht beirren, öffnete die matt herabhängende Hand des jungen Mannes, schob einen kleinen, wunderlich gestalteten Stein in dieselbe und sprach: »solange du diesen Stein in der Hand hältst, wirst du alles wissen, was ein Mensch wissen kann.« Damit verschwand er. Der Abbé schloss unwillkürlich die Hand und erstaunte, sich plötzlich als einen ganz anderen Menschen wiederzufinden. Die klügsten und geistreichsten Gedanken strömten ihm zu, ohne ihn zu verwirren, er wusste und verstand alles. Entzückt sprang er auf und ging zur Universität, wo er durch den Witz und die Kenntniss mit denen er auf einmal begabt war, allgemeines Staunen erregte.

Während dessen vermochte sein Körper die ungewohnte Last des Geistes nicht lange zu tragen und er erkrankte bedenklich. Dem Tod nahe, erwachte sein Gewissen und er beichtete einem Priester, der ihm gebot, den Wunderstein augenblicklich von sich zu werfen. Der Patient gehorchte und wurde wieder so dumm, wie er gewesen war, starb aber nichtsdestoweniger. Während man nun seinen Leib in die Kirche trug, um Psalmen an dem Sarg zu singen, kamen die Teufel und holten seine Seele. Diese Seele war,



Morimons eigener Aussage nach, rund wie eine Kugel aus geschliffenem Glas, glänzend und ganz mit Augen bedeckt, was die Teufel verleiteten, Ball mit ihr zu spielen. Weil sie aber die arme Seele mit ihren langen, spitzigen Krallen auf-fingen und einander zuschleuderten, was ihr, wie der Abbé versicherte, sehr heftige, fast unerträgliche Schmerzen verursachte, erbarmte sich der Himmel ihrer Einfalt und schickte einen Engel ab, der sie den Teufeln entriss und wieder in den Leib zurückführte. Der junge Abbé wurde nun wieder lebendig, lebte fromm und starb endlich im Geruch der Heiligkeit.

Hinter dem Eingang zur Hölle, nahe der Pforte, lagern, wie die Sage berichtet, zwei furchtbare Wesen. Das eine, bis zur Hüfte hinab eine schöne, üppige Frauengestalt, endigt in einer ungeheuren Schlange, die schuppigen Glieder in gewaltiger Ausdehnung streckend, mit tödlichem Stachel bewehrt. Es ist die Sünde, Tochter ohne Mutter, aus dem Haupt Satans entsprungen. In ihren Händen ruhen die Schlüssel zur Hölle. Die andere Gestalt ist finster wie die Nacht, wild wie die Rache-göttin, schrecklich gleich der Hölle. Sie schwingt in ihren Händen das nimmer ruhende Schwert, ihr Haupt ist mit einer Krone geschmückt. Alles an ihr ist schattenhaft, unbestimmt, in wüsten, chaotischen Umrissen. Sie ist der Tod, das Kind des Teufels und der Sünde.

## Die Hexen

Der Mensch, als er geschaffen worden war, begann zu empfinden, und der Empfindung gesellte sich der Gedanke, ein mächtiger, alles durchforschender Genius, der mit

der sanfteren Gefährtin vereint, die harmonische Verbindung des Geistes schloss. Und bald regte die wundersame Schöpfung ihre jungen Glieder, bestimmt, im Lauf der Jahrhunderte zu einem Riesen heranzuwachsen, dem der ganze Erdkreis nicht mehr zu genügen drohte. Nach allen Seiten trieb es ihn in gewaltigem Drang. In dunkle Tiefen der Finsternis stieg er hinab, auf ebbender oder flutender Meeresebwüste schwankte er im Schiffllein dahin, und was ihm, der mit sterblicher Hülle angetan, zu beschreiten versagt blieb, die Regionen endlosen Äthers über seinem Haupt, das erflog der Gedanke. Und mit kühner Messung begann er den Raum zu ergründen, der, unfassbar wie ein ewiges Rätsel, die Welt einschließt in seinen magischen Kreis.

Und doch schwebte der Geist über dem Leben in und um sich, gleich einer Taube über dem Wasser, und fragte vergebens: woher und wohin?

Dann regte es sich in der Menschenbrust voll wogender Gefühle. In dunklem Ahnen lehnte sich sein Hoffen, Lieben und Empfinden an die unbekannte Macht, welche das Ganze hervorgehen hieß aus dem chaotischen Gewühl, und allmählich entstand der Begriff eines göttlichen Wesens, das Zeit und Raum beherrschte, die Schicksale der Menschen lenkte und sie vor Gefahren schützte. In unmittelbarer Wechselwirkung mit der Natur belebte sich auch die Luft, ertönten Stimmen aus Baum und Busch, redete die Quelle, ja die schweigsamen Gestirne des Tages und der Nacht wandelten sich in hehre Gestalten, Wohltun und Segenspendend.

Es erwachten aber auch Regungen anderer Art, Furcht und Schrecken, wenn das empörte Meer über seine Ufer trat, wenn der Sturm den Wald niederwarf, der Himmel

sich mit schwarzem Gewölk bedeckte, Blitze flammend herniederzuckten und des Donners gewaltige Stimme krachend oder dumpf grollend über des Menschen Haupt dahinrollte, oder wenn gar das einzig Sichere unter seinem Fuß, der mütterliche Boden, zu schwanken anfang, sich spaltete und gähnende Klüfte sich vor ihm auftaten.

Ein Unterschied begann fühlbar zu werden zwischen guten und bösen Gewalten. Diese sich geneigt zu machen, die anderen zu besänftigen, brachte der Mensch Gebet und Gaben in mannigfacher Form dar. Zur Opferstätte trug er die Erstlinge der Blüte und Frucht, von den Tieren ein Turteltäubchen oder ein Lamm, wo nicht etwa rohere Sitte den Fall des Stieres oder gar das zuckende, noch warme Herz des Kriegsgefangenen heischte. Das Oberhaupt der Familie pflegte diese Opferungen zu vollziehen, die Gebete zu sprechen für Weib und Kind und für den Fremdling, der unter seinem Dach beherbergt wurde. Dann, als die Verhältnisse weiter und größer wurden, vereinigten die Einzelnen sich und wählten aus ihrer Mitte den, der für mehrere Familien zugleich die Verbindung zwischen der Gottheit und den Menschen unterhalten sollte.

So entstanden die Priester, eine bevorzugte Kaste, in vertrautem Verhältnis mit den Göttern, in überlegenem mit den Sterblichen. Sie gaben vor, dass ihnen höhere Kräfte zu Teil geworden seien, dass die Geschicke derjenigen, die sie umgaben, ihnen offenbart würden, dass sie mit der Macht ausgerüstet seien, Krankheiten zu heilen, Unheil abzuwenden. Alles das geschah sowohl zum Wohl der Menschheit als auch zum Ruhm der Götter. Der Priester vereinigte in sich den Arzt mit dem Naturforscher, den Weissager mit dem Wundertäter. Und da er es vermochte, Taten zu voll-

bringen, welche dem Uneingeweihten und Ungeübten unmöglich fielen, umkleidete ihn der einfache Sinn jener Urzeiten mit einem Nimbus, dessen er sich zu Zeiten wohl zu bedienen wusste.

Der Stand des Priesters war eigentlich nicht an das Geschlecht gebunden. Frauen durften sich ihm eben so gut weihen wie Männer.

Doch nicht immer dienten diese den Göttern, jene den Göttinnen.

Nur der blutige Opferdienst fiel dem stärkeren Geschlecht zu, obwohl die Sage von Priesterinnen einer deutschen Völkerschaft, den Kimbern, berichtet, welche den zum Opfertod bestimmten Kriegsgefangenen die Kehle durchschnitten und das herabtropfende Blut in ehernen Gefäßen auffingen, aus deren Klang sie dann weissagten.

Wenngleich die Priester aus den Eingeweiden der geschlachteten Opfer die Zukunft vorhersagten, hatte man doch dem berühmtesten Orakel Griechenlands Frauen vorgesetzt. Nicht minder erwiesen unsere deutschen Vorfahren ihren Weissagerinnen hohe Ehrerbietung. Der römische Schriftsteller Tacitus erzählt von einer von ihnen, der weisen Veleda, dass sie einer Göttin gleich weithin geherrscht habe. In allen wichtigen Angelegenheiten wurde ihr Rat begehrt und mit reichen Geschenken belohnt. Da verkündete sie einst eine ungeheure Niederlage der fremden Eindringlinge, der Römer, doch diese siegten und führten die Prophetin als Gefangene nach Rom.

Alle Religionen gestanden ihren Verkündigern die Macht zu, Wunder zu vollbringen, durch diese beglaubigte sie die Gottheit gewissermaßen, und sie bildeten die erlaubte, geheiligte Zauberei.

Neben ihr, die mit dem Götterkultus auf das Innigste verbunden war, kannte das graue Altertum schon eine unheilige Zauberei, die mit übernatürlichen Kräften Böses wirkte. Diese altheidnischen Zauberer traten jedoch in keinen allzu schroffen Gegensatz mit den Wundertaten der Priester, wenn man sie auch scheu vermied.

In dem Kreis der Urgewalten, welche man sich als feindlich gegen die guten Götter dachte, war das tiefste Zauberkwissen heimisch. Hierher gehörten die finsternen Todesgötter. Ihre Priester und Priesterinnen vermochten Unwetter über die Saaten heraufzubeschwören und durch Zauberkformeln die Viehherden zu vernichten, doch wussten sie auch den Leib und die Waffen der Krieger fest gegen Hieb und Stoß zu machen. Sie begingen ihren Tempeldienst in nächtlicher Dunkelheit und opferten dunkelfarbige Tiere während desselben. Diese Priesterinnen wurden als Hazusen oder Hegissen – Hexen – bis tief hinein in das Mittelalter und noch darüber hinaus fortgepflanzt.

Als das Christentum sich auszubreiten begann und der Zersetzungsprozess, dem das heidnische Wesen verfiel, auf den neuen Glauben die Hauptbestandteile des alten übertrug, fiel alles das, was unklar und düster war, dem bösen Geist, dem Teufel zu.

Gleicherweise sanken Priester und Priesterinnen der heidnischen Götter, welche die religiösen Zeremonien standhaft bewahrten, zu Zaubernern und Hexen im bösen Sinn herab und ihr Gottesdienst, der nur noch im Verborgenen begangen werden durfte, gestaltete sich nach und nach in den Augen christlicher Priester und ihrer Anhänger zu einem geheimnisvollen, lichtscheuen Verkehr mit dem Satan um.

Die Heidentempel erhoben sich entweder auf den Gipfeln

der Berge oder sie standen, den Göttern geweiht, in Hainen, umrauscht von mächtigen Eichen oder glattstämmigen Buchen. Dort versammelte sich das Volk an den Festtagen und beging die Feier mit Opfer, Tanz und Schmaus. Dann stiegen die Götter zur Erde hernieder und hielten feierlichen Umzug, die Guten belohnend, die Bösen bestrafend. Solche Feste waren der Frühlingsanfang, die Sommersonnenwende, die Wintersonnenwende und die heiligen zwölf Nächte, d. h. die letzten sechs des alten, und die ersten sechs des neuen Jahres. Unauslöschlich hatte sich die Erinnerung an diese Zeiten dem Gedächtnis des Volkes eingepägt, und es erschien den Priestern der neuen Lehre deshalb notwendig, die christlichen Hauptfeste auf solche Tage zu verlegen, um die Verbindung zwischen dem Leben der Kirche und dem Leben der Nation fester zu knüpfen.

Aus den Umzügen der Götter bildete der Volksglaube nun Sagen wie die von der wilden Jagd, dem Totenheer, der Frau Holle, der Perchta und andere. Indessen galten Zauberer, Nachtfrauen und Wahrsagerinnen nicht für Hexen. Erst als man den Teufel zu ihrem Oberhaupt machte und ihre Verbindung mit ihm als eine wissentliche und frevelhafte hinstellte, begann man sie zu verfolgen. Und auch da beachtete die Kirche diese Dinge wenig und strafte mild, wenn nicht geradezu Verbrechen vorlagen. Erst als starre Glaubenslehren mit unbeugsamer Härte aufrechterhalten werden sollten und Einzelne sich dagegen auflehnten, wurden diese Abtrünnigen, die sicher, mit Feuer und Schwert verfolgt und zu den Gefolgsleuten des Satans geworfen. Die Ketzer zeigten sich schon früh und wurden durch den Kirchenbann unschädlich gemacht. Ebenso tauchten im 11. und 12. Jahrhundert einzelne Sekten auf, die sich aber, um

die strafende Gerechtigkeit nicht herauszufordern, in der Stille zurückhielten, weshalb ihr Entstehen und Verschwinden nur kleine Kreise auf der Oberfläche der allgemeinen Strömung zurückließ. Erst als die Sekte der Waldenser oder Albigenser, wie man sie nach ihrem Gründer Petrus Waldus oder nach der Stadt Alby nannte, größere Ausdehnung in Südfrankreich gewann und die Mutterkirche dadurch ernstlich bedroht wurde, griff man zu strengen Maßregeln.

Der Papst ließ das Kreuz predigen, ein Heer scharte sich von allen Seiten zusammen und vernichtete auf seinem Zug mit fanatischer Wut alles, was sich ihm entgegenstellte. Damals zirkulierten die widersinnigsten Gerüchte über das Treiben dieser Ketzer in ihren nächtlichen Versammlungen. Die Lossagung von den Satzungen der Kirche erschien als eine verbrecherische Abschwörung Gottes, die heimlichen Zusammenkünfte galten als Feste des Satans, gefeiert durch die Ausübung schrecklicher und unnatürlicher Laster.

Nicht anders erging es den Stedingern, einem friesischen Volksstamm, der seinen Sitz im heutigen Oldenburg, an den Ufern der Hunte hatte. Sie beklagten sich in einer Schrift, welche sie dem geistlichen Oberhaupt vorlegen ließen, über die Priester und über die Edelleute. Wenn jene in unersättlicher Habgier nach ihren Gütern trachteten, so kränkten diese sie tiefer, indem sie ihnen bei den Kirchfahrten ihre Weiber und Töchter entführten, um schnöde Lust zu üben. Die Antwort auf diese Beschwerde war eine Gegenklage auf Ketzerei und Zauberei und ein Kreuzheer, aufgebracht von den Rittern des Stedinger Landes. Die Bauern kämpften mit dem Mut der Verzweiflung, mussten aber doch der Übermacht erliegen und wurden teils er-

schlagen, teils in die Fluten der Weser getrieben, in denen sie ihr Grab fanden.

In diese Zeit fällt die Einführung eines geistlichen Gerichts, welches jenem alten, strengen Griechen, dem Drakon gleich, seine Gesetze mit Blut und Tränen schrieb. Die Leitung desselben wurde dem Dominikanerorden übertragen, dessen Aufgabe es sein sollte, Ketzer und Teufelsanhänger aufzuspüren und zur Bestrafung zu ziehen. Die südlichen Länder, Spanien und Italien, leisteten wenig Widerstand, in Deutschland aber wurden die ersten Inquisitoren, Konrad von Marburg und zwei seiner Genossen vom Volk erschlagen. Für diese spätere Entwicklung rächte sich das furchtbare Gericht, unter dessen ehernem Fuß die herrlichen deutschen Landschaften sich in langem, schmerzvollem Todeskampf winden mussten. Es ist unmöglich, diese allgemeine Einleitung zu schließen, ohne mit einigen wenigen Zügen das Verfahren weltlicher Obrigkeit, den Anschuldigungen der Zauberei gegenüber, zu bezeichnen.

Kein Gesetzbuch der alten Zeit enthielt Lebensstrafen für diejenigen, welche man der Nachfahrten oder des Wettermachens beschuldigte. Nur auf wirklich begangene Verbrechen, wie Mord, giftige Liebestränke und Ähnliches war der Tod gesetzt. Einzelne römische Kaiser strafte willkürlich auch solche, denen zauberische Handlungen nachgewiesen wurden, welche zum Zweck gehabt hatten, die Lebens- oder Regierungsdauer der Fürsten zu erforschen. Allein sie strafte nicht des angewendeten Zaubers willen, sondern der bösen Absicht wegen, und nicht selten mochten die Fragenden wohl versucht haben, tätig in den Verlauf der Dinge mit einzugreifen und Tod oder Entthronung des Kaisers zu beschleunigen.



Bei den Franken schon trachtete man das Geständnis der Zauberei durch Qualen zu erpressen, doch auch hier immer nur dann, wenn wirkliche oder vorgegebene Intrigen gegen den Landesfürsten und dessen Angehörige zugrunde lagen. Karl der Große befahl, dass die Richter gestraft werden sollten, welche die Zauberer, ihrer abergläubischen Bräuche wegen, die niemand Schaden getan, verurteilten. Diese rechtliche Anschauung erhielt sich mehrere Jahrhunderte. Allein der Sachsenspiegel, eine Sammlung alter Gesetze, die in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstand, verordnet, dass Ungläubige, welche damit umgehen zu zaubern oder zu vergiften, gestraft werden sollen an Leib und Leben. Auch er vermengt hier offenbar Ketzerei mit Zauberei.

Da erschien am 5. Dezember 1484 eine Bulle des damaligen Papstes Innozenz VII., welche im Auszug folgendermaßen lautete:

*Gewisslich, es ist neulich nicht ohne große Beschwerde zu unseren Ohren gekommen, dass in einigen Teilen Oberdeutschlands, wie auch in den Mainzischen, Kölnischen, Trierschen, Salzburgischen und Bremischen Erzbistümern, Städten, Orten etc. sehr viele Personen beiderlei Geschlechts, ihrer eigenen Seligkeit vergessend und von dem katholischen Glauben abfallend, mit den Teufeln, die sich als Männer oder Weiber mit ihnen vermischen, Missbrauch machen, mit ihren Verzauberungen und Liedern und ihren Verschwörungen und anderem abscheulichen Aberglauben und zauberischen Übertretungen, Lastern und Verbrechen die Geburten der Weiber, die Jungen der Tiere, die Früchte der Erde, die Weintrauben und die*

*Baumfrüchte etc. verderben, ersticken und umkommen machen, mit grausamen, sowohl innerlichen als äußerlichen Schmerzen und Plagen belegen und peinigen, und eben dieselben Menschen, dass sie nicht zeugen, und die Weiber, dass sie nicht empfangen, verhindern, überdies den Glauben selbst, welchen sie beim Empfang der heiligen Taufe angenommen haben, mit eidbrüchigem Munde verleugnen etc. – In Erwägung dessen und damit nicht die Seuche des ketzerischen Unwesens und anderer solcher Verbrechen ihr Gift zum Verderben der unschuldigen ausbreiten möge, wird den beiden bisherigen Ketzermeistern Jakob Sprenger und Heinrich Institor, denen noch ein Dritter, Johann Gremper, beigegeben, unbedingte Vollmacht erteilt, wider jede und alle Personen, wessen Standes und Ranges sie auch sein mögen, das Amt der Inquisition zu vollziehen und die Personen selbst, welche sie der vorbenannten Dinge schuldig befinden, nach ihren Verbrechen zu züchtigen, in Haft zu bringen, an Leib und Vermögen zu strafen.*

Diese Bulle, welche das Verfahren gegen Andersdenkende oder der Zauberei Angeklagte zu einem recht- und gesetzmäßigen stempelte, war gewissermaßen das Vorspiel zu jener schrecklichen Tragödie des Hexenprozesses, deren letzter Akt sich erst gegen das Ende des 18. Jahrhunderts schloss, nachdem zahllose Opfer gefallen waren, Opfer der Habgier, der Rachsucht des Fanatismus, Opfer aller und jeder niederen Leidenschaft, deren das menschliche Gemüt in seiner äußersten Verderbtheit fähig ist. Möge eine kurze und gedrängte Darstellung jener Zeiten dem Leser ein getreues Bild geben von den Schrecknissen, die den Lebens-

himmel unserer Altvordern so schwer umdüsterten und ihm eine Träne des Mitgefühls für diejenigen entlocken, welche in diesem Kampf des Lichtes und der Finsternis untergingen.

## Der Hexenprozess

»Da sahen die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie wollten.«

Diese Worte des ersten Buches Mose bildeten die Grundlage jenes ungeheuerlichen und schreckensvollen Prozesses, der alle menschliche Vernunft, wie alles göttliche Recht aus den Fugen zu drängen schien und die finsternen Mächte der Unterwelt auf die Oberfläche der Erde heraufbeschwor. Unbeirrt von dem belebenden Strahl des Tages hob der lichtscheue Aberglaube das missgestaltete Haupt, streckten Habsucht, Mord- und Raubgier die Hand nach denen aus, welche in zitternder Erstarrung das Unheil wohl heranstürmen sahen, doch nicht mehr wussten, wie sie vor ihm sich verbergen sollten. Nur wer in jenes Reich hinabtauchte, aus dem keine Rückkehr möglich ist, nur der war dem furchtbaren Jammer entrückt, dessen Wogen sich mit grausamer, unerbittlicher Wut vernichtend über das deutsche Vaterland heranwälzten.

Die Kinder Gottes, die abtrünnigen Engel, von des Allmächtigen Angesicht im Zorn verstoßen, dachte man sich herabgestiegen zur Erde, in sündiger Liebe entbrannt zu den Töchtern der Menschen, welche schön waren. Diese gebaren von ihnen wunderbare Geschöpfe, ausgerüstet mit mancherlei Vorzügen, welche sie mit vollendeter Bosheit

zum Schaden der Menschheit geltend zu machen wussten. Die von Weibern geborenen, von gefallenem Engeln entsprossenen Wesen wurden Teufel, deren Zahl Legion heißt, die eigentlichen Buhlteufel des Hexenprozesses. Sie sollten sichtbar und unsichtbar alle Gegenden der Erde, der Luft, des Wassers durchschwärmen, lärmende Versammlungen abhalten, die Menschen an Geist und Körper plagen, ihnen Krankheiten und tiefe Schwermut verursachen, bis diese sich aus Verzweiflung dem Bösen ergaben. Die also Geplagten, von denen der Teufel mit Gewalt, wider ihren Willen und vollen Besitzes genommen, nannte man Besessene und unterschied sie genau von Hexen, Wahrsagern, Totenbeschwörern, weil diese sich in frevelndem Übermut dem Verführer zugewendet und das Heil ihrer Seelen verachtet hatten.

Schon Johannes von Damaskus, der Vertreter der Scholastik unter den Griechen, ein berühmter und gelehrter Priester, erwähnt in seinen Schriften Teufel in Drachengestalt, welche in die Häuser der Zauberinnen einziehen und mit diesen verbotenen Umgang pflegen. Er starb nach einem glänzenden und viel bewegten Leben, aus dem er sich in ein Kloster seiner Vaterstadt Damaskus zurückgezogen hatte, im Jahre 760. Fast um zwei Jahrhunderte früher lebte der berühmte Jornandes, einer hohen, mit den Gotenkönigen verschwägerten Familie entstammt. Anfänglich Rechtsgelehrter, später Geistlicher und Bischof, schrieb er die Geschichte seines Volkes und erzählt darin den Ursprung der Todfeinde desselben, der Hunnen, folgendermaßen: Ein König der Goten, Filimer, befahl die Zauberweiber zu vertreiben, die so viel Unheil in seinem Land stifteten. Da beschworen die Zauberinnen Dämonen, welche in Scharen

herbeieilten und mit ihnen die Hunnen erzeugten, deren Rachezug alsbald die Goten aus ihren Wohnsitzen verjagte.

Seit dem 4. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung erschien der Teufel in den Legenden der Heiligen und wurde stets von diesen überwunden. Nach der Eroberung Spaniens durch die Araber, dieses in allen Wunderdingen so kundigen Volkes, dass Araber und Zauberer für gleichbedeutend angesehen wurden, ergoss sich eine Flut von abergläubischen Vorstellungen über die Nachbarvölker, durch Südfrankreich nach Mittel- und Unteritalien.

Von dort zog sich das Unwesen von zwei Seiten, von Westen und Süden nach Deutschland hinein, verheerte wie der eiserne Fußtritt des Krieges das Elsass, Bamberg, Würzburg, Hessen und die Wetterau, drang durch Westfalen und Niedersachsen bis zu den Wogen der Nordsee hinab, tauchte im 7. Jahrhundert von Neuem in Mitteldeutschland auf, wo es in den folgenden Jahrzehnten aber mehr und mehr an Boden verlor, und verpflanzte sich endlich nach den weniger zivilisierten Ländern, wie Polen, Liefland, Kurland, um dort bis tief hinein in das 18. Jahrhundert seine Herrschaft zu behaupten. Auch die von den Wellen der Nord- und Ostsee umrauschten skandinavischen Halbinseln Dänemark, Schweden und Norwegen empfanden jene Erschütterungen, welche ihren Ursprung in dem mystischen Reich des Wunderglaubens hatten.

Dem romantischen Geist jener früheren Zeiten gemäß, nach welchem man bei allen öffentlichen Handlungen die unmittelbare Einmischung der göttlichen Gewalt erbot, zogen die Richter die Gottesurteile einem langwierigen und oft fruchtlosen Verhör vor. Diese bestanden in Wasser- und Feuerproben, denen sich später noch das Wiegen zugesell-

te. Die Wasserproben wurden durch eine besondere Bulle Papst Eugen II. eingeführt, der diese Verordnung zwischen 824 und 827 gab. Er befahl, dass man zuerst das Wasser, in welchem die Probe stattfinden sollte, einsegnen und den Teufel daraus vertreiben sollte, damit dieser Erzbösewicht seinen Anhängern keinerlei Beistand zu leisten vermöge. Dem Henker oblag es, die Verurteilten mit den Zehen des linken Fußes an die rechte Hand, und ebenso die Zehen des rechten Fußes an die linke Hand zu knüpfen. Durch die verschlungenen Glieder zog er einen Strick, der an beiden Ufern des Sees oder Flusses, in welchem die Wasserprobe vollzogen wurde, mit gleich verteilten Kräften gehalten werden musste, um den Körper, im Falle er unterging, sogleich wieder emporwinden zu können. Der Anteil an den Gesamtkosten des Prozessverfahrens, den die Henker für das Foltern und Brennen der Hexen davontragen, bewog sie, ein *Schuldig* der Angeklagten dem *Unschuldig* vorzuziehen, und sie verstanden mit dem ausgespannten Strick so geschickt zu hantieren, dass die Erprobten schwimmen und also für überwiesene Hexen oder Zauberer gelten mussten.

Die Feuerprobe bot mancherlei Verschiedenheiten in der Ausführung. Die Angeschuldigte musste ein glühendes Eisen in die entblößten Hände nehmen und dieses mehrere Schritte weit forttragen, oder sie tauchte mit entblößtem Arm in einen Kessel voll siedenden Wassers, um irgendeinen hineingeworfenen Gegenstand, etwa ein Geldstück oder einen Ring, herauszuholen. Zeigten sich Brandwunden, so galt die Angeklagte für schuldig. Obwohl den Frauen die gegen sie geübte Hinterlist nicht unbekannt war, meldeten sie sich dennoch nicht selten zu diesen Gottesurteilen, vielleicht in der Hoffnung, Gleiches mit Gleichem

vergelt zu können. Es galt in der Tat als nichts Unerhörtes, dass sie drei, vier und noch mehr Schritte mit dem rot glühenden Eisen in den Händen machten, ohne sich irgendwie zu verletzen.

Aus der fortlaufenden Kette der schrecklichen Prozesse jener Zeit heben sich vier Hauptgruppen hervor. Zuerst die Verfolgung der Waldenser, dann der schmachvolle Prozess gegen die Templer, die Verbrennung der Jungfrau von Orleans und endlich der Hexenprozess von Arras. Allen lagen politische Motive unter, die aber schlau mit dem Eifer für die Religion verhüllt wurden, um der allgemeinen Entrüstung die Spitze abzubrechen und gerechte Vorwürfe schweigen zu machen.

Zur Zeit der Kreuzzüge verbanden sich neun Ritter zu einem Orden, der sich die Aufgabe stellte, Pilger zum heiligen Grab und von dort wieder zurück in die Heimat zu geleiten.

Sie erwarben ein Haus in Jerusalem, welches in der Nähe des ehemaligen Tempels stand, und legten sich nach diesem den Namen der Tempelritter bei. Bald zählte der Orden die Blüte der französischen Ritterschaft zu seinen Mitgliedern, deren reiche Besitzungen ihm zufielen. Nach diesen Gütern wurde Philipp der Schöne, König von Frankreich, lüstern. Unter dem Vorgehen, die Mitglieder jener Verbindung ihrer ketzerischen Gesinnungen und ihrer Sittenlosigkeit halber zur Bestrafung ziehen lassen zu müssen, wusste er sich die geistliche Erlaubnis, deren er bedurfte, zu verschaffen. An einem Tag verhaftete man in ganz Frankreich die Tempelritter, welche sich fast alle in seinen Ländereien aufhielten, und kerkerte sie ein. Ein ungeheurer Prozess begann, der kaum noch seines Gleichen in der

Weltgeschichte hat: Er dauerte von 1305 bis 1314.

Die Anklage, welche man gegen die Templer vorbrachte, enthielt drei Hauptpunkte: Gottesverleugnung, Teufelsdienst und Zauberei.

Auf diese wurde inquiriert und gefoltert, weil viele der Ritter heldenmütig die ihnen zur Last gelegten Verbrechen leugneten, während andere, unfähig den Martern zu widerstehen, alles, was man von ihnen verlangte, bekannten. Dafür wurden sie auch mild bestraft und einfach verbrannt. Die Standhaften hingegen, 56 an der Zahl, briet man bei langsamem Feuer, während sie mit herzdurchdringendem Geschrei ihre Unschuld beteuerten.

Die Zahl derer, denen durch die Beschlagnahmung der Ordensgüter alle Habe geraubt war, sodass sie sich bettelnd der Grenze zuwenden mussten, betrug mit Einschluss derjenigen, welche man auf Lebenszeit in Kerkernacht begrub und der Verbrannten, nicht weniger als 15.000. Als der Papst den Orden für aufgehoben erklärte, nahm Philipp der Schöne ungestört von dem blutigen Raub Besitz. Als er plötzlich starb, beschuldigte man seinen ersten Minister, den König in einem wächsernen Zauberbild getötet zu haben. Da ihm aber nichts bewiesen werden konnte, begnügte man sich damit, ihn hinzurichten.

Das traurige Geschick der Jungfrau von Orleans ist bekannt. Nachdem das begeisterte Weib mit reiner Hand und keuschem Mut die Feinde ihres Vaterlands in offener Feldschlacht besiegt und den angestammten König nach Rheims geführt hatte, wo er sich krönen ließ, fiel sie bei der Belagerung der Stadt Compiegne den Engländern und Burgundern in die Hände. Feig und undankbar von den Franzosen verlassen, wurde sie von ihren Verfolgern der Zau-



berei, des Bündnisses mit dem Teufel und der Gottesverleugnung angeklagt und 1431 auf dem Marktplatz zu Rouen verbrannt.

Der Hexenprozess zu Arras in Frankreich begann 1459 und zeigte dieselben Elemente, welche die Verfolgung der Albigenser schon im 13. Jahrhundert dargeboten hatte. Ein Zeitgenosse berichtet darüber Folgendes: »In diesem Jahr trug sich hier eine erschreckliche und klägliche Begebenheit zu, welche man Vaudoisie nannte (nach den Waldensern). Gewisse Leute, Männer und Weiber sollten nächtlicher Weile durch Hilfe des Satans weggeführt worden sein an abgelegene Orte, wo sie sich alsdann in großer Anzahl zusammenfänden. Dasselbst träfen sie den Teufel in Gestalt eines Mannes an, dessen Gesicht sie niemals zu sehen bekämen. Dieser sagte ihnen nun seine Gebote und Verordnungen vor, auf welche Weise sie ihn anbeten und ihm als Herrn dienen müssten. Dann ließ er sich von jedem zum Zeichen des Gehorsams küssen, verteilte Geld, Wein und Speisen in großer Menge unter sie und hieß sie sich lustig machen, während die Lichter sämtlich erloschen. Hierauf befände sich die ganze Gesellschaft wieder an dem Ort, von welchem sie hergekommen.«

Auf solche Anschuldigungen hin zog man verschiedene vornehme und geringe Leute der Stadt Arras ein und folterte sie, bis einige bekannten, es habe sich alles so zugetragen, wie ihnen vorgesagt wurde. Auch legten sie Zeugnis ab gegen viele angesehene Herren und Prälaten und gaben vor, sie hätten diese alle wirklich auf dem Sabbath gesehen und erkannt. Nun entstand eine weitgreifende Verfolgung, deren Verlauf den Einwohnern der Stadt Arras endlich über die leitenden Beweggründe der ganzen Sache die Au-

gen öffnete, und der Zeitgenosse erklärt schließlich: »Diese Anklage war von etlichen boshaften Menschen erfunden worden, um einige Vornehme, wider die sie einen alten Hass trugen, in Unglück und Schimpf zu bringen. Deshalb sie zu allererst bloß liederliche Leute gefangen genommen, die sie durch allerhand Pein und Marter gezwungen auszusagen, was sie ihnen in den Mund legten.« Diejenigen, welche verbrannt wurden, riefen laut vor ihrem Tod, dass sie zu den gemachten Aussagen durch schmeichelnden Betrug der Richter wären verleitet worden, die ihnen volle Straffreiheit zugesichert hätten, wenn sie nur gestehen wollten.

Ungefähr dreißig Jahre später ließ man die Akten des Prozesses revidieren, und die Pariser Universität erkannte feierlich die Unschuld der angeklagt Gewesenen an. Allein dieser feierliche Urteilsspruch vermochte nicht die Tränen derjenigen zu trocknen, die, ihres Vermögens beraubt, arm und elend in die Fremde gezogen waren. Er konnte nicht die Folter ungeschehen machen, welche die Glieder der armen Schlachtopfer zerrissen hatte, noch vermochte er in die Gräber zu dringen und die Toten wieder zu beleben.

Auch das stolze Albion wusste sich nicht frei zu erhalten von Hexen- und Zauberglauben, der schwer auf seinen blühenden Fluren lastete. Schon bei der Krönung Richard I., genannt Löwenherz im Jahre 1189, wurde ein Befehl erlassen, dass während der Feierlichkeit kein Weib sich in den Straßen Londons blicken lassen dürfe, bei Todesstrafe, weil alle Weiber Hexen seien. Die Zauberinnen wurden unterschieden in weiße, graue und schwarze, vermutlich nach den Graden ihrer Bösartigkeit. Wie ihre Getreuen in Deutschland sich unter dem Vieh besonders den Kühen schädlich erwiesen, so übten die englischen Hexen ihre

Heimtücke gegen die Schweine aus. Jakob I. schrieb mit eigener königlicher Hand ein Buch gegen die Zauberinnen und wohnte ihren Verhören bei.

Bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst war die lateinische Sprache die Weltsprache gewesen. Sie war nur den Gebildeten zugänglich, während die Masse des Volkes ohne Belehrung aufwuchs, kaum notdürftig unterrichtet in den Anfängen der Glaubenslehre. Nun verbreiteten sich überallhin deutsche Bücher, und die Anstrengungen der Finsterlinge richteten sich hauptsächlich gegen sie, die unerwünschte Aufklärung so schnell weiter zu tragen imstande waren. Geistliche und weltliche Behörden wurden beordert, die verhassten Bücher zu verbieten. Natürlich ohne Erfolg, denn wo jenem Ansinnen selbst auch Gehör gegeben wurde, gingen die Wogen der Zeitströmung zu hoch und rissen alles mit sich fort.

So standen die Verhältnisse im Jahre 1484. Da erschien die bereits mitgeteilte Bulle Papst Innozenz VIII., und wie man bisher in unregelter Gewalt hier und da Blut vergossen und Scheiterhaufen entzündet hatte, ordnete sich jetzt das Ganze zu einer gesetzmäßigen Verfolgung. Durch diese Bulle wurden besondere Hexenmeister, Inquisitoren, eingesetzt und mit der höchsten unumschränkten Gewalt bekleidet. Unter allen Mönchsorden war derjenige der Dominikaner der gelehrteste und ihm übertrug der Papst Amt und Würden der Inquisitoren. Bischöfe und Erzbischöfe wurden angewiesen, die neuen Richter in keiner Weise zu beschränken, selbst nicht durch früher bestandene Rechte und Privilegien, welcher Art diese auch sein mochten, endlich auch keinerlei Berufung an den päpstlichen Stuhl zu gestatten.

So brach denn eine Zeit der drückendsten Tyrannei über die unglücklichen Länder herein. Jede persönliche Sicherheit hörte auf, niemand wagte es, die Unglücklichen auch nur zu verteidigen, deren Unschuld in vielen Fällen klar zutage lag.

Kinder badeten in einem Fluss. Einer der Knaben bespritzte die anderen im Übermut mit Wasser und rief dazu, weil überall nur von dem unheimlichen Treiben der Höllengeister die Rede war: »Ich taufe Euch in drei Teufels Namen!« Das wurde von den anderen Kindern weitererzählt, der vorlaute Bursche, eingezogen, bedroht und vielleicht sogar gefoltert, gab an, von irgendeiner alten Frau das Zaubern gelernt zu haben. Diese sucht sich durch falsche Aussagen zu befreien, beschuldigt andere, und so verloren mehrere Menschen ihr Leben in diesem abscheulichen Prozess.

Fast sollte man meinen, dass unter solchen Verhältnissen die Ausführung der Bulle nicht hätte auf Schwierigkeiten stoßen können. Und doch war dem so. Weltliche Richter und selbst Geistliche erhoben sich dagegen, weil alle Rechtsverhältnisse durch die Macht der Inquisitoren aufgelöst zu werden drohten. Es erschien deshalb notwendig, der Bulle ein besonderes Werk folgen zu lassen, um ihren Inhalt durch die Kirchenväter und durch die Heilige Schrift zu begründen und zu rechtfertigen. Jakob Sprenger und Heinrich Gremper verfassten gemeinsam den berühmten Hexenhammer, der 1489 zu Köln in lateinischer Sprache erschien und das wundersamste Gemisch theologischer Spitzfindigkeiten und schändlichster Rechtsverdrehungen bildet. Diese Schrift sollte wie ein Hammer alle Hexerei niederwerfen und zermalmen. Die Sanktion des Kaisers Maxi-

milian zur Veröffentlichung und Inszenesetzung dieses Machwerkes wurde erschlichen. So stand denn der völligen Ausführung nichts mehr im Wege.

Der Hexenhammer gibt die Merkmale der Hexerei so umfassend an, dass nach ihm eigentlich niemand frei von diesem Laster war. Er behauptet zum Beispiel, dass schon durch den Blick grünlicher Augen ein Verhexen möglich sei. Triefende Augen sollten gleichfalls bezaubern, »denn sie sind entzündete Augen, entzünden daher die Luft und diese Luft entzündet wiederum gesunde Augen.« Um die Verfolgung gerade der Frauen zu rechtfertigen, zitiert der Hexenhammer eine Stelle aus den Kirchenvätern. Der heilige Chrysostomus sagt: »Heiraten ist sehr misslich. Denn ein Weib ist eine Feindin der Freundschaft, eine unvermeidliche Strafe, ein notwendiges Übel, eine natürliche Versuchung, ein wünschenswertes Unglück.« Nach Sprengers eigener Meinung sind die Frauen überaus leichtgläubig, für Offenbarungen besonders empfänglich, ihrer schlaffen Komplexion nach. Vorwitzig, von rascher unbedachter Zunge, was sie verleitet, sich so tief mit dem Teufel einzulassen. Gott schuf sie aus einer krummen Rippe, daher stammt ihre Halsstarrigkeit gegenüber dem Mann. Betrügerisch war Eva schon im Paradies und von schwachem Glauben. Zum Schluss seiner Abhandlung preist Sprenger die Männer als hoch begnadigt, weil Christus als Mann und nicht als Weib erschienen sei. Aber auch den männlichen Zauberern widmet Sprenger einige Kapitel, vorzüglich denen, welche sich mit der Passauer Kunst und den Freikugeln beschäftigen. Dabei fallen ingrimmige Seitenhiebe auf die Fürsten, welche ihre gottlosen Taschenspieler und Tausendkünstler nicht verbrennen lassen wollen, von

denen besonders diejenigen seinen heiligen Zorn im höchsten Grad auf sich laden, welche mit entblößten Füßen über scharf geschliffene Schwerter zu laufen vermochten.

Eine Untersuchung konnte auf bloßes Gerücht hin eingeleitet werden. Begründet war die Anklage schon durch zwei bis drei Zeugen, deren Aussagen mit Gewalt erzwungen werden durfte.

Ein solches Zeugnis wurde sogar angenommen von Exkommunizierten, Mitschuldigen, Infamen, entlaufenen liederlichen Knechten, von Eheleuten und deren Kindern gegeneinander, und nur der Todfeind sollte nicht als Zeuge gelten, derjenige, der erwiesenermaßen dem Angeschuldigten nach dem Leben gestanden hatte.

Feinde konnten einen halben Beweis durch ihr Zeugnis liefern, der aber sofort zu einem ganzen wurde, wenn eine andere unverdächtige Aussage hinzutrat. Gab Anneliese also an, dass ihr Bärbel, mit der sie sich tags zuvor gezankt hatte, das Kind behext habe, so galt das als halber Beweis. Nun erinnert sich Peter, dass das Bärbel vor so und so viel Jahren ihm die Kuh verhexte, dass sie keine Milch gab. Jetzt war der Beweis vollständig, die Bärbel wurde eingezogen, gefoltert und musste als Hexe brennen.

Gleich den Würhengeln des Jüngsten Gerichts zogen die Inquisitoren durch das Land. Wohin sie kamen, wurde öffentlich bekannt gemacht, dass alle, welche von irgendeinem Verdacht der Hexerei betroffen wären, bei schweren Strafen angegeben werden müssten. Von dem Vermögen der Eingezogenen oder ihrer Verwandten wurden die oft alles Maß übersteigenden Prozesskosten bestritten. Richter, Henker, überhaupt alle, welche bei dem Verfahren tätig waren, empfangen unerhörte Anteile. Man belohnte selbst

die Ankläger, die nicht einmal gehalten waren, ihre Namen zu nennen. Opferbüchsen standen überall an den Kirchtüren, in diese warf man die Anklagezettel, wie einst zu Venedig in den furchtbaren Rachen des erzenen Löwen.

Das Verhör begann mit unverfänglich scheinenden Fragen, verwickelte die Angeklagten aber plötzlich in Widersprüche und brachte sie endlich so in Verwirrung, dass sie oft nicht wussten, was sie sprachen, viel weniger, was sie während des Verlaufs der Untersuchung geredet und getan hatten. Mit den wirklich festgesetzten Klagepunkten wurde ganz liederlich und ungerecht verfahren, wenn hier überhaupt von Gerechtigkeit die Rede sein kann.

Die Richter mischten alles willkürlich durcheinander, sie schoben der einen zu, was der anderen zur Last gelegt war. Niemals wurden die Angeklagten mit den Anklägern konfrontiert. Auch der Nachweis des Alibis half nichts. Sagte ein Ehemann aus und beschwor, dass er seine Frau in eben jener Nacht, in welcher sie auf dem höllischen Sabbath sich lustig gemacht haben sollte, ruhig schlummernd neben sich mit seinen eigenen Augen erblickt, ja dass er sie geweckt und mit ihr gesprochen habe, so hatte, sagten die Richter, der Teufel hat ihn betrogen, er hatte ihm die Gestalt seiner Frau nur vorgegaukelt, ihr Leib blieb zwar sichtbar, aber ihre Seele feierte mit ebenso verworfenen Geistern des Satans Feste!

Der Form wegen gab man dem Angeschuldigten einen gerichtlichen Verteidiger, doch wehe diesem, wenn er es gewagt hätte, die Sache seines Klienten mit Eifer zu führen. »Solche Advokaten«, sagt Sprenger, »sind Hexen- und Ketzerpatrone und gefährlicher, denn die Hexen selbst.«

Fälschungen der Untersuchungsprotokolle wurden von

den Inquisitoren als erlaubte Pfiffe und Rechtssündlein angesehen.

Es war ausdrücklich verordnet worden, dass die Folterung nicht eher wiederholt werden dürfe, bis neue Anzeichen dies nötig machten. Diese Bestimmung umgingen die Inquisitoren, indem sie geboten, die Folterung am nächsten Tage nur fortzusetzen.

Während die Hexen entkleidet wurden, um der schmerzhaften Prozedur unterworfen zu werden, legten die Henkersknechte ihre Werkzeuge mit vielem Geräusch zurecht und mitten in der dadurch erweckten Angst sprach der anwesende Geistliche der Sünderin zu und beschwor sie, ihre Unschuld durch Tränen zu erweisen. Nicht selten geschah es, dass die Gefolterten während der Pein in eine Art von Starrkrampf verfielen, der sie der Empfindung beraubte. Es ist sogar von angenehmen Visionen die Rede, welche ihnen vorschweben sollten. Derartige Zustände nannte man das Schweigen oder den Hexenschlaf, und die unwissenden und boshaften Richter schrieben sie den Einwirkungen des Satans zu.

Zu Regensburg sollten mehrere berühmte Hexen ersäuft und verbrannt werden. Allein sie ertranken nicht und brannten auch nicht, denn die Henker hatten diejenigen, welche ertränkt werden sollten, in einer Weise künstlich geschnürt, dass sie nicht untergehen konnten, und die zum Feuertod Verurteilten so gestellt und den Holzstoß so schlaue geschichtet, dass Wind und Zug die Flamme in die entgegengesetzte Richtung treiben mussten. Einer der Inquisitoren verfiel endlich auf den Gedanken, dass die Hexen ein Teufelsmittel zwischen Haut und Fleisch unter den Armen eingenäht tragen könnten. Dies schnitt man ihnen



angeblich heraus, und da dann auch bald der Wind zu ihnen wehte, verbrannten sie. Wenn sich, wie früher erwähnt wurde, die Hexen freiwillig zur Wasser- und Feuerprobe erboten, so widerrief der Hexenhammer dies Letztere.

»Denn der Teufel sei ein starker Kräuterkenner und wisse Mittel, um die Seinen gegen glühendes Eisen zu schützen.«

Bloße Verdächtige mussten abschwören und Kirchenbuße tun im Hexenkittel, der aus grauer Leinwand gefertigt und mit großen Kreuzen von safrangelbem Leder ausgeschlagen war. Zuweilen sperrte man sie auch auf beliebige Zeit ein. Wer sich zu der demütigenden Ausstellung an den Kirchtüren nicht sofort verstand, wurde als Verstockter zu Tode gebracht. Appellierte er, so war der Richter angewiesen, das Urteil zu verschleppen.

Als die Feuer- und Wasserproben an Kredit bei den Hexenrichtern verloren, tauchten andere Verfahrungsarten auf: die Nadelprobe und das Wiegen. Irgendeine alte Narbe, eine Verhärtung, ein Maul galten für das Zeichen des höllischen Geistes, der seine Leibeigenen dadurch kenntlich zu machen suchte. Dieses Drutenmal galt als unempfindlich gegen Stoß und Stich und sollte kein Blut geben. Der Henker bohrte anscheinend eine sehr lange und spitze Nadel hinein, ohne dass der Angeklagte irgendwelche Äußerung des Schmerzes tat. Die Nadeln, deren man sich zu diesem Verfahren bediente, waren innen hohl und zogen sich, sowie sie aufgedrückt wurden, in sich selbst zurück. Wo sich dergestalt präparierte Instrumente nicht vorfanden, wussten die Henker die Nadeln geschickt umzuwenden und drückten nur mit dem Kopf derselben auf das Maul. In andere Körperstellen stießen sie aber die Spitze, dass Blut floss und der Schmerz tat sich kund. Dieser inquisitori-

schen Erfindung stand das Wiegen gegenüber. Der Gebrauch der Waage war aus dem Volk entsprungen, das von alten Zeiten her den Zauberern und Hexen kein normales Gewicht zutraute. Die Verdächtigen wurden beschaut und ihrem Gewicht nach geschätzt. Entsprach das Resultat des Wiegens annähernd dieser Schätzung, so gab man die Angeschuldigten frei, andernfalls aber blieb die Anklage auf ihnen haften und man bemächtigte sich ihrer bei passender Gelegenheit aufs Neue.

Kaiser Karl V. erteilte sogar der guten Stadt Oudewater in den Niederlanden ein Privileg, nach welchem derjenige, der dort für unschuldig erklärt worden war, wegen Zauberei in keiner Weise wieder belangt werden durfte. Nach verschiedenen Hexenprozessakten stellte sich das Körpergewicht einzelner Hexen und Zauberer nur auf wenige Lot heraus, und es muss also auch hierbei ein betrügerisches Verfahren innegehalten worden sein.

In England wurde die Tortur verboten, um den Angeklagten die Freiheit ihrer Auslassungen zu sichern. Das teuflische Genie der Hexenrichter und ihrer Kreaturen erfand aber neue Mittel, die in ihre Hände geratenen Unglücklichen zu quälen.

Sie ließen sie entkleiden und so lange durch Wasser ziehen, bis sie in tödlicher Ermattung alles zugaben, was man von ihnen verlangte. Andere wurden gezwungen, zwischen mehreren Verhörern unausgesetzt Tag und Nacht hin und her zu gehen, bis die Erschöpfung sie halb sinnlos machte. Sanken sie zu Boden, so wurden sie wieder emporgerissen und weitergeschleppt. Mit nicht geringerer Bosheit war das sogenannte Sitzen erdacht. Einen besonders in England hervortretenden Zug des Hexenwesens bil-

dete nämlich die Annahme, dass der Teufel den ihm ergebenen Frauen von Zeit zu Zeit ein wenig Blut aussauge, gewöhnlich an einer durch Haarwuchs verdeckten Stelle des Hauptes. Diese saugenden Dämonen nannte man Käuzchen. Die Käuzchen lehrte die damals übliche Theorie, schlichen sich in Gestalt von Spinnen, Fliegen oder Käfern ein, verbreiteten üblen Geruch und wurden von den Zauberrinnen in verborgenen Winkeln des Hauses gehalten. Sie sollten genötigt sein, in je 24 Stunden mindestens einmal ihre Nahrung zu fordern. Hierauf gründete man das Sitzen. Man setzte die angebliche Hexe auf einen Tisch oder Stuhl, doch so, dass die Beine herabhingen, die nun kreuzweise gebunden wurden, damit das ganze Gewicht des Körpers auf dem sitzenden Teile konzentriert blieb. In dieser peinvollen Stellung erhielt man die Armen 24 Stunden lang ohne Speise und Trank, ohne ihnen einen Augenblick des Schlummers zu gönnen. Unterdessen fahndete man auf die angeblichen Käuzchen, durchstöberte die Räumlichkeiten der Wohnungen in allen Richtungen und tötete jedes Insekt, dessen man habhaft werden konnte. Zeigte sich nun zufällig eins dieser Tierchen gegen seine Verfolger störrisch, so galt es für ein verkapttes Käuzchen und die Sitzende war als Hexe überwiesen.

Drei Jahrhunderte hindurch blutete Deutschland unter den Folgen eines so ruchlosen Verfahrens, und zur Schande der Menschheit sei es gesagt, dass selbst der Hexenhammer noch menschlicher in seinen Gesetzen war, als die katholischen, lutherischen und reformierten Richter, denen die Anwendung derselben übertragen wurde. Die Epoche der Hexenprozesse musste notwendig eine ebenso mächtige Umwälzung des Gemeinlebens hervorrufen, wie jede ande-

re gewaltsame Bewegung es vermag. Die hergebrachte Ordnung der Dinge war unterbrochen, die Kette zerrissen, welche das Triebrad der Staaten im geregelten Gang erhält, und die Hefe, der Bodensatz des Pöbels im Reich der Moral, erfüllte auf längere oder kürzere Zeit die Oberfläche des Ganzen.

Unter den beklagenswerten Opfern dieses finsternen Wahnes befanden sich achtzigjährige Greise, auch unmündige Kinder, Männer und Weiber, Blinde und Lahme, Fremde und Einheimische, alle versanken durcheinander in den weit geöffneten nimmersatten Schlund des Hexengerichts. In Königsberg ergriff man einen Blödsinnigen, der sich für Gott den Vater ausgab, man folterte ihn, damit er widerrufe, und da er standhaft blieb in seinem Wahn, so wurde ihm die Zunge ausgerissen und sein Körper gevierteilt. In Holstein ließ der edle Herr Christian von Ranzau auf seinen Gütern ein großes Hexenbrennen veranstalten, bei welchem 41 Personen umkamen. Schlimmer noch trieben es die Inquisitoren zu Bamberg und Würzburg. 1515 richtete man in Genf 500 Menschen in drei Monaten hin.

Die Gefängnisse, in welchen die Angeklagten aufbewahrt wurden, Hexentürme oder Drutenhäuser genannt, hatten unglaublich dicke Mauern mit kleinen, stark vergitterten, hoch angebrachten Fenstern. Innerhalb dieser Mauern verhallte das Jammergeschrei der Unglücklichen ungehört, und kein Strahl der Sonne drang in die feuchten Zellen, in denen hohläugige Verzweiflung wohnte.

Hier presste man die Glieder der Gefangenen in den Stock, beschwerte sie mit Block und Kette, und hing sie wohl gar schwebend auf. In den kleinsten Städten hielt man 4 bis 6, auch 8 Henker, die alle beschäftigt waren. Sog-

enannte Hexenfinder zogen im Land umher, in England unter anderen der berühmte Hopkins, mit dem das Volk zuletzt selbst die Hexenprobe anstellte und ihn umbrachte, weil er schwamm. Ein anderer gestand am Fuß des Galgens, dass er 220 arme Weiber, den Kopf zu 20 Schillingen, dem Tod überliefert habe. Eine traurige Berühmtheit erlangte der Hexenmeister Remigius in Lothringen. Er schrieb viel über Zauberei und verurteilte seiner eigenen Aussage nach während einer sechszehnjährigen Amtstätigkeit an die 800 Männer und Frauen als Zauberer zum Tode. Zum Schluss dieses Kapitels sei es uns gestattet, aus der Reihe der furchtbaren Prozesse jener finsternen Zeit einige der hervorragendsten herauszugreifen und hier in kurzen Zügen mitzuteilen.

Wie einst die schönste Jungfrau der Stadt Würzburg als Hexe dem Feuertod verfiel, so auch das reichste Edelfräulein des pommerschen Landes, die unglückliche Sidonia von Bork, freilich zu einer Zeit, wo der Liebreiz ihre altersschwachen Glieder nicht mehr schmückte. Gleich der sagenhaften Kunigunde vom Kynast hatte sie alle Freier zurückgewiesen, und erst der kaum zwanzigjährige Herzog Ernst Ludwig von Wolgast, der die Fürstenkrone auf ihr Haupt zu setzen vermochte und ihre kühnsten Hoffnungen zu befriedigen verhieß, war bestimmt, ihr Herz zu rühren. Die Stettiner Fürsten jedoch, denen die Wahl ihres jugendlichen Vetters ein Dorn im Auge war, suchten die Heirat durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel zu hintertreiben und dies gelang ihnen vollkommen. Der Herzog brach Sidonien die verpfändete Treue und führte die schöne Hedwig von Braunschweig als sein Gemahl heim. Das Fräulein von Bork aber verschloss sich in das Kloster Marienfließ.

Nach langen Jahren rächte sich die Treulosigkeit der pommerschen Herzöge am ganzen Geschlecht, sechs junge Fürsten blieben ohne Erben. Sofort hieß es, dass nur Zauberei dies bewirkt haben könne, und im Jahre 1618 brach eine große Hexenverfolgung in Pommern aus. Die Geschichte Sidoniens, nun Äbtissin von Marienfließ, war bekannt im ganzen Land. Überall flüsterten die Leute davon, und es war also kein Wunder, wenn alle die unglücklichen Frauen, welche nach und nach als der Verzauberung der Herzöge verdächtig eingezogen wurden, fast einmütig auf Sidonien als Urheberin derselben hinwiesen. Dies genügte, um die alte achtzigjährige Frau zu ergreifen und nach Stettin zu schleppen, woselbst ihr die Folter zuletzt das Geständnis, die sechs Herzöge mit einem Zauber belegt zu haben, erpresste. Diese beschworen sie nun, den Zauber zu lösen, und da sie dies nicht vermochte, wurde sie enthauptet und ihr Leichnam verbrannt.

Während des großen Hexenprozesses zu Pendle-Forest in der englischen Grafschaft Lancaster im Jahre 1633, wurde ein elfjähriger Knabe verhört, der folgende Aussage machte: »Ich hatte unseren Nachbar Parker um die Erlaubnis gebeten, Schlehen von seiner Hecke einzusammeln, was er mir auch gestattete. Während ich damit beschäftigt war, kamen zwei Windhunde über das Feld dahergesprungen, ein schwarzer und ein brauner. Sie trugen Halsbänder, die wie Gold glänzten, drängten sich an mich heran und schmeichelten mir. Ich glaubte, sie seien das Eigentum mir bekannter Personen und beschloss, mit ihnen ein wenig zu jagen.

Da sprang ein Hase vor mir auf und ich hetzte sie diesem nach.

Sie liefen jedoch nicht, und weil mich dies verdross, band ich sie an einen Baum und prügelte sie. Unter den Schlägen verwandelte sich der schwarze Hund in das Weib unseres Nachbarn Dickinson, der braune in einen Knaben, den ich nicht kannte.

Erschrocken wollte ich entfliehen, allein die Frau hielt mich auf, bot mir einen neuen Schilling an und bat mich, dass ich schweigen sollte. Ich schlug das Geld aus und rief ihr zu: »Du bist eine Hexe!« Nun zog sie einen mit Schellen besetzten Zaum hervor, warf diesen dem fremden Knaben über den Kopf, worauf dieser sofort zu einem weißen Pferd wurde, auf welches sie sich setzte.

Sie ergriff mich, nahm mich vor sich auf das Pferd und ritt einem neuen Haus zu, das etwa eine Viertelmeile weit lag. Dort sah ich eine Menge Personen zu Pferd halten, welche sämtlich abstiegen und hineingingen, um zu essen. Mir brachte ein junges Weib etwas aus dem Haus. Es roch und schmeckte unangenehm und ich berührte es nicht weiter. Nach und nach gingen einige der Leute über den Hof zu einer Scheune, denen wieder andere folgten. Ich schlich ihnen nach und blickte hinein. Es waren ihrer sechs und von dem Dach der Scheune hingen sechs Stricke herab.

Sobald sie dieselben in Bewegung setzten, glitten allerlei Speisen und Getränke daran herunter und wurden von den Leuten aufgefangen, die alsdann hinweggingen. Dann kamen andere sechs und so fort. Ihre gräulichen Gesichter jagten mir Furcht ein und ich eilte davon. Allein sie hatten mich bemerkt und folgten mir, bis zwei Reiter, die uns entgegenkamen, die Unholde verscheuchten.«

Von diesen Personen wollte der Bursche achtzehn erkannt haben. Eins der Weiber sah er seiner Aussage nach

später auf dem Kreuzbalken in seines Vaters Schornstein sitzen. Es verschwand jedoch, sobald er es bei Namen anrief. Später lauerte ihm dieselbe Frau an einer Brücke auf, und ein Knabe mit gespaltenem Fuß, der bei ihr war, schlug ihn. Der Vater dieses elfjährigen Knaben bekräftigte die Aussage seines Sohnes nach Möglichkeit, und darauf hin zog man die Personen, welche er genannt hatte, gefänglich ein, führte den Knaben auch zu der Kirche, ließ ihn dort sich auf einen Stuhl stellen und diejenigen heraussuchen, die er bei der Versammlung erblickt, ohne ihre Namen zu kennen.

Die Aussagen wurden ihm gut bezahlt und so wurde er zu immer neuen Angebereien verleitet, während die von ihm als Hexen bezeichneten Frauen im Gefängnis schmachtetten und sogar wie wilde Tiere für Geld gezeigt wurden. Glücklicherweise war einer der Richter in London, wohin sie in das Fleetgefängnis geschleppt wurden, ein verständiger Mann. Er berichtete über diese Angelegenheit an den König und an das Parlament, und nachdem die Angeklagten hierhin und dorthin gezerrt, vielfach untersucht und verhört worden waren, bekannte der Knabe, den man mittlerweile von den Seinen getrennt und in besondere Obhut genommen hatte, dass er auf Nötigung seines Vaters Gebilde seiner Fantasie für wirklich Erlebtes ausgegeben hatte.

Zu Lincoln in England waren etwa fünfzehn Jahre früher die Kinder eines Grafen Ruthland scheinbar ohne genügende Krankheitsursache gestorben. Dies wurde die Ursache einer Hexenverfolgung, infolgedessen zwei Personen als der Untat schuldig gehenkt wurden. Noch heute sieht man in der Kirche zu Bottesworth die marmornen Säulen an der Gruft der gräflichen Sprossen mit der Inschrift, dass der



frühe Tod derselben durch Zauber herbeigeführt worden war.

In den englischen und schottischen Regentenfamilien erlangte der Glaube an das Zauberesen eine verhängnisvolle Macht. Wie es im alten Rom schon die Kaiser verstanden, gefährliche und missliebige Personen durch die Anklage verbrecherischer Künste hinwegzuräumen, wussten auch diese Fürsten sich der Beschuldigung der Zauberei als eines unfehlbaren Mittels zu bedienen, um Tod und Verbannung über diejenigen herabzubeschwören, die ihnen verhasst oder unbequem waren.

Doch nicht auf das Wogen umgürtete England allein beschränkte sich der Wahn. Er machte sich mit den englischen Schiffen auf, und über den Ozean hinweg erfüllte er die Neue Welt mit Unheil.

Es war zu Anfang des Jahres 1692, als in der Stadt Salem, im britischen Nordamerika, mehrere Personen in eine unbekannte Krankheit verfielen und sich wie Besessene gebärdeten. Sobald sie beschworen wurden, begannen sie verschiedene Leute zu beschuldigen, dass sie mit dem Teufel im Bunde ständen und die Erkrankten plagten. Diese Hexenepidemie dauerte kaum 16 Monate und schon waren während dieser Zeit 19 Personen hingerichtet worden. Ein Mann war unter der Folter gestorben, 8 andere hatte man bereits wieder zum Tode verurteilt, 150 saßen noch im Gefängnis und über 200 sollten aufs Neue verhaftet werden. Die wachsende Gefahr öffnete den Richtern endlich die Augen über die eigentliche Tendenz aller Offenbarungen der Besessenen. Der schreienden und tobenden Zuhörerschaft zum Trotz, ja den eigenen Bekenntnissen der Angeklagten gegenüber, erklärten sie diese für nicht schuldig und ließen

sie in Freiheit setzen. Diesem entscheidenden Schritt folgten bald Enthüllungen aller Art über die Kunstgriffe, deren die Lenker des ganzen Treibens sich bedient hatten, um die Besessenen gerade das aussagen zu lassen, was ihnen am passendsten erschien. Die Unschuld der Eingekerkerten und Hingerichteten wurde schließlich so augenfällig erwiesen, dass Richter und Geschworene nebst den Beisitzern ihren Irrtum öffentlich bekannten und Abbitte leisteten. Ausgangspunkt war eine Mutterkornvergiftung durch viel zu feuchten Roggen, welcher unsachgemäß gelagert wurde.

Eine hervorragende Stelle unter den Ereignissen dieser Art nimmt der berühmte Hexenprozess zu Mora in Schweden ein.

Im Jahre 1670 erkrankten eine Menge Kinder an Nervenleiden und Krämpfen, welche mit tiefen Ohnmachten abwechselten. In ihren Fantasien erzählten die Kinder von nächtlichen Zusammenkünften und Hexentänzen zu Blokula, wohin sie von Weibern, deren Namen sie sogar angaben, mitgenommen sein wollten. Der König sendete eine Kommission an Ort und Stelle, ein Hexengericht wurde niedergesetzt, und viele Personen, Weiber und Kinder verhaftet. Nach Jahresfrist erfolgte das Ergebnis: 72 Frauen und 15 Kinder wurden hingerichtet, 56 mit schweren Strafen belegt, und noch schmachteten 47 in Untersuchungshaft. In Deutschland waren es vorzugsweise das Bamberger Bistum, dem Protestantismus in gefahrdrohender Neigung zugetan, nicht minder Würzburg, in dessen Gebiet die Hexenrichter mit empörender Grausamkeit hausten. Ein »kurzer und wahrhafter Bericht und erschreckliche Zeitung« erschien 1659 mit Erlaubnis des Bischofs zu Bamberg selbst und gab Auskunft über die 600 Hingerichteten. Die Erpres-

sungen, welche dabei vorfielen, waren so schlimmer Art, dass Kaiser Ferdinand II. an den Bischof schrieb: »Was aber die höchst schmutzige Konfiskation in diesem Krimine anlangt, so können wir diese durchaus nicht und unter keinerlei Vorwand mehr gestatten.«

In Stift Würzburg wurden unter der achtjährigen Regierung des Bischofs Philipp Adolf von Ehrenberg nicht weniger als 900 Personen umgebracht, wie eine noch erhaltene amtliche Liste ausweist. Unter diesen Opfern befand sich auch ein naher Verwandter des Bischofs, der Letzte seines Stammes. Vielleicht musste er sterben, um denjenigen Platz zu machen, die nach seinem Erbe strebten. Ein Jesuit, der ihm in den letzten Augenblicken nahe war, schildert das Ende des lebensfrischen Jünglings. Anfänglich stand er in des Bischofs höchster Gunst, wurde dann der Trägheit und Vernachlässigung des Gottesdienstes beschuldigt und endlich angeklagt, von einer alten Base das Zaubern gelernt zu haben, worüber er auch seinem Beichtvater reumütige Bekenntnisse abgelegt haben sollte. Die arglistigen Berichte häuften sich, er sollte sich versteckt und rückfällig zeigen, man schilderte ihn als einen verworfenen Menschen und wusste auf diese Weise ihn endlich zu verderben. Der widerstrebende Bischof vollzog das Todesurteil des jungen Mannes. Eines Tages führte man den arglosen Jüngling unter erbaulichen Gesprächen über eine bessere Welt dem Schloss zu. An allen Plätzen, die er mit seinen Begleitern berührte, hier und da an einem Baum, einem Busch, einer Anlage blieb er stehen und erzählte mit der vollen Wärme und Offenheit eines reinen, unverfälschten Gemüts von all den tausend fröhlichen Erlebnissen seiner frühesten Jugend, die an diese Stellen knüpften. Ungerührt schritten

seine Begleiter aber weiter, nur hin und wieder ihn zu mehr Eile ermahmend. Ahnungslos betrat er an ihrer Seite das Schloss und durchschritt eine lange Reihe von Gemächern, und erst als plötzlich ein schwarz ausgeschlagenes Zimmer sich vor ihm auftat, in dessen Mitte er den Henker, das entblößte Schwert auf den Todesblock stützend, stehen sah, erst da begriff er den furchtbaren Ernst seiner Lage und setzte sich verzweifelt zur Wehr. Selbst die Richter waren erschüttert beim Anblick dieses Jammers und sie flehten in einem Bittgesuch den Bischof um Gnade für seinen jungen Verwandten an, das aber nie in dessen Hände gelangt ist. Ihm wurde gesagt, der Angeklagte habe sich frech und verstockt gezeigt bis zum letzten Augenblick. Als endlich der Jüngling, erschöpft von dem langen vergeblichen Kampf zu Boden sank, ergriff ihn der Henker, sein junges Haupt wurde auf den Block gelegt, und bald rollte es, vom Rumpf getrennt, auf den Boden.

Wenn man die schweren Verfolgungen ausnimmt, unter denen Bamberg, Würzburg und Trier litten, ist keiner der berüchtigten deutschen Hexenprozesse so geeignet, ein Bild jener traurigen Zeiten zu geben, als der Prozess zu Lindheim. Dieses kleine Dorf gehörte zu der reichsfreien Burg gleichen Namens in den prangenden Fluren der Wetterau und litt mannigfach unter den Drangsalen des Dreißigjährigen Krieges. Kaum hatten Hungersnot und Pest das Örtchen verlassen, als der nicht minder grimmige Feind der Hexenverfolgung dort seinen Einzug hielt.

Weiber saßen auf einer feuchten Wiese und plauderten. Da fuhr es der einen ins Bein, riss und stach, und sie vertraute ihrer Nachbarin, dass diese oder jene, mit der sie sich nicht zu schicken vermochte, sie angerührt habe und dass

davon das Übel entstanden sei. Ein später Frost deckte die schmutzigen Gassen des Dorfes mit Glatteis, ein alter Mann fiel hin und brach sich den Fuß. Da wurde bezeugt, dass irgendeine Frau absonderlich hinter ihm hergegangen sei und gleich nach dem Fall gerufen habe: »He, der hat das Bein gebrochen!« Ein Weib liebte den Kopf des kleinen Sohnes ihrer Nachbarin, und kurze Zeit darauf zeigte sich ein Ausschlag auf der Stelle, welche sie berührt hatte. Das waren die Anlässe, die Schneeflocken, aus denen eine Lawine entstehen sollte. Der Prozess, welcher von 1631 bis 1633 währte, forderte allerdings nur drei Menschenleben. Dafür war er aber auch nur das Vorspiel einer weit blutigeren und schrecklicheren Tragödie. Um das Jahr 1650 brach eine zweite Hexenverfolgung aus und verwickelte nach und nach fast sämtliche Bewohner des Ortes in den Prozess.

Lindheim stand zu jener Zeit unter der Herrschaft verschiedener Besitzer, in deren Namen der Justizamtmann Huber und der Oberschultheiß Geiß die Rechtspflege ausübten. Der Erstere schien anfänglich gezwungen gewesen zu sein, sich passiv zu verhalten. Der Letztere, ein ehemaliger Offizier, regte in brutaler Habsucht und Grausamkeit das ganze Verfahren an. In den Prozessakten befindet sich ein Brief, den er an den Mitbesitzer der Herrschaft, den edlen Heinrich von Oeynhausen gerichtet hat.

In diesem Brief klagt er scheinheilig über die in Lindheim überhandnehmenden Unholde, erwähnt, wie der größte Teil der Einwohner die Bestrafung derselben verlange, auch gern das nötige Holz hergeben und die Kosten tragen wolle, wenn die Herrschaft nur Lust zum Brennen hätte. Dabei lässt er mit einfließen, es dürfte wohl so viel bei dem

Verfahren herauskommen, dass die Brücke und die Kirche instand gesetzt und die Diener künftig besser bekleidet und besoldet werden könnten. Für derartige Gründe war der Herr von Oeynhausen nicht unempfänglich und er zögerte nicht länger mit der Erlaubnis. Nun begann eine Untersuchung, welche Geiß mithilfe der Blutschöpffen leitete, einer Art von Inquisitionsrichtern, die aus keinem geistlichen Orden, sondern aus den Ortseinwohnern von Lindheim genommen worden, und deren Bildung sich als so gering erwies, dass nur einer von ihnen schreiben konnte. Viele Frauen, auch einige Männer, ja sogar drei Kinder wurden gefänglich eingezogen. Diese Letzteren wagte Geiß nicht, am Leben zu strafen. Er wandte sich an die Universität Rinteln, die ihm den Rat erteilte, die kleinen Belialsgenossen täglich einige Stunden mit frommen Leuten beten zu lassen.

Die Untersuchung wurde militärisch geführt, Geiß inquirierte auf einen Hexenkönig auf eine Hexenkönigin, einen Hexengeneral, einen Korporal usw. Die Gepeinigten gestanden alles zu, da sie den Tod den grässlichen Martern vorzogen, und dankten, wie Geiß sich ausdrückt, Gott und der lieben Obrigkeit, dass sie durch sie vom Teufel erlöst würden. Einige suchten sich durch Geschenke zu retten. Die Gaben wurden dankbar angenommen, aber dies half den Unglücklichen wenig. Man folterte und verbrannte sie dennoch, da man ja so ihr ganzes Vermögen in die Hände bekam. Sechs Personen waren bereits verbrannt, 16 andere lagen im Hexenturm.

Eine Hebamme und mehrere Frauen wurden angeklagt, das tot geborene Kind des herrschaftlichen Müllers Schüler im Mutterleibe erwürgt und später zu Hexensalbe verkocht

zu haben. Das Grab wurde geöffnet und es erwies sich, dass die kleine Leiche noch unberührt in ihrem Sarg lag. Allein die Weiber hatten das ihnen aufgebürdete Verbrechen auf der Folter ja zugegeben, es war also kein Grund vorhanden, sie für schuldig zu erklären. Sie wurden ohne Weiteres verbrannt! Nicht lange daraus wurde der Müller mit seiner Frau eingezogen und gefoltert. Die Frau, einer gebildeten und frommen Predigerfamilie angehörig, war entschlossen, die Qualen zu ertragen und sich durch erzwungenes Bekenntnis nicht selbst zur Hexe zu machen. Der Schmerz überwältigte sie aber dennoch. Dem Mann gelang es mithilfe guter Freunde, aus dem Turm zu entkommen. Er floh nach Würzburg zu einem der anderen Mitbesitzer Lindheims, dem Domdechanten von Rosenbach und flehte dessen Schutz an. Ein Protest des Domdechanten gegen das ungesetzliche Verfahren fruchtete nichts, und Geiß ließ die Müllerin verbrennen. Da wandte sich der so schmachvoll um sein Weib beraubte Mann an das Reichskammergericht zu Speyer. Ihm folgten noch zehn Weiber, die zum Teil gleich ihm aus dem Hexenturm ausgebrochen waren. Halb nackt und noch blutend von der Folter liefen sie durch die Straßen der Stadt und verlangten laut schreiend Gerechtigkeit. Ein wackerer Mann, dessen Frau zur Untersuchung und vorläufigen Folter geführt werden sollte, widersetzte sich der Verhaftung, zerschlug dem Blutschöpfer den Arm und jagte Gerichtsdiener und Henker, die mit erschienen waren, zum Haus hinaus in die Flucht. Auch erschien eine Bittschrift der Dorfgemeinde zu Lindheim, welche über die traurigen Vorgänge berichtete und schleunige Abhilfe forderte.

Trotz dieser drohenden Anzeichen tat Geiß seinem bluti-

gen Treiben keinen Einhalt. Er fuhr fort, die Eingekerkerten foltern zu lassen. Das Jammergeschrei der Unglücklichen, das aus dem Turm drang, versetzte die Bevölkerung in eine furchtbare Aufregung. Mit Tränen der Wut in den Augen erschienen die Dorfbewohner vor dem Rathaus und verlangten die Freigabe der Gefangenen. Gleichzeitig befahl Herr von Rosenbach dem Justizamtmann Huber, den Unterdrückten mit Rat und Tat beizustehen, er unterstützte die Sache derselben energisch bei dem Reichskammergericht, und dieses gebot die sofortige Einstellung jedes gerichtlichen Verfahrens. Geiß wurde von dem Herrn von Oeynhausens »in Gnaden« entlassen. Kurze Zeit darauf stürzte er bei einem Ritt vom Pferd und brach sich das Genick.

Noch sind die Akten dieses von ihm geleiteten Prozesses vorhanden, stumme und doch so beredte Zeugen der unauslöschlichen Schmach, mit welcher die Pfleger der Gerechtigkeit sich bedeckten. Den Akten sind die Rechnungen beigelegt, vermittelt deren der Oberschultheiß sich über den Verbleib der konfiszierten Gelder auszuweisen suchte. Für einen Ritt bei schlechtem Wetter berechnet er sich 25 Taler nach unserem Geld, für jene Zeit eine enorme Summe. Bei Gelegenheit der Verhaftung der sogenannten Hexenkönigin vertranken die Schützen in einem Wirtshaus in der Nähe von Lindheim 15 Taler. Der Ausschuss zu Bleichenbach vertrank und verzehrte in zwei Tagen etwa 40 Taler. Den Henkern wurden für Folter und Hinrichtung unerhörte Summen zugestanden. Ihre Frauen beluden sich mit dem teuersten Putz und verschwendeten auf alle ordentliche Weise das Blutgeld, das ihre Männer erwarben.

Als letztes Opfer fiel in Deutschland die Subpriorin des



Klosters Unterzell bei Würzburg, Maria Renata Sänger. Unter den Nonnen jenes Klosters brach eine mehr und mehr um sich greifende Besessenheit aus, und eins jener Schauspiele wurde aufgeführt, wie sie nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Frankreich und Spanien mit Erfolg in Szene gesetzt wurden, um allzu freidenkende Mitglieder der geistlichen Orden dem Arm der Hexenmeister zu überliefern. Im Jahr 1749, in einem Alter von mehr als 70 Jahren, ließ die Priorin ihr Leben auf dem Schafott, worauf ihr Körper verbrannt wurde.

Als ein merkwürdiges Erzeugnis jener Zeit ist die sogenannte Drutenzeitung anzusehen, welche zu Nürnberg 1627 anonym erschien. Sie wurde bis auf ein Exemplar eingezogen, das sich bis heute erhalten hat und in den Archiven der Stadt Nürnberg aufbewahrt wird. Diese Hexenzeitung bringt einen Holzschnitt, auf welchem Drutenhäuser, Wasserproben und schon getötete Hexen zu sehen sind, auch drei Teufel, welche die ihnen verfallenen Seelen abfordern. In vierundzwanzig vierzeiligen Strophen werden die Übeltaten der Eingefangenen geschildert in einem Lied, das nach der Melodie *Dorothea mein Schätzel!* gesungen werden sollte.

Erst nach und nach verloren sich die Hexenverfolgungen in den einzelnen Ländern. Es ist das 18. Jahrhundert, welches sich mit vollem Recht den Namen des aufgeklärten erwarb, obwohl in manchen Ländern noch immer nicht die Sonne der Aufklärung die mittelalterliche Geistesnacht zu verscheuchen vermocht hatte. In Spanien wurde noch im Jahre 1783 eine Hexe von der Inquisition verbrannt. In der Schweiz loderte der schreckliche Holzstoß zum letzten Mal 1782. In Deutschland inquirierte man 1737 noch auf ein

buhlerisches Bündnis mit dem Teufel und auf Wettermachen, während die Verfolgung der Zauberei in Frankreich um das Jahr 1718 und in England im Jahre 1682 ihr Ende erreichte.

## Der Alp

Einst lebte in Assyrien die stolze und schöne Königin Albiona mit ihren einunddreißig Schwestern. Groß war die Macht des Königs, ihres Gemahls, der über ein weites Reich herrschte, dem sich die Nachbarfürsten nur demutsvoll und mit köstlichen Geschenken reich beladen zu nahen wagten. Die Schwestern seines Weibes hatte er den Großen im Land zur Ehe gegeben, damit ihr Stamm emporwachsen zu einer nimmer wankenden Stütze seines Thrones.

Allein die Königin war nicht nur schön und stolz, sie war auch herrschsüchtig über alle Maßen. Ihr Herz wurde von Zorn und Neid erfüllt, wenn sie daran dachte, dass nicht sie die Herrscherin im Land sei, sondern ihr Gemahl das Zepter führe. Um das Ziel ihrer herrschsüchtigen Wünsche zu erreichen, schwor sie sich mit ihren Schwestern, wie einst die fünfzig Töchter des Danaus getan hatte. Mit scharfem Stahl bewehrt, sollte jede den arglosen Gatten morden, wenn er schlummernd an ihrer Seite ruhe. Allein der böse Plan wurde verraten und die Königin musste mit ihren sämtlichen Schwestern ein steuerloses Schiff ohne Mast und Segel besteigen, das mit seiner schönen, verbrecherischen Last in das weite Meer hinausgestoßen wurde.

Lange trieb das Fahrzeug dahin, ein Spiel der Winde und Wellen. Endlich, nach mühevoller Irrfahrt, strandete es an der Küste von England, und die Geretteten stiegen an

Land. Von der Königin erhielt der Briten Reich den Namen Albion. Damals hausten in den Schluchten der Gebirge und im Dickicht der Wälder die Alben oder Elben, seltsame Wesen, von Gestalt den Menschen ähnlich, doch mit überirdischen Kräften ausgestattet.

Bald gesellten sie sich zu den holden Frauen, welche der Westwind ihnen zugetragen hatte, und aus ihrer Verbindung entsprossen Riesen, die das Land bevölkerten.

Allnächtlich, so berichtet uns die Sage, pflegten die Alben, Jünglinge wie Jungfrauen, über das Meer dahinzuschweben zu den Wohnstätten des Festlandes, um die Schlummernden jenseits der Wogen mit harter Umarmung zu quälen. So entstanden aus einer Verderbung des Wortes Alb in Alp die Überlieferungen von Geistern, welche die Schlafenden drücken sollten.

Einer schweren Last gleich presste der Alb die Brust des Schlummernden zusammen, dem er zumeist in Gestalt eines Tieres, als zottiger Hund, Bär, Katze oder gar als schlupfendes Mäuslein erschien. Der schwer Geplagte vermochte keinen Laut hervorzubringen, nur ein dumpfes Stöhnen verriet seine Qual. Erst wenn ein wachender Schlafgenosse ihn mit dem Namen anrief, den er in der heiligen Taufe empfangen hatte, war die Macht des Geistes gebrochen und der Alb musste entweichen. Bald ersann menschliche List, wie sie den Quälgeist fernzuhalten oder zu fangen vermöge, der seinen Weg durch ein Astloch in der Tür oder durch das Schlüsselloch in das Gemach nahm. Um ihm den Zugang zu verwehren, ließ man des Nachts den Schlüssel im Schloss stecken oder schlug einen Pfropf in das Astloch.

Einen jungen, hübschen Burschen drückte allnächtlich der

Alb, bis er sich keinen Rat mehr wusste, elend und siech zu werden begann und endlich seine Not einem Mitgesellen klagte. Der versprach, ihm zu helfen, blieb über Nacht bei ihm in der Kammer und enthielt sich des Schlummers. Als nun der Alb kam und den Burschen so presste, dass ihm die Luft ausging, schlüpfte der andere hurtig von dem Bett herab und verschloss das Astloch in der Tür mit einem hölzernen Keil, den er tags zuvor sorgfältig geschnitzt hatte. Dann rief er den Schläfer dreimal bei Namen, und als dieser davon erwachte, zündeten beide ein Licht an und durchsuchten den ganzen Raum. Aber sie fanden nichts, als einen Strohalm. Den nahmen sie und schraubten ihn vorsichtig in den Schraubstock, der sich in ihrer Kammer befand.

Als nun die Sonne aufging, stand in dem Winkel ein wunderschönes, nacktes Weib, das vergeblich den weißen Arm aus dem Schraubstock freizumachen strebte. Der Bursche heiratete die Schöne, begann ein eigenes Geschäft und lebte glücklich und in Freuden mit ihr. Nach Jahren, als das Weib ihm mehrere Kinder geboren hatte, gab es eines Tages einen häuslichen Zwist, und gereizt von dem Widerspruch der Frau, rief der Mann ihr spottend zu: »Sieh doch, willst du klüger sein als ich und weißt nicht einmal, woher du gekommen bist?« Da blickte die Frau ihm seltsam ins Gesicht und sprach: »Nein, das weiß ich wirklich nicht.« Der Tor zog den Pflock aus dem Astloch und sagte: »Hier herein kamst du.« Aber ehe er noch ausgedet hatte, schlüpfte das Weib wie ein Schatten durch die nun wieder frei gewordene Öffnung und entschwand dem Auge ihres Mannes für immer.

Nach anderen Sagen kehrte das Albenweib in bestimmten

Nächten zurück und umkreiste die Wohnstätte ihres Mannes mit klagendem Ruf. Oder sie kommt, die verlassenen Kleinen zu baden, ihnen die Haare zierlich zu ordnen und bringt blendend weißes Linnen mit, in welches sie die Kindlein einhüllt. Eine Wiederkehr auf immer bleibt ihr jedoch verwehrt, denn des Albenweibes Natur ist von einer besonderen, zart empfindenden Art.

Raue Worte verscheuchen sie. Wenn ihr hart begegnet wird von dem erwählten Geliebten, wenn er in das Heiligtum ihres Geisterlebens einzudringen sucht oder gar mit plumpem Scherz ihr den Eingang weist, durch den sie zu ihm hereingekommen war, zerreißt auf immer das Band, mit welchem die Albin an den sterblichen Mann gefesselt war. Die Liebe war der Zauber, der sie die Heimat vergessen ließ, mit ihrem Verschwinden tritt das Geisterreich in seine alten Rechte und das Albenweib muss heimkehren nach England, von wo der Ruf der liebenden Mutter herberklingt.

Auch unter den Alben gibt es dunkle, missgebildete böse Wesen, die aus hoher Luft herab den Sterblichen mit scharfem Pfeil verletzen, durch einen Schlag der Hand oder wohl gar mit dem scharfen Geisterblick ihn an Leib und Leben schädigen. Daher unterscheidet man gute und böse, Licht- und Dunkelalben. Zuweilen stören auch die Dunkelalben der Menschen nächtliche Ruhe. Sie kommen in Zwerggestalt, im roten Rcklein, hauchen dem Schläfer glühend heißen Atem in den Nacken und krchzen ihm spottend zu. Während aber die Nachtalben ihre Freude daran finden, bösartige Neckereien auszuüben, weil das sterbliche Geschlecht ihnen unbequem wurde und sie aus den innegehabten Wohnplätzen verdrängte, sind es reinere,

höhere Zwecke, welche die Lichtalben veranlassen, mit den Menschen in Verbindung zu bleiben.

Als die Bestimmung des Weibes gilt es, die Liebe eines Mannes zu erwerben und Kinder zu gewinnen. Den Alben sind die seelenvollen Gefühle eines Mutterherzens auf ewig versagt, wenn nicht ein sterblicher Mann sie von dem Fluch befreit, der auf ihnen lastet. Allein die Erlösung ist nur dann als vollendet anzusehen, wenn der Gatte ausharrt in Treue und Liebe, wenn er die höhere Natur des Geistes ehrt, und nicht begierig forscht nach dem Woher und Wohin. Wer den Alb erlöst, dass er lebt und stirbt wie ein Mensch, mit der Himmelshoffnung im brechenden Herzen, dem bringt es reichen Segen bis auf Kind und Kindeskind. Denn wer dem lustigen Völklein freundlich begegnet, dem bringen die Geister reiche Gaben.

Hoch droben auf der Alpe weilt der Alber, der die Wiesen nächtlich umschreitet. Unter seinen Tritten sprießt das duftigste Gras und erblühen weiße Alpenrosen. Doch wessen Seele nicht rein und keusch ist, vermag die Blumen nicht zu gewahren, nur unschuldige Kinder sehen sie. Wer seinen Hut darüber wirft, findet beim Nachgraben einen Schatz an der Stelle. Wo die weiblichen Alben gehegt werden, melken sie die Kühe, welche dann einen um so reicheren Ertrag liefern.

Die Elben ermüdeten zuweilen auf ihrer lustigen Fahrt vom fernen Albion, dann ließen sie sich nieder auf Bäume oder Sträucher. Der Zweig, auf dem sie ruhten, wurde knorrig und die Blätter welkten ab. Daran erkannte man solche Bäume. Über Bäche und Flüsse schwammen sie in Kähnen oder auf Muscheln, zuweilen auf Eierschalen.

An dem Ufer eines Waldbaches lagerten Holzknecchte.

Während die Gefährten um das verlöschende Feuer sich erquickendem Schlummer überließen, saß einer von ihnen unter den herabhängenden Weiden des Ufers in tiefe Gedanken versunken. Da gewahrte er eine Muschel, welche, von dem Zug des Wassers getrieben, zu ihm herüberschwamm und auf dem Sand liegen blieb.

Er hätte des Zufalls nicht geachtet, wenn nicht gleich darauf das angstvolle Schnauben eines der Schläfer ihn aufmerksam gemacht hätte.

Leise schlich er hinab, ergriff die Muschel und barg sie unter seinem Wams. Sofort ließen die schweren Atemzüge des vom Alb Gedrückten nach und von der Pein befreit verfiel dieser in einen ruhigen Schlaf. Vor dem Lauscher aber stand urplötzlich ein schönes Weib, gewandlos, mit langem flatternden Haar und bat mit sanfter Stimme: »Gib, o gib mir meine Muschel wieder.«

»Damit du frei ausgehst«, erwiderte der Mann, »und wir auch wieder keine Ruhe vor dir haben, wir, denen Ruhe nach der schweren Arbeit des Tages doch so nötig ist. Geh zurück, von wo du hergekommen bist und lass uns künftig in Frieden.«

»Nimmer will ich hierher zurückkehren«, sagte mit süßer, flehender Stimme das Elbenweib. »Doch fünfhundert Stunden weit muss ich vor Tagesanbruch eilen, bevor ich wieder zu den meinen gelange. Darum bitte ich dich, so sehr ich es vermag, gib mir die Muschel zurück.«

Da erbarmte sich der Holzknecht ihrer Not und reichte die Muschel hin. Augenblicks verschwand das Weib und die Muschel schwamm über den Bach zurück.

Nicht alle Sagen bezeichnen Alben oder Elben als Urheber des Alpdrucks. Von sieben in einer Familie hintereinan-

der geborenen Töchtern wird die Schönste zum Nachtmahr, weiß aber nichts von ihren nächtlichen Wanderungen. Wie die mit dem bösen Blick begabten Zauberinnen haben auch die Nachtmahre dicke, buschige, über der Nasenwurzel ineinander gewachsene Augenbrauen, und wo eine Neuvermählte sich zauberischer Mittel bedient hat, schmerzlos ihre Kinder zur Welt zu bringen, werden die Mädchen zu Nachtmahre, die Knaben zu Werwölfen. Im Gegensatz zu den lieblich gestalteten und mit hoher Schöne begabten Alben dachte man sich den Nachtmahr als ein großes wild blickendes Weib mit flatternden Haaren, und von diesem war der Übergang zu dem nächtlich umherstreifenden Heer der Hexen ein leichtes.

Wenn der Knecht am frühen Morgen in den Pferdestall trat und die Pferde zitternd und mit Schweiß bedeckt dastanden, so schloss er daraus, dass der Nachtmahr da gewesen sei. Hier reichten die gewöhnlichen Mittel nicht aus und es musste auf sichere Abwehr der unholden Reiterinnen gedacht werden. Eine Mistgabel, im geeigneten Moment über des Tieres Rücken hinweggestoßen, vertrieb nicht selten den Plagegeist, der dann mit einem Schmerzensschrei entwich. Nicht immer blieben die Pferde im Stall, wenn die Nachtmahre nahten. Zuweilen wurden sie von diesen gestriegelt, geschmückt und ihnen die Mähnen zierlich geflochten, dann öffnete sich die Stalltür wie von selbst, und in brausendem Galopp flogen die Pferde dahin zu dem gespenstigen Umritt, von dem sie vor dem Hahenschrei matt und müde zurückkehrten.

Auf die Schwelle der Stalltür malten in solchen Fällen die Herren der geplagten Rasse einen Drudenfuß, der aus zwei stehenden Dreiecken bestand, deren Winkel sich in umge-



kehrter Richtung befanden. Dieses heilige Zeichen wagten die Bösen nicht zu überschreiten. Weil aber der Eingang durch andere, ungesicherte Schlupflöcher offenblieb, hing man zwei Ziegelsteine kreuzweise über dem Tier auf oder befestigte an seinem Hals Flintensteine, in denen sich eine natürliche Höhlung befand. Sicherer noch erwies sich ein Messer oder eine Sichel, mit der Schneide nach oben auf den Rücken des Pferdes gebunden. In anderen Gegenden war es Sitte, am Johannistag (24. Juni) geweihte Bündel stark duftender Kräuter im Stall selbst oder an den Türpfosten auszuhängen.

Der Wirt zum *Goldenen Lamm* in Elbendorf hatte ein stattliches, braunes Rösslein in seinem Stall, auf dem er an Markttagen gar stolz und behäbig zur Stadt zu reiten pflegte. Wenn er dann im Wirtshaus abstieg und die Leute sich schier in der blanken Haut seines Tieres spiegeln konnten, klopfte er dem Braunen schmunzelnd den breiten Rücken und sprach: »Gelt, Gevatter, kein adliger Herr dürfte sich eines solchen Rössleins schämen? Dafür hat es auch den reinsten Hafer, klar wie Gold, und sollt' ich die Metze mit einem Silbergulden bezahlen.« Worauf der Gevatter, der kein anderer war als der reiche Schwanenwirt selber, jedes Mal lächelnd erwiderte: »Vetter, Ihr habt's ja dazu – warum solltet Ihr nicht!«

Aber heut kam der Wirt zum *Goldenen Lamm* nicht so fröhlich in das weit geöffnete Herbergstor eingeritten. Er sah verdrießlich aus und brummte sein »Grüß Gott, Gevatter!« nur so hin, dass es der Schwanenwirt kaum verstehen mochte. »Nun was ist Euch?«, fragte der verwundert. »Ist Euch ein Hase über den Weg gelaufen, oder habt Ihr die alte Drudenliese zum Angang gehabt, als Ihr hierher ausge-

zogen seid? Ihr seht ja aus wie die teure Zeit. «

»Da, schaut selbst«, entgegnete der andere, indem er von seinem Rösslein stieg und das Tier am Zügel hielt. »Seht es an, wie es dasteht. Ist's nicht eine Schande und ein Jammer, dass es so heruntergekommen ist? Fahl und staubig ist die spiegelglatte, glänzende Haut geworden, die Falten schlägt um die mageren Seiten. Trübselig hängt es die Ohren, als ob es wüsste, wie jammervoll es sich auf seinen elenden vier Beinen ausnimmt.«

»Maria und Joseph!«, rief der Schwanenwirt, »wie habt Ihr recht! Freilich, freilich, Vetter, das ist ein arger Wechsel. Aber wie geht das zu? Ist das Tier krank oder hat es sein Futter nicht, wie es sich gehört – obwohl man sich bei Euch so etwas kaum denken könnte!«

Der Sonnenwirt schüttelte traurig das Haupt. »Alles hab' ich versucht«, sagte er, »hab' dem Tier jedweden Tag sein Futter selbst gegeben, weil ich dem Knecht nicht traute, der doch sonst ein braver Bursche ist. Tags über geht es noch so leidlich, aber in der Nacht, Gevatter, in der Nacht, da kommt das Böse über uns. Da schnaubt es wild und stöhnt und zittert, bis ihm der Schweiß ausbricht und in dicken Tropfen herunterrieselt. Davon wird es mager und kraftlos, je länger desto mehr, und ich weiß mir keinen Rat in meiner Not.«

»Ich auch nicht«, sagte der Schwanenwirt, »aber drinnen im Stübl sitzt meiner Frau Mutter, die weiß allerlei, was gut ist gegen nächtlichen Spuk. Kommt herein, Vetter, dass wir sie fragen.«

So gingen die beiden miteinander ins Wohngemach, wo die Herbstsonne ihre goldenen Lichter auf Tisch und Bänken hüpfen ließ. Hinter dem massigen, breiten Kachelofen,

in dem die Frühsuppe gekocht worden war, stand ein alter Lehnstuhl aus schwerem Eichenholz, mit dunkelfarbigem Stoff bezogen.

Dort saß die Grossel, Jahr aus, Jahr ein, denn sie hörte nicht mehr so recht, und sie empfand Frost selbst im Sommer. Sie kannte den Lammwirt gar wohl, hatte ihn schon als ein kleines Kind auf den Armen getragen, wenn seine Mutter selig sie zu besuchen kam, mit der Freundin vertraut zu plaudern.

Nun setzte sich der Lammwirt zu ihr hin und klagte sein Leid; ob sie Rat wisse gegen den nächtlichen Unfug? Die Grossel nickte dazu bedächtig mit dem weißen Haupt und sann ein Weilchen nach, dann sprach sie, aber laut und mit tiefer Stimme, denn sie meinte, andere hörten nicht besser, als sie selbst: »Ja, Herr Vetter, das ist ein böses Ding, ein Mahr, wie die Leute sagen. Horcht mir zu, was Ihr dagegen tun müsst. Um Mitternacht, ehe noch die Glocke aushebt zu schlagen, müsst Ihr stumm und still in den Pferdestall gehen mit einem Pfröpflein, das Ihr am Tag zuvor geschnitzt habt. Macht es von Holunderholz und passt es genau in die Öffnung der Stalltür, welche Ihr selbst mit einem Harkenbohrer machtet, den Knecht zu belauschen. Das Pfröpflein stoßt Ihr schnell in das Loch, dann zündet ein Licht an und Ihr werdet schon sehen, was Ihr gefangen habt.«

Dieses Trostes war der Lammwirt froh, stand auf und wollte sich bedanken, allein die Grossel winkte ihm ängstlich mit der Hand zu schweigen, und so ging er hinaus, ohne Wort und Gruß, nahm sein Tier, das ihn nicht mehr zu tragen vermochte, beim Zaum und machte sich auf den Heimweg, denn er gedachte, des Quälgeistes noch in der-

selbigen Nacht Herr zu werden.

Als es um Mitternacht eben ausholen wollte, zwölf zu schlagen, ging der Lammwirt in den Stall und steckte den Pfropfen ein. Unter seinem Kittel trug er eine Laterne und Feuerzeug, er schlug Licht und schaute sich um. Da saß auf dem Braunen ein fremdes, junges Weib, das sich vergebens mühte, herabzusteigen und nun mit Tränen bat: »Ach, Herr, lasst mich frei! Ich gelobe Euch, nimmer wieder zu kommen, um Euer Ross zu reiten, wenn Ihr mich nur dies eine Mal losgebt.«

Wohl zürnte der Lammwirt heftig über das bittende Weib und wollte ihr schon den Weg mit der Heugabel weisen. Doch zu rechter Zeit fiel ihm ein, dass man dem Feind goldene Brücken bauen müsse, sollte nicht noch mehr Schaden und Unheil daraus entstehen. So ließ er die gehobene Rechte wieder niedersinken, zog schweigend den Pflock aus dem Bohrloch und deutete nach außen. Doch schneller noch als er winkte, glitt das Weib vom Ross herab und verschwand. Von nun an blieb der Braune ungeplagt, und als der Wirt am nächsten Jahrmarkt wieder seinen Einzug in den Hof des Schwanenwirtes hielt, saß er wieder so stramm auf dem glatten, glänzenden Rücken seines Tieres, wie früher. Es mussten alle herbeikommen, den guten Gaul zu bewundern: der Schwanenwirt und sein Weib, Knecht, Magd und die Kinder, selbst Hühner und Enten standen umher und guckten den Braunen an. Nur die Grossel kam nicht aus ihrer Ecke, wie sehr auch der Lammwirt bat. Sie nickte nur lächelnd mit dem weißen Haupt und ließ die Perlen ihres Rosenkranzes emsiger durch die zitternden Finger gleiten.

Wer abends vor dem Schlafengehen seine Pantoffeln ver-

kehrt vor das Bett stellt, nämlich so, dass die Spitzen in das Zimmer hineinstehen, dem vermag den Mahr nichts anzuhaben. Nicht minder vermag den Nachtgeist ein nasser Sack, den man unter der Schlummerstätte des Geplagten ausbreitet, zu verscheuchen. In manchen Gegenden ist es Sitte, wenn ein Glied der Familie vom Alb gedrückt wird, den Namen der Person auszusprechen, welche in dem Verdacht steht, ein Nachtmahr zu sein, denn einen solchen, bei seinem Namen angerufen, darf nicht wiederkehren. Vermag der Gedrückte sich soweit aus seinem schweren Schlaf aufzuraffen, dass er den Unhold bittet, am nächsten Morgen ein Geschenk in Empfang zu nehmen, so muss der Mahr erscheinen und verrät sich dadurch selbst.

Wie Geister gebannt und aus bewohnten Gegenden auf wüste Heiden oder in ein Moor verwiesen werden konnten, so auch der Mahr. Man hieß ihn weiterziehen, auf einen Felsen, in das Wasser, oder zu einem Menschen, der mit Namen bezeichnet werden musste.

Ein Mann wurde von dem Mahr so hart geplagt, dass er keinen Rat mehr wusste und gleich einem Fieberkranken taumelte.

Da riet ihm jemand, er solle seine Hände mit grüner Seife einreiben, ehe er sich zum Schlummer niederlege, und wenn der Geist über ihn hinwegschlüpfe, müsse er zugreifen und festhalten, sonst entkomme er ihm. Das tat der Mann und fing den Mahr, der sich unter seinen Händen in eine hübsche, junge Dirne verwandelte. Sie bat ihn jedoch so flehentlich, sie wieder loszulassen, dass er endlich sagte: »Fahre hin! Weil du mich aber so lange und so schwer gepeinigt hast, so will ich dich auf ein fühlloses Geschöpf Gottes verweisen, damit du keinem Menschen so wehe tun

darfst, wie du mir getan.«

Darüber erschrak der Mahr, weinte schmerzlich und rief: »Weise mich, wohin du willst! Nur nicht auf Stein und nicht ins Wasser.« Da verwies er ihn auf eine Eiche, und wer von jener Zeit an des Weges zog, da wo die Eiche stand, der sah ihre Zweige in der Nachtluft zittern und hörte sie rauschen, auch wenn kein Lüftchen sich regte. Danach begann der Baum zu vertrocknen und starb ab.

Wo der Hopfen schwarz wird oder schwarze Ähren im Korn sich finden, hat der Mahr bei seinem nächtlichen Streifzügen ausgeruht. Von der Albranke oder Mistel, die ihre Zweige um Waldbäume schlingt und dem Mahr zum schwankenden Sitz dienen sollte, stammt wahrscheinlich der Name der Familie von Marentholz her.

Am schwersten litten die Kinder, denen der Nachtmahr nachstellte. Sie mussten durch allerlei Zaubersprüche vor der Bösen bewahrt werden. In drei Nachbarhäusern erbat sich die Mutter Brot, eine Nadel und eine gläserne Flasche um Gotteswillen. Das Brot und die Nadel legte sie dem Kind in das Bettchen, füllte mit seinem Wasser die Flasche, welche verschlossen und in einem Schrank aufbewahrt werden musste, dessen Schlüsselloch sorgfältig mit Wachs verstopft wurde. Ein Spruch:

*Trottenkopf,  
Ich verbiete dir Haus und Hof,  
Ich verbiet' dir mein Ross- und Kuhstall,  
Auch verbiete ich dir meine Bettstatt,  
Dass du nicht über mich tretest.  
Trete in ein anderes Haus,  
Bis du über alle Berge steigest,*

*Über alle Zaunstecken eilest,  
Über alle Wasser reitest,  
So komm der liebe Tag wieder in mein Haus,  
Im Namen der heiligen Dreieinigkeit.*

wurde auf einen Zettel geschrieben und dem Kind unter das Hemdchen auf die Brust gelegt. Das in der Flasche verschlossene Wasser bereitete dem Nachtmahr unerhörte Pein und ließ ihn in längstens drei Tagen eines jammervollen Todes sterben. Zuweilen drückte der Mahr nicht allein die Schlummernden, sondern trat sie, dass sie elend umkamen. Sprichwörtlich war der Alben Trug und List; sie liebten es, der Menschen Sinne zu verwirren, wie sie die Haare der Geplagten in einen garstigen, verfilzten Zopf zusammendrehen, den man Wichtel- oder Weichselzopf, auch Mahrenlocke, Elfklatte nannte. Solche Albzöpfe mussten am heiligen Ostertag unter feierlichen Gesträuchen abgeschnitten und vergraben werden. Zopfab Schneider zogen unter dem Landvolk umher, zwickten den Kern des Albenzopfes mit einer glühenden Schere ab, umhüllten damit eine Kupfermünze, welche gewissermaßen als Lösegeld dienen musste, und warfen das Ganze über die Achsel hinweg in altes Gemäuer, darinnen böse Geister hausen sollten. Wer das Wagstück vollführte, entfloh, ohne sich umzuschauen, sonst erreichte ihn die Rache der Geister, die ihm ohne Gnade den Hals umdrehen.

Wer in Feld und Flur einsam wandelt, der vernimmt oft ein seltsames Brausen in der Luft. Staub wirbelt empor, dürre Blätter flattern umher, Bäume und Sträucher schüttelt ein plötzlicher Wirbelwind. Das sah auch ein Hirte, als er im Frühlicht seine Herde auf die Weide trieb. Mitten aus

dem Getöse flog ein Siebrand auf den Lauscher zu. Doch dieser ergriff ihn schnell entschlossen und hielt ihn fest. Da schweigt das Brausen, ein wunderholdes Mädchen steht plötzlich vor dem Betroffenen und fleht in bangen Tönen: »Den Siebrand, den Siebrand! Wie weint meine Mutter in Engeland!« Ein Zauber blendete Herz und Sinne des Hirten, dass er nicht zu widerstehen vermag und ihr den Siebrand darreicht. Damit schwingt die Schöne sich auf und verschwindet in den Lüften.

Die Sage von den nächtlich umherstreifenden Unholden findet ihren Ausgangspunkt in den Erzählungen von wegelagernden Geistern, welche einsamen Wanderern auf den Rücken springen und sich eine Strecke weit von ihnen fort-schleppen lassen. Solcher aufhockenden Unholde gab es im Volksmund gar viele, und in manchen Gegenden weiß man noch heute, dass die Geister Gehenkter den am Galgen Vorüberziehenden, nacheilen, um sie zu erschrecken.

Auf dem Dielberg war es nicht geheuer, da trieben die Hexen nächtlichen Spuk. Niemand ging gern des Weges, sobald der Abendstern am Himmel blinkte, und mancher, der sich hoch und teuer verschwor, er fürchte selbst den Teufel nicht, und der den bösen Geistern zum Trotz den verrufenen Weg einschlug, büßte seine Kühnheit mit dem Leben. Damals war just ein langer Krieg zu Ende gegangen, und ehe ein neuer begann, trieben die abgelohnten Soldaten sich im Land umher, verzehrten ihr Geld, wenn sie welches hatten, und schreckten, wenn sie nichts mehr besaßen, weder vor falschem Würfel noch gelegentlich vor einem Diebstahl zurück, um neue Mittel zu erwerben.

In einem Dorf am Fuß des Dielberges hatte ein solcher Raubvogel, der schwarze Hannes, seinen Sitz aufgeschla-



gen. Er hatte das letzte Hüttlein des Ortes um ein Billiges an sich zu bringen gewusst und steckte nun seine rote Trinkernase in alle Spinnstuben, um ein Weib für den neu eingerichteten Haushalt zu erlangen. Aber die Mädchen hielten zurück, und die Alten wiesen ihm die Tür, alle miteinander schlugen drei Kreuze hinter ihm, wenn er den Rücken wendete.

So blieb er ohne Hausfrau, und das machte ihn unbändig wild. Er begann Streit und Zank mit den Männern und mit den ledigen Burschen, bis er von ihnen einmal tüchtig verprügelt wurde. Da nahm er sein Hausgerät zusammen und trug es hinauf zum Dielberg, gerade an die verrufenste Stelle. »Das ist mir just der angenehmste Platz«, sagte er zu der gaffenden und staunenden Menge. »Hol' Euch der Teufel ein Schock Millionen Mal, Ihr Maulaffen. Das verspreche ich Euch, aber kommt Ihr hinauf in meine Höhle, so soll Euch der Satan den Hals brechen, Ihr vermaledeiten Hungerleider!«

Mit diesem Segenswunsch schied der schwarze Hannes und stieg die Höhe hinauf, bis er den Blicken der Nachschauenden durch die Bäume entzogen wurde. Von nun an begann ein arges Wesen da droben, und die Dielberger machten lieber einen großen Umweg, wenn sie in der Richtung des Berges hinwandern mussten, ehe sie sich in den Bereich des schwarzen Hannes wagten, der die ganze Höhe beherrschte. Wer es aber nicht vermeiden konnte, dem Strolch ins Gehege zu kommen, wie Reisisgamsammlerinnen, Beeren suchende Kinder und Kräuterweiber, den schreckte der Unhold fast zu Tode. Angetan mit einem Rock aus Felten, eine zottige Kappe auf dem Struwwelkopf, aus dem die wilden Augen hervorblitzten, wie ein Paar Feuerräder,

lief der Hannes umher, warf mit Stöcken und Steinen nach denen, die ihm begegneten, oder brüllte sie mit seiner groben Stimme an, wenn er unvermutet hinter Busch und Strauch hervor auf sie lossprang.

Hannes hatte jedoch auch seine guten Stunden, in denen er sich nach der Gesellschaft der Menschen sehnte, die durch seine wüste Art doch wiederum von ihm zurückgeschreckt wurden. Manchmal trug er einen Haufen dürres Reisig zusammen und legte ihn auf den Weg, den die Holzsuchenden zu kommen pflegten. Wenn er aber am Abend nachschaute und das Holz unberührt fand, weil niemand etwas von ihm haben mochte, dann tobte er in grimmigem Zorn, einem wilden Tier gleich, dass man es unten im Dorf vernehmen konnte und die Leute angstvoll ein Kreuz schlugen.

Zuweilen winkte er den Kindern zu einem Platz, wo die herrlichsten Waldbeeren in üppiger Fülle wuchsen, allein sie folgten ihm nicht, entflohen vielmehr bei seinem Anblick mit lautem Angstgeschrei. Das schmerzte ihn tief, und er brach durch dick und dünn, dass Äste und Zweige krachten, und Verwüstung seinen Pfad bezeichnete. Am härtesten traf ihn der Spott übermütiger Dirnen, wenn sie sich bis auf die ersten Abhänge des Berges wagten und ein Lied aus den wilden Mann am Hexenbrünnlein sangen. Da warf er sich zu Boden, rauft sein Haar und stieß gotteslästerliche Flüche und Verwünschungen gegen die Mädchen aus.

Endlich wurde dem Hannes die Welt zu eng und er endigte sein Leben an einer mächtigen Eiche, welche mitten am Wege stand. Kinder sahen ihn hängen und berichteten drunten im Dorf davon. Allein niemand wagte sich hinaus,

den Gefürchteten abzuschneiden, und so blieb er hängen, bis ein fremder Scharfrichtergesell daher gewandert kam, der für Geld und gute Worte den toten Mann vom Baum herab nahm und im Waldboden verscharrete. War aber der schwarze Hannes bei Lebzeiten ein Schrecken der Umgehend gewesen, so wurde er es noch viel mehr nach seinem Tod! Er konnte ersichtlich auch im Grab die Ruhe nicht finden, welche er auf Erden auf so törichte Weise gesucht hatte. Wehe dem, der sein Gebiet betrat oder es auch nur unvorsichtig streifte! Wie er leibte und lebte, nur als ein Geist noch wilder und schauriger anzusehen, trabte er neben dem Wanderer her, ihn mit grimmigen Blicken anschauend. Husch! Saß er ihm aus dem Rücken und machte sich schwer wie Blei, dass dem Geplagten die hellen Schweißtropfen über die Stirn rieselten.

Vergebens beriefen die Dielberger Beschwörer und Geisterbanner herbei, den Wegelagerer, den sie nach seinem Tod den Mahrehans nannten, aus dem Gebiet des Berges zu vertreiben.

Entweder verstanden die guten Leute sich auf dergleichen abgefeymte Bösewichte nicht, oder die Dielberger bezahlten zu wenig Batzen für das erhabene Werk – genug, der Mahrehans nahm es gar nicht übel, ab und zu einem der Beschwörer das Angesicht auf den Rücken zu drehen, und fuhr fort, sein Mütchen an harmlosen Wanderern zu kühlen. Nach Jahren wurde ein großes, steinernes Kruzifix auf die Stelle gesetzt, wo der verrufene Eichbaum stand, an dem der Mahrehans seine Seele ausgehaucht. Ein Sturm hatte den Baum zu Boden gestürzt, und das hielten die Dielberger für ein gutes Zeichen, zogen in Menge hinauf und rodeten den Stamm vollends aus. Der Mahrehans gab

aber doch nicht Frieden und spukte weiter, nur dass er sich stets bis zu dem steinernen Kreuze tragen ließ, niemals weiter. Dort stieg er von dem Rücken des Geängstigten hinab und verschwand. Die Dielberger schickten sich mit der Zeit in das Unvermeidliche, um so mehr, als endlich auch der Mahrehans des Spukens überdrüssig wurde und sich nur noch ab und zu im Wald blicken ließ. Wenn er aber erschien, freute es die Bauern, denn es gab in solchen Jahren reichen Segen in Flur und Feld. –

Aufhockende Geister, sagten die Leute, sind Seelen der Hexen: entweder solcher, die nach ihrem Tode verdammt wurden, zu wandeln, oder solcher, die noch bei Lebzeiten umgehen aus purer Freude an boshafem Beginnen. Und weil diejenigen, denen der Hackebold auf dem Nacken gesessen hatte, vor Angst und Schrecken ihrer Sinne kaum mächtig blieben, pflegte das Volk von einem, der unüberlegt in den Tag hinein sprach oder aufs Geratewohl handelte, zu sagen: Ihn reitet der Teufel. –

In der Freitagnacht konnte man Mahre und Albe belauschen, wie sie im Wald den Geißen die Bärte kämmen, weil die Geißen vom Teufel gemacht und der Mahre Gesellen sind. Als Gott die Welt erschuf, ließ er am sechsten Tage auch Alben entstehen; weil es aber schon gegen Sonnenuntergang war, wurden sie eben nur fertig, und es blieb keine Zeit mehr, sie zu segnen.

Darum gehen die Alben nicht den geraden Weg, sondern durch Bohrlöcher und Türschlösser, im Wald schlüpfen sie durch die Astlöcher der Bäume, und wer durch ein solches guckt, dem offenbaren sich wunderliche Dinge, die der Mensch sonst nicht vor Augen bekommt.

Die Alben dringen bis in die Träume der Menschenkin-

der, so gewaltig ist ihr Verlangen, selig zu werden. Ein Jüngling träumte drei Mal hintereinander denselben Traum. Es war ihm als wandle er hinaus vor die Stadt; am Himmel funkelte schon der Abendstern, die Sonne war untergesunken und die Abendglocke verhallt. Ringsum herrschte Schweigen, es wurde dunkler und dunkler, mitten auf dem Weg aber stand ein lichter Schein, aus dem eine wunderschöne Jungfrau hervortrat und dem Jüngling mit weißen Händen winkte, ihr zu folgen. Weil er nun nicht mit ihr ging, erwachte er. Nach der dritten Nacht beschloss er, hinauszugehen an die Stelle, die er wohl kannte, ob das Traumbild wirklich dort sein würde. Als er hinaus kam, schwebte die liebliche Gestalt vor ihm her, ihn nach sich winkend, war aber tausendmal schöner noch, als er sie im Traum gesehen. Schon hob er den Fuß, ihr zu folgen, allein unerklärliche Angst hielt ihn befangen, er wendete sich zurück und entfloh, ohne sich umzuschauen.

Als er durch das stille, dunkle Tor in die Stadt einbog, erklang es über ihm in hoher Luft, wie ein klagend schmerzlicher Ruf; die Erscheinung aber kehrte nicht wieder. – Auch in dieser Sage spiegelt sich der Glaube wider, dass Sehnsucht nach irdischer Liebe die Alben antreibt, den Menschen näherzukommen.

### **Der Vampir**

Einer blutroten, düsteren Wolke gleich ruht die Gestalt des Vampirs über der lieblichen Elbensage. Auch er schleicht in dunkler Nacht zu den Gemächern, in denen Schlafende ruhen und träumen. Aber sein Nahen bringt den Tod, sein Odem ist Mord, aus seinen Blicken flammt eine so wilde,

wüste Sinnlichkeit, dass die keusche Saga ihr in ewiger Jugend und Schöne strahlendes Antlitz entsetzt von dem schauerlichen Gebilde abwendet und es kaum als einen echten Spross jenes mächtigen Stammes anerkennen mag, der im innersten, frischen Leben des Volkes Wurzel geschlagen.

Wo die Vampirsage entstand und wie sie sich bildete, ist kaum zu enträtseln. Es lässt sich nur mit einiger Sicherheit annehmen, dass die Vorstellung von gespenstigen Vögeln, die mit ehernen Klauen und Schnäbeln bewehrt auf dem Leichenfeld der Schlachten ihre schaurige Mahlzeit hielten, sich aus dem römischen und griechischen Altertum in die christliche Anschauung verpflanzte und sich dort zu einem der unholdesten Erzeugnisse des Aberglaubens entfaltete. Man dachte sich die Toten aufrecht im Grabe sitzend und in ewig ungestillter Begier nach irdischer Nahrung ihr Leichengewand verzehrend. Darum vernahm, wer um Mitternacht den Friedhof zu überschreiten gezwungen war, ein Geräusch in den Gräbern, davon herrührend, dass die Toten ihr Leichenhemd oder den Schleier, der ihr Haupt bedeckte, zernagten. Wenn nichts mehr vorhanden war, rissen sie sich das Fleisch aus Armen und Beinen oder griffen diejenigen an, welche durch die Hand der Überlebenden in ihre Nähe gebettet waren. Enthielt die Erde keinen Stoff mehr, der des Toten Heißhunger zu stillen vermochte, so entstieg er dem Grab und mordete in der Heimat Freund und Feind, seiner furchtbaren Gier zu genügen.

Hoch oben im Norden, an Islands Eis umgürteter Küste hatte der mächtige Thorolf seine Hütten erbaut. Weit über Mannesgröße ragte des Recken Leib empor, sein Arm ver-

mochte die schwersten Steine und die gewaltigsten Stämme zu tragen, ein wuchtiger Speer schützte ihn vor des Bären grimmiger Tage, kein Feind wagte sich, ihm näher zu kommen. Einst hatte er für einen festen Holzbau Bäume fällen lassen, den er längst geplant hatte.

Allein der Wald, in welchem jene Bäume wuchsen, gehörte nicht ihm, und das Gesetz verurteilte den Verletzer fremden Eigentums zu einer Buße. Als Thorolf dies erfuhr, ließ er sich auf seinem Hochsitz in der weiten Halle nieder und verweigerte Speise oder Trank zu sich zu nehmen, bis das Urteil widerrufen wurde, denn er gedachte, Einspruch zu tun wegen der vermeinten Unbill. Wie ein Steinbild saß er da, starr und unbeweglich, nur zuweilen blitzte es unter den buschigen Brauen hervor, wie wenn Gott Thor mit dem feurigen Hammer schwarzes Gewölk durchschlägt.

So wurde es Abend und wurde Nacht, allein Thorolf rührte sich nicht, und keiner der seinen wagte es, den Brütenden aus seiner schwermutsvollen Ruhe zu stören. Als die Nacht dem neuen Tage gewichen war und der erste Strahl der Morgenröte in die Halle fiel, vergoldete er das bleiche Haupt eines toten Mannes. Da sendeten die Hausleute zu Arnkell, dem Sohn des Entschlafenen, auf dass er komme und den Leichnam zu seiner Ruhe führe. Arnkell verhüllte das finstere Antlitz seines Vaters mit dem Leichentuch, er gebot den Dienern, eine weite Öffnung durch die Mauer zu brechen, an welche der Hochsitz sich lehnte.

Dann ergriff er die Riesengestalt an der Schulter, doch dreimal vergeblich, ehe es ihm gelang, den Toten nur von der Stelle zu bewegen. Vom Rücken her nähert sich der Trauerzug, rückwärts durch die Maueröffnung wird der Tote getragen, die stärksten Stiere müssen eingespannt

werden, um die Leiche in das Tal hinauszuschaffen, in welchem das Grabmal aus schweren Steinen errichtet worden war.

Allein Thorolf fand im Tod nicht die Ruhe, welche dem milden Erdenpilger zu einem langen, traumlosen Schlummer winkt.

Um Mitternacht entstieg er dem Grab wieder, drückte als Alb die Tiere, welche ihn hinausgeführt hatten, und erschreckte die Hausgenossen durch wildes Toben. Wer sich bei Tag dem Grabhügel näherte, wurde von Raserei befohlen und starb. Ein Hirte, den der Geist hart verfolgte, kehrte eines Abends nicht mehr heim. Anderen Tages fanden die Suchenden ihn tot am Eingang des Hügels, jedes Glied war ihm gebrochen und die Haut dunkelblau, fast schwarz von dem harten Angriff des Unheil dringenden Geistes.

Am schwersten plagte Thorolf sein hinterlassenes Weib, bis dieses endlich den gespenstigen Umarmungen erlag. Man bestattete sie wie alle anderen, die ihm zum Opfer fielen, in der geräumigen Grabstätte, da althergebrachte Sitte es so verlangte. Nun folgte allnächtlich dem irrenden Toten ein schattenhafter Zug durch Flur und Wald, die Umgebung des Tales wurde zur verrufensten Stätte, in die kein Mensch, dem Leib und Leben lieb war, den Fuß zu setzen wagte. Die Gehöfte standen leer. Was dem Unhold nicht zur Beute geworden war, entfloh so weit wie möglich.

Als der Winter dem Frühling weichen musste, der Schnee auf den Gebirgen schmolz und der Sonne wärmerer Strahl die Erde getrocknet hatte, machte sich Arnkell mit elf ausgesuchten Gefährten auf, dem geplagten Land Ruhe und Sicherheit wiederzugeben. Die zwölf Männer drangen mutig in das Grabmal ein, in welchem die Leiche lag, unver-



west, das grimmige Antlitz dunkel gerötet wie von Zornesglut. Sie hoben den schweren Körper empor und legten ihn auf einen Wagen, den mächtige Stiere gen Ulfarsfell zogen. Dort ermatteten die Tiere, und frische wurden eingespannt. Auf einem hohen Berg am Meeresstrand errichtete Arnkell ein neues Grab und beschwerte es mit gewaltigen Felssteinen. Die Tiere, welche den Toten gezogen hatten, rissen in blinder Wut die Leitseile auseinander und stürzten sich in die wogende Brandung hinab. Mit diesem letzten Opfer schien der böse Geist Ruhe gefunden zu haben und man vernahm lange Zeit nichts mehr von neuen Gräueln. Als aber Arnkell gestorben war, erschien der Unhold wieder, tötete Menschen und Vieh und hauste so schrecklich, dass die umliegenden Ortschaften entvölkert wurden. Da erhob sich eine Schar tapferer Männer und grub die Leiche des furchtbaren Toten von Neuem aus, die sich nun hoch aufgeschwollen und schwarz wie die Todesgöttin selbst erwies.

Die unförmliche Last wurde mit starken Hebeln aufgehoben und hinunter zum Meeresstrand gewälzt. Dort türmten die Männer einen gewaltigen Scheiterhaufen über der Leiche auf und zündeten ihn an. Aber die Flamme, das heilige Element des Feuers, wich scheu vor der Berührung des Unholden Leibes zurück, bis die Windsbraut sich aufmachte, sie mit scharfem Flügelschlag anzutreiben. Hoch loderte die Glut auf und vernichtete die ungefügten Glieder, dann wirbelte die Asche, vom Winde getrieben, in die Luft empor und versank endlich in den Schoß des Meeres.

Diese Sage scheint beim ersten Blick in den Vampirkreis zu gehören. Und in der Tat ist eine große Ähnlichkeit mit dergleichen Erzählungen vorhanden. Allein ein wesentli-

ches Moment fehlt beim Thorolf, er saugt von den Lebenden kein Blut. Diese widerliche Lust aber ist gerade das Kennzeichen des echten, des slavischen Vampirs.

Denn der Glaube an eine Wiederkehr der Toten, welche allnächtlich zur Oberwelt emporstiegen, die Überlebenden zu ängstigen, wenn nicht sogar ums Leben zu bringen, ist zwar uralte und findet sich über die ganze Erde in mannigfachen Gestalten verbreitet. Allein das eigentliche Vampirelement des Blutsaugens ist unzweifelhaft von Asien aus nach Europa eingedrungen. Dass es nicht germanischen Ursprungs ist, erweist sich schon durch das Stillschweigen, welches die ältere deutsche Sage über diesen Gegenstand bewahrt. Nur inmitten slavischer Bevölkerung lebende Deutsche haben den Vampir in ihre Sprache übersetzt durch Gierrach, Gierschlund oder Gierhals, ein dem Werwolf verwandter Nachtgänger. Der Name Vampir selbst kommt selten vor und ist slavisch, auch alle anderen Benennungen des Unholds sind aus dem slavischen Sprachschatz geschöpft.

Wenn einige Überlieferungen uns berichten, dass der Vampir ein prädestiniertes Wesen sei, nämlich ein Mensch, dem durch besondere Umstände die furchtbare Mission schon bei seiner Geburt zuerteilt worden war, so sagen wieder andere, dass nur diejenigen dem Vampirismus verfallen, welche unter besonders unheimlichen Umständen sich vom Leben scheiden mussten, wie solche, die der verhaltene Zorn getötet hatte. Auch im Zweikampf Gefallene oder auf dem Schlachtfeld liegende Tote werden zu Vampiren, wenn des Mondes Strahl ihr bleiches Antlitz trifft und sie zu einem Verderben dringenden Scheinleben erweckt. Wer mit einer Haut auf dem Kopf, dem Glückshelm, der

Glückshaube geboren wird und sie nicht abstreift, oder wer mit Zähnen zur Welt kommt, wurde nach dem Volksglauben ein Vampir, sobald er gestorben war. Tote, deren linkes Auge offenblieb, auch solche, welche eine blühende Farbe bewahrten, kamen nachts aus ihren Gräbern hervor. Die rote Farbe des Gesichtes blieb das wichtigste Merkmal, wie schon das Sprichwort »Rot wie ein Vampir« andeutet.

Wenn die Dunkelheit ihre bergenden Schatten über die Erde ausgoss, begann es sich in dem Grab des Blutsaugers zu regen.

Bald wühlte es sich wie eine menschliche Hand hervor und der Unhold drang hinauf in die Region der Lebendigen. Leise schlurfte er durch die heimischen Gassen, trat, von Tür und Riegel unbehindert, an das Lager ahnungsloser Schläfer, an deren Seite er sich schmiegte, um mit gierigen Lippen ihr warmes Herzblut zu trinken, bis die Wange des Schlummernden sich mit Todesblässe deckte. Der Vampir aber gewann dadurch frische Kraft und kehrte in das verhüllende Grab heim, damit die nächste Nacht ihn zu neuem Frevel weckte. Wen der Vampir getötet hatte, trug als Zeichen eine kleine Bisswunde auf der linken Brust und musste vierzig Tage nach seinem Tod an den nächtlichen Exkursionen des Unholds teilnehmen. Der Genuss des frischen Blutes erweckte in dem Vampir auch die menschlichen Begierden wieder. Viele Sagen bekunden sogar, dass ihm von dem überlebenden Weib Kinder geboren wurden, denen jedoch das Knochengerüst fehlte. So ist hier also der Vampir ein Leichnam, den der höllische Geist beseelt, um Lebende zu schwerer Sünde zu verführen, der es aber nicht vermag, ein vollkommenes, menschliches Wesen zu erzeugen. Wer bei Lebzeiten durch eigene Schuld oder durch un-

geforderte und unwillkommene Begabung böser Mächte außer seinem Leib zu wandeln vermochte, sodass der Geist in Gestalt einer Maus, einer Biene oder anderer kleiner Tiere den geöffneten Lippen des Schlummernden entschlüpfte und nach geschehener Wanderung durch seine Rückkehr den in festem Schlaf Befangenen wiedererweckte, der wurde im Tod zu einem Vampir oder doch wenigstens zum irrenden Poltergeist.

Die sinnliche Neigung zu den Überlebenden, wie die Sage sie dem Blutsauger zuschreibt, streift hart an das Gebiet altrussischer Totengebräuche, welche Überlieferungen durch mehr als tausend Jahre uns zugebracht wurden, und erinnert auch an die Brautweihe asiatischer Völkerschaften. Starb in dem um jene Zeit noch völlig barbarischen Russland ein vornehmer und begüterter Mann, so schichtete man ihm aus trockenem Holz einen mächtigen Scheiterhaufen, auf dessen Gipfel sich ein leicht gezimmertes Bretterhaus fand. Das Haus enthielt zwei Abteilungen, deren eine den in sein Leichentuch gehüllten Toten aufnahm. Dann versammelten sich die Jünglinge und Jungfrauen des Dorfes in einem weiten Kreis, den von außen die schaulustige Menge dicht umgab.

Unter Gebet und seltsamen Weihen näherte sich der Priester dem Kreis und fragte: »Wer begehrt, das Paradies zu schauen?«

Worauf die schönste Jungfrau des Ortes, reich geschmückt und wohl bereit ihm erwidern musste: »Ich begehre es zu schauen.«

Nun führte man sie zu einem Schwebebalken, der den Zugang des Scheiterhaufens bildete. An diesem Balken stieg das Mädchen auf und nieder, bis ihre Sinne sich zu

verwirren begannen, dann musste sie in das Haus eingehen, in welchem der Tote lag, und wurde in die noch leere Kammer geführt. Hierauf traten nacheinander sechs Männer zu ihr ein. Wenn diese sie verlassen hatten, erschien ein altes Weib, das der völlig Erschöpften die Kehle durchschnitt. Nun wurde das Haus geschlossen, der Scheiterhaufen entzündet und der Leichnam mit seinem Totenopfer verbrannt.

In den Hexenprozessen finden sich einzelne Beziehungen zu dem Vampirglauben. Jene Käuzchen, welche sich in Gestalt kleiner Insekten den Zauberinnen zu nähern wussten, um ihr Blut zu saugen, dessen sie zu weiterem Leben bedurften, sind nichts anderes als versteckte Vampire. Gewiss ist aber, dass die Angeklagten nicht zuerst von dem Dasein dieser Blutsauger fabelten, dass es vielmehr die Hexenrichter waren, deren unreine Fantasie solche Gebilde heraufbeschwor. Tote, die im Grab schmatzen und sich des Nachts Nahrung suchen, tauchten hingegen unter den abergläubischen Erzeugnissen aller Jahrhunderte empor, und noch heute ist diese Vorstellung durchaus nicht als völlig erloschen zu betrachten.

So fordert ein alter Brauch, dass man dem Toten nichts Gebundenes in den Sarg lege, zum Beispiel keinen Strauß, dessen einzelne Blumen durch Fäden zusammengehalten werden, denn an diesen Fäden zieht er andere nach sich. Wer sich unvorsichtig dem offenen Grab so weit nähert, dass von dem Rand desselben ein Teil des Bodens hinabrieselt, verfällt dem Dahingeschiedenen. Schon im Sterbezimmer müssen die Spiegel verhängt werden, sonst beschaut der Leichnam sein Angesicht darin, kehrt wieder und holt andere nach. Und was liegt der frommen Sitte zugrunde,

drei Hände voll Sand dem Sarg nachzuschicken in die stille Gruft? Nicht der Wunsch, dass ihm die Erde leicht werden möge, denn der Abgeschiedene empfindet nichts mehr davon, sondern einzig das unbewusst schlummernde Verlangen, sinnbildlich den Toten jenem Staub wiederzugeben, von dem er genommen worden, damit er es nicht vermöge, wieder zu erscheinen. Deshalb schließt man die Augen der Leiche durch allerlei Mittel, deshalb zieht der überlebende Ehegatte dem Verstorbenen den Trauring von der erkaltenden Hand! Noch nicht wenige Jahre sind verflossen, dass auf dem flachen Land den Toten eine Geldmünze oder Scherbe in den Mund gelegt oder Mohnkörner in den Sarg geschüttet wurden. Sie beschauen das Geld, kauen die Scherben und zählen die Körner. So bleibt ihnen keine Zeit, die Lebenden zu plagen. In Niederschlesien pflegten die Leidtragenden zu gleichem Zweck kleine Geldmünzen in das offene Grab zu spielen. Ein angefangener Strumpf beschäftigte den unterirdischen auf lange Zeit, denn er darf jedes Jahr nur eine Masche trennen – dem gefangenen Teufel gleich, der in seinem Turm jedes Jahr nur eine Stufe steigen durfte, um emporzuklimmen.

Nicht selten geschah es bei ausgebrochenen Epidemien, dass die empörten Landbewohner eine Ausgrabung der Toten forderten.

Die Sage berichtet, dass solche Leichname, welche die Gabe der Wiederkehr besaßen, wohlerhalten, den Schlafenden gleich, im Sarg lagen. Dann schlug man ihnen das Haupt ab, durchbohrte ihr Herz mit einem Pfahl oder wendete ihr Angesicht nach unten, nachdem der Mund mit Erde angefüllt worden, und schüttete Mohnkörner über die Toten aus. Dieser Entweihung der Gräber gegenüber er-

hielten sich zahlreiche Traditionen, aus der ältesten nicht minder wie aus neuerer Zeit, in denen die Geister furchtbare Rache an dem üben, der ihre Ruhestätte mit profaner Hand berührte.

Unweit des kleinen märkischen Städtchens Wusterhausen an der Dosse zeigt man dem Fremden noch heute die Leiche eines Herrn von Kalbutz, die sich mumiengleich durch viele Jahre in dem trockenen Kellergewölbe der Kirche des Dörfchens erhalten hat.

»Da liegt der alte Kalbutz«, sagten die Leute und gingen voll scheuer Ehrfurcht vorüber, denn der Gestrenge hatte seinem Leichnam Respekt zu verschaffen gewusst, selbst in einer Zeit, wo es in Deutschland bunt genug herging. Als die Franzosen unsere Heimat in breiten Zügen überfluteten, kamen sie auch zu jenem Städtchen in der Mark, an welchem ohnedies die Heerstraße nach Hamburg vorüberführte. Neugier trieb sie an, dem alten Kalbutz im Kirchengewölbe einen Besuch abzustatten. Ein vorwitziger kleiner Tambour vernahm kaum von dem Toten, als auch schon der Übermut ihn antrieb, Gewand, Haupt und Glieder der Leiche mit frechen Händen zu betasten. Vergebens warnte ihn der Küster und suchten die Gefährten mit ernsten Blicken den Verwegenen zurückzuweisen. Immer höher stieg bei ihm die rohe Lust, den wehrlos daliegenden Toten umherzuwerfen. Als nun durch Zufall eine der Totenhände herabsinkt und im Fallen des Franzmannes Wange streift, steigert dies die Narrheit desselben bis zum Gipfel: »Sie will mir schlag?«, ruft der Tambour, sich selbst in Eifer redend, »Sie lumpig alt Kalbus, will schlag eine Tambour von die grande nation? Da, nehm Sie, und da!« Und er schlägt des alten Mannes Angesicht, dass die Zuschauer sich voll

Ekel abwenden, zieht den Degen, haut und sticht nach der Leiche, deren pergamentgleiche Haut dem Angriff aber widersteht. Endlich hat der Tor sich selbst erschöpft und zieht von dannen, stolz auf die Art, wie er seine grande nation herausgekehrt hatte. Kopfschüttelnd sieht der alte Kirchendiener ihm nach, mit scheuem Blick betrachtet er den im Sarg Liegenden, dessen stille Ruhe so unverschämt gebrochen worden, und mit einem schweren Seufzer geht er hinaus, das Gewölbe hinter sich verschließend.

Als die Nacht heranzieht im Städtchen, die Gassen öde werden und der Zeiger auf die zwölfte Stunde weist, da wird es lebendig in der Kammer, in die der Tambour von seinen Wirtsleuten gebettet ist. Da flucht und stöhnt es, endlich schreit es laut um Hilfe in fränkischer und deutscher Zunge. Eilig laufen die Hausbewohner hinzu und die Kameraden des Franzmanns greifen zu ihren Säbeln, um dem Bedrängten beizuspringen. Wie von heftigem Krampf befallen, finden sie den Tambour sich auf seinem Lager winden. Entsetzen malt sich in den weit geöffneten starren Augen, kalter Schweiß rinnt ihm von der bleichen Stirn. Niemand vermag sich zu erklären, was ihn quält, ratlos stehen die Kameraden mit dem Wirt und der Hausfrau da. Der herbeigerufene Feldscher zuckt die Achseln, denn es ist unmöglich, dem Tobenden krampfstillende Mittel einzuflößen. Da endlich hebt die Turmuhr aus zu schlagen: Eins! – Zurück sinkt der Geplagte, todesmatt, nach und nach legt sich die wilde Erregung seiner Nerven, die Besinnung kehrt ihm wieder. In Absätzen, oft noch von Schauern unterbrochen, kann er berichten, was ihm zugestoßen war. Um zwölf Uhr war er aus beängstigenden Träumen erwacht, er hörte die Schläge der Glocke die Mitternacht ver-



künden, da plötzlich erhellt ein mattes Leuchten seine Kammer und schlurfende Schritte nähern sich seinem Bett. Als er sich aufrichtete, stand der Alte vor ihm, den er so arg misshandelt.

Umsonst versuchte er, ihm zu entrinnen. Wie mit eisernen Klammern hielt der Geist den Frevler fest, drückte, zwickte, schlug ihn mit den Knochenfäusten und würgte ihn fast zu Tode. Und so hart misshandelt war der Lebende von dem Schatten, dass am nächsten Morgen sein ganzer Körper blau und braun und an vielen Stellen sich blutunterlaufen erwies.

Der Feldscher verordnete, dass der Kranke ruhig im Bett gehalten und kühlende Mittel bei ihm angewendet werden sollten, auch dass zwei seiner handfestesten Kameraden in der Kammer Wache halten möchten. Allein der Spuk kehrte wieder, unbekümmert um die französischen Säbelklingen, welche nur die leere Luft durchkreuzten. Vergebens berief der Feldscher den Geistlichen des Regiments, der Zusage desselben vermochte nichts gegen die wilden Fieberfantasien des Beklagenswerten. In der dritten Nacht erschien Kalbutz zum letzten Mal, und am Morgen des nächsten Tages verschied der Franzose, dessen Leib einen jammervollen Anblick bot. Herr Kalbutz aber lag und liegt noch in ungestörtem Frieden und man hat nichts mehr von ähnlichen Unfällen an jenem Ort gehört.

Fast unmöglich ist es, die Wiederkehrenden, die Doppelsauger, Nachzehrer und von dem bösen Geist Belebten in gehöriger Sonderung zu erhalten. Dennoch darf man annehmen, dass nur ein bestimmter Teil Europas Überlieferungen der Vampirsage in Fülle aufzuweisen hat. Bis zum höchsten Norden hinauf, durch die Berührung der Slaven

mit den Germanen von Letzteren fortgepflanzt, drang die Kunde von jenen blutgierigen Nachtunholden. England, Irland und Schottland, die dänischen Inseln und vor allem der Osten Europas bewahren den Vampirglauben. Alle Länder, die von Slaven bewohnt sind, sowie solche, deren Bevölkerung sich mit den überwundenen Slaven vermischte, besonders aber Mittel-, Süd- und Westasien, haben zahlreiche Mythen von blutsaugenden Nachtwandlern aufzuweisen. Selbst in Indien redet das alte Gesetzbuch Manus von bösen Geistern, welche nächtlich dem Blut der Menschen nachzustellen pflegen. Wer einem Priester Geld stiehlt, soll tausendmal in den Körper von Spinnen, Schlangen usw. oder in die entseelte Hülle blutdürstiger, schadenfroher Dämonen fahren.

In Böhmen half es nichts, dass man den wieder ausgegrabenen Blutsaugern einen spitzen Pfahl von hartem Holz durch den Körper schlug. Sie spotteten dieses Mittels und konnten nur durch Abhauen des Kopfes und durch Feuer vernichtet werden. Nach dem Tod redende Vampire gleichen mächtigen Zauberern, denen der Teufel scheinbar den ewigen Feind alles Lebens überwinden hilft. In Kleinarussland kommt der Totengänger in Städte und Dörfer, wie er im Leben aussah, mit gespaltener Unterlippe oder mit eingesunkener Nase. Entweder lief eine Hexe in Katzengestalt über das frische Grab und machte dadurch den Toten fähig, seine Wanderungen anzutreten, oder der Teufel fuhr geradewegs in des Verstorbenen Leib, der bei Lebzeiten von dem Geistlichen, vielleicht auch von seinen Eltern mit einem Fluch belegt und dadurch in die Gewalt des Bösen gegeben worden war. Stirbt in einem Haus unerwartet jemand, so muss am Abend, wenn alle zur Ruhe sind, Salz

auf den Fußboden gestreut werden, in welchen sich unfehlbar die Spuren des Totengängers einprägen.

Nun öffnet man das Grab. Ist der Verstorbene ein Vampir, so liegt er verkehrt im Sarg und man stößt ihm einen Pfahl durchs Herz, dass sein Blut entströmt. Man nimmt an, dass in der Richtung, in welcher es fließt, sich in der folgenden Zeit die meisten Todesfälle ereignen. Um dem Vampir das Wiederkommen zu vergraulen, streuen die Hinterlassenen Mohnkörner auf den Weg, den er zu wandeln pflegte, und diese muss er zählen in alle Ewigkeit. Auch Klopffeister ziehen nachts umher, und wo sie anpochen oder in die Fenster schauen, stirbt bald nachher ein Mensch.

Ein illyrisches Volkslied, welches noch heute gesungen wird und wahrscheinlich aus der Zeit stammt, da die Einwohner des Landes unaufhörliche Kriege mit dem benachbarten Venedig führten, lautet folgendermaßen:

*Im Sumpfe der Stevila liegt an einer Quelle Rand  
Ein Leichnam mächtig ausgestreckt, ein Leichnam auf dem Rücken.*

*Der schlechte Venetianer ist's, der einst Marien hat verführt,  
Marien in die Schmach gebracht, die Häuser uns verbrannt.  
Die Kugel schlug ihm in die Brust, der Dolch fuhr ihm durchs Herz.*

*»Schon liegt er seit drei Tagen da, warm fließt sein Blut und rot,*

*Wohl ist sein blaues Auge starr, doch blickt's zum Himmel auf,  
Und weh' dem, der vorübergeht, weh' dem, trifft ihn der Blick!  
Seht ihr, wie ihm der Bart noch wuchs, wie lang die Nägel sind?*

*Die Raben selber sehen's schein und flattern schreckhaft auf,  
Ihn rührt kein Rabenschnabel an, doch alle Leichen rings.  
Seht an, wie ist sein Mund so rot! Er lächelt wie ein Mann,  
Der eingelullt in einen Traum von grauser Liebe ist.  
Komm her, Marie, sieh an den Mann, um den verraten du  
Dein hoch Geschlecht, dein Vaterland – das ist, das ist dein  
Mann!  
O küsse doch den blut'gen Mund, zu lügen wusst' er gut.  
Er macht' der Tränen fließen viel, so lang er lebend war,  
Er macht der Tränen rinnen mehr, nun er nicht lebend mehr.*

In der Walachei heißt der Vampir *Murony*. Zu einem *Murony* wird der unselige Geist dessen, den der Blutsauger tötete.

Er fliegt nachts umher und stellt den Lebenden nach, etwa wie die große brasilianische Fledermaus, welche Tieren und Menschen das Blut aussaugen soll, wenn sie diese im Freien schlafend findet. Die Walachen sind ungemein abergläubisch und rufen bei plötzlichen Todesfällen eine weise, aller Zauberdinge kundige Frau ihres Dorfes herbei, damit sie den Gestorbenen bei Zeiten an der Wiederkehr verhinderte. Ein großer eiserner Nagel, durch die Stirn geschlagen, tötet den *Murony* so vollkommen, dass er im Grab verwesen muss. Den Frauen legt man wohl auch einen Stab vom wilden Hagedorn in den Sarg, damit Schleier und Gewand sich daran verwirren und die Toten festhalten möge.

In Oberungarn liegt im Kreis der Liptowischen Gespannschaft das Städtchen *Lublov*. Dort starb im Februar des Jahres 1718 ein Steuererheber, *Michael Caspareck*, und wurde einige Tage nach seinem Tod mit vielem Gepränge in ei-

nem mit Samt überzogenen Sarg zur Erde bestattet. Bald darauf verbreitete sich das Gerücht, Caspareck habe im Grab nicht Ruhe und erschrecke des Nachts die Leute in ihren Häusern. Weil das Gerede überhandnahm, wurde endlich, zwei Monate nach des Mannes Tod, sein Sarg geöffnet. Als man ihn unverwest darin vorfand, auch die Lippen und einzelne Kleidungsstücke frische Blutspuren aufwiesen, wurde ihm das Haupt mit einem Spaten abgeschlagen und der Körper dann verbrannt. Allein der Steuererheber, vermutlich durch das Amt, welches er bei Lebzeiten verwaltet hatte, im Ausharren gestählt, achtete des Feuertodes nicht, sondern verübte seine bösen Streiche ärger denn je. Er zündete Häuser an, überfiel Frauen und Mädchen auf offenem Feld und stieß die ärgsten Drohungen gegen diejenigen aus, welche ihm hindernd in den Weg traten.

Einst erschien dieser Vampir plötzlich inmitten eines fröhlichen Hochzeitsschmauses und befahl dem Wirt, ihm ein Gericht Fische bereiten zu lassen, er werde wiederkommen und bei ihm speisen. Allein die Gäste, denen an solchem Gesellen nichts gelegen war, verriegelten sorgsam die Türen, um ihn auszuschließen. Nach kurzer Weile trabte der Bösewicht auf einem schwarzen Ross in die Gasse hinein, hielt vor dem Hochzeitshaus still und forderte Einlass. Da ihm nicht sogleich aufgetan wurde, zerbrach er in der Küche alles Geschirr und schwor mit fürchterlichen Eiden, dass er niemandes Leben schonen wolle, falls ihm nicht geöffnet werde. Da schlossen die erschrockenen Gäste die Türen wieder auf, und Caspareck stieg vom Pferd herab, setzte sich zu ihnen an den Tisch, aß und trank und war guter Dinge. Dann empfahl er sich lachend und trabte munter weiter.

Caspareck war im Leben ein guter Rechenmeister gewesen und blieb es auch nach seinem Tod. Am Sonntag Jubilate zog er von Lublov aus nach Polen, trieb seine säumigen Schuldner in Warschau an, ihm ihre Schuld zu zahlen, entlehnte Geld von Freunden und Bekannten und kehrte alsdann nach der Heimat zurück, wo er mit denselben Geldsorten, die ihm in Warschau übergeben worden waren, seine Gläubiger befriedigte. Einen Hopfenträger, der ihm begegnete, stieß er mit Macht in den vorüberströmenden Pograd, aus dessen Wellen andere ihn kaum retten konnten. Wie vom Teufel besessen sauste er dahin auf Straßen und Wegen, Unheil brütend und Verderben bringend, wo er auch erschien. Oft plagte er sein hinterlassenes Weib, bis dieses sich einstmals ein Herz fasste und ihn fragte, weshalb er nicht an dem Ort bliebe, den Gottes Ratschluss ihm doch zugewiesen?

Da rief er: »Weil Ihr ein fremdes Herz anstatt des meinen verbrannt habt, wollen die Teufel mich in der Hölle nicht dulden, und Gott mag mich in den Himmel nicht lassen. Darum muss ich umgehen und die Menschen plagen, sieben Jahre lang, bis ich erlöst werde.«

Einmal ließ er sich von den Leuten berühren, fangen und wegführen, doch im Gefängnis zerfloss er nebelgleich unter ihren Händen.

Sieben Jahre später entwickelte sich eine neue Vampirsage in Niederungarn. Dort starb zu Kisolova 1725 Peter Plogojovitz und neun andere Bewohner des Ortes folgten ihm nach kaum eintägigem Krankenlager im Zeitraum einer einzigen Woche nach. Alle aber klagten vor ihrem Tode den Geist des Peter Plogojovitz an, dass er in der Nacht zu ihnen gekommen sei und sie am Hals gewürgt habe. Als

man den Toten ausgrub, lag er frisch und blühend in seinem Sarg da, hatte eine neue Haut, rosige Nägel an Händen und Füßen und einen dichten, vollen Bart bekommen, sodass niemand an seiner Vampireigenschaft zweifelte. Man durchbohrte ihn mit dem hölzernen Pfahl und verbrannte seinen Leichnam zu Asche.

Einmal in den Zug gekommen, nahmen die Blutsauger massenhaft zu und überfluteten Ungarn und Serbien mit ihren Plagen. Außer dem gerichtlichen Protokoll, welches im Jahre 1725 an Ort und Stelle aufgenommen wurde und die Wahrheit der seltsamsten Behauptungen erweisen sollte, erschien 1732 ein weitläufiger Bericht über das Sterben in Meduegya in Serbien, der durch Unterschriften der Militärbehörde eine gewisse Glaubwürdigkeit errang.

Ein Haiducke, Arnod Paole, stürzte während der Heuernete von einem schwer beladenen Wagen herab und brach sich den Hals. Nach seinem Tod verbreitete sich das Gerücht, er sei zu einem Vampir geworden, weil er, nach seiner eigenen Aussage, einmal von einem Blutsauger heftig geplagt worden war, der zu Gossowa im türkischen Teil Serbiens gehaust hatte. Um sich von dem Vampirbiss zu heilen, habe er Erde vom Grab des Unholds genossen und sich mit dem Blute desselben gesalbt. Dadurch sei er zwar von der Plage befreit, aber nichtsdestoweniger als Leiche dem Vampirismus verfallen. Kurze Zeit darauf erkrankten mehrere Personen und beschuldigten Paole, er bringe sie um. Vier davon starben wirklich, die anderen wendeten sich an den Hadmuk des Dorfes und verlangten eine Untersuchung des Grabes. Obwohl der Leichnam schon vierzig Tage in der Erde ruhte, sah er doch vollkommen wohlerhalten aus. Frisches Blut perlte ihm aus Mund und

Nase, und als er mit dem Pfahl durchbohrt wurde, stöhnte er laut auf.

Eine Art von Vampirtrunkenheit kam über die Bewohner der Umgegend, welche zum größten Teil der griechisch-katholischen Lehre anhängen und da der Pope sie belehrte, dass ein Nachtgänger nichts anderes sei, als ein vom Priester aus dem Kirchenverband Ausgestoßener, durfte die Entsühnung solcher irrenden Seelen nur durch die Kirche wirksam vollbracht werden. Die Leiche musste an der Kirchhofsmauer aufgestellt werden. Der Pope sprach Gebete und Beschwörungen, die den bösen Geist zwingen sollten, seine irdische Hütte zu verlassen. Zuweilen brach der Leichnam zusammen, das galt als ein Beweis von der Schwere des Fluches, der auf ihm lastete, erforderte mehrfach wiederholte Entsühnung und die Gegenwart eines höheren Geistlichen, dessen Gebet die Angehörigen des Vampirs mit wehklagendem Geheul begleiteten.

Paole war nicht nur den Menschen verderblich geworden, sondern war auch in die Herden eingefallen und hatte das Vieh gebissen. Die erkrankten Stücke wurden von den Besitzern geschlachtet und das Fleisch verzehrt. Wer davon genoss, musste zu einem Vampir werden. Endlich erhielt die Militärbehörde eine Anzeige von all den wunderlichen Dingen, die sich zu Meduegya ereigneten. Das Oberkommando entsandte mehrere Offiziere nebst den Feldscheren zum Schauplatz so unerhörter Taten und befahl genaueste Untersuchung. Eine Menge Zeugen wurden vorgeladen, Leichen ausgegraben und verbrannt. Am 7. Januar 1732 schloss man das Protokoll und war so klug als wie zuvor. Die Untersuchung der Leichen ergab merkwürdige Dinge. Eine sechzigjährige Frau, die nach langer Krankheit gestor-



ben und seit mehr denn neunzig Tagen begraben war, hatte im Grab eine Rundung und Vollkommenheit der Formen angenommen, wie sie diese im Leben nie besessen. Neugeborene, nach wenigen Tagen verstorbene Kinder waren ebenfalls zu Vampiren geworden, auch einige junge Haiducken, von denen einer die Frau Stanjoika im Schlaf gewürgt haben sollte. In den Körpern der verdächtigen Personen befand sich das Blut, wie der Oberfeldscher schreibt, in einem rechten, balsamischen Zustand, rot und frisch, während andere der Ausgeborenen nach kurzer Zeit vollkommen verwest gefunden wurden.

Benachbarte Zigeuner übernahmen das Henkeramt, töteten die Vampire noch einmal, verbrannten die Körper und streuten die Asche in die vorüberfließende Morava, ohne durch die Berührung und das Blut der Unholde irgendeiner Belästigung ausgesetzt zu werden. Feldscher, Hadmuk und Offiziere unterschrieben das Protokoll, welches alle diese Wunderdinge benannte. Seitdem sind die Vampire in der Welt rar geworden.

### **Die Passauer Kunst**

Wie der Gedanke an des Todes furchtbare Umarmung in der Seele des Staubgeborenen ein unbezwingliches Grausen erweckt, so erfüllt die scharfe kalte Schwerterklinge des Menschen Herz mit Furcht und Zittern. Kaum wagt eine friedliche Hand die schneidende Waffe zu fassen. Nur des Kriegers stahlharte Faust ergreift sie voll Mut und Begeisterung, hoch empor sie schwingend zum Waffentanz, so in freudiger Lust, wie nur der Bursche sein Mädchen zum fröhlichen Reigen führt. Doch wer hinauszog in die blutige

Schlacht, wo der wilde Gott die Todeslose schüttelt, dem gab liebende Sorge und das Gebet derer das Geleit, welche daheim zurückblieben, dem suchte die zärtliche Mutter, die liebende Gattin, die harrende, bange Braut ein glückliches Geschick mit heißem Wunsch zu erlehen. Gleich, als vermöchten Lieb und Treue schützende Arme um das bedrohte Haupt zu breiten, wenn das schwere Gewölk daran vorüberzieht. So ergriff einst Thetis mit ihren Götterhänden den neu geborenen Sohn Achilles und tauchte ihn drei Mal hinab in die düsteren Fluten des Styx, auf dass der geheiligte Strom seinen Leib den Unsterblichen gleich mache, ihn schirme gegen Hieb und Stoß und Stich. Nur die Ferse, an welcher sie den Säugling erfasst hatte, als sie ihn untertauchte, war mit sterblicher Haut bedeckt und verwundbar geblieben, und hierhin traf ihn denn auch der mörderische Pfeil, um ihn todeswund darniederzuwerfen.

Zu diesem griechischen Mythos, der uns von einer Festigung sterblicher Leiber Kunde gibt, bietet die deutsche Heldensage vom gehörnten Siegfried eine treffende Parallele. Dieser durchzieht, noch ein Jüngling, die Lande und gelangt an das Tal, in welchem Drachen, Schlangen und Lindwürmer hausen. Da fällt er Bäume im Wald, bedeckt mit ihnen den Grund und das ringelnde Gewürm und facht das Holz zu hellem Brand an, dass die Tiere sterben und verbrennen müssen. Zwischen den Felsen hervor dringt ein klarer Quell. Das ist das Öl, welches durch die Gewalt des Feuers den schuppigen Leibern entfließt. Neugierig taucht Jung Siegfried die Spitze seines Fingers hinein und sieht mit Staunen, wie das Öl, welches seinen Finger einhüllt, allmählich zu einem festen undurchdringlichen Horn verhärtet. Nun salbt er den ganzen Leib mit dem kostbaren Öl,

macht ihn unverletzlich, sicher gegen Abhieb und Lanzenstoß, nur oben im Rücken, zwischen den Schultern, wohin ihm von der Linde, unter welcher er stand, ein Blatt gefallen war, blieb eine Stelle frei, und dorthin traf ihn einst der eigene Speer, von des grimmen Hagen mörderischer Hand entsendet.

So bestand der Glaube an eine Festmachung des Menschenleibes schon im Altertum und ging von diesem auf neuere Zeiten über, nur mit dem Unterschied, dass die ältere Anschauung darin eine Vergöttlichung des irdischen Wesens sah, während längere Sagen denjenigen im Bündnis mit bösen Geistern glaubten, der sich gegen Hieb und Schuss stich- oder kugelfest machte. Zur Zeit der öffentlichen Fechtspiele und Faustkämpfe zu Rom geschah es zuweilen, dass die Gladiatoren, wie man die Fechter nannte, sich durch Zauber den Sieg zu sichern trachteten. Seltsame Buchstaben oder Wörter waren auf ihre Knie gemalt, die unter dem Namen der ephesischen Zeichen bekannt waren und den Fechtenden übernatürliche Kräfte verleihen sollten. Mit naiver Unbefangenheit erzählt ein Berichterstatter dieser Kampfspiele, wie ein Fechter, der solche Zeichen an sich hatte, dreißig Gegner nacheinander zu besiegen vermochte, dass er aber, als er darauf genötigt wurde, den Zauber abzutun, von dem Einunddreißigsten mit leichter Mühe geworfen wurde.

Bei den Indianerstämmen Nordamerikas erscheint der Teufel unter allerlei Gestalten und belehrt die Krieger, wie sie ihre Leiber fest zu machen vermögen, und wie die Kugeln, welche sie versenden, zu behandeln sind, um niemals das vorgesteckte Ziel zu fehlen.

Während des Dreißigjährigen Krieges wurde um die

Stadt Passau in Bayern ein Heer zusammengezogen. Da verkaufte der Henker zu Passau den Soldaten Zettel von der Größe eines Talers, auf welche zauberische Wörter und Figuren gedruckt worden waren. Diese Zettel mussten sie verschlingen, um sich gefroren oder fest zu machen. Das Zaubermittel durchdrang bald das ganze Heer und wurde von diesem hinausgetragen in aller Herren Länder unter dem Namen Passauer Kunst. Und so sicher dünkten die Kriegsknechte sich, dass sie die feindlichen Büchsenkugeln in ihren Ärmeln auffangen wollten. Doch konnte der Bann nicht den ganzen Körper gegen Verletzung sichern, vor allem die Augen nicht, auch nicht die Stelle im Rücken, die Achselhöhlen und Kniekehlen. Alte, erfahrene Soldaten wussten viele Sprüche und Zauberstücke und vermochten sogar andere fest zu machen, selbst wenn diese nichts von dem ihnen zugewiesenen Schutzmittel wussten. Einige Schriftsteller aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts berichten von festen Butterbällchen, an denen die schärfsten Messer vergeblich arbeiteten, von Heringen, die sich nicht zerschneiden ließen. Ein alter Kriegsknecht erklärte sogar, dass er selbst die Mücken gefroren machen könne.

Die Mittel, deren man sich bediente, waren äußerst mannigfaltig. Sie bestanden aus Gebeten oder Segen, in welchen der Schutz Gottes, des Kreuzes, der vier Evangelisten, der Heiligen drei Könige, der Muttergottes, der fünf heiligen Wunden oder der drei Kreuzesnägel angerufen wurde. Mit diesen Gebeten segnete sich der Ausziehende, trug auch wohl die auf Papier geschriebenen Sprüche auf dem bloßen Leib in einer metallenen Kapsel um den Hals oder in einem Fingerreif an der Hand. Andere wählten statt der

Gebete wunderliche Zeichen und Worte, wie *Masala, Alphe, Glaji, Beji, Arios* etc. Der Führer eines Regiments im Türkenkrieg pflegte vor Beginn einer Schlacht ein gesegnetes Brot in viele kleine Stücke zu zerschneiden, die er seinen Soldaten mitteilte, um sie kugelfest zu machen. Einige Mittel besaßen nur für vierundzwanzig Stunden Kraft und mussten an jedem Tag erneuert werden.

Das Evangelium Johannis, auf einen kleinen, runden Zettel geschrieben, der heimlich unter dem Altartuch verborgen wurde, sollte von großer Kraft sein, wenn eine oder drei Messen darüber gelesen worden. Damit der Segen nicht wieder entweichen konnte, steckten die Soldaten den Zettel in eine ausgehöhlte Haselnuss oder auch in einen Federkiel, der alsdann sorgfältig mit spanischem Wachs verschlossen wurde. Wer es vermochte, ließ das unschätzbare Mittel in Gold oder Silber fassen und hing es um den Hals. Wahrhaft schändlich war das geheimnisvollste Mittel, dessen sich abgehärtete Strolche bedienten, um ihre bösen Taten ungestraft zu verüben. Sie empfingen die Hostie im heiligen Abendmahl und sprachen dazu: »Ich nehme dich in des Teufels Namen!« Dann wussten sie die Oblate geschickt wieder aus dem Mund zu entfernen, brachten sich einen Schnitt in das dicke Fleisch des Oberarmes bei, legten die Hostie hinein und ließen die Wunde wieder zuheilen.

Ganz natürlich erscheint neben so frevelhaftem Beginnen das Streben des Gegenparts, den vorhandenen Zauber zu entkräften, der überhaupt nur gegen Eisen, Stahl oder Blei gerichtet sein konnte, weil diese niederen Metalle nach der Ansicht jener Zeiten leicht zu besiegen waren. Gold und Silber, besonders aber edle Steine, widerstanden gemeinem Zauber und entkräfteten ihn, wo er auch gegen sie ausge-

übt wurde. Von gleicher Wirkung zeigten sich zu Pulver zerriebene Weizenkörner, Spießglanz und Donnerkeile, wenn sie unter die Masse, aus welcher Kugeln gegossen werden sollten, gemischt wurden, ebenso eine giftige Auflösung von Seelsuchthorn, in welche die schon geformten, noch glühenden Kugeln zum Abkühlen geworfen wurden. Während der Belagerung der Veste Magdeburg durch das kaiserliche Heer unter dem berühmten Tilly beklagten beide Parteien sich heftig über den abgöttischen Zauber der einen und die gottlosen Gegenmittel der anderen. Wer die Schneide seines Schwertes mit Brot abrieb, dessen reine und heilige Substanz das Böse vernichtete, der benahm dadurch dem Gefrorenen die festigende Kraft.

Brotkügelchen, heimlich unter die Altardecke verborgen, ehe der Geistliche Messe liest, erlangen durch die über ihnen vollzogene heilige Handlung zwar wunderbare Eigenschaften, wenn der Besitzer eines davon an jedem Morgen nüchtern verschluckt. Allein sie bewahren diese Kraft nur von einem Sonnenaufgang zum anderen. Wie die Sage berichtet, pflegte man die Missetäter, welche durch Rad oder Strang vom Leben zum Tode gebracht worden waren, solange an der Richtstätte unbegraben zu lassen, bis Wind, Wetter und gierige Raben ihr Gebein von Haut und Fleisch entblößt hatten und die Knochen an der Sonne bleichten. An solchen Körpern, denen der Fluch bis über das Grab hinaus nachfolgte, wuchs dann eine dünne Moosdecke. Wer es über sich gewann, diese Decke abzunehmen und dabei die Zauberformel auszusprechen, welche allein dem finsternen Unternehmen Wirksamkeit verlieh, den machte dieses Moos sicher gegen jegliche Verletzung, sobald er es in einem Beutel unter den Achseln trug.

Auf hoher Alm, wo die Gämßen an Abgründen weiden und nur selten der Fuß eines unerschrockenen Waidmannes sich Pfade bricht, wächst eine Wurzel von wunderbarer Kraft, doranicum genannt, deren Genuss das Auge hell und schwindelfrei, das Herz mutig und den Schritt sicher zu machen vermag. Aber nur die klugen Gämstiere finden das kostbare Kraut und dringen, um es zu suchen, bis auf die steilsten Klippen, wo nur des Vogels Flug zu rasten scheint. Von den Fasern der Wurzel ballt sich in den Eingeweiden der Tiere eine dunkelfarbige, haarige Kugel zusammen. Wer eine Gämse erlegt, die solche Kugel in sich trägt, den macht sie fest auf immerdar, nicht nur gegen Stich und Schuss, sondern auch gegen tödlichen Sturz, wie hoch er sich immer versteigen möge im Gebirge. Aber dergleichen Tiere vermag nur einer zu treffen, der eine geweihte Kugel im Rohr hat.

Manche Kriegsknechte wussten von geheimen Künsten, Granaten von selbst erlöschend zu lassen, sodass diese nicht bersten und Schaden anrichten konnten. Weil die rechte Wirkung der Zaubermittel in den Festungen aber gar zu oft ausblieb, sagten sie, man müsse nur die ersten Feuerkugeln, welche geworfen würden, mit den Widersprüchen kühlen, dann vermochten die nachfolgenden kein Feuer zu entzünden. Allein die ersten Kugeln fielen immer über das Ziel hinaus, sodass niemand sie erreichen konnte. Andere erhoben einen Stab oder bloß die Arme, wenn im Gefecht die ersten Schüsse knallten, denn das leitete, so meinten sie, Tod und Verderben von ihnen ab auf ihren Nebenmann.

Einst kam zu Herzog Albrecht in Sachsen ein Jude, bot dem kriegslustigen Herrn einen Knopf dar, den er mit großer Kunst gefertigt haben wollte, und forderte eine große

Summe für dieses Zauberwerk, welches nach seiner Angabe unverletzlich machen sollte. Der Herzog befahl, den schlauen Handelsmann vor das Tor hinauszuführen, hing ihm dort mit eigenen Händen den Wunderknopf auf die Brust, zog sein Schwert und führte mit demselben einen gewaltigen Streich nach dem gefestigten Juden, der sofort blutend und entseelt zur Erde sank. Eine andere Sage berichtet von zwei rohen Gesellen, die in einer eroberten Veste eine holde Jungfrau erbeuteten und von böser Leidenschaft entzündet wurden. Da bot sie ihnen für ihre Unschuld eine silberne Büchse voll kostbarer Salbe, die den, welcher sich damit bestreiche, vor Kugel und Schwert beschützen sollte. Als die beiden begierig danach griffen, erbot sie sich, die Probe an ihrem eigenen Leib zu bestehen, legte züchtig ihr Tuch über die schimmernd weißen Schultern, salbte Hals und Busen mit dem duftenden Gemisch und sprach dann: »Nun versucht Euren Stahl an mir.«

Der eine zog sein Schwert, führte einen mächtigen Streich nach der Jungfrau, der ihr Haupt vom Rumpf trennte, aber auch ihre Ehre rettete.

### Das Nothemd

Den Allvater Odin schmückte die goldene Bräune, ein Panzer, welcher Sieg verlieh, und oft umgürtete er damit die Helden seiner Wahl, wenn sie auszogen zum blutigen Streit. In der deutschen Sage ist Wotan der Höchste der Götter. Auch er verleiht den Kämpfenden das Sieghemd, das ihnen Gewalt über ihre Feinde und Unverletzlichkeit des eigenen Leibes sicherte. Wie die alten Heldenlieder im Mund des Volkes im Laufe der Jahrhunderte zu Märchen



wurden, sank auch der höchsten Götter herrliches Geschenk, das siegespendende Kriegshemd, zu den Zaubermitteln herab, mit denen fahrende Landsknechte ihren ritterlichen Leib zu festigen trachteten. Doch ehe noch die Wandlung jenen untersten und letzten Grad erreichte, übertrug frommer Glaube Wotans Siegesgabe auf den starken Drachentöter St. Georg, der von seinem Ross herab das Ungetüm erschlägt, den Kriegern Heil und gutes Wetter gibt, Hirt und Herden vor den Wölfen schützt. Daher hieß auch das Sieghemd im Mittelalter Sankt Georgen-Hemd. Das heilige, siegverleihende Gewand brach des bösen Zaubers Macht, wie es St. Georg im Drachenkampf beschützte, wenn eine unschuldige Jungfrau in sieben Jahren, stumm und schweigend, Flachs zur Leinwand spann, verwebte, schnitt und nähte, und ein solches Nothemd über einen warf, den Hexen oder Zauberer verwandelt hatten, gab sie dem Verwünschten seine vorige Gestalt zurück. Auch machte das Nothemd den, der es trug, siegreich und unverletzt in jedem Streit. Wahrhaft furchtbar ist eine Sage vom Nothemd, welche in sich Gott und Teufel, Himmel und Hölle, Gebet und Fluch vermischt. Ein solches Hemd durfte nur gewebt werden von elf Uhr bis Mitternacht aus ungefärbter Wolle eines schwarzen Schafes, an dem kein weißes Flöckchen war, gewebt im Namen der Heiligen Dreifaltigkeit, geweiht durch sieben Vaterunser und die Litanei. Und als sollte jede Macht, welche zwischen Himmel und Erde waltet, zur Mithilfe herbeizitiert werden, auf dass weder Gutes noch Böses dem also Bewehrten schaden könne, wurde in des Teufels Namen das Hemd in Menschenblut getaucht, sieben Tage und sieben Nächte lang im Schoß der Erde verwahrt und mit einem Fluch wiederum hervorgezo-

gen.

Eine Jungfrau wandelt schweigend durch die stille Nacht, hinaus zum Garten Gottes, wo die Saat gesät wird, die der Ewigkeit entgegen reift. Sie lenkt ihre Schritte jener Seite zu, wo längstvergessene Tote schlummern, wo im feuchten Schatten der Kirchhofswand kniehoch die Nesseln über einem Grab wuchern, das keine liebende Hand vom Unkraut freimacht. Wer unter der Rasendecke schlummert, weiß die Jungfrau nicht, denn ihre Gespielen kennen den verfallenen Winkel kaum, so weit liegt er jetzt ab von Luft und Weh. Auch die Lerche kennt das Grab nicht, ihr Fuß mag dort nicht Ruhe finden, wenn sie aus blauer, lichtumflossener Höhe niederschwebt, wo sie das Auferstehungslied gesungen für die stillen Schläfer unter den grünen Zweigen.

Nur eine kennt es noch im Ort. Das ist die alte Ursel, das Zauberweib, die Hexe, jetzt ein steinaltes Mütterchen. Als die Jungfrau ihr jüngst im tiefen Wald begegnete und scheu aus ihrem Weg wich, war sie stehen geblieben, wo die Pfade sich durchkreuzten, hob den zitternden Kopf empor und krächzte: »Wer ein Nothemd weben will mit reiner Hand, der muss zum Kirchhof, wenn die Glocke aushebt, Mitternacht zu schlagen. Bis sie ausgetönt, nicht länger, darf er Nesseln von verfallenen Gräbern raufen. Schweigend kommen, schweigend gehen, drei Nächte lang. In drei Nächten muss das Garn daraus gesponnen, in drei aber gewebt, geschnitten und das Hemd fertig sein. Wer es tut, der denke den Namen Gottes nicht dabei, denn Gott wendet sein Antlitz von dem Grabesstören. Er gehe in drei Teufel Namen, er raufe den Totenflachs in Satans Kraft und nähe das Gewand mit höllischem Fluch.«

So sprach die Alte und schlich, den Stab in ihrer zittern-

den Hand, hinweg. Die Jungfrau aber lehnte sich entsetzt an einen nahen Baum, denn die Worte hatten ihr Herz wie ein kalter, schneidiger Stahl getroffen. Sollte nicht ihr heimlich Geliebter, dem sie ihr ganzes Sein dahingegeben hatte, zum heißen Kampf gegen eines mächtigen Fürsten Heer ausziehen? Wahrlich, nicht dahinter bleiben durfte der edle Rittersmann, wo es galt, Ruhm und Ehre zu erwerben, und hätte er die Jungfrau mehr geliebt als sein eigen Leben! Da er ihr die böse Kunde hinterbrachte, war sie fast sinnlos geworden vor Angst und Weh, und als er sie tröstete mit innigem Worte und ihr sagte, dass nicht jede Kugel treffe, nicht jeder Schwertschlag töte, war ein Gedanke in ihrem Herzen aufgestiegen, das teure Leben mit aller Macht ihrer schwachen Hände zu schirmen. In solchen Gedanken kehrte sie heim durch den Wald, der ihr heimisches Dorf umschloss, und als hätte die Alte jeden Zug ihrer kämpfenden Seele belauscht, sprach sie ungefordert den verderblichen Rat. Wie das Mädchen auch mit sich rang und stritt, siegte doch die Liebe über die Furcht vor dem gefährlichen Unternehmen, das ihr zeitliches und ewiges Verderben bringen konnte.

So schritt sie die Nacht dahin durch die schweigenden, todesstillen Gassen, dem Kirchhof zu. Eben hob die große Turmuhr aus, da stand sie an dem verfallenen Grab und riss mit zitternder Hand die Nesseln ab, nicht achtend der Stacheln, welche ihre zarte Haut verletzten. Dann entfloh sie eilend, wie vom Sturm gejagt, denn es schien ihren verwirrten Sinnen, als hebe sich ein dürrer, gespenstiger Schatten an der Mauer empor und strecke die Knochenhände nach ihr aus.

Und dennoch ging sie wieder und zum dritten Mal, bis

ihre Kammer sich mit dem seltsamen Flachs gefüllt hatte und sie Vorrat genug besaß, daraus ein Hemd zu schaffen. In drei Nächten war das Garn gesponnen, doch reichliche Blutstropfen entquollen dabei ihren zarten Händen, die harten Fäden netzend.

Dann wurde der Stoff gewebt, das Hemd geschnitten und genäht, und wie sie den letzten Fluch darüber sprach, erfüllte plötzlich blaues Schwefellicht die Kammer und ein Knall ertönte, der das Haus erschütterte, als solle es in sich zusammenstürzen. Ohnmächtig fiel die Jungfrau zu Boden. Erst das junge Licht des Tages weckte sie wieder, hurtig raffte sie nun das Nesselhemd in ihr Gewand und eilte hinweg, denn heute noch musste sie Abschied von dem geliebten Ritter nehmen. Als sie die teuer erkaufte Wehr ihm reichte und er sie nahm, erzitterte ihr Herz in ahnungsvollem Weh und sie rief noch einmal, da er schon das ungeduldig stampfende Ross bestiegen: »Alle Heiligen nehmen dich in ihren Schutz.«

»Ei, ei!«, krächzte hinter ihr der alten Ursel Stimme, »wie seid Ihr unvorsichtig mit dem Segnen, schönes Jungfräulein! Wisst Ihr nicht, dass der Reiter Unglück hat auf seinem Weg, wenn er vom Ross zurückblickt nach der Liebsten?« Damit humpelte sie hinweg, dem Friedhof zu, wo sie lange noch auf dem verlassenen Grab sitzend ihre Sprüche murmelte.

Wochen und Monde vergingen. Eine große Schlacht war geschlagen worden in Feindes Land, und mancher Mutter Sohn ruhte in der fremden Erde. Einsam irrte die Jungfrau durch Feld und Wald, ihre Angst und ihre Tränen zu verbergen, denn keine Kunde war zu ihr gelangt, ob der Geliebte lebe oder ob auch er gebettet sei auf öder Heide. Der

Schmerz um den Geliebten war es jedoch nicht allein, was ihr Herz quälte, dass sie von Tag zu Tag bleicher wurde. Eine neue, schwere Sorge lastete auf ihr, und als sie jetzt so düster hinabschaute in den tiefen Weiher, vor dem sie eben stand, tauchten böse Gedanken in ihr auf, und sie dachte, wie schnell doch alles Weh ein Ende finden dürfte da unten in der dunklen Flut, und wie die Schande vor den Leuten und der Jammer daheim nicht hinabzudringen vermöchten auf des Wassers Grund. Da dröhnte Hufschlag an ihr Ohr, und sie blickte wild empor. Auf dem Waldpfad kam Georg, der Knappe des Ritters, der mit ihm in die heiße Schlacht ausgezogen war, daher geritten. Ihr Herz pochte stürmisch, als sie ihn erblickte. Er brachte ja Kunde von seinem Herrn, er musste ja wissen, ob er gesund und am Leben geblieben. Sie wollte auf ihn zueilen, doch Georg hatte sie gleichfalls bemerkt und schon sein Ross zu ihr hingewendet.

»Grüß Gott, holde Jungfrau!«, rief er ihr zu. »Doch wie seid Ihr bleich geworden, seit ich Euch nicht mehr sah, als hätten Trauer und Schmerz auch hier gehaust, nicht unter uns allein.

Denn Ihr müsst wissen, dass mein edler Herr im ersten Kampf gefallen ist. Ein Geharnischter auf schwarzem Ross griff ihn wütend an, und ehe ich es vermochte, ihm zu Hilfe zu kommen, teilte ein furchtbarer Streich des Ritters Helm und Schädel.«

Da scheute plötzlich des Knappen Tier und sprang zur Seite, sodass er nicht vollenden konnte. Umsonst versuchte er, es zu beruhigen, dahin brauste es mit seinem Reiter durch das Dickicht, dass die Zweige krachend brachen. An der Stelle aber, wo das Ross scheu geworden war, stand jetzt die alte Ursel und blickte fast mitleidig zu der todes-

bleichen Jungfrau hin.

»Du hast mich betrogen mit höllischem Zauber, verruchtes Weib«, rief sie der Alten in wildem Schmerz zu, »dass ich ihn, den ich mehr als mein Leben liebte, in den Tod gesendet habe! Fluch dir, tausendmal Fluch!«

Doch das Weiblein hinkte näher hinzu und sprach: »Ich war einst jung und schön wie du, und wie du habe auch ich einst um Mitternacht die Nesseln gesponnen und gewebt. Aber mein Liebster zog nicht aus zu Kampf und Tod. In der Heimat fand er die Gefahr. Weil er einen Wanderer erschlagen haben sollte, lag er wochenlang im tiefen Turm, wo kein Strahl des Tages mehr herunterreicht, ohne dass seine Unschuld an den Tag kam.

Da trat der böse Gedanke zu ihm ein in seiner Finsternis, wie er dir just eben zugewinkt aus dem Teich hinauf. Er war allein mit ihm und rang, aber der Böse war stärker als meines Liebsten Herz, und als nach zweien Tagen der Schließer kam, ihn abzuholen, fand er nur eine Leiche. Weil er nun ehrlich eines unehrenhaften Todes gestorben war, verscharrten sie ihn an der Kirchhofswand und die Nesseln wuchsen über seinem Grab. Jahre vergingen, da bekannte sich ein fremder Pilger sterbend zu dem Mord. Siehst du, Kind, mein Nothemd hätte ihn gerettet vor dem Richter, hätte seine Unschuld klar ans Licht gebracht, wenn ich den Zauber mit reinem Sinn geübt! Doch meine Unschuld war dahin, wie die deine und das bringt Verderben über den, der solch ein Hemd trägt. Darum klage nicht an, was gut und nützlich ist, klage an dein Herz, dass es stöhnte verbotener Lust.«

Lange schon hatte die Alte sie verlassen, lange schon war der Wald still und einsam geworden. Die Sonne sank tiefer,

rosige Wölkchen färbten den Abendhimmel und die Vöglein flogen zum Nest. Endlich hallten Tritte durch den Forst. Ein Vater war es, der sein Kind zu suchen kam. Da saß die Maid an des Weihers Rand mit aufgelösten Locken, schaute hinab in die dunkle Flut und sang. Aber es war eine traurige Melodie, sie sang von dem verlassenen Grab an der Kirchhofswand. Da rief der Vater ihren Namen, sie schaute mit irrem Lächeln zu ihm auf und flüsterte: »Nicht so laut, du weckst die Jungfrau, die hier saß und nun dort unten zur Ruhe gegangen ist. Erst wenn sie fest entschlummert ist, darf ich heimgehen zu meinem Liebsten, der seit fünfzig Jahren auf mich wartet.«

Aus der Sage von Jungfrauen, welche sieben Jahre zu dem Zauberwerk verwenden mussten, bildete spätere Zeit eine andere Überlieferung. Mägdlein unter sieben Jahren sollten mit ihren zarten Kinderfingern Flachs zu einem Garn verspinnen, aus dem dann Leinwand gewebt und ein Hemd geschnitten wurde, das man mit besonderen Kreuznähten zusammenfügte. Über solch ein Hemd, welches ohne Wissen des Priesters unter dem Altartuch ausgebreitet lag, mussten drei Messen gelesen werden. Dann machte es jeden, der es anlegte, hieb- und kugelfest. Eine andere Sage lässt die Verfertigung des Hemdes noch schwieriger erscheinen. Es mussten in der Nacht am Karfreitag so viele reine Jungfrauen das Garn in des Teufels Namen spinnen, weben und nähen, dass alles vor dem ersten Hahnenschrei vollendet war. Das Hemd durfte nicht kürzer sein, als vom Hals bis auf den halben Mann. Über der rechten Brust wurde ein behelmtes Haupt mit langem Bart, über der linken ein gekrönter Teufel eingewirkt. Solche Nothemden dienten dem Krieger zu Schutz und Wehr, verliehen einem An-

geklagten Sieg und Recht vor aller Obrigkeit.  
Der Freischütz

Zur Zeit, als der mächtige Pipin von Heristal über die Franken gebot, lebte an seinem Hof der Sohn des Herzogs Bertrand von Guienne, ein stolzer, schöner Rittersmann, der in der Taufe den Namen Hubertus empfangen hatte. Der Ort, wo seine Wiege stand, war dem alten Jagdgott der Deutschen heilig. Unbemerkt von Menschaugen mochte er dem Herzog wohl den Waidmannsgeist eingehaucht haben, die wilde Lust, durch Feld und Wald zu streifen mit weithin schallendem Hallo! Denn bald wurde es seine liebste Freude, auf pfeilschnellem Ross dem flüchtigen Wild nach dahin zu brausen, hinter sich die kläffende Meute, den reisigen Tross. Kein Mahnen half, kein ernstes Wort. Hubertus tobte durch das Dunkel der heimischen Wälder, als wolle er es so treiben bis zum Jüngsten Tag, mochten auch die Glocken alle Christenheit zum Tempel Gottes laden und Sabbatstille rings die Welt umfassen.

Da trieb ihn einst die nimmersatte Lust hinaus am Sterbetag unseres Herrn. Taub gegen alle Mahnungen seiner Freunde, jagte er edlem Wild nach, brach durch Dickicht und verschlungenes Gestrüpp und ließ die Jagdgesellen weit hinter sich zurück. Plötzlich sah er sich mitten in der Waldeinsamkeit allein, umgeben von tiefer Stille, die wie ein Vorgefühl der Strafe auf sein Herz sank. Aber dennoch spornte er sein ermattetes Ross, dass es dem flüchtigen Wild nachjage. Da trat ihm aus finsterem Tannengrund ein Hirsch entgegen, zwischen dessen zackigem Geweih das Zeichen des heiligen Kreuzes sich in strahlendem Glanz erhob, ein Sinnbild des Tages, den Hubertus so frech ver-



höhnt hatte. Das himmlische Licht drang in die Seele des Jägers wie ein schneidiges Schwert. Als habe der Blitz ihn gerührt, so hielt er still beim Anblick des göttlichen Zeichens, an dem seine Sinnenlust zerschmolz wie weiches Wachs. Er sank vom Ross herab auf die Knie, Gnade erlebend vom Himmel und – erlangend.

Hubertus tat von sich alle weltliche Lust, umgürtete seinen Leib mit härenem Gewand und sühnte ein langes Leben hindurch mit Buße und Gebet den Jugendfrevel. Nach seinem Tod, (er starb im Jahre 727 als Bischof von Lüttich) erhob die Kirche ihn zu einem Heiligen, die Jagdgenossen aber verehrten ihn als himmlischen Hort und Schirm der Jäger, stellten ihn bildlich dar im Jagdgewand, bewehrt mit Köcher und Bogen, neben sich den Hirsch, auf dessen Haupt das Kreuz sich zeigt. Was aber im Schoß des Volkes noch lebte und sich regte von lose verschlungenen Fäden heidnischen Aberglaubens an den alten Gott der edlen Waidmannskunst, das schloss nach und nach sich zu einem festen Gewebe um die Gestalt des Heiligen und ging auf diesen über. So wurde der Hubertustag, der dritte November, zu einem Fest der Jäger, das sie feiern vom Kronen tragenden Herrscher an bis zum geringsten Forstmann, der den Wald durchpirscht.

Der Heilige, der die Jäger schützt, nimmt auch die Tiere in seine Hut. Wer diese misshandelt, dem droht Zorn und Strafe, wen sie verletzen, den heilt seine Hand. Wenn der Sommer mit seinem glühenden Hauch die frischen Quellen in Flur und Wald in hässliche Pfützen verwandelt und die Hunde, die steten und treuesten Begleiter der Jagenden, um ihren Durst zu stillen mit weit vorgestreckter Zunge nach einem Tropfen kühlenden Wassers suchen, der sie vor

der Wut bewahren soll. Dann wurden eiserne Werkzeuge in den Kirchen aufgehängt, Hubertusschlüssel genannt, die am Tag des Heiligen von Priesterhand geweiht und gesegnet werden. Der Biss eines tollen Hundes musste in der Wunde mit einem glühenden Hubertusschlüssel ausgebrannt werden, dann vermochte das Gift sich dem Blut des Verletzten nicht mitzuteilen und er blieb verschont von der schrecklichen Krankheit. Ein alter Järgerglaube besagt, dass Hunde, mit dem Hubertusschlüssel auf die Stirn gebrannt, das ganze Jahr hindurch sicher seien vor der Tollwut, denn durch das Zeichen schützt der Heilige auch die Tiere vor dem Bösen. Wer am Hubertustag ein schmales, ledernes Riemchen von weißer Farbe mit roten Tupfen gesprenkelt, im Knopfloch trägt und es das ganze Jahr hindurch an seinem Leib bewahrt, ist fest gegen den Biss aller wütenden Tiere.

In der ehemaligen Benediktiner Abtei zu Andain ruht die irdische Hülle des frommen Bischofs. Unter den Gewändern, welche dort noch von ihm aufbewahrt werden, befindet sich eine Stola, zu der am Festtag des heiligen Hubertus die Gläubigen aus nahen und fernen Ländern wallfahren. Eine besondere Feierlichkeit ist das »Einschneiden.« Es wird eine kleine Wunde in die Stirnhaut geritzt und ein winziges Teilchen der Stola hineingetan. Darüber heilt die Öffnung wieder zu, und der Eingeschnittene empfängt dadurch eine festigende und abwehrende Kraft gegen wütende Tiere, sodass der tollste Stier sich von ihm geduldig bei den Hörnern ergreifen und fortführen lässt. Wie viele aber auch schon von der Stola mitgeteilt empfingen, wird diese doch nicht kleiner, denn was am Tag zuvor davon genommen wird, ersetzt sich wieder in der nächsten Nacht.

St. Hubertus segnete zwar des Waidmanns Jagdgerät mit glücklichem Erfolg, doch genügte dies den ruhmbegierigen Schützen nicht immer. Sie wendeten allerlei Mittel an, sich einen sicheren Schuss zu wirken. Kugeln, mit denen jedes Ziel erreichbar wurde, wie hoch, wie fern und schwer es auch zu treffen war, nannte man Freikugeln. Sie zu erhalten, forderte nicht selten die Seele dessen zum Opfer, der sie goss. Stets aber blieb es ein gefährlicher Zauber, der dem Urheber selbst verderblich werden konnte.

Da gab es alte, wetterharte Schützen, deren Blick mit einer Kraft begabt worden, dass, wenn sie einem Jäger in das Rohr zu sehen vermochten, der Schuss darinnen sitzen bleiben musste. Andere trieben allerlei Mutwillen auf Kirchweih und Jagdgelagen, schossen jederzeit mit ihren Büchsen weiter als andere oder trafen in großer Entfernung ein kaum sichtbares Ziel. Da durchlöcherte solch ein Freischütz auf zweihundert Schritt Entfernung einen blanken Reichstaler, den ein furchtloser Mann zwischen Daumen und Zeigefinger wie eine Scheibe emporhielt. Ein anderer schoss mit seinem Pfeil einen kupfernen Heller von dem Kopf eines Menschen herab, ohne ihm auch nur ein Haar zu verletzen.

Im Archiv der Grafen Erbach zu Michelstadt befinden sich noch heute die Hexenprozessakten von Klein-Heubach, in welchen die wahrscheinlich durch die Folter erpresste Aussage des Bauern Georg Ludwig sich befindet. Dieser hatte auf Antrieb eines Missetäters drei Schüsse getan: einen in die Sonne, einen nach dem Herrgott empor in den Himmelsraum, den dritten nach dem steinernen Muttergottesbild am Steiner. Dadurch glaubte er, für jeden Tag drei sichere Schüsse erlangt zu haben. Allein er genoss die-

sen teuer erkauften Zauber nicht lange, denn das Hexengericht bemächtigte sich seiner und ließ ihn verbrennen.

Das Schießen nach Gott ist sehr alt und heidnischen Ursprungs. Schon Griechen und Römer glaubten nicht an eine Unverwundbarkeit ihrer Götter. In der nordischen Mythologie wird Gott Balder durch einen Mistelzweig getötet. Wohl niemand, der in unseren Tagen bösen Buben das Werfen mit Steinen untersagt, denkt dabei an die alte Mythen, dass einst Thor, der Donnergott, durch den Steinwurf eines Riesen am Haupt schwer verletzt, danieder sank, und dass deshalb im ältesten Gesetzbuch verboten wurde, mit Steinen zu werfen, »sonst rühre sich das Stück, welches im Haupt Thors zurückgeblieben und mache ihm Schmerz.«

Heiden pflegten die Götter zu bedrohen, wenn sie ihrem Begehren nicht zu Willen waren, wie der gemeine Russe noch heute seinen Schutzheiligen schimpft und schlägt, sobald er vermeint, Ursache zur Unzufriedenheit gegen ihn zu haben. Manch roher Soldat schrieb Verluste im Spiel dem bösen Willen Gottes zu und schleuderte Schwert oder Dolch empor, ihn zu verletzen. Die Waffe kehrte nicht zurück, wohl aber sanken drei Blutstropfen auf den Frevler nieder.

Durch den dichten Tannenwald, der sich unter seiner Schneelast beugte, zog ein Jäger heim. Schon erblasste der rötliche Sonnenstrahl, denn der Abend war nahe und kreischend flatterten die Raben um die Wipfel hoher Bäume. Der Jagdgeselle verfolgte seinen Pfad in missmütiger Stimmung, denn er kehrte mit leerer Waidtasche heim und fürchtete den Spott der Genossen.

Da geht ein fremder Grünrock die Büchse im Arm und eine wohlgefüllte Tasche über der Schulter, aus der ein Fuchsschwanz so recht, als sei es ihm zum Hohn, heraus-

schaute, an ihm vorüber.

Schon ist der Fremde an die zwanzig Schritte von ihm entfernt, da ruft der Beutelose ihm nach: »Heda, Landsmann! Woher des Weges?«

Doch der antwortet nicht und schreitet rüstig weiter und der Rufer nicht minder hurtig hinterdrein mit lautem Hallo und Jägerpfeiff. So jagt denn einer den anderen, bis ein Kreuzweg kommt, wo eine Sense in den Stein gehauen zu sehen ist.

Dort stritten einst zwei Brüder miteinander um den Besitz eines leichtfertigen Weibes. Da riss der Jüngere die blanke Sense empor und stach den Älteren damit ins Herz, dass er tot zu Boden sank. Zwar entfloh der Mörder, er fand aber keine Ruhe im fremden Land, zu heiß brannte das Kainszeichen ihm auf Stirn und Brust. Nach einem Jahr kehrte er zurück und stellte sich freiwillig dem Gericht. Ehe der Mörder gerichtet wurde, bat er noch, man möge an der Stelle, wo die Untat geschehen war, eine Sense in den Felsen hauen, auf dass jeder rechtschaffene Christ, der da vorüberzieht, ein Gebet spricht für die Seelen der armen Sünder, da auch der Älteste, der in Hader und Streit von dieser Welt geschieden, lange nicht Ruhe in seinem Grab fand.

An der steinernen Sense stand also der Fremde still und schaute dem Verfolger keck entgegen, der atemlos herangeschritten kam. »Man sollte meinem«, sprach er lachend, »dass ich auf Eurem Grund und Boden gewildert hätte, so verfolgt Ihr mich. Darf ich jetzt fragen, womit ich Euch zu Diensten stehen kann?«

»Verzeiht«, entgegnete der Jäger rasch. »Doch seht, der Tag heut ist ein Unglückstag für mich. Mit Sonnenaufgang schon bin ich umhergestrichen in diesem Wald, kreuz und

quer, ohne ein Wild zu erlegen. Nicht einmal die Vögel hielten mir stand, geschweige denn Hase oder Reh. Wenn ich unter die Genossen mit leeren Händen trete, übt ein jeder seinen Witz an mir, zumal es heute nicht zum ersten Mal geschieht, und Weib und Kinder hungern, wenn ich ohne Wildbret wiederkehre.«

»Und da möchtet Ihr«, fiel der andere lauernd ein, »gern von mir wissen, wie man besseres Glück im Pirschen hat? He, habe ich recht?«

»Gewiss habt Ihr recht«, entgegnete der Jäger und stieß ungeduldig den Kolben seiner Büchse auf den Boden. »Ihr müsst einen Kunstgriff kennen, ein Waidsprüchlein oder so dergleichen. Teilt mir es mit, ich bitte Euch dringend. Was ich vermag, ist Euch dafür zu Willen.«

»Hm!«, sprach der Fremde und strich bedächtig seinen vollen, schwarzen Bart. »Ich sehe, es ist Euch Ernst damit. Nun wohl, ich weiß das Sprüchlein, doch ich teile es nicht gern mit. Lasst Eure Büchse in Ruhe, Freund, macht auch kein gar so finster Gesicht – es ist hier eine Stelle, wo das Euch nicht hilft. Gewalt würde mir kein Wort entreißen. Vielleicht erlangt Ihr es in Güte. Seht einmal dort die Raben, die uns folgen. Der Dritte lässt sich eben auf den Wipfel jener Fichte nieder. Getraut Ihr Euch, ihm den Kopf von seinem Schreihals wegzublasen mit der Kugel, die in Eurem Lauf steckt?«

»Wie!«, rief der Jäger voll Erstaunen. »Jetzt, in diesem Dämmerlicht? Und auf mindestens hundert Schritt Entfernung? Wer das könnte, müsste der Teufel selber sein!«

Da lachte der Fremde höhnisch auf, nahm die Büchse empor, zielte nur einen Augenblick und schoss ab. In weiten Sätzen sprang der andere auf die Stelle zu, wo die Fichte

stand. Am Fuß derselben lag der Rabe tot, die Kugel hatte ihm den Kopf vom Hals getrennt, so glatt, als wäre er mit einem Messer abgeschnitten worden. Das erlegte Tier in die Hand nehmend, eilte der Jäger zu dem Fremden zurück, der, auf seine Büchse gelehnt, am Kreuzweg unter der steinernen Sense stand, in dem matten Dämmerlicht selbst wie ein Steinbild anzuschauen, von den Raben umflattert, die der Knall seltsamerweise nicht verscheucht hatte.

»Nun?«, rief er spöttisch dem Betroffenen zu, »was sagt Ihr zu meiner Büchse? Hat sie nicht einen guten Schuss?«

»Den Besten, den ich je im Leben sah«, versetzte der Jägersmann. »Ihr könntet mich glücklich machen, wenn Ihr Euer Geheimnis mit mir teilen wolltet. Noch einmal: Was ich habe, steht Euch zu dienen dafür.«

»Wird so viel nicht sein«, sprach der Fremde. »Doch ich finde Gefallen an Euch, Euer Wunsch soll erfüllt werden. Aber hütet Euch, dass es mich nicht reut!«

Drohend blickte ihn der Fremde an. Dann fuhr er fort: »Ehe ich Euch das Mindeste von dem mitteile, was Eure Büchse überlegen macht gegen jedes Missgeschick, müsst Ihr mir mit heiligem Eid geloben, zu schweigen gegen jedermann, besonders aber gegen Euer Weib. Denn Frauen sind ein geschwätziges Geschlecht, an denen nichts haften kann, dem durchlöcherten Sieb gleich. Was in sie hinein-tönt, sei es so wenig, oder soviel es wolle, muss hinaus unter die Leute, es drückte ihnen sonst das Herz ab. Könnt Ihr mir geloben, unverbrüchlich das Geheimnis zu bewahren, so mögt Ihr es wissen, denn nur zwei dürfen es teilen, Ihr und ich – der Dritte bringt Unglück über Euch.«

Zu heftig brannte die Begierde in des Jägers Brust, als dass er zu ruhiger Überlegung hätte Zeit gewinnen können.

Mit einem furchtbaren Eid, den der Fremde ihm versprach, gelobte er Verschwiegenheit gegen allen und jeden, wessen Alters, Standes und Geschlechts er auch sei. Nicht seinem Weib wolle er es vertrauen, nicht dem Priester in der Beichte offenbaren. Als er so geschworen hatte, neigte der Fremde, dessen Augen wie Feuer glühten, sich zu ihm hin und flüsterte schreckliche Worte in sein Ohr.

Als der Jäger endlich heimkehrte, war die Nacht schon weit vorgerückt. Die Kindlein schliefen in der Kammer, sein Weib saß vor dem Kamin am lodernden Feuer und harrte des verspäteten Gatten. Als er eintrat, bleich, starr, und doch die Augen flammend in unheimlicher Glut, wurde sie inne, dass ihm etwas Absonderliches begegnet, sei draußen im Wald. Allein sie fragte nicht, sie trug schweigend das kärgliche Abendessen vom Herd herbei, das er kaum berührte, während seine Blicke unruhig im Zimmer hin und her schweiften. Endlich fragte ihn sein Weib schüchtern, was er suche.

»Nichts«, entgegnete er, stand auf und ging in die Kammer, wo sein Lager bereitet war. Dass er die Ruhe dort nicht fand, die ihn sonst die Anstrengungen des Tages vergessen ließ in süßem Schlummer, gewahrte die Frau bald, denn er warf sich seufzend hin und her, stand auf, noch ehe der Tag zu dämmern begann, und wanderte hinaus in den schneebedeckten Wald. Als er am Abend heimkehrte, unruhiger denn zuvor und wieder mit leerer Tasche, fasste das Weib sich ein Herz und bat ihn, dass er ihr doch mitteile, was sein Herz so sichtbar quäle. Allein er stand ihr nicht Rede und wies sie zurück, so sehr sie auch bat und ihn beschwor. Endlich am dritten Tag oder vielmehr in der dritten Nacht brach das Geheimnis, das ihm schier das Herz



abgedrückt hatte, aus seiner Brust.

Das Weib war leichtsinnig, ihr standen alsbald die guten Tage vor Augen, die von den Freikugeln in ihrem Haus einkehren mussten, und wenn sie auch zuerst erschrocken war, wusste sie doch das Entsetzen schnell zu bemeistern.

»Was ist es denn weiter?«, rief sie. »Unsere Not ist groß und der gute Mann will dir helfen, sie zu überwinden. Es braucht ja nur einmal zu geschehen. Freilich – fürchten darfst du dich nicht.«

»Ich fürchte mich auch nicht«, sagte der Jäger barsch. »Was ein anderer tut, kann ich eben so gut. Aber es ist ein grünlicher Frevel, den er von mir begehrt und ich bin schlimmer als ein Heide, wenn ich es tue.«

So sträubte sich der Mann, aber das Weib ließ ihm keine Ruhe. Der folgende Tag war ein Sonntag, da gingen sie trotz des Schnees miteinander ins nächste Dorf hinab zur Kirche und nahmen dort das heilige Abendmahl. Am Tag darauf war das Wetter klar. Der Jäger ergriff sein Gewehr, steckte ein weißes Tüchlein zu sich und ging schweigend hinaus in den Wald. Am Mittag, als die Sonne am höchsten stand, gerade über seinem Haupt, nahm er mit zitternden Händen aus seiner Brusttasche das heilige Brot, welches er im Nachtmahl empfangen hatte, breitete das weiße Tuch auf den Schnee aus, stellte sich mit beiden Füßen darauf, lud die Hostie in den Lauf der Büchse und schoss damit mitten in die Sonne hinein. Ein entsetzliches Brausen erhob sich, wild heulte der Sturm durch den Wald, schwarze Wolken fuhren am Himmel auf, Blitze zuckten und der Donner brüllte. Zu Tode erschreckt wollte der Jäger entfliehen, er raffte das Tüchlein auf – da sah er blutige Fußspuren darin. Und als er nun auf sein Haus zustürzte, schlugen

hell auflodernd die Flammen daraus empor, sein Weib und seine Kinder irrten jammernd umher und riefen vergebens nach Hilfe. Wie herbeigezaubert stand plötzlich der fremde Waidmann mitten unter ihnen. Seine Gestalt wuchs von Moment zu Moment, immer höher wurde sie, ragte über die riesigsten Tannen hinaus, sein Auge blitzte. Mit einer Stimme, die Donner und Sturm übertönte, rief er dem Jäger zu: »Da du das Geheimnis nicht zu wahren vermochtest, so sei verflucht! Jage mit deinem nimmer fehlenden Rohr, bei Tag und bei Nacht, Sommer und Winter, Jahr aus, Jahr ein, jage, jage!«

Wie er gesprochen, so geschah es. Weib und Kind verwandelten sich zur heulenden Meute, auf und davon tobte die wilde Jagd. Von dieser Zeit an wurde der Wald unsicher. Jäger und Holzfäller sahen dort am Tag einen grüngekleideten, finsternen Mann, von Hunden geleitet, unter den alten Bäumen wandeln, umkrächzt von dem heiseren Geschrei der Raben. In der Nacht aber zog das wütende Heer mit Hurraruf und Hundegebell über den Forst dahin.

Versuchung und Strafe durch den Teufel finden sich selbstverständlich nur in christlichen Sagen, während im Heidentum der beleidigte Gott den Frevler nicht züchtigt. Ja, als der Freischütz seine Büchse aufs Geratewohl loschießt, da eben die wilde Jagd, von Wotan hoch zu Ross geführt, vorüberbraust, gelingt ihm von da ab jeder Schuss, und nach seinem Tod wird er in den lustigen Zug des Heidentums aufgenommen. Durch die Entweihung der Hostie, nicht minder durch die Zeit, in welcher der Frevler begangen wird: Mittags, wenn die Sonne leuchtend am Himmel steht, in der Adventszeit, am Christabend oder gar am Todestage des Herrn – gibt der sich von seinem Erlöser

lossagende Freischütz diesen in die Gewalt Wotans, der ihn dafür durch die niemals fehlende Kugel belohnt. Bleibt die Missetat unvollendet, so tritt die verzeihende Huld des Christengottes für den Reuigen ein.

In der Christnacht sollte ein Jägerbursche eine Hostie, die er vom Altar entwendete, mit seiner Kugel durchbohren. Am vorgesteckten Ziel stand der Verführer, das heilige Zeichen emporhaltend. Da ist es dem Burschen, als schauhe aus der Hostie Christi Leidensgestalt zu ihm hin, das Gewehr entsinkt seiner Hand und er stürzt tot zu Boden.

»Wer ein Gewehr haben will, dem alle Tiere zulaufen, sobald er nur damit in den Wald tritt,« erzählte ein steirischer Bauer, »dass er nichts zu tun braucht, als sie niederzuschießen, der muss in der heiligen Christnacht in die Kirche gehen und die scharf geladene Büchse mitnehmen. Andere Burschen, die von der Sache wissen, stellen sich im Kreis um den Schützen her, damit die Leute nicht sehen können, was für entsetzliche Dinge da vor sich gehen.

Die Büchse muss ganz schussfertig sein. Wenn der Priester das Allerheiligste emporhebt, soll der Schütze den Lauf fest darauf hin richten, auch scharf dazusehen, doch bei Leibe nicht schießen. Dadurch wird jede Kugel, die er später in das Gewehr lädt, zur Freikugel.

Als ich noch ein junger, unbesonnener Mensch war, redeten andere lose Vögel mich auf, doch einmal ein solches Kunststück zu unternehmen, und aus falscher Scham, um nicht für feige zu gelten, sagte ich zu. Ich litt an furchtbarer Seelenpein, bis der Tag herannahte. Zwar ging ich mit den Übrigen zur Kirche, verweigerte aber standhaft, das Unternehmen selbst auszuführen und blieb ein gutes Stück von dem Kreis zurück. Da sah ich während der heiligen Hand-

lung den Lauf des Gewehres blinken, sah ihn sich erheben und meinte nicht anders, als der Schuss müsse nun losgehen. Glücklicherweise lief es ohne Ärgernis ab, allein die Büchse war doch nicht fest geworden durch den verübten Frevel. Jedes Mal, wenn ich zur Kirche komme und die Stelle sehe, um die jener Kreis gebildet war, überläuft mich kaltes Grauen.«

Der Teufel zeigte sich manchmal als ein graues Männlein, zu Fuß oder zu Ross, und bot sich zum Paten neugeborener Knaben an, denen er alsdann die Gabe des Freischießens zum Patengeschenk verlieh. Wer das Totenhemd eines in der Christnacht geborenen Knaben besaß und seine Kugeln mit einem Stück davon in das Gewehr lud, konnte alles treffen.

In Tirol ragt eine hohe Felswand empor, der Fallebachferner. Auf der Spitze derselben jagte einst ein Wildschütz, als schwarze Wolken am Himmel heraufzogen und ein furchtbares Wetter sich entlud. Der Wildschütz war jeder Lage gewachsen, er blieb, an den Felsen gedrückt, ruhig droben stehen und sah, wie eine Wetterhexe auf pechschwarzem Wolkenross vorüberbrauste. Da nahm er seine Büchse, in der eine geweihte Kugel steckte, auf und schoss nach ihr. Indessen ging die lustige Fahrt ungehindert weiter, die Unholdin musste stärker sein als der Büchsenzauber oder der Teufel wollte nicht gegen sein eigenes Fleisch und Blut wüten, genug, die Kugel ging nur durch eine nahe Bergkuppe und riss ein sichtbares Fenster hinein, das noch heute das Fallebacher Fenster heißt.

Wer den Teufel beschwor, Freikugeln von ihm zu fordern, empfing gewöhnlich solche, die nur auf Fleisch gingen. Wer sie auf Wild abschoss, auch ohne es zu sehen, er-

legte es mit der Kugel in einem gewissen Umkreis. Fand sich jedoch in diesem Bann kein Wild, so tötete das Teufelsgeschoss einen Hund oder Vieh oder Menschen. War etwa niemand anzutreffen, so nahm die Kugel ihren Lauf zurück und traf den Schützen. So wusste der Böse es oft genug schlau zu lenken, dass sein Opfer mit eigener Hand die Todeskugel entsendete. Ein Körnlein Farnsamen unter das Pulver gemischt, bewirkte sicheres Zielen. Nur war solcher Same schwer zu beschaffen. Wer ihn nicht selbst zu erlangen vermochte, dem brachte ihn der Teufel gefällig herbei. Man musste es aber verstehen, die Körner aufzufangen und bedurfte dazu neun Kelchtücher, denn durch acht derselben fielen sie hindurch und blieben erst im Neunten hängen. Das Farnkraut blüht in der Johannisnacht und wer den Samen haben wollte, musste die ganze Nacht hindurch bei der Pflanze wachen. Das war aber nicht ratsam, denn der Teufel pflegte gern solchen angehenden Zauberern den Kopf auf den Nacken zu drehen. Weiser handelte derjenige, welcher ein Kelchtuch um den Stamm des Farn breitete und morgens vor Sonnenaufgang den gefallenen Samen holte.

Ein großer Wildschütz war einst der Wießjagl in Tirol. Mit seiner Büchse trieb er sich häufig an und auf dem Vernagtgletscher umher. Dort sah er einst an einsamer Stelle einen Priester die heilige Messe lesen. Dieses Gesicht wurde nach vielen Jahren erst zur Wirklichkeit, als der Gletscher so sehr anwuchs, dass die Bewohner der nahen Dörfer eine Bittprozession anstellten und der Priester auf demselben Felsblock Messe las, auf dem lange vorher der Wießjagl die heilige Handlung hatte vollziehen sehen. Der Jagl war überhaupt ein Mensch, dem niemand etwas antun

mochte, er hatte sich dem Bösen mit seines Blutes Unterschrift verpfändet und trieb es toll und bunt genug. Seine Büchse war fest, jede Kugel traf ihr Ziel, er konnte alles bannen und wusste sich unsichtbar zu machen. Wenn er Tiere »stellte«, vermochten diese sich nicht mehr zu rühren, sie standen zitternd da und große Tränen entfloßen ihren Augen. So war der Jagl Meister über vieles, doch nicht über alles, und der Teufel, der es nicht gern hat, wenn seine Geschöpfe ihm über den Kopf zu wachsen scheinen, bereitete ihm schon den Fallstrick, der seinen Sturz bewirken sollte.

Drüben im Pitztal waltete ein anderer, fast ebenso gewaltiger Nimrod, wie der Jagl war, der Reck. Er führte eine tüchtige Büchse und geweihte Kugeln darin, aber er verstand sich nicht so gut auf allerlei andere Teufelsstücklein. Auf dem Hochjoch trafen einmal die beiden zusammen und erkannten sich auf der Stelle an den wetterbraunen Angesichtern und den grimmig blickenden, schwarzen Augen.

»Höre«, sagte der Wießjagl, »bist du nicht der Pitztaler Reck, von dem die einfältigen Leute so viel Aufhebens machen, als schösse er das Blaue vom Himmel herunter?«

»Dann bist du wohl der Wießjagl aus dem Kaunfartal«, entgegnete der andere trotzig. »Deine prahlerische Rede zeigt das. Wenn du der beste Schütze im Tiroler Land sein willst, so schieß einmal in den Felsen da und dann wollen wir sehen, wer die schärfste Kugel führt.«

Da schossen beide, der Wießjagl und der Reck, und als sie die Ladestöcke nahmen, um zu messen, wie weit die Kugeln in das Gestein eingedrungen wären, saß die des Reck einen halben Ladestock tief, die des Jagl aber war kaum mit dem Ganzen zu erreichen. Da schüttelten sie sich die Hän-

de und gingen miteinander weiter, und als sie hinab zu steigen begannen, erblickten sie eine prächtige Gämsherde, die auf der grünen Alm weidete.

»Wie viele Gämsen willst du auf einen Schuss fällen?«, fragte der Wießjagl seinen Gefährten.

»Ich möchte einmal sieben zugleich schießen«, antwortete der Reck, »das soll ein Meisterstreich sein, ich verstehe ihn nur nicht zu machen.«

Der Jagl zog aus seiner Tasche eine neue Kugel, die war weich wie Teig, und gab sie dem Reck. »Schieß hin, wohin du willst«, sagte er nachlässig, »danach wirst du schon sehen, was droben liegt.« Der Reck schoss seitwärts in eine Schlucht hinab, die Herde entfloh in raschen Sätzen, aber sieben Gämsen lagen tot auf dem Platz.

Nun hatten die Schützen sich genugsam achten gelernt, um Freunde zu bleiben und die Sage berichtet manch gemeinsamen Streich von ihnen.

Eines Tages sprach der Reck: »Ich weiß starke Zaubersprüche aus meiner Wanderzeit. Wenn man die über ein Eisen spricht, während es geschmiedet wird, kann man eine Fuchsfalle machen, zu der die Tiere von selbst herbeigelaufen kommen.«

Dessen war der Jagl wohl zufrieden und stieg in das Pitztal hinab zum Reck, der eigentlich das Schmiedehandwerk betrieb. Nun rüsteten sie miteinander Ofen und Blasebalg an, um in der heiligen Weihnacht, während das Hochamt in der Kirche gehalten wurde, unter schrecklichen Beschwörungen das Zaubereisen zu schmieden. Wie es aber dazu kam und die Teufelsgeister um den Kreis herdrängten, den die Männer gezogen hatten, vergaß der Reck den Schluss seiner Beschwörung zu sprechen. Nun fachten die

Erscheinungen mit schadenfrohem Hauch das Feuer an, dass es hoch und höher aufloderte, weit über den Zauberkreis hinaus und endlich das ganze Haus in Flammen aufging. Darüber stritten die Jäger heftig miteinander und der Jagl stieß verächtliche Reden gegen den Urheber des verunglückten Zaubers aus.

Das verdross den Pitztaler und nun wollte er dem anderen seine Künste ablernen, aber der war jetzt verschlossen wie das Grab und behielt die Zauberformeln für sich.

Nach einiger Zeit gelang es dem Reck, seinen Nebenbuhler im Gebirge schlafend zu finden. Da zog er mit leisem Finger ihm die Waidtasche unter dem Kopf hervor, nahm des Wießjagls Zauberbuch hervor und lernte in der Eile so viel wie möglich daraus. Dann tat er alles an die vorige Stelle und schlich hinweg. Als der Kaunfartaler am nächsten Morgen zur Jagd auszog, gewahrte er plötzlich eine Bergmaus, die bald vor, bald hinter ihm herlief und allerlei mutwillige Sprünge machte. Da lachte der Wießjagl grimmig in sich hinein, und als er noch ein Stück gestiegen war bis dahin, wo der Wind über die Gletscher hin einen gar eisigen Zugwind hervorbringt, ließ er sich aus einem Felsblock nieder und begann sein Frühstück zu halten. Dabei bannte er die Bergmaus. Als der Reck innewurde, wie törricht er gehandelt hatte, sich in Tiergestalt verborgen und also dem Jagl in die Hände geliefert zu haben, winselte er laut und bat um Erlösung. Doch das Bitten half ihm nichts, der Jagl machte dazu taube Ohren und ging davon. Erst spät am Abend kehrte er heim, den Bann zu lösen und entließ den fast Erstarrten mit schnödem Gruß.

Die Geschichte konnte der Reck nicht verwinden und da er allein sich zu schwach gegen den übermütigen Gesellen



fühlte, bat er eine Hexe um ihren Beistand, den diese ihm auch versprach. Unbekümmert um den Feind, den er sich mutwillig geschaffen hatte, zog der Jagl seines Weges nach wie vor, und da er eine geraume Zeit hindurch nichts vom Pitztaler hörte und sah, dachte er nicht mehr an den Streich, den er ihm spielte. So verging der Winter, der Frühling kam und endlich der Sommer. Da verstieg sich der Wießjagl einmal im Gebirge und geriet in eine Gegend, die ihm fremd und seltsam schien, als plötzlich eine große und schöne Gämse in leichten Sätzen vor ihm daher sprang und eben so rasch, wie sie gekommen war, hinter einer Felsenecke verschwand. Voll Jägerlust folgte er ihr nach, da entschlüpfte sie ihm abermals um eine Wand, zu der eine dichte Eisdecke, wie eine Brücke über einen Spalt geschlagen, führte. Kaum aber hatte der Jagl seinen Fuß darauf gesetzt, als der Boden, den die Hexe künstlich aus ihrem eigenen Leib gebildet hatte, unter ihm wich und der Wildschütz mehr als hundert Fuß tief in einen breiten Gletscherspalt hinabstürzte.

Da lag nun der Jagl eine geraume Zeit wie zwischen Leben und Sterben. Nur das Hohngelächter der Zauberin schallte ihm nach, und das Brausen der unterirdischen Wasser drang in sein Ohr. Es war ihm, als er so körperlich zerschlagen und gebunden einem jammervollen Ende entgegensah, wie wenn die Vergangenheit in einem Spiegel an ihm vorüberzieht. Wenn er jetzt in der Tiefe des Spaltes verkam, wer dachte seiner noch? »Der Wießjagl ist eben auch einmal abgestürzt«, würden die Leute sagen und über seinem Namen und seinem Dasein wuchs das Gras der Vergessenheit, der nach und nach alles Irdische anheimfällt. Und was mochte aus seiner Seele werden? Wie eine

schwarze Nacht dehnte das Jenseits sich vor seinen geschlossenen Lidern aus, schwarze, undurchdringliche Finsternis – kein Lichtfunke, sie zu erleuchten.

Ein tiefes Weh stieg in seiner verhärteten Seele auf: »Wenn ich noch einmal leben könnte«, flüsterte er, »ich fing' es doch wohl anders an!« Immer weiter dachte er zurück, als er zum letzten Mal zur Beichte und zum Abendmahl gegangen war, wie er, der vaterlose Bub, in seiner Mutter Armen ruhte! Er sah die treuen, sanften, blauen Augen auf sich gerichtet, noch einmal hörte er den ernsten, milden Laut der Stimme, wie sie sterbend ihm die Hand aufs Haupt gelegt und dazu sprach: »Sei brav, mein einziges Kind! Gedenk an Gott und deine Mutter. Nicht Ruhe fände ich im Grab, wenn du schlimme Wege wandeltest.«

Zwei heiße Tränen rannen langsam über die erstarrten Wangen herab, sein Herz wollte brechen. Wie lange er in diesem inneren Reinigungsfeuer verbracht hatte, konnte er nicht sagen. Sturmgleich brauste es durch seine Seele, alles vernichtend, was darinnen sündhaft war. Dann überkam es ihn wie Grabesruhe, und er konnte nur noch stammeln: »Mein Gott, mein Gott, erbarme dich meiner!« Plötzlich war ihm, als ströme belebende Wärme durch seine matten Glieder, er schaute empor und sah das dunkle Blau des Himmels über sich, daraus ein heller Stern zu ihm hernieder blinkte. Da tat er ein heiliges Gelübde: Wenn Gott sich seiner Not erbarme, wolle er ein neues Leben beginnen von diesem Augenblick an und zur Muttergottes nach Kaltenbrunn eine Wallfahrt machen. Wie himmlische Offenbarung überkam es den von aller Menschenhilfe weit entfernten Mann, dass seine Hand jetzt plötzlich das Eisen traf, dessen er auf allen Bergfahrten so sehr bedurfte, um Stufen

in das Eis zu schlagen. Nun war er gerettet! Nach harter Arbeit, die sein schon fast erstarrtes Blut in schnellere Bewegung setzte, kam er endlich wieder hervor ans Tageslicht. Den Heimweg fand er schnell genug, er gönnte sich aber weder Rast noch Ruhe und brach schon anderen Tags in aller Frühe auf, die gelobte Wallfahrt zu vollbringen.

Der greise Priester zu Kaltenbrunn nahm den Pilger freundlich auf, und der Wießjagl beichtete ihm seine Schuld und Gottes Strafe. Mancherlei musste er tun, der Sündenlast zu büßen, doch das Schwerste blieb vorbehalten bis zuletzt. Nach der Abendmette wurde eine Totenbahre, auf der man die Verstorbenen über Nacht in der Kirche auszustellen pflegte, unter die ewige Lampe gerückt, der Jäger darauf gelegt und ihm befohlen, regungslos, als sei er tot, dort zu verharren. Dann ließ man ihn allein.

Erst um Mitternacht erschien der böse Geist, sein Opfer zu fordern. In wildem Reigen und mit höllischem Tosen umkreisten die Teufel den betenden Mann, drei Mal hoben sie die Totenbahre bis zur Decke des Kirchengewölbes empor, um sie durch die Lüfte hinweg zu führen und drei Mal mussten sie ihre Beute wieder fahren lassen, von der heiligen Gewalt bezwungen. Gegen ein Uhr morgens trat der Priester in die Kirche, unbeirrt von der Geister nächtlichem Spuk. Er beschwor der Teufel Obersten, die Handschrift zurückzugeben, mit welcher der reuige Sünder sich ihm einst verpfändet. Vergebens sträubte sich der Höllenfürst gegen Segen und Gebet. Der Bann wurde ihm zu stark und er musste weichen. Da schleuderte er zornentbrannt den Vertrag herab und fuhr mit seinen Gesellen durch das Dach hinaus. Hierauf berief der Priester die Mönche, welche den fast leblosen Wildschützen in das Kloster trugen. Lange

währte es, ehe der Mann von den Schrecken genas, seine mächtige Gestalt verfiel und sein Haar war schneeweiß geworden in der einen Nacht. Er blieb, ein frommer Büsser, im Kloster bis an seinen Tod. Noch zeigt man zu Kaltenbrunn die Grabstätte, auf deren Kreuz folgende Inschrift zu lesen ist:

*Hier liegt ein Wildschütz unverdrossen,  
hat über dreizehnhundert Gams' geschossen,  
Wie auch viel Fuchs und Hasen  
Und vertut damit sein eigen Wasen.*

Festmachen und sicheren Schuss bewirkten oft die gleichen Zaubersprüche, nur mussten sie verkehrt gebetet werden, um die entgegengesetzte Macht üben zu können. Einige Tropfen Ameisengeist, nüchtern in den drei höchsten Namen eingegeben, verschafften sicheren Schutz gegen alles Feindselige und verhalfen zum Sieg. Wer ein Schrotkorn oder eine Kugel im Leib eines erlegten Wilds fand und wieder in seine Büchse lud, dem gelang der Schuss. Gegen Verwundung mit schneidenden Waffen und gegen solche Verletzungen, die eine Büchsenkugel riss, half die Waffensalbe.

Das Holz der Esche, von Mitte August bis zur Mitte September geschnitten, heilte Wunden durch die bloße Berührung. Waffen, die einen Menschen verwundet hatten, mussten mit einer Salbe bestrichen und an sicheren, warmen und trockenen Orten aufbewahrt werden, dann heilte die Wunde. Wo man aber die Waffe nicht erlangen konnte, diente eine Nachahmung derselben, aus Weidenholz geschnitten, mit welcher die Wunde so lange gerieben und

bestrichen werden musste, bis sie von Neuem blutete. Das Holz mit dem Blut trocknete man im Schatten und bestrich es alsdann mit der Salbe. Zuweilen diente ein weißes Pulver, auf die Schneide der Waffe gestreut, als Heilmittel gegen die Verletzung. Das nannte man eine magnetische Kur, womit man die schwersten Wunden zu heilen vermeinte, indem man, gleich entfernt von der Waffe und dem verwundeten Menschen, das Pulver mit einer Besegnung in ein Tüchlein schüttete und an einem sauberen, geschützten Ort aufbewahrte.

Das Feiste vom Schwein, Menschen-Mumien, Blut oder Fett, auch allerlei starke Kräuter wurden zur Waffensalbe benutzt. War die Wunde gestochen worden, so musste man die Waffe von der Spitze aufwärts zum Heft salben, war sie aber gehauen, strich man von der Schneide aus gegen den Rücken. Alsdann wurde die Waffe mit einem Leintuch sauber verbunden und gegen alle Störung sicher aufbewahrt. Unmöglich ist es, allen Sagen dieser Art gerecht zu werden, die sich teilweise, nur in veränderter Form, bis auf unsere Zeit erhalten haben. Wen die Spitze eines Messers oder einer Nadel verletzt, dem raten freundliche Nachbarn, das Eisen mit Fett zu bestreichen oder in ein mit Fett angefülltes Gefäß zu stecken, dann schwäre die Wunde nicht. So rankt althergebrachter Aberglaube sich in kaum wahrnehmbaren Verzweigungen bis in das heutige Leben hinein, und von manchem Brauch, den wir abergläubische Menschen noch in unseren Tagen vornehmen sehen, können wir die Wurzeln zurück bis in die grauen Zeiten des Heidentums verfolgen.

## Die wilde Jagd

Die Sonne war herabgesunken, über die Spitzen der höchsten Waldbäume zogen die Raben in dichten schwarzen Zügen ihren Nestern zu. Alles ruhte rings umher, die Axt des Holzfällers sowie das Klopfen des Spechtes. Mitten auf einem freien Platz im Wald stand eine bretterne Hütte ohne Fensteröffnungen. Das matte Dämmerlicht schaute durch eine weite, verschließbare Tür hinein, welche der frischen Abendluft ungehindert Zugang bot.

In der Hütte brannte ein Feuer, der Suppenkessel hing darüber und hauchte feine Dufte aus. Rund umher lagerten Holzarbeiter, kräftige Männergestalten. Der alte Weidenjörg trat zu ihnen, und die munteren Burschen empfingen ihn mit Scherz und Lachen.

»Wie steht's, Vater Jörg«, rief der eine ihn an und wandte sein breites rotes Gesicht zu dem alten Mann hin, »habt Ihr uns auch ordentlich festgemacht?«

»Sicher ist wieder kein Weihwasser da«, unterbrach ihn ein anderer, »ich meine, der ganze Zauber schützt uns nicht, wenn etwas fehlt.«

»Hört«, sagte ein Dritter, »Wie weit habt Ihr den Kreis gemacht? Dass wir nicht etwa darüber hinaustreten, wenn einer von uns die Hütte verlässt.«

Der Weidenjörg antwortete nicht sogleich, er war des Spottes schon gewohnt, ohne darum von seinen Gebräuchen auch nur im geringsten abzulassen. Erst als es ruhiger wurde, und er hoffen durfte, sich vernehmbar zu machen, öffnete er die eingesunkenen Lippen und sprach: »Bin ich auch nicht so alt wie der Böhmerwald, so bin ich doch alt genug, um zu wissen, was auf solcher Stelle nottut, wo des

Herzogs Jagd vorübersaust. Jahr aus, Jahr ein. Dankt Gott, dass er euch durch mich vor Schaden behütet, und redet nicht so spöttisch trotzend von dem geweihten Kreis, den ich allabendlich um unsere Hütte ziehe.«

»Aber««, wandte der Erste wieder ein, »seit fast drei Wochen lagern wir jede Nacht auf dieser Stelle und haben noch niemals das Geringste vernommen. So muss ich denken, Ihr fürchtet das wilde Heer ohne Grund, obschon ich weiß, dass es solche Dinge gibt, die man nicht immer erklären kann.«

Der Weidenjörg schüttelte sein graues Haupt. »Wenn Raben und Dohlen wild durcheinander rufen«, sagte er, »dann dringt so manches zu meinen Ohren, was eben so deutlich zu mir redet, als wenn du sprichst: ›Dort kommt der Jörg mit seinen närrischen Schrullen.‹ Mir ist die Vogel-sprache so gut bekannt wie der Fall des Laubes oder wie der Stand der Sonne und des Mondes, und ich weiß gewiss, einmal wird mein verspotteter Kreis uns dennoch schützen.«

Die Burschen waren nachdenklich geworden.

Endlich fragte der Erste wieder: »Seid aufrichtig, Vater Jörg, habt Ihr den wilden Jäger einmal in Eurem Leben wirklich gesehen?«

»Gesehen und gehört«, entgegnete der Alte einfach und setzte sich neben den Fragenden auf den Boden der Hütte nieder, denn er war müde, und die Suppenschüssel dampfte bereits inmitten der Männer.

»Ich musste einmal um Mitternacht vom Haff herüber wandern nach Stepenitz. Der Herr Pastor hatte ein krankes Kind, dem ich die Medikamente holen sollte. Wie ich so in Eile auf dem Weg dahin gehe, höre ich es plötzlich vom

Sandkrug her herüberziehen mit Hundegebell und Hussaruf. Es kam näher und näher, gerade auf meinen Weg los. Ich wusste nicht, sollte ich links oder rechts dem tobenden Heer ausweichen. Endlich war es mir so nahe, dass ich deutlich einen Reiter im flatternden Mantel erblickte, der auf einem Schimmel an der Spitze des Zuges ritt und mir mit Donnerstimme zurief: ›Mitten in den Weg!‹ Ihr könnt wohl denken, dass ich dem Ruf Folge leistete, und mich eilends auf das Gesicht niederwarf, um nicht geblendet zu werden. Da zog der ganze Tross über mich dahin, die Pferde wieherten, die Peitschen knallten, dazwischen rief es: ›Hoho!‹ und ›Huhu!‹ wie Eulen schreien.«

Der Alte schwieg, er redete offenbar nicht gern vom nächtlichen Spuk, denn es war draußen mittlerweile stockduster geworden, und der Abendwind rauschte durch die Bäume.

Aber der Bursche, dessen Neugier einmal geweckt worden, forschte weiter: »Die Leute fabeln so viel von unserem pommerschen Herzog, dass er in einer schwarzen Kutsche mit sechs Rappen bespannt durch die Luft umfahren soll. Sie sagen, er komme von Rügen, fahre am Meeresstrand entlang, hier am Sandkrug vorüber bis nach Cammin und kehre dann über Wollin nach Rügen zurück.«

»Das ist all' eins«, entgegnete der Weidenjörg, der seinen bescheidenen Anteil an dem gemeinschaftlichen Mahl verzehrt hatte und nun eifrig an einem Korb flocht. »Den ich gesehen habe, das ist der Wode, der muss jagen bis an den Jüngsten Tag. Davon sagen sie drüben in Mecklenburg. Der Wode tut, wenn er in den Lüften dahergebraust kommt und in sein mächtiges Horn stößt.«

Nun war der Quell eröffnet und jeder entsann sich der Er-



zählungen, die er als Knabe von Mutter und Großmutter vernommen hatte. Endlich, da die Nacht völlig hereingebrochen war, wurde noch ein tüchtiger Armvoll Reisig ins Feuer geworfen und der alte Jörg, der zum Baumfällen selbst nicht mehr recht tüchtig sein mochte und daher die häuslichen Geschäfte versah, stand auf, um die Tür zu schließen. Einige der Burschen schnarchten bereits auf dem Stroh, tief in ihre wollenen Decken gehüllt. Aber der Alte hielt die Tür in der Hand und lauschte, denn es schien ihm, als rege sich etwas Fremdes im dunklen Wald. Auch die Burschen, welche noch wach waren, horchten dem seltsamen Geräusch, als es näher heranzog, bald hoch oben in den Lüften, bald unten auf der Erde. Einem Irrlicht gleich schwankte ein heller Schatten durch die Bäume, hierhin, dorthin, in immer engeren Kreisen um die Lichtung, wo die Hütte stand. Plötzlich stürzte ein Weib von seltener Schönheit mit langem, flatterndem Haar, nur noch halb bekleidet, durch das Gras der Tür zu. Hinter ihr tobte eine Meute wütender Hunde, und dieser nach ein Schimmelreiter, ganz wie ihn der alte Jörg geschildert hatte. Als das Weib, die Hände flehend erhoben, in die Hütte drang, schloss der alte Jörg mit mächtigem Ruck die schwere Eichentür und versperrte der kläffenden Meute den Eingang, die mit rasendem Geheul den geweihten Kreis umliefen. Als sollte das Häuschen in den Grund der Erde versinken, so bracht ein Unwetter über den Häuptern der erschreckten Holzfäller los. Dazwischen ertönte wie Donnergrollen des Schimmelreiters herrisches Gebot: »Stoßt das Weib hinaus, sonst seid Ihr alle des Todes!«

Durch einen Spalt im Dach blinkte greller Feuerschein, als stehe der ganze Wald in lodernder Glut. Einige der Männer

stürzten in übereilem Schrecken zur Tür, andere wollten dem wilden Jäger mit lautem Zuruf trotzen. Allen aber wehrte die schwächliche Gestalt des Weidenjörg, der mit seinem Leib den Ausgang verteidigte.

»Frau«, rief er endlich dem Weib zu, das in Todesangst in einem Winkel der Hütte kauerte, indem er ihr eine der grobe, wollene Decke zuwirft, »nehmt dies, Eure Blöße zu bedecken und gebt mir, was Ihr von Gewand noch am Leibe tragt. Aber schnell, die Pfosten der Hütte krachen schon von dem wütenden Anprall der wilden Jagd!«

Mit zitternden Händen raffte der Jörg das Stroh von der gemeinsamen Lagerstätte zusammen und band eine Art Wechselbalg daraus, den er mit dem Hemd des Weibes bekleidete. Dann öffnete er die Tür und reichte die auf einen langen Stab gebundene Puppe hinaus:

»Da nehmt, was Euer ist«, rief der kleine Mann so laut er es vermag, »und lasst uns das unsere.«

Mit einem mächtigen Ruck entriss ihm jemand von oben her den Stab samt der Puppe. Eilig schloss er die Tür wieder, und die wilde Jagd tobte hinweg in entgegengesetzter Richtung.

Als der letzte Ruf verhallt war, sahen sich alle nach dem Weibe um. Aber niemandem wollte sie Rede stehen. Nur schwer gelang es dem alten Jörg, ihr die Ruhe zu verschaffen, die der völlig Erschöpften nötig war. Nach und nach suchten die Burschen ihr Lager, es wurde still in der Hütte, das Feuer sank nieder und erlosch allmählich ganz. Als die Sonne aufging und die Schläfer erwachten, war das Weib verschwunden, um den Platz her aber lagen die Fetzen ihres Hemdes, welches das wütende Heer zerrissen hatte. Gar oft konnte man die Wundergeschichte aus dem Mund

des alten Jörg hören.

Weshalb jedoch der Wode oder der Teufel, denn dies galt ihm gleich, das Weib gejagt habe, was er ihr zuleide tun wollte, wenn er sie erreichte, darüber bewahrte der alte Mann ein unverbrüchliches Schweigen. Wahrscheinlich wusste er selbst nicht mehr davon, als die begierigen Forscher.

Die erhabenste Gottheit, welche alle deutsche Stämme verehrten, war Wotan, der Alldurchdringende, Allmächtige, der üppiges Wachstum und Gedeihen spendete. Sein Charakter empfing jedoch schon früh eine Beimischung wilder und ungestümer Kraft. Je mehr das Christentum in den deutschen Gebieten an Boden gewann, desto düsterer und teuflischer erschien der alte Heidengott. Sehr früh schon bedeutete Wotan ein Tyrann, Wüterich, und die ältesten unserer schriftlichen Urkunden reden von Wotans, als von Wüetunges Heer. Der Gott waltete über dem Tosen der Schlachten und verlieh seinen erwählten Kriegern den Sieg. Wildes Kämpfen deutete man durch einen Vergleich mit dem Ungestüm Wotans an: »Sie hackten, als ob der Woldan seine Kirchenpforten haut.« Die in der Schlacht Gefallenen kehrten heim zu Wotan und bildeten sein himmlisches Heer, wenn er aus dem Sternenzwagen, der zuweilen auch Wotanswagen heißt, durch die Lüfte fuhr. Dass der Gott sich eben so zur Erde niedersenkte, davon zeugen noch heute die Namen mancher Stätten wie Wodenesberg, Wodensholt. Wodesterne hieß eine Pflanze und der Raum zwischen dem Zeigefinger und dem gestreckten Daumen in der menschlichen Hand Woedensspanne. Er war der Gott des Würfelspiels und den Glücklichen, sagte man, läuft das Spiel auf dem Daumen. Noch heute nennt

das Volk in Westfalen den Mittwoch Godenstag, nämlich Wotanstag. Um Neujahr, in den heiligen zwölf Nächten, hielten die Götter feierliche Umzüge, durch ihre Nähe den Menschen Heil, den Pflanzen Wachstum und Früchte spendend. Da wurden alle Wasser Wein, alle Bäume Rosmarin! Auch wenn die Götter ein festliches Mahl gehalten hatten, zog Wotan auf dem silberglänzenden Schimmel den Seinen voraus zur fröhlichen Jagd. Ein weiter Mantel umflatterte ihn, der breitkrepelige Hut deckte die wilden Augen und das lange Bart- und Haupthaar. Den Gott, der aus nie sich erschöpfender Fülle mit vollen Händen Segen auf die Erde herabstreute, verwandelte der christliche Glaube in eine Ausgeburt der Finsternis, die, sich allmählich vom Erdboden loslösend, wie ein unseliges Gespenst den Luftraum durchtoste. Alle, die eines gewaltsamen Todes starben, nahm der wilde Jäger in sein Gefolge auf. Anderer bemächtigte er sich im Vorüberziehen, wenn sie ihren Mutwillen nicht zu unterdrücken vermochten und den Ruf der Jagenden nachäfften. Auch Weiber und Mädchen, die einen sittenlosen Lebenswandel führten, jagte er und behielt sie. Wenn der Zug aufbrach, machte er zuweilen an der Tür einer gewissen Schmiede Halt. Einige vorwitzige Burschen wollten um jeden Preis erfahren, was in der fest verschlossenen Werkstätte vor sich gehe. Sie erkletterten die Gartenmauer und spähten durch eine Öffnung hinein. Was sie dort erblickten, erfüllte sie mit Entsetzen, der Schmied musste die Füße der mitziehenden Frauen mit glühenden Hufeisen beschlagen, bis ihm der Angstschweiß von der Stirn rann. Als seine Arbeit getan war, reichte der wilde Jäger ihm den geldgefüllten Hut hin, aber der Mann war klug und nahm nicht einen Heller mehr, als ihm nach Recht

und Gebrauch zustand. Da lachte der andere und sprach: »Das war dein Glück. Hättest du mehr genommen, so warst du mein!«

Ein Bäuerlein wandelte heimwärts von der Kirmes, die in einem befreundeten Dorf gefeiert worden war, und hatte dabei des Guten etwas zu viel genossen, sodass er bald die äußerste Rechte, bald die äußerste Linie des Waldweges streifte. Wie er so in seinem Taumel vergnügt dahinzog, vernahm er ein gewaltiges Brausen in der Luft, das über seinem Kopf zu sein schien. Er setzte seinen Weg fort, ohne sich daran zu kehren. Nun rief es ihm drohend zu: »Mitten in den Weg, mitten in den Weg!« Der Bauer blieb beim Zickzack, das der Wein ihn gehen hieß.

Und als der laute Zuruf noch einmal erschallte, schrie er ärgerlich dagegen: »Nur steht!« Denn er vermeinte, der andere torkele, und der Weg sei ihm nicht breit genug.

Wie aus den Wolken gefallen, hielt plötzlich vor ihm ein Reiter auf einem Schimmel und versperrt den Weg.

»Bist du so mutig?«, lachte er den Bauer höhnend an, dem vor Schrecken über die Erscheinung der Rausch schnell genug verflog, »dann sollst du Mut und Kraft an mir erweisen!« Dabei hält er ihm das Ende einer riesigen Kette hin. »Fass an, wir wollen uns beide versuchen. Aber halte fest, wenn dir dein Leben lieb ist.« Damit schwang der Reiter sich auf in die Wolken und das Bäuerlein schlang hurtig die Kette um einen nahen Eichenstamm, sodass alles Ziehen und Zerren von oben vergeblich war. Zwei Mal wiederholte sich der Kampf des wilden Jägers mit dem Menschenkind. Freilich vermochte er die Eiche nicht zu entwurzeln. Und ehe er aus der Luft hernieder kehrte, hatte der entschlossene Bauer die Schlinge wieder gelöst und hielt

das Ende der Kette in seinen Händen. Beim dritten Mal krachte zwar der Riesenstamm in seinen Wurzeln, aber er hielt fest und Wotan freute sich des starken Mannes. »Du bist ein wackerer Kämpfe!«, rief er von oben, »Viele hab' ich erlangt mit diesem Stück, Du bist der Erste, der mir widersteht. Das werde ich Dir lohnen!« Mit wildem Hallo brauste er davon, hinter ihm das luftige Heer.

Der Bauer machte lange Beine, so gut es gehen wollte, in der Hoffnung, dass der Schimmelreiter ihn nicht mehr einholen würde, aber er irrte sich. Nach kurzer Frist vernahm er von Neuem gewaltiges Brausen über sich, ein gehetzter Hirsch stürzte halb tot aus der Luft herab, gerade vor die Füße des erschreckten Mannes. Wotan folgte ihm, saß vom Schimmel ab und zerlegte hurtig das Wild mit seinem Waidmesser.

»Hier nimm!«, rief er dem Bauer zu und warf ihm ein ganzes Hinterviertel hin.

Die Gabe auszuschlagen war gefährlich. Der Mann entschuldigte sich bescheiden, dass er weder Sack noch Korb bei sich trage, um das Wild hineinzutun.

»Zieh den Stiefel aus!«, herrschte der Jäger den Zaudernenden an und, als dies geschah, füllte er den Stiefel mit Blut und warf dem Bauer das Hinterstück auf die Schulter. Die Angst verlieh dem Beschenkten ungeahnte Kräfte, er wanderte mit Dank und Gruß von dannen, seiner Heimat zu, ob die Last gleich bei jedem Schritt, den er vorwärts tat, an Schwere zunahm. Halb tot vor Erschöpfung und in Schweiß gebadet, gelangte er endlich bei den Seinen an. Als er die Last von der Schulter herab nahm, da war der Stiefel voll Gold und das Hinterstück ein lederner Beutel mit Silbergeld.

Wer von der wilden Jagd ereilt wurde, trug nicht selten einen Schaden am Leib davon, den er ein ganzes Jahr lang behalten musste, bis der lustige Zug desselben Wegs kam und ihm die Plage wieder abnahm. Ein allzu dreister Senner lugte durch eine Spalte seiner Hütte, um den Tross mit Muße zu beschauen.

Da rief der Vorderste einem der Nachfolgenden zu: »Du, mach dem die Fenster zu!«

Und alsobald erblindete der Mann.

Genau zwölf Monden später brauste die wilde Jagd wieder an der Sennhütte dahin, und der Führer sprach: »Heut vor einem Jahr habe ich hier zwei Fensterlein zugemacht, die sollen wieder offen stehen.«

Da fiel es dem Senner wie eine Decke von den Augen, dass er wieder sehend wurde.

Selten zeigte Wotan sich zur Milde geneigt, wenn seinem Zuruf nicht Folge geleistet wurde. Es gewährte ihm sichtlich Freude, die Widersetzlichkeit mit harter Strafe zu ahnden. Nur wo die Beleidigung nicht absichtlich geschah, wie bei dem trunkenen Bauer, zeigte er sich mehr in gutmütiger Rauheit. Einem Mann, den die wilde Jagd zu Boden stieß, weil er lahm war und nicht rasch genug mitten in den Weg treten konnte, rief eine Stimme aus der Luft herab zu: »Wer beschädigt wird, der binde sich mit rotem Garn!« Die rote Farbe war dem alten Donnergott der Germanen, dem Donar, heilig und galt im Volksglauben als eine Art Heilmittel. Ein roter Faden, um den kleinen Finger gebunden, stillte das Nasenbluten, ein rotes, wollenes Tuch oder Band vertrieb Entzündungen des Halses.

Äußerst mannigfaltig sind die Namen, welche die Sage dem wilden Jäger verleiht, lassen sie sich alle auf den Hei-

dengott zurückführen, den die christliche Anschauung dem Teufel gleichstellt. Das Volk war nicht so bereit, den ihm lieb und vertraut Gewordenen ohne Weiteres der Hölle zu überlassen, indem es das eigentliche Wesen, die Eigenschaften und Taten des Gottes, von seinem Namen allgemach ablöste und auf bekannte Helden und Heilige übertrug. In den Sagen von Karl dem Großen, Barbarossa, Kaiser Karl V. und anderen finden sich mancherlei Momente, die an den alten Wotanglauben erinnern. Tyrannische Fürsten strafte Gott dadurch, dass er sie nach ihrem Tod ewig jagen hieß, sich selbst zur Unlust, anderen zuleid. Vor vielen, vielen Jahren drückte ein Herzog von Sachsen das Landvolk mit grausamer Härte. Seine Hirsche und Rehe weideten den Bauern die Saaten ab, der Jagdzug zerstampfte Feld und Flur und die Armen mussten bei der bittersten Kälte in ihren leicht gebauten Hütten frieren, da es bei Leibesstrafe verboten war, einen Baum im Wald zu fällen.

»Die Menschen kann ich entbehren«, pflegte der hohe Herr zu sagen, »das Wild nicht, und ich gäbe gern das Himmelreich um das Vergnügen, jagen zu dürfen bis in alle Ewigkeit.«

Das wurde ihm gewährt. Ein Bauer hatte sich erdreistet, die Hirsche, welche nächtlicher Weile ihm die kümmerlich gehegte Saat verwüsteten, mit seiner Armbrust zu vertreiben. Da ließ der Herzog ihn fangen und auf den Rücken eines Hirsches binden, der den Ärmsten in wildem Lauf durch Busch und Dornen trug, bis er irgendwo ein jammervolles Ende fand.

Ein Hirtenbube schnitt sich zur Schalmei eine Weidenrute, von der er die grüne Rinde schälte. Ihm wurde der Leib aufgeschnitten und die Eingeweide um den Baum ge-



schlungen, von dem die Rute genommen war. Wenige Tage nachher scheute des Herzogs Ross auf der Jagd vor einem gespenstischen Mann und rannte gegen eine mächtige Buche an. Der Reiter fiel herab und brach sich den Hals. Seitdem tobt er auf einem weißen Funken sprühenden Tier durch die Wälder, von einer furchtbaren Meute gefolgt und lässt weithin sein »Wod! Wod! Hoho, hallo!« erschallen. Der wilde Reiter scheut gebahnte Wege, er sucht die öde Heide, den dichtesten Wald. Trifft er aber unversehens einen Kreuzweg an, so stürzt das Ross unter ihm zusammen und vermag erst jenseits des Weges wieder auf die Beine zu kommen.

Diese unheimlichen Jäger verfolgen alles, was böse ist: Hexen, Diebe, Mörder und Wegelagerer. Zuweilen reiten sie auf einem schwarzen kopflosen Ross, das Gesicht in den Nacken gedreht, Hetzpeitsche und Jagdhorn in den Händen, hinter ihnen ein unabsehbarer Tross Weiber, Männer und Hunde. In seltenen Fällen nur macht der wilde Jäger als ein riesengroßer, grau gekleideter Mann seine schreckenregende Runde zu Fuß, der am Tag zwischen den Felsen wohnt. Der böse Ritter Tils sitzt in der Tiefe des Sees, in den seine Burg versank, weil er der Feiertage nicht achtete und am Christfest ein Wild erlegte, Gott zum Trotz. Er ist steinalt und grau, sein Bart reicht hinab bis zu den Füßen und ist durch den steinernen Tisch gewachsen, auf den er die müden Arme stützt. Das rastlose Umherziehen macht ihn zu einem Weltjäger und gab zu mancherlei Vermischungen Veranlassung. In Schwaben erzählt eine Sage, der Weltjäger habe unseren Herrn, als ihn dürstete, von dem Fluss verjagt, zu dessen Wasser er sich niederbeugte, und ihm voll frechen Übermutes zugerufen: »Was in den Trap-

pen der Pferde sich gesammelt, sei gut für ihn!« Deshalb findet der Weltjäger so wenig Ruhe und Rast wie der ewig Wandernde.

Die Namen des wilden Jägers sind unendlich verschieden, je nach den Orten, an denen er haust. Im Meißner Kreis geht Hans Jageteufel ohne Kopf um. Auf Hildesheimer Gebiet zieht der Helljäger durch die Luft und wirft den Burschen in einem Dorf, die mit ihren Hunden seinen Jagdlärm vermehren wollen, ein stinkendes Pferdebein herunter, als er im Münsterland den allzu kecken Schneider mit einem Pferdehuf vom Tisch stößt und ihm dabei zuruft: »Willst du mit mir jagen, sollst du auch mit mir knagen!« Der westpreußische wilde Jäger aus dem Bullerberg warf in der Bartholomäusnacht dem Oberförster ein Menschenbein in den offenen Wagen und schrie dazu: »Da hast du auch etwas von unserer Jagd!« Bei dem Dorf Singen im Badischen treibt der Junker Marten sein Wesen. Der Buchjäger tritt hinter einer breitstämmigen Buche hervor, wie der Spatzentannjäger nach einer Tanne heißt. Unter allen der Bedeutsamste ist Hackelberg, auch Hackelberend, Hackelblock genannt. Dieser entheiligte den Sonntag und muss zur Sühne bei Tag und bei Nacht durch die Wälder jagen. Nach anderen Überlieferungen ist er nur in den Luftkreis gebannt, wo er von Weihnachten bis zum Dreikönigstag tobt, wenn der Sturmwind heult. Auf einem seiner Umzüge ließ Hackelberg seinen Hund in einer Scheune zurück. Das Tier nahm weder Speise noch Trank zu sich, es lag still und unbeweglich. Schaffte man es hinaus, so kehrte er stets auf unbegreifliche Weise wieder zurück. Als jedoch der wilde Jäger im folgenden Jahr um dieselbe Zeit wiederkehrte, sprang der Hund auf und eilte bellend der Meute nach.

Eine niedersächsische Sage meldet, dass Hans von Hackelberg im Jahre 1521 als Oberjägermeister des Herzogs von Braunschweig gestorben sei. Drei Stunden von Goslar, im Garten des Klapperkrugwirtes, liegt sein Grabstein. Der Tod dieses mächtigen Mannes geschah, der Überlieferung nach, auf eine wunderbare Weise. Als er nachts auf seinem Lager ruhte, quälte ihn ein böser Traum. Es schien ihm, als zöge er in gewohnter Weise aus zur Jagd. Da fiel ihn im dichten Forst ein grimmiger Eber an, dem er sich wacker kämpfend entgegenwarf. Allein nach langer Gegenwehr musste er unterliegen und blieb auf dem Platz, von des Ebers Zahn zum Tod getroffen. Der Traum erfüllte sich nur zu bald. Hackelberg traf auf einen wütenden Eber. Nach hartem Kampf gelang es ihm zwar, das Untier zu erlegen, doch in der Siegesfreude stieß er mit dem Fuß nach dem besiegten Feind und rief: »Haue nun, wenn du kannst.« Von dem heftigen Stoß drang des Ebers Zahn durch den Stiefel in das Fleisch, Hackelberg achtete der Wunde nicht, bis das Bein unförmlich zu schwellen begann und der Brand zuschlug. Auf dem Todesbett ermahnte ihn der Prediger zu Buße und Gebet. Davon wollte der rohe Waidgeselle aber nichts hören und antwortete: »Wenn mir nur die Jagd bliebe, möchte unser Herrgott schon seinen Himmel behalten!«

Da wandte sich der fromme Mann entsetzt von dem verstockten Sünder und rief: »So jage denn bis an den Jüngsten Tag!«

Nun durchstreift er den Harz und den Thüringer Wald, am häufigsten jagt er im Hackel, einem Wald zwischen Halberstadt, Gröningen und Derenburg. Wer in der Luft ein Kläffen hört, weiß, dass der Hackelberg naht. Seinem

Zug voraus flattert die Tutursel, der Geist einer Nonne, die sich ihm freiwillig zugesellte. Es ist gut, sich beim Nahen des spukhaften Zuges auf das Angesicht niederzuwerfen, damit er dem Wanderer kein Leid antue.

In Hannover nennen die Leute den Hackelberg auch Herodes und ein altes Mütterchen erzählt: »In dem Zwölften jagt Rods oder Herodes mit seinen Hunden und man muss alle Türen fest verschließen, sobald die Sonne untergegangen ist, sonst tobt er durch das Haus und lässt einen seiner Hunde zurück.« Das geschah einmal zu Kirchdorf, in des Bauern Plate Haus. Der Hund war so groß wie ein tüchtiger Kettenhund, grau von Farbe und fraß nichts als Flugasche, die ihm sehr gut bekam. Über ein Jahr in den Zwölften ist Herodes wieder gekommen und rief an der Tür: »Alke, willst du mit?« Da sprang der Hund auf und zog mit der wilden Jagd davon.

In einem anderen Haus, wo gleichfalls ein solcher Hund eingekehrt war, sprach die mitleidige Frau zu ihrem Mann, als der erste unangenehme Schreck über das seltsame Geschenk des wilden Jägers sich gelegt hatte: »Das Tier ist nun einmal da und muss gefüttert werden.« Sie setzte ihm dabei einen Teller voll Speise hin und hoffte, dass er gierig darüber herfallen würde. Aber der Hund rührte nichts an. Der Mann ließ es aufheben bis zum Abend, als alle im Haus zur Ruhe gegangen waren, und setzte das Essen dem Tier hin. Am nächsten Morgen war die Schüssel geleert. So ging es Tag für Tag, bis nach Verlauf eines Jahres die Zwölften wieder herannahten. Da begann der Hund unruhig zu werden, und eines Abends trat Herodes als großer stattlicher Jägersmann unter die Tür und sprach: »Weil Ihr meinen Hund gepflegt und kein böses Wort dazu geredet

habt, will ich es Euch danken.« Er lockte darauf den Alke mit lautem Zuruf und ging davon. In dem Bauerhof aber waltete das nächste Jahr hindurch sichtbarer Segen über Stall und Scheunen.

Die Sage berichtet nicht nur von gewöhnlicher irdischer Speise, welche die Tiere des wilden Jägers genießen, sondern lässt ihn auch zuweilen lebendige, wirkliche Hunde und Pferde ihren Besitzern entreißen, denn sein gespenstisches Geleit vermag dem Menschen selbst nichts anzuhaben. Solche Tiere kehrten nur äußerst selten ungeschädigt wieder. Andere Orte bewahren Überlieferungen von der wilden Jagd, wie sie jedes Mal an einer bestimmten Stelle anzuhalten pflegte, um die Tiere zu füttern.

An einem Brunnen trinkt Hackelberg sein Ross, auf einer Wiese lässt er es grasen. Dieselbe Sage erhielt sich vom Breithut, von dem Schimmelreiter, dem Rodensteiner und anderen, denn wenn auch der Name wechselt, die Art und Natur des wilden Jägers bleibt stets dieselbe.

Der Hackelberg war es auch, der seine Bauern in unersättlicher Jagdlust selbst am heiligen Sonntag auf Feld und Flur umhertrieb, ihm das Wild zuzujagen. Da erschienen einst zwei Reiter an seiner Seite, der eine mit mildem Wort ihn abmahnend von dem Frevel, der andere grimmig daherbrausend auf Funken sprühendem Ross. Dem Wilden fühlte Hackelberg sich zugeneigt, sprengte mit ihm davon zum lustigen Waidwerk und muss dafür nun ewig mit ihm jagen. In der Altmark tobt er nächtlich mit Pferden und Hunden vom Harz herab nach dem Dränling. Andere sagen, der alte Herr sei bei Lebzeiten ein frommer Mann gewesen, nur dem edlen Waidwerk sei sein Herz mit allzu großer Zärtlichkeit zugetan gewesen. Da er oft im Wald gesagt

hatte »Gott möge für seinen Anteil am Himmelreich ihn lieber im Söling jagen lassen bis in alle Ewigkeiten« wurde ihm der vermessene Wunsch gewährt.

Einst ging eine arme Dienstmagd nachts von einem Dorf zum anderen, auf Befehl ihrer Herrin einen geliehenen Kessel zurückzutragen. Da ereilte sie die wilde Jagd und sie warf sich auf die Erde, den Kessel wie zum Schutz über sich ziehend. Die Hunde umkreisten sie mit wütendem Gebell, endlich erschien auch Hackelberg und fragte, was sie hier zu suchen habe, allein und mitten in der Nacht.

Das Mädchen berichtete zitternd.

»Hast du das tun müssen«, forschte er mit drohender Stimme, »oder bist du freiwillig einen so bedenklichen Weg gegangen?«

»Ich musste wohl«, entgegnete die Dirne schluchzend, »am Tage ist nicht Zeit über Land zu gehen, denn die Arbeit drängt«

»Das war Dein Glück!«, rief kurz der Alte, lockte seine Hunde und tobte auf und davon.

Wer dem Nachtjäger zu antworten versteht, den entlässt er ungeschädigt. So erging es dem trunkenen Bauer, der mit Wod die Kette zog, so der kecken Jungfrau, die, mit ihren Gefährtinnen durch den Wald heimkehrend, das Gebell und den Jagdruf des wilden Heeren über sich vernimmt. In jugendlichem Übermut ruft sie ihm nach: »Huhu! Kliff, klaff!«

Wie vom Himmel gefallen, steht plötzlich der gestrenge Herr vor der Erschrockenen und donnert sie an, was ihr Begehren sei, da sie ihm zugerufen?

Aber die Dirne fasst Mut, tritt ganz zutraulich einen Schritt näher an den Furchtbaren heran und sagt: »Wir ha-

ben uns verirrt und hungern. Da ich weiß, dass du gern und willig gibst, so hab' ich dich gerufen. Schenke uns Brot, Salz und Schmalz, dann wollen wir dir danken und eine glückliche Reife wünschen.«

Einen Augenblick schien es, als werde der zornige Hackelberg die kleine Lügnerin zerreißen. Wie sie ihm aber dreist in das wilde Antlitz schaut und, der inneren Angst zum Trotz, ein Schelmenlächeln um die Grübchen in den Wangen und um die kleinen, frischen Lippen spielt, lacht der Jäger hell auf und ruft »Nun, für diesmal soll es dir geschenkt sein!«, drückt seinem Pferd die Sporen in die Weichen und jagt hinweg. Vor den Erstaunten brannte ein lustiges Feuer und ein Kessel mit Brotsuppe kochte darüber.

Nicht gerade großmütig zeigte sich das wilde Heer gegen den Fährmann zu Winterhausen. Diesen weckte aus tiefem Schlummer ein vielstimmiger Ruf, von dem anderen Ufer des Flusses herübertönend. Eilig löste er sein größtes Fahrzeug vom Ufer ab und ruderte hinüber. Niemand war zu sehen, doch an dem Stimmengewirr, vermischt mit Rossgewieher, Hundebellen und Hörnerklang, konnte er entnehmen, dass eine große Menge versammelt sei. Es drängte sich in die Fähre mit Menschentritt und Rosshuf, bis des Kahnes Bord fast mit dem Wasser gleich stand. Zagend ergriff der Schiffer die Ruder, denn jede unvorsichtige Bewegung konnte dem schwer belasteten Fahrzeug den Untergang bringen. Dennoch gelangte er glücklich ans Ufer. Was die Unsichtbaren auf dem Wasser miteinander geredet, hatte er nicht verstanden.

Eine raue Stimme fragte ihn ganz deutlich: »Was sind wir schuldig?«

»Nichts«, erwiderte der Fährmann, dem es längst vor der

unheimlichen Gesellschaft graute. »Das ist dein Glück«, lachte der Fragende auf, »hättest du das Mindeste gefordert, so wärest du von uns mitgenommen worden.«

Das wilde Heer verschwand, jeder Laut war sofort verhallt. Beend vor Frost und Angst suchte der Mann sein Lager auf, um die erstarrten Glieder zu wärmen. Als er am nächsten Morgen erwachte, hing eine Pferdekeule an dem Pfosten seines Bettes. Das war der Lohn für seine Mühe.

Wo der wilde Geist des Umziehenden sich schärfer ausprägte, fehlte es nicht an einer Beimischung rauhen Humors. Denen, die ihm nachäffen, wirft er ein verwesendes Bein oder ein Menschenviertel herab, dass manche auf der Stelle den Tod vor Schreck fanden. Eine Magd schaute nachts, schon entkleidet, zum Fenster hinaus, eine andere lag daneben im Bett. Da zog die wilde Jagd in der Luft dahin und die Jäger bliesen ein so schönes Stück auf ihren Hörnern, dass das Mädchen am Fenster sehnsüchtig hinaufrief: »Wenn ich geschürzt und gegürtet wäre, ginge ich mit!«

Im Nu standen zwei wild aussehende Gesellen neben ihr, der eine band ihr die Schürze, der andere den Gürtel um und so fuhren sie mit ihr davon. Niemals hat jemand wieder etwas von ihr gesehen oder gehört.

In Tirol heißt die wilde Jagd auch die *Temper* und zeigt sich besonders in den Quatemberzeiten. Einst kam ein kleiner Mann in den Hof eines Bauern und bettelte um Nachtherberge. Da sagten sie ihm, im Haus sei nicht Platz für ihn und in der Scheuer könne er nicht bleiben, denn dort ziehe nachts die *Temper* durch. Der Mann ließ sich aber nicht zurückschrecken, und da er eben keinen besseren Platz erhalten konnte, so blieb er in der Scheune. Es dauerte nicht gar lange, so kam das wilde Jagen an und einer aus dem Zug



rief dem Knecht, der durch das Fenstergitter schaute, zu:  
»Willst du mit?«

Der Knecht antwortete mit einem groben Scherz, da schrie der unten ihn lachend an: »Wenn du nur nicht hinter dem Kreuzeisen ständest!«

Damit tobte die unheimliche Horde davon. Am hellen Morgen hing ein Viertel des Fremden an der Haustür, drei Viertel lagen zerrissen in der Scheuer, denn es war ein Moosmännlein und über diese hat die wilde Jagd Gewalt.

Wo der Rodensteiner nächtlich mit seinem Wagen vom Berg herunterjagt, überall wo seine Wagenspur sich zeigt, schwellen die Ähren der Fruchtfelder in üppigstem Gedeihen. Zu Grumbach, vor dem Haus des Schmieds, pflegte der wilde Jäger seine Rosse beschlagen zu lassen, dann ging der Zug weiter über Ober-Kainsbach durch eine Scheune, deren Tor zu bestimmten Zeiten weit geöffnet bleiben musste, weil sonst die Türflügel von den Anstürmenden völlig zertrümmert wurden. Wo in einem Haus zwei, auch drei Türen in einer Linie waren, brauste das wilde Heer hindurch, an manchen Orten den Leuten dicht an der Lagerstätte vorüber. Solch' ein Haus wurde schon, wenn es noch im Bau begriffen war, von den Geistern gestört. Es wird von einem Gebäude erzählt, dass es sechszehn Mal von Neuem aufgerichtet werden musste, weil es dem wilden Jagen hindernd im Weg stand. Dann erst hielten die Steine zusammen, aber um das Haus sauste zu allen Tages- und Jahreszeiten ein heftiger Wind und die inneren Räume wurden beständig von unruhigen Geistern heimgesucht. Ähnlich lautet eine Sage aus Litauen. In der Stadt Ragnit hatte ein fremder Mann den Bauplatz zu einem Haus gekauft, auf dem er ein schönes und festes Wohnge-

bäude errichten ließ. Da brach in einer Nacht ein furchtbarer Sturmwind los und das neue Haus stürzte ein. Seltsamerweise verschonte er jedoch die baufälligen Lehmhütten, welche unweit des Platzes standen. Der Fremde erbaute hierauf mit großen Kosten ein neues und noch festeres Haus, aber auch dies zerstörte ein Sturm, sobald es fertig war. Ein alter Mann gab ihm darauf den Rat, sich nach einer anderen Seite hin anzusiedeln, denn an der Stelle, welche er sich zum Hausbau ausgesucht hatte, wollten und müssten die Geister vorüber, wenn sie vom litauischen Friedhof zum deutschen und umgekehrt zögen.

Wem das Glück hold war, dass er in der Nähe des Rodensteins dem wilden Jäger begegnete, den lud er ein, mit ihm in die Burg zu treten, deren verfallene Mauern sich wie durch Zauber im alten Glanz aufrichteten. Da sah er denn an langen Tafeln eine Menge Ritter in altertümlicher Tracht und Rüstung von kostbarem Geschirr schmausen, aus silbernen und goldenen Bechern funkelnden Wein einander zutrinken. Dann wurde plötzlich das Gelage aufgehoben und die edlen Herren stürmten in den Burghof hinab, wo zahlreiche Jäger, Pferde und Hunde ihrer harrten, mit denen sie zur brausenden Fahrt ausritten. So tafelte im Weinberg der Schlippenbach mit seiner wilden Jagd und ein Bauer, den sie unterwegs mitgenommen hatten, sah dem Waidmannsfest zu. Ihm reichte der wilde Jäger eine ganze gebratene Ochsenkeule mit den Worten hin: »Hast du mit helfen spielen, musst du mit helfen essen.«

In der Küche eines Bauern kehrte der Rodensteiner in bestimmten Nächten ein. Die Leute vernahmen deutlich, wie das Essen zugerichtet, Feuer angezündet, der Kessel über den Herd gehängt und dann gespeist wurde. Am Morgen

aber, wenn sie aus dem Schlaf erwachten, war jede Spur des nächtlichen Spuks verschwunden. Bisweilen holte der wilde Zug sich wohl auch ein Tier aus dem Stall, das geschlachtet, gebraten und verzehrt wurde. Dann breiteten sie die Haut aus, legten die aufbewahrten Knochen hinein und peitschten so lange, bis das Tier wieder völlig hergestellt an seinem Ort im Stall sich fand. Diese wiederbelebende Kraft gebührte ursprünglich nur den Göttern, welche dieselbe übten, wenn sie ihren Wirten die Zehrung vergüten wollten.

Als der Rodensteiner von seiner Burg in das Land hinauszog, des Waidwerks auch noch nach dem Tod zu pflegen, so jagte der Alte im Schönert, einem weiten schönen Wald, unweit des Klosters Branbach. Dort stand das Schlösslein, darinnen der Alte vom Berge, dessen finsterem wilden Gesicht ein jeder gern aus dem Weg ging, einst gehaust hatte. Wenn er nicht im Schönert umherzog, fuhr er in seinem Wagen gen Würzburg. Die sechs Füchse, die davor gespannt waren, stürmten wie ein Unwetter über Stock und Stein, bergauf und bergab, dass die Funken stoben. Wer ihn fahren sah, blieb, sich bekreuzigend, stehen, denn es schien kaum möglich, dass die wütenden Tiere den Wagen nicht um und um stürzen sollten. Wann der Alte gestorben war, wusste niemand recht genau, denn man sah ihn nach wie vor den Schönert durchziehen. Wie die Menschen ihn scheuten, so mied er auch sie, ebenso alle gebahnten Wege.

Von Wangen über Tettwang nach Mariabrunn fährt der ewige Fuhrmann. Das ist der Junker von der Rochenburg, zwei feurige Rosse ziehen den Wagen, zuweilen sind es vier, auch sechs Schimmel oder Rappen, die wie der Blitz über den kahlen Heideboden oder durch die Luft dahinja-

gen. Bisweilen sitzen zwei Gefährten in dem Geisterwagen und dann lehnt sich die Sage an den Mythos vom göttlichen Umzug Wotans und Donars, des Gottes, der in den Wolken thronet und Blitze schleudert, sein Mantel ist rot, und wie triefendes Feuer wehen ihm Bart- und Haupthaar. Wenn in Schweden Pferdewiehern und Wagengerassel durch die Nachtluft herabschallen, sagt man »Odin fährt vorbei!«

Odin und Wotan sind eins. Ursprünglich war der Wagen dieses Gottes aus Gold und in bestimmten Nächten durchfuhr er in demselben das Land. Wer ihm nahte, wurde durch unsichtbare Schrecken zurückgehalten. Je weiter die göttliche Gestalt des Fahrenden in den Hintergrund gedrängt wurde, verlor auch der Wagen an seiner leuchtenden Schöne, man dachte ihn sich später silbern, dann glühend und endlich schwarz.

Wehe dem, der in Altona dem General Steenbock in seiner Geisterkutsche begegnete. Er erblindete, wie die älteste Sage berichtet, oder ihn traf sonstiges Unheil. Der Rodensteiner fährt bei Nacht seine Schätze zum Schnellerts, um sie dort zu bergen. Am Rhein jagt der blecherne Jäger vom Asberg zur Löwenburg, er trägt einen eisernen Rock, einen eben solchen Hut, ein Gewehr auf der Schulter und führt zwei Hunde am Leitseil mit sich. Wenn er pfeifend durch die Büsche geht, rauscht sein Gewand auf eine unerträgliche Weise, doch tut er keinem etwas Böses und es scheint, als sähe er die Wanderer nicht, die ihm begegnen. Von der Löwenburg wandert er in ein Tal hinunter, wo er seinen Schatz in goldener Kiste hütet, und sieht nach, ob der Kasten sich an der gewohnten Stelle befindet. Dann tut die Erde sich auf wie ein frisch gegrabenes Grab, der ble-

cherne Jäger legt sich hinein, die Öffnung schließt sich über ihm, und er darf ruhen bis zum anderen Morgen, an dem er sein ewiges Tagewerk von Neuem beginnt. Er ist an den Asberg gebannt, zwei Mönche brachten ihn über den Rhein und man sah es deutlich an dem Schwanken und Neigen der Fähre, wie an den Schweißtropfen, die den frommen Männern von der Stirn perlten, wie schwer es hielt, den Unhold über die Flut zu schaffen.

Der wilde Jäger, mag er nun Wotan selbst, der Hackelberg oder ein anderer sein, liebt es, Menschen, denen er begegnet, auf sein Ross oder in seinen Wagen zu nehmen und eine Strecke weit hinweg zu führen. Bei Heidelberg geht ein riesiger Schimmelreiter um. Dieser ergriff einst einen Wanderer und hob ihn auf sein Tier. Ängstlich fasste der Mann nach dem Mantel des gespenstigen Reiters, um sich daran fest zu klammern, doch dieser war verschwunden und der Schimmel jagte durch die Luft davon, bis er den Wandersmann dicht vor der Stadt unverletzt zur Erde warf. Wirklichen Schaden nehmen diese Entführten meist nicht, der wilde Jäger lässt es bei dem bloßen Schrecken bewenden.

Herzog Hans Adolf von Ploen fuhr oft genug durch die Luft, denn er verstand sich auf allerlei Zauber und siegte in allen Fehden. Einst blieb während einer nächtlichen Fahrt dem Kutscher die Peitsche an einem Strauch hängen und der Herzog wies ihm bei Tag mit Lachen die Wetterfahne auf der Kirchturmspitze, um die sich die Peitschenschnur geschlungen hatte. Der General von Luxemburg hatte einen Pakt mit dem Teufel geschlossen und fuhr stets über eine Luftbrücke, die der Böse im Nu erstehen ließ. Fast in allen neueren Sagen entlässt der höllische Geist willig die in sei-

nen Wagen Aufgenommenen, wenn sie in Herzensangst ein Gebet sprechen, oder den Namen Gottes anrufen. Nicht selten verwandelte sich der schwarze Wagen während der Fahrt in einen feurigen und nahm seinen Weg zur Hölle. In der Mark wie in Schlesien gilt in manchen Sagen die Erscheinung eines schwarzen Wagens als sicheres Anzeichen eines nahen Todesfalls. Halb dem Märchen entlehnt ist das Sprichwort »Wer sich den goldenen Wagen wünscht, erhält wenigstens ein Rad davon.« Alte Weiblein wissen noch von dem schweren Wagen zu erzählen, wie er durch die Luft dahergebraust kam mit furchtbarem Peitschenknall. Darin saß der wilde Jäger, der bald hier, bald dort über einem Haus anzuhalten pflegte und wie der Geld- oder Korndrache den Bewohnern Hab und Gut vermehrte. Den schweren oder schwarzen Wagen zogen kopflose Rosse und darin saßen Geister ohne Kopf. Einmal fuhr der höllische Fuhrmann in Nieder-Östereich ganz plötzlich zwischen zwei beladene Wagen, die in der Nacht auf der Landstraße daherkamen, und sperrte ihnen auf diese Weise das Weiterfahren ab. Einer der Wagenknechte wartete ein Weilchen geduldig, dass der Fremde den Weg, auf dem er gekommen war, weiter verfolgen möchte. Als er diesen aber keine Anstalt dazu machen sah, rief er ihm ärgerlich zu, auf die Seite zu fahren und ihm Platz zu machen. Da sagte der Mann mit jener näselnden Stimme, die den Höllenbewohnern besonders eigen sein soll: »Was? Auf die Seite fahren soll ich?« Er ließ hierauf den Knecht vorüber, blieb aber eine Strecke lang so dicht hinter ihm, dass dem die Haut zu schaudern begann. Auf dem Weg stand ein Kreuz, und als sie bis dorthin gelangt waren, verschwand der Fuhrmann eben so schnell wie er gekommen.

Wie das schwarze Pferd dem Teufel und das rote, feurige dem Donnergott eigen ist, so verbindet die Sage Wotan mit dem weißen, leuchtenden Ross, dessen Erscheinung diejenige des Gottes selbst überlebt. Wo der Schimmel sich zeigt, pflegte sonst der wilde Zug dahin zu stürmen, spurlos, ohne ein sichtbares Zeichen seiner Fahrt auf den Wegen oder im Korn zurückzulassen. Nur heilige, den Kirchenbauten geweihte, oder durch eine göttliche Fügung dazu bestimmte Orte umkreiste ein silberweißer Schimmel bei Nacht, sodass man früh Morgens im Gras noch den Umriss klar erblickte.

Stete Begleiter des wilden Jägers sind die Hunde. Wie dem Hackelberg sein getreuer Alke beigegeben ist, folgen zu Sundewitt dem Nachtgeist drei Hunde mit feurigen Augen und glühenden, weit herausgestreckten Zungen. Auch König Abel, der seinen Bruder ermorden ließ und darauf selbst im Grab nicht Ruhe fand, wird von Feuer sprühenden Hunden geleitet. Er ging als Vampir um und seine Leiche musste wieder ausgegraben werden. Man durchbohrte ihm das Herz mit einem spitzen Pfahl und versenkte den Sarg an einer tiefen Stelle in die Flut. Nun zeigt er sich nicht mehr auf dem Erdboden, er schwebt in der Luft umher, und nur seine zehn weißen Hunde jagen kläffend durch Wald und Moos. Des Helljägers Tier frisst glühende Kohlen. Schenkte er jemandem ein Ross, was öfter der Fall war, so musste es mit Dornen und Feuer genährt werden. Einem anderen folgen Zwerghündlein nach, die auf der Schwanzspitze eine brennende Kerze tragen. Der Buchjäger hat fünf Hunde bei sich, deren Schlappohren gestutzt sind. Der Schimmelreiter hat deren sechs, zwei kleine, zwei mittlere und zwei ganz große. Dem Wode folgen ihrer vierund-

zwanzig.

Wie die Hunde entstanden sind, berichtet eine hessische Sage. Wo einst Koberstadt stand, lebte einst ein Fürst, der Kober hieß und dem Waidwerk leidenschaftlich ergeben war. Als er eines Morgens eben zur Jagd aufbrechen wollte und schon lustiger Hörnerklang die Genossen zusammenrief, trat ein Fremdling in den Hof, der aus weiter Ferne hergewandert war, um den in Finsternis schmachtenden Völkern Licht und Trost des Evangeliums zu bringen. Der Fürst hatte nicht Zeit, des frommen Mannes Worte zu vernehmen und sprach: »Willst du mit ausziehen, dem Wild nach, so komm. Vielleicht höre ich am Abend noch, was du mir zu sagen hast.«

Da zog der Fremdling mit, blieb aber an des Fürsten Seite und redete zu ihm von dem geistlichen Hungern und Dürsten nach dem Himmelreich, und wie der Herrscher eines Landes nicht von Gott eingesetzt sei, um wilder Lust zu frönen, sondern dass er ein weithin leuchtendes Beispiel frommer Sitte und unsträflichen Wandels abzugeben habe. Der Fürst machte zu so strenger Lehre taube Ohren, achtete des Mannes Rede nicht höher als das Rauschen des Windes in den Bäumen und geriet endlich, da kein Wild weit und breit sich blicken ließ, in einen furchtbaren Zorn.

»Du hast mir die Tiere verscheucht und die Freude der Jagd verdorben«, rief er ihn mit grimmig funkelnden Augen an, »deshalb will ich dich hetzen zu meiner und meines Hofes Lust!« Sprachs und spornte sein Ross, den Fremdling niederzureiten. Dieser entfloh, der Fürst jagte ihm nach und schoss einen Pfeil auf ihn ab, der den Missionär tödlich verwundete. Sterbend hielt er ein goldenes Kreuz empor, da verwandelte sich der ruchlose Fürst in einen Hirsch, der



in scheuer Flucht sich waldeinwärts wandte, das Gefolge aber wurde zu einer Meute wütender Hunde, die ihm bis zum Jüngsten Tag nachsetzen müssen.

Vom Norden aus, wo sie entstand, hat die Sage einen weiten und mannigfach verschlungenen Weg durchmessen und sich in kleineren Zügen bis tief in den Süden verbreitet. Name und Gestalt unterliegen vielfachem Wechsel, nur das eigentliche Wesen, der religiöse Kern, tritt immer wieder hervor. Der Schwede nennt das Kreischen der Seevögel in herbsterlicher Nacht Odens Jagd, der Schweizer hört am bewaldeten Jura den Dürst (Niesen) in milder Sommerluft mit der kläffenden Meute nächtlichen Umzug halten. In Bayern macht das Nachtgejaid oder Nachtgeleit Weg und Stege unsicher, in Böhmen das Nachtgold, das heißt Nachtgespenst. Schwaben, Hessen und Thüringer reden von einem wütenden Heer, die Schriftsteller mittlerer Zeit setzten den Teufel an dessen Stelle und Cäsarius von Heisterbach gibt zu allgemeinem Nutz und Frommen die Sage von dem hochmütigen Weib preis, das sich in neuen Schuhen hatte begraben lassen und dessen Seele dafür von Höllengeistern gejagt wird. Hackelbergs Grabstätte ist an verschiedenen Orten zu sehen, an anderen Stellen verwandelte der Jäger sich in einen wilden Mann, besonders unter den Deutschen im Alpengebiet, das sich nach Italien herabsenkt. Zur Zeit der heiligen zwölf Nächte, wie unter den Fasten, beherrscht dort der wilde Mann die Wildbahn, die Waldfrau zieht durch Wiese, Wald und am Fluss entlang und es ist mehr als gefährlich, ihnen zu begegnen. Das Vieh bleibt deshalb daheim in den Ställen und wird aus der nächsten Quelle getränkt, zu der die Kinder mit irdenen Krügen wandern. Noch weniger getraut ein Jäger sich in die Berge hinauf

oder zum Wald. Die Weiber spinnen der Unholdin ein Stück Flachs zu Garn und werfen dieses in die Flamme des Herdes als ein versöhnendes Opfer.

Durch den Ardenner Wald pirscht der nächtliche Zug einem Eber nach. Wer dabei war und glücklich entkam, bringt reichlichen Fleischvorrat mit nach Hause. In Schwaben heißt die wilde Jagd auch das Muotesheer. An manchem Ort jagt der Elbel oder der Elbendrötsch die Ilmedredsche. Beide Namen bezeichnen einen, dem die Elben den Verstand verwirrten, der albern und ungeschickt ist. In der rauen Alp erschien dem Grafen Eberhard von Württemberg ein steinalter Jägersmann, dessen Haar, dem Moos gleich, das verrunzelte Angesicht umgab. Er erzählte, dass er in angemessener Lust am edlen Waidwerk einst zu Gott gefleht hätte, ihn jagen zu lassen bis zum Jüngsten Tag.

»Aber ich durchwandere das Gebirge erst seit vier Jahrhunderten und fünfzig Jahren«, schloss er, »und bin schon müde bis zum Tode.«

Unter den Wenden in der Lausitz herrscht der Glaube an einen Geist, der nach Sonnenuntergang mit lautem Hallo und Hundegebell zu Pferde durch die Luft zieht und den sie Dyterbjernat nennen. Wer ihn ungeneckt lässt, hat keine Unbill zu erdulden.

Der Weg des Geistes in den Lüften wird auf Erden durch fruchtbare Furchen in Feld und Wiesen bezeichnet. Die Sage erzählt davon.

Der Dyterbjernat war einst ein gar frommer und gütiger Herr, so fromm, dass er sein Gewand in die Sonnenstäubchen hängen konnte und dass diese es trugen. Das verdross den Teufel, und er schlich sich an einem Festtag in die Kirche, wo er alle Sünden auf eine Kuhhaut schrieb, die er mit

den Zähnen auszudehnen versuchte, weil ihm der Raum zu mangeln begann.

Dabei glitt er plötzlich aus, fiel und schlug sich einen langen Eberzahn aus dem borstigen Maul. Dyterbjernat, der ihm zusah, konnte sich nicht enthalten, darüber zu lachen, und als er aus dem Gotteshaus zurückkehrte und sein Obergewand in die Sonnenstrahlen hängen wollte, fiel es zu Boden. Der fromme Mann erzürnte sich heftig über diese Zurechtweisung und streute, um Gott zu trotzen, in seine Stiefel Brotkrumen und lief darin umher. Da erfasste den Frevler ein furchtbarer Wirbelwind, trieb ihn empor in die Luft und jagt ihn dort umher, bis der Jüngste Tag ihm Erlösung bringt.

In Frankreich fährt Hugo Capet in seinem Wagen an der Mauer entlang, welche die Stadt Tours umgibt. Den Wald von Fontainebleau durchstreift le grand veneur, der Oberjägermeister, der sich an unsere Sage vom Hackelberg anlehnt. Über Großbritanniens Fluren zieht der Jäger Herne, und König Artus rauscht mit seiner Jagd durch den dichtesten Forst. Wie in Deutschland Karl der Große zu einem Wundergebilde der Sage wurde, so hat das Volk der Dänen den gefeierten König Waldmar zu nächtlichem Umzug in den Gurrewald gebannt. Er reitet stets von Burre nach Gurre. Wer ihn kommen hört, tritt aus dem Weg und stellt sich unter einen schützenden Baum, dann kann er ohne Gefahr den Zug mit ansehen. Zuerst kommen die Hunde, deren Blut lechzende, feurige Zungen durch die Finsternis leuchten. Es folgt der König auf einem weißen Ross, sein eigenes Haupt unter dem Arm tragend. Er nimmt Jahr aus, Jahr ein denselben Weg, welchen die Dänen die Wolmarsstraße nennen.

Verliert das Ross ein Eisen vom Huf, so belohnt er fürstlich den Schmied, der den Schaden mit geschickter Hand wiederherstellt.

Zuweilen ruft er Vorübergehende an, ihm die Hunde zu halten. Einem Bauer, der seinem Anruf folgte, schenkte er einen ledernen Riemen, der am nächsten Morgen in leuchtendes Gold verwandelt war. Andere Sagen nennen ihn den fliegenden Jäger, übertragen noch wohl den nächtlichen Zug auf Christian II.. Im Grünewald auf der Insel Moen ritt vor Zeiten der Grönjette (der bärtige Riese), von einer wütenden Meute gefolgt, zur nächtlichen Jagd. Auch er trug den Kopf unter dem Arm, und zwar unter dem linken, denn die rechte Hand schwingt den wuchtigen Speer. An den Mühlen oder an Wasserfällen sitzt der schwedische Wassernix, Strömkarl genannt, und spielt eine süße, bezaubernde Weise, die unwiderstehlich zum Tanz anlockt. Man darf aber nur zehn Teile des Liedes anhören, denn der elfte ist für den Nachtgeist und sein Heer bestimmt. Wollte ein Mensch dem Nix die Melodie ablauschen, so möchte er immerhin die zehn ersten Reihen nachspielen, bei der elften würden Bäume, Sträucher und Blumen, Groß und Klein, Alt und Jung, ja selbst die Sterne am Himmel und die Kindlein in der Wiege danach zu tanzen angefangen haben. Der Nachtgeist ist Odin selbst, doch berichtet die Sage auch von zwei Jägern, Jennus Maar und Nielus Hög, welche umziehen müssen.

Wie die Überlieferungen von der Person des wilden Jägers eine große Mannigfaltigkeit darbieten, so ist auch das Ziel der Jagd ein sehr verschiedenes. Bald ist es ein Hirsch, bald der wütende Eber, zuweilen ein Ochse, unter allen Tieren am häufigsten das Pferd, dem die Meute nachstrebt.

An den Festen der Heidengötter schmauste das Volk gebratene Pferdekeulen, und mit einer solchen begabt dann Wotan denjenigen, der ihm Dankes wert erschien. Indessen bietet die Sage auch nach einer anderen Seite hin nicht geringere Abwechslung. Frigga, die Gemahlin Wotans, entfloh dem Gatten, der ihr durch die ganze Welt mit heißer Sehnsucht folgt. Wie er dahinbraust in wildem Zorn darüber, dass er die Geliebte nicht zu erreichen vermag, trifft seine Rache alle, die ihr zugehören, die Lohjungfern, in Thüringen die Moosleute, in Bayern die Holzweiblein, in Schlesien die Rüttelweibchen. Alle fliehen sie in Scharen vor dem anstürmenden Gott, wenn er auszieht. Bei seiner Rückkehr schleppt er die Gefangenen mit sich.

Holzfäller, die im Wald Bäume fällen, schneiden gern in den Rand der Stämme drei Kreuze ein, die nach der Mitte gerichtet sind, oder sie sprechen »Gott walt's« beim ersten Schlag, den sie mit der Axt gegen den Baum führen. Auf solchen Stämmen sind die Verfolgten vor dem wilden Jäger geschützt, denn er scheut den Spruch und das Kreuz.

Der Jäger zu Mihla sah den Elbel eine wunderschöne Jungfrau mit flatterndem Lockenhaar verfolgen. Er hatte fruchtlos den ganzen Wald nach einer Beute durchspäht und da er nun fürchtete, überhaupt nichts zu erlegen, schoss er ärgerlich seine Büchse auf den Elbel ab. Seit dieser Zeit ging ihm kein Schuss mehr fehl.

Am Hartkogel in der Steiermark zieht die wilde Jagd in einem seltsamen Fuhrwerk, auf einem Schlitten, der wie ein flaches Schiff mit scharfem, eisernem Kiel gestaltet ist, durch die Luft. Leichtsinnige Mägde, die von den bösen Geistern hinweggeführt und in der Christnacht vom Strammer, einem Schmied zu Mitterndorf, mit glühenden Hufeisen

sen beschlagen worden waren, ziehen das Schiff, dessen Ladung aus Galgenvögeln, irrenden Seelen und solchen Mägden besteht, die im Laufe des Jahres starben und noch keine Eisen am Fuß haben. Dieser höllische Tross jagt die Wildfrauen, welche im Schöckl wohnen. Manche haben sie von ihrer Waldkuppe zu den kleinen Weihern und Bächen niedersteigen sehen, wo sie ihre Wäsche säuberten und die schimmernd weißen Tüchlein zum Trocknen in die Sonne hingen. Die Wildfrauen sind ein Mittelgeschlecht zwischen Geistern und Menschen, auch verwünschte Seelen, die keine Ruhe finden können. Ihre Rücken sind muldenartig gestaltet. Die wilden Jäger jagen sie unaufhörlich und zerreißen sie alsdann. Nicht selten werfen sie demjenigen, der ihren Zuruf nachahmt, eine halbe Wildfrau durch den Schlot herab, oder sie hängen ihm ihr Wildbret an den Türpfosten. Allen Sagen dieser Art liegt der Glaube zugrunde, dass solche Mittelwesen sich immer wieder zu einem Scheinleben zusammenfügen, denn die einzelnen Stücke verschwinden ohne menschliches Zutun und die schlimme Jagd erneuert sich in jeder Nacht.

Grauensvoll ist ein Mythos von der treulosen Jungfrau, die ihren Geliebten dem Tode überlieferte. Dafür hetzt er sie als wilder Jäger in jeder Freitagsnacht und lässt sie von seinen Hunden in Stücke zerreißen, die mit dem kommenden Tageslicht sich wieder zu neuem Leben verbinden. So entartete die holde Sage von des Gottes Liebeswerben um die unsterbliche Frigga zu einer stürmenden Verfolgung des wilden Jägers oder böser Geister, welche einem Weib nachstellen, von dem berichtet wird, dass es in sündiger Lust aller Sitte spottete. Zieht man beim Herannahen des Zuges einen geweihten Kreis, um sich gegen Schaden zu wahren,

dann stürzt wohl ein nacktes Weib hinein, Schutz erfliehend. Allein die Meute tobt grimmig, der Jäger selbst ruft mit drohender Stimme »Stoß das Weib hinaus!«, dass der Zaghafte, anstatt, wie der alte Weidenjörg, mutig zu widerstehen, die Wehrlose unter ihre Feinde hinaus stößt und neuer Verfolgung preisgibt. Ähnlich erging es einem Pferdeknecht, der die Sommernacht in einer Koppel zubrachte, die sich an einen Kreuzweg lehnt. Zu dem kam eine atemlose Frau über das Feld daher und bat ihn, er möge sie doch über diesen Weg tragen. Er wollte anfangs nicht. Erst als sie händeringend klagte und weinte, erbarmte er sich ihrer und brachte sie hinüber. Da lief sie eilends fort und je weiter sie sich entfernte, desto kleiner wurde sie, endlich schien es, als laufe sie nur noch auf den Knien. Wie der Mann ihr noch nachschaute und sie beinahe ganz verschwunden war, kam der wilde Jäger tobend hinter ihr hergefahren, aber seine Hunde scheuten den Kreuzweg und er selbst vermochte auch nicht hinüber zu gelangen.

»Sieben Jahre lang verfolge ich das Weib«, rief er voll Zorn, »und wenn ich sie heut nicht fange, ist sie erlöst und ich bekomme sie nimmer! Da bedrohte er den Pferdeknecht, der in Herzensangst nun auch den ungestümen Dränger nebst seiner Meute über den Weg schaffte. Wie ein Sturmwind flog der Zug davon und als er nach kurzer Zeit wiederkehrte, hatte der wilde Jäger das Weib quer über sein Ross geworfen. Dass er dem Hirten zum Lohn eine Pferdekeule schenkt, die sich in Gold verwandelt, macht ihn dem begabenden Gott gleich.

Der bärtige Riese Grönjette verfolgt die flüchtige Meerfrau seit sieben Jahren und erlegt sie endlich auf der Insel Falster. Tot bringt er sie auf seinem Pferd zurück und lässt

dem Bauer, der ihm unterdessen die Meute bewahrt, das Band, an dem er sie gehalten, als Geschenk zurück. Solange das Göttergeschenk in dem Besitz des Mannes blieb, brachte es ihm Segen an Hab und Gut.

Der Dürft nimmt gern Kühe aus den weidenden Herden zu sich in die lustige Jagd empor. Da die Tiere aber selten, und dann immer zum Tod abgejagt und mit leeren Eutern wiederkehren, wahren die Äpler sie mit einem kräftigen Segen, der den Riesenjäger vertreibt. Das Verschwinden der Tiere war eine Art von Opfer, welches der Nachtgeist sich einforderte. Im Hellhaus musste dem Helljäger, wenn er in der Christnacht vorübergezogen war, eine Kuh aus dem Stall gegeben werden, von der dann niemand etwas wieder sah. Welches Tier der Umfahrende sich ausersehen, zeigte sich jedes Mal schon vom Martinstag an, denn ein solches nahm vor allen anderen an Fett und Fleisch wunderbar schnell zu. Einst ließ sich der Hellwirt in den Sinn kommen, die herrliche Kuh, um die es ihm gar so leidtat, gegen ein geringeres Stück zu vertauschen. Da entstand ein Höllenlärm um das Gehöft her, die Kuh wütete im Stall und ließ sich durch kein Mittel bändigen. Es blieb nichts weiter übrig, als dem Helljäger das prächtige Tier hinauszutreiben. Das verdross den Wirt gewaltig, und er rief mit lauter Stimme: »Lauf in drei Teufels Namen.«

Die Kuh lief, allein der Helljäger ließ sich seit jener Zeit nicht wieder blicken.

Wer in der Zeit des Umzuges Brot backte, dem verwandelten die wohlgeformten Laibe sich in die Gestalten der wilden Jagd. Ein weithin verbreiteter Glaube opferte dem Schimmelreiter Hafer für sein Pferd, der zu gewissen Zeiten an eine bestimmte Stelle getragen wurde. Bei der Korn-



ernte blieben ein oder mehrere Garbenbüschel auf dem Feld stehen, um welche sich dann ein fröhlicher Reigen schlang, die Burschen warfen ihre Mützen in die Höhe und riefen »Waul! Waul!« oder »Wol, Wol!« Aus der letzten Garbe wurde auch wohl eine Puppe gefertigt und jubelnd eingefahren. Das nannte man »den Ollen brengen.«

Kommende Zeiten werden mehr und mehr die alten Gebräuche in Haus und Feld in Vergessenheit bringen. Nur der Sage möge es vergönnt bleiben, jene mythischen Gebilde der Erinnerung zu erhalten, da sie allein den Schlüssel zu den Erscheinungen einer Wunderwelt bieten können, welche die Natur und alles in ihr mit dem Göttlichen verknüpfte.

### **Das wütende Heer**

Nicht immer führte Wotan seine Schar zur fröhlichen Jagd. Oft galt es einen nächtlichen Zug gegen die toten Feinde zu führen, zu dem er die Schatten gefallener Krieger versammelte. Schon der Name bezeichnet den göttlichen Ursprung des Geisterzuges, es ist das wütende, das Wutes-, Wodes- oder Wuotesheer, verschieden von der wilden Jagd. In der weiten Ebene um Chalons in Frankreich, wo einst die mörderische Schlacht gegen die wilden Scharen der Hunnen entbrannte, erhoben sich in jeder Nacht die toten Leiber von der blutigen Walstatt, um den Kampf mit Streitaxt und Schwert, für den die Erde nicht weit genug erschien, hoch oben in der Luft von Neuem aufzunehmen.

Die Gefallenen jener frühen Zeit waren Heiden, ihre Geister verfielen nach späterer christlicher Anschauung der Hölle, deren schadenfrohe Dämonen die Unseligen immer

zu neuem Kampf anfeuerten. Aber auch als die Streitenden längst nicht mehr dem heidnischen Glauben zugehörten, erhielt sich die Sage einer nächtlichen Wiederholung der Schlacht in den Lüften, denn ein Blutbad der Menschen untereinander, besonders aber christlicher Völker, hatte für die naive Anschauung früher Zeiten etwas so Unnatürliches, Furchtbares, dass auch das Mittelalter, hoch hinauf bis zur neueren Zeit, die Vorstellung eines ruhigen Totenschlummers nicht wohl mit dem Leben und dem blutigen Ende der Krieger vereinigen konnte. Durch alle Jahrhunderte hindurch zieht die Sage des Geisterkampfes in der Nacht, tapfere Helden wecken mit Speerstoß und Schwertklang die Gebeine der Schläfer, welche aus dem Schoß der Erde emportauchen, um den schon so oft ausgefochtenen Streit noch einmal zu bestehen. Während das graue Altertum die im Kampf Erschlagenen zu den Göttern emporschieben ließ, ihr Heldengeleit zu bilden, wies das Christentum die gefallenen Krieger den Teufeln zu, die auf dem Kampfplatz in der Nacht nach der Schlacht einen jubelnden Umzug hielten, weil die Beute, welche sich ihnen bot, ihr unterirdisches Reich so trefflich mehrte. Alle diejenigen, denen das Schlachtfeld zum Grab wurde, galten dem Volk und seiner naturwüchsigen Auffassung überhaupt als unselig, denn ihr Ende war gekommen, ehe denn Gott es ihnen bestimmte, herbeigeführt durch eigenen oder fremden Willen. Es unterschied sich der im Kampf erlegene nach seinem Tod nicht sonderlich von denen, die den Tod freiwillig gesucht hatten.

Ein Priester, den sein Weg in der Nacht über ein spanisches Schlachtfeld führte, vernahm dort in den Wolken ein hohles Sausen und Brausen. Er sah die Geister und Teufel

kämpfen, während sie mit lauter Stimme einen toten Helden zu ihrem Beistand herbeiriefen: »Herr Walter von Milene! Herr Walter von Milene!« Wenn die unheimliche Schar dem eilenden Priester nahte, musste er mit dem Arm einen Kreis um sich ziehen, dessen geweihtes Rund die Toten nicht zu durchbrechen vermochten. Das währte bis zum Hahnenschrei, da zerstoben die kämpfenden Geister in alle Lüfte.

Schlimmer erging es einem badischen Edelmann, der zur Stadt geritten war, dort mit seinen Genossen beim Würfelspiel Hab und Gut vergeudete und über den Verlust in gotteslästerliche Flüche und Verwünschungen ausbrach. Als er spät am Abend sich zur Heimfahrt rüstete, warnte sein Diener ihn vor dem Nachtheer, das über einen alten Walplatz zu reiten pflegte, allein der Ritter vermaß sich hoch und teuer, gerade den Geistern zum Trotz desselben Wegs zu ziehen. Draußen vor der Stadt, auf dem einsamen offenen Feld, tummelten sich allnächtlich Scharen von Reitern in allerlei Rüstungen, unter die der halb trunkene Edelmann, seinem Tier die Sporen gebend, mitten hineinsprengte. Sie fielen ihn mit ihren Schwertern an, schleuderten den Vorwitzigen vom Ross herab und würden ihm sicher an das Leben gegangen sein, wenn nicht sein Diener ihm zu Hilfe geeilt wäre und St. Katharina, deren Fest man gerade feierte, um Beistand angerufen hätte. Die gespenstischen Reiter ließen nun wohl von ihm ab, blieben ihm aber die ganze Nacht hindurch hart auf der Ferse, und erst als der Morgen graute, verschwanden die kämpfenden Schatten.

Besonders unheimlich wurde arglos Wandernden die Stelle, wo ein Mord, eine Untat verübt oder wo im blutigen

Zweikampf einer oder beide Kämpfer gefallen waren. Ruhelos trieben dort die unseligen Geister ihr böses Wesen. Dementsprechend sind jene Schlachtfelder vor allen furchtbar, auf denen zu dem Menschen verderbenden Streit sich noch ein zweites fluchwürdiges Moment hinzugesellte, wie auf dem Lügenfeld, wo die verräterischen Söhne Ludwig des Frommen ihren greisen Vater mit schlimmeren Waffen befugten als Schwert und Speer. Dafür erneuert sich an jedem Jahrestag in mitternächtigem Tosen jene Schlacht und jagt die erdenmüden Schläfer aus ihrer Ruhe erbarmungslos empor.

Bei Frankenberg in Hessen liegt die Totenhöhe, eine Ebene auf dem lang gestreckten Höhenzug. Dort ist in grauer Vorzeit eine blutige Schlacht geschlagen worden und alljährlich um dieselbe Zeit steigen die Leiber der Erschlagenen aus der Erde empor und kämpfen miteinander. In einer eisigkalten Winternacht wanderte ein Trupp Holzhauer über die Hochebene der Heimat zu, da vernahmen sie wilden Schlachtenruf, hörten den Boden unter sich dumpf erdröhnen und erblickten schattengleiche Hünengestalten zu Ross und zu Fuß, die wütend miteinander kämpften. Halb tot vor Angst warfen die Männer ihre schweren Äxte von sich und flohen zum nächsten Dorf. Erst als es tagte, getrauten sie sich umzukehren und ihr Handwerkszeug zu suchen. Da waren keine anderen Spuren im Schnee sichtbar als ihre eigenen, und wie weit sie auch voll Verwunderung spähten, fand sich kein sichtbares Zeichen des nächtlichen Treibens mehr vor.

In Böhmen, Hessen, im Elsass und in Baden werden besonders aus dem 12. und 16. Jahrhundert wunderbare Dinge berichtet. Da stürmten die Gespenster in hellen Haufen,

bei Tag und bei Nacht umher, jeder gefallene Krieger erschien so zerhauen und verstümmelt, wie er auf dem Schlachtfeld gelegen hatte. Ein Graf von Leiningen, der kurz zuvor erschlagen worden war, durchzog das Land mit einem Haufen von mehr als fünfhundert Reitern. Ein Mann, dem er begegnete, zog hurtig den geweihten Reis um sich und beschwor alsdann die Schattengestalten, ihm zu offenbaren, wer sie seien. Der Graf aber rief ihn an: »Wir sind keine Teufel, sondern vielmehr die Seelen derer, welche erschlagen wurden und nun in feuriger Rüstung kämpfen müssen, bis die Erlösungstunde naht.«

Eine andere Sage trennt die Krieger, welche für das Vaterland und ihr gutes Recht gestritten und nur aus höheren Rücksichten, als aus eitler Eroberungssucht oder Kampflust in den blutigen Streit gezogen waren, von denen, die, nach Beute und zuchtlosem Wandel lüstern, den Krieg zu ihrem Gewerbe gewählt hatten.

Zu Schletstadt erschienen einmal zwei Pilgerheere. Das eine bildeten tote Männer in weißen Gewändern, die am Morgen in ihre Gräber heimkehren durften, das andere bestand aus wild blickenden Reitern in roter Rüstung, auf flammenden Roßen, welche zum Kampf in einen Berg zogen, wo höllische Flammen sie umfingen.

Ein Weib sah das Totenheer vorüberfliehen, mitten im Tross erblickte sie ihren Mann, der lange vorher im Krieg den Tod gefunden hatte, mit gespaltenem Kopf. Da drängte das treue Weib sich furchtlos durch die Geister, riss sich den Schleier vom Haupt und verband damit die klaffende Wunde am Kopf des Gatten. Einer der Kriegsknechte hieß sie dafür aus einem großen goldenen Becher trinken, den er ihr reichte. Kaum aber hatte sie ihn an die Lippen gesetzt,

als auch schon das ganze Heer zerstoben war. So behielt sie den Becher als ein Wahrzeichen in der Hand.

In dem *Wuetten-Hör* zog ein jeder, wie er gestorben war. Der eine trug Arm oder Bein vor sich, der andere die Eingeweide, ein Dritter das Haupt. Bei Tag sausten sie über Berge und durch Wälder mit Trommeln und Pfeifen, nachts mit glühenden Fackeln, die sie in ihren entfleischten Händen schlangen. Es ist nicht gut, den Geistern zuzuschauen, wenn sie dahinziehen. Wie bei der wilden Jagd soll der Begegnende sich mit dem Angesicht zur Erde werfen und sich an irgendetwas festhalten, wenn es auch nur ein Strohalm wäre. Auch wer den Kopf durch die Speichen eines Wagenrades steckt, kann von den Vorübersausenden nicht beschädigt werden. Wer aber dem Heer mutig entgegentreten will, der muss ein gewisses Wort aussprechen, womit er den Zauber unschädlich macht. Ein lustiger Wanderbursche kannte das verhängnisvolle Wort und redete dreist den Führer des Zuges an, der ihm auch antwortete. Als der Bursche endlich die Formel sprach, zog das Heer in Sturmeseile davon.

Zuweilen fuhren die Toten in einem Wagen, aus dem unharmonische Musik, Hundegebell und Katzengeschrei ertönten. Sonst ziehen sie auch mit Trommelschall und Hörnerklang oder unter lautem Schlachtgesang dem Streit entgegen, ihnen voraus der Warner, ein alter Mann mit weißem Stab, der die Begegnenden aus dem Weg gehen heißt. Von der regelmäßigen Fahrt des wütenden Heeres stammen die Namen der Heergassen, welche sich noch heute in manchen Städten finden. Das Totenheer zeigt sich vom St. Bartholomäustag an bis zu dem Tag der Heiligen drei Könige, im Frühling, und besonders in den Osternächten.

Versunkene Heere steigen nur einmal im Jahre zu der Erdoberfläche empor, zuweilen auch nur alle sieben Jahre. Der König im Berg klagt: »Nun muss ich wieder hundert Jahre schlafen.«

Je näher die Sage dem Heidentum steht, desto segensreichere Vorbedeutung hat der Umzug des wütenden Heeres für das Gedeihen der Früchte. Später ging diese Seite der Überlieferung beinahe ganz verloren und die Erscheinung bedeutete Unglück, Krankheit dem Einzelnen, Revolution oder Krieg ganzen Völkern.

So traf König Heinrich IV. von Frankreich auf das wütende Heer und wurde bald darauf ermordet. Die *chasse Hérode*, (die Jagd des Herodes) dicht am Erdboden hinstreifend, ging dem Ausbruch der Französischen Revolution voran, als Vorzeichen blutigen Unheils.

In verwünschten Bergen hausen die alten Götterheere, deren Lenker zu einem der Lieblingshelden des Volkes wurde. So liegt in Hessen der Odenberg, wohin einst Karl der Große mit seinem Heer kam, dem er auf einem milchweißen Ross voranritt. Am Odenberg vermochten die Kriegerscharen, von Durst gequält und von der Hitze ermattet, nicht mehr weiter zu ziehen. Da schlug der Schimmel des Königs mit seinem Huf einen Stein vom Felsen ab und aus der Öffnung sprudelte silberhell ein mächtiger Born (Quelle). Der Stein mit der Hufspur soll derselbe sein, welcher noch heute, in die Gudensberger Kirchhofswand eingemauert, zu sehen ist. Die Quelle mit ihrem klaren, kalten Wasser wurde hoch geehrt und besitzt allerlei geheimnisvolle Kräfte. Darauf schlug König Karl eine gewaltige Schlacht am Odenberg. Das Blut der Seinen wie das der Feinde floss in Strömen, und Purpurbäche durchströmten

das Ackerfeld, deren Spur noch heut zu sehen ist, sobald der Regen den roten Grund aufwühlt. Als der Feind in die Flucht geschlagen war und die Nacht hereinbrach und die von dem heißen Kampf ermatteten Krieger sich zur Ruhe auf den harten Boden hinstreckten, da öffneten sich lautlos die Wände des Bergs und nahmen den greisen König und sein Heer samt allen Toten in die weiten, unterirdischen Hallen ein. Dort ruhen nun die Kriegsmüden, bis ihre Zeit da ist, zu erwachen, alle sieben oder alle hundert Jahre. Wer in der rechten Stunde am Berg vorübergeht, der vernimmt darin dumpfes Stimmengewirr und Pferdewiehern. Brausend erschließen sich die Felsentore, ein Getöse, als ob eine unsichtbare Reiterschar an ihm vorüberzöge, schlägt an sein Ohr und bald hört er die Waffen hoch droben in den Lüften erklingen.

Der nächtliche Zug geht bis zum Glisborn, dort werden die Pferde getränkt. Niemand kann ihm folgen, denn die Reiter ziehen mit Sturmeseile hinweg. Erst wenn Mitternacht vorüber ist, lenken sie den schattenhaften Zug zurück in den Odenberg, in dessen Höhlen sie schlummern, bis ihr König sie von Neuem ruft. Durch den gebogenen Arm kann man die Geisterscharen im Odenberg in schimmernden Rüstungen ein- und ausziehen sehen. Die Sage ging später von Karl dem Großen auf Kaiser Karl den Fünften über, dem die Kämpfe mit dem Landgrafen von Hessen einen märchenhaften Nimbus verliehen. Er lebt nun fort in der Sage, und die Frauen auf dem Land bringen ihre unartigen Kinder zur Ruhe, indem sie ihnen zurufen: »Du, der Quinte kommt!«, wie es anderwärts heißt: »Der Ruprecht kommt!« oder: »Der Wuwelax guckt aus dem Ofen!« Der Karl Quinte führt sein Heer zur Geisterschlacht, wenn ein



Krieg dem Land droht. Sonst reitet er allein aus dem Odenberg hervor in roter Rüstung, auf einem roten Ross, feurig nickt ihm der Helmbusch vom Haupt, und so jagt er der Windsbraut gleich um den Waldsaum des Berges und verschwindet wieder in demselben.

Die Sage von einem Krieg verkündenden Helden wurzelt im ältesten Heidentum des Nordens. In langem Kampf waren einst die tapfersten Krieger gefallen, da schritt in der Nacht die Valkyria (Schlachtenjungfrau) über das blutige Feld, die im Todeskampf erstarrten zu neuer Fehde weckend. So kämpfen sie Tag für Tag, um bei Anbruch des Morgens in den bleiernen Totenschlaf zurückzusinken. Wie der Held seine Mannen, so weckt hier die Schlachtenjungfrau die Gefallenen zu neuem, erbitterten Streit. Wo das Nordlicht seine feurigen Strahlen schießt, da lässt die Sage der Letten die Seelen gefallener Krieger in der Luft fort-kämpfen, den Bewohnern der Erde Blutvergießen künden. Sturm, Donner und Blitz sind die Anzeichen, dass die Seelen miteinander streiten.

Heere in den Wolken deuten kluge Leute auf nahe bevorstehenden Krieg, nicht minder nächtliche Erscheinungen von fremden Soldaten oder Wagen mit Verwandten, wie sie in der Altmark zu Anfang des Jahrhunderts sich zeigten. In dunkler Nacht pochte es an die Fenster des Torhüters zu Gransee. Als der Mann erwachte, vernahm er Stimmengewirr und Säbelklirren. Erschrocken sprang er auf und eilte an das Tor, um es zu öffnen. Ein unabsehbarer Zug finsterner Kriegergestalten, denen zahllose Wagen mit Verwundeten und Toten folgten, versperrte die Straße. In gebrochenem Deutsch herrschten ihm die Anführer ihre Befehle zu. Erst als es ein Uhr vom Turme schlug, ver-

schwand der ganze Spuk, und der Mann stand allein auf der öden Gasse. Das sollte die Kriegsnot vorbedeuten, welche bald schwer genug über die deutschen Lande hereinbrach.

Wie Karl der Große im Odenberg, so thront Friedrich der Erste im Kyffhäuser. Sein roter Bart ist durch den steinernen Tisch gewachsen, auf dem sein Arm das schlummertrunkene Haupt stößt. Lange schläft er so mit halb geöffneten Augen, bis ein glückliches Menschenkind zur rechten Stunde erscheint und den Berg offen findet. Da hebt der alte Kaiser das müde Haupt empor und winkt dem halb erwachten Edelknaben: »Hinaus vors Schloss, du Zwerg, und sieh, ob noch die Raben herfliegen um den Berg.« Immer wird ihm die gleiche Kunde und seufzend lehnt er sich zurück: »So muss ich auch noch schlafen, verzaubert hundert Jahr.« Wer in den Berg eindringt, Spielleute, Hirten, Knaben, dem spendet der Kaiser oder sein holdseliges Töchterlein eine unscheinbare Gabe, die sich draußen in blitzendes Gold verwandelt. Wie im Kyffhäuser ruht der alte Held auch im Untersberg bei Salzburg, zu Trifels oder in einer Felsenkluft bei Kaiserslautern. Zweimal umschließt sein Bart den Tisch. Wenn er das dritte Mal herumgewachsen ist, naht der Welt Ende und der Kaiser erwacht.

Dann zieht er mit seiner alten, treuen Schar aus dem Berg hervor und hängt seinen Schild auf dem Walserfeld an einen Birnbaum, zum Wahrzeichen für alle, die herbeiströmen. Der Baum ist dürr und scheinbar vertrocknet, dreimal ist er schon umgehauen worden, allein er trieb immer wieder starke Sprossen, aus denen er neu erwuchs. Wenn er zum vierten Male grünt, Blätter, Blüten und Früchte trägt, dann ist das Ende da, und der Kaiser reitet zu ihm hin. Auf

dem Feld wird eine furchtbare Schlacht geschlagen werden, so schrecklich, dass den Kämpfenden das strömende Blut in die Schuhe rinnt. Die Guten töten alle Bösen, Engel stoßen in die Posaunen und der Jüngste Tag bricht an.

So tief wurzelte der Glaube an eine künftige Wiederkehr des geliebten Herrschers, dass ein altes Sprichwort sagt, »Auf den alten Kaiser hinein stehlen« oder »Dahin leben wie auf den alten Kaiser«, nämlich auf den Nimmermehrstag, auf eine ungewisse, zukünftige Veränderung aller Dinge. Später vermischte die Sage beide Kaiser, Friedrich den Ersten mit dem Zweiten, wie ja Wotan in Karl den Großen überging und dieser wieder in Karl den Fünften. Auch des alten Frankenkönigs greiser Bart ist durch den Tisch gewachsen, an dem er der Erlösung harret. Wie er als ein Toter aus dem hochlehnten Sessel in seiner Gruft noch saß, das Schwert über die Knie gelegt, die schwere Krone auf dem Haupt, hatte er sich dem Volksbewusstsein unauslöschlich eingepägt, und alle Sagen schildern ihn genau so im Berg ruhend.

Von seinen Gefährten berichtet man, dass sie mit eisernen Kugeln kegelten, wie der wilde Jäger in mancher Überlieferung mit eisernen Karten oder Würfeln spielt. Ein Schmied suchte in den Hecken um den Odenberg nach einem Weißdorn, den er zu einem Hammerstiel zu verwenden gedachte. Mitten im Gebüsch erschloss sich ihm eine Öffnung des Bergs, durch die er hineintrat in eine weite Halle, in der starke Männer mit gewaltigen Kugeln spielten. Als er voll Erstaunen ihnen zuschaute, rief ihn einer von ihnen an, ob er mit ihnen kegeln wolle. Doch der Schmied lehnte es ab. Als er gehen wollte, boten sie ihm ein Geschenk nach seiner Wahl und er nahm eine der Eisenkugeln mit. Zu Haus an-

gelaugt machte er sie glühend und legte sie dann auf den Amboss. Beim ersten Hieb zersprang sie jedoch in Stücke und jedes Stück erwies sich als reines Gold.

Auf dem Königsweg in Westfalen erscheint die Bärenkutsche, in welcher König Wittekind von Hohensyburg nach Soest fahren soll. Wittekind war der berühmte Herzog der alten Sachsen, der lange der Macht Karl des Großen und dem Andringen des Christentums widerstand, zu dem er sich endlich der äußeren Form nach bekannte. Doch das heidnische Wesen lebte in ihm fort und er sitzt nun, versunken in einem Hügel seines Heimatlandes, besserer Zeiten harrend. Nur ein gewaltiger Krieg lockt den alten Helden aus seiner Ruhe hervor. Wenn aber stürmische Tage für die deutschen Lande herannahen, ziehen die Bergentrückten aus ihrer stillen Klause hervor und halten feierlichen Umzug. Da birgt der Rodensteiner auf nächtlicher Fahrt seine Schätze im Schnellerts, der Rothentaler lässt sich im Aargau wieder blicken, der Graurock auf dem Rockenstuhl, und der sagenhafte Held des Nibelungenliedes, Dietrich von Bern, mischt sich unter die Führer des wütenden Heeres.

Auf der grünen Insel, im meerumbrausten Irland, wo die Sage über Fels und Klippe ihre buntesten Fäden schürzt, steigt bei nahender Gefahr der alte Herrscher jenes Landes, O'Donoghue, auf milchweißem Streitross aus den Fluten eines Sees empor, in den er einst versank, um nun seinem Reich beizustehen in der Bedrängnis. Und wie Kaiser Karl in stiller Nacht sein Geisterpferd über die Rebenhügel des Rheins lenkt, sie mit einem Zauberspruch zu reicher Fülle segnend, steigt nach einer anderen Sage auch der irische Fürst in jeder ersten Mainacht aus der kühlen Flut empor

und durchreitet das Land, um es zu segnen. In schwüler Sommerdämmerung, wenn der Elfen leichte Schar sich auf der grünen Insel zum Tanz schwingt, kann man auch den einst mächtigen Grafen zu Kildare schauen, der, auf herrlichem Streitross sitzend, die Scharen seiner toten Krieger in langen Zügen an sich vorüberwallen lässt.

Die volkstümliche Dichtung aller Zeiten suchte dem Tod, der nun einmal aus dem blühenden Leben nicht mehr hinweg zu bannen war, die herbe Bitterkeit zu nehmen. Wirklich schaudervoll und schrecklich ist nur das Todesbewusstsein, das völlige Getrenntwerden von allen Annehmlichkeiten des Daseins, von Hab und Gut, von den Geliebten, von Ruhm und Ehre, mit einem Wort von allem, was des Menschen Herz erfreut. Das zahllose Heer der Geschiedenen trennte sich nicht ganz von dem überlebenden Geschlecht. Doch, um Religion und Sitte genug zu tun, war es nicht selig, nicht beglückt in diesem Mittelstand, der die Last der Sünden erst von ihnen streifte. Mannigfach sind die Bedingungen, vielfach verändert die Zustände, in denen die Seelen verweilen müssen. Nur der Grundgedanke herrscht unstreitig vor, die entschiedene Loslösung zu verhindern, und einer tröstete den anderen, wenn ein Freund geschieden. »Er geht ins alte Heer, zur großen Armee«, das heißt, er wird aufgenommen in die Reihen der Toten, denen die Nacht gehört. Ein Herrscher, wie Karl der Große, dem es vergönnt war, mit unbeugsamem Willen und starker Hand ein Volk aus der Tiefe der Unbildung empor zu ziehen zu einer beträchtlichen Höhe der Kultur, dem Gott dazu die seltene Gabe eines langen, von körperlichen Leiden ungetrübten Daseins verliehen hatte, musste und konnte in der Erinnerung nicht so dahinsterven und ver-

schwinden, wie ein gewöhnlicher Sterblicher. Notwendig schloss der Volkssinn gerade diesen König an die Wotansage an, ihn mit der Heiden altem Göttervater in eins verschmelzend. So zeigen ihn deutsche und fränkische Sagen, nur dass diesen die naive Treue in der Bewahrung einzelner Züge mangelt, welche den deutschen eigen ist. An der Spitze des wütenden Heeres in Frankreich reitet der große Karl, sein Heldensohn Roland trägt die Fahne und der Zug wendet sich gegen die Sarazenen. An diese erste und älteste Überlieferung schließt sich die wilde Jagd, deren Führer Hellequin genannt wird, zuweilen auch Karolus Quintus oder Allequintus. Welcher Karl damit bezeichnet wird, ist schwer zu ermitteln, denn die Sage vom Hellequin stammt aus dem 13. Jahrhundert und findet sich mehrfach in den Schriften jener Zeit. Karl V. von Frankreich wie Kaiser Karl V. lebten später und konnten doch erst nach ihrem Tod in den Sagenkreis aufgenommen werden. Näher liegt der Ursprung des Wortes Hellequin von der deutschen Helle, Hellekin. Spätere Zusätze verwandelten den bergentrückten König Karl in einen unseligen Geist, der nächtliche Kreuzzüge gegen die Ungläubigen unternimmt.

Herzog Richard I. von der Normandie, der Sohn Robert des Teufels, war ein unerschrockener Held, der keine Furcht kannte und darum den Beinamen »sans peur« empfang. Einst vernahm er von seinen Rittern, dass allnächtlich das wütende Heer über den Wald hinzieht und unter dem Schatten eines breitlaubigen Baumes von der langen Fahrt ausruhe. Solch Abenteuer reizte seinen tatendurstigen Sinn. Er ritt zum Wald und nahm hundert auserlesene Gefährten mit sich. Als die Dämmerung hereingebrochen war, ertönte in weiter Ferne seltsames Geräusch, das nah und näher

drang, bis endlich wildes, unheimliches Brausen die Luft erfüllte und zwei Männer sichtbar wurden, die ein vielfarbiges Tuch auf den Waldboden ausbreiteten. Aus der Höhe herab trat der Geist eines Helden in den Mittelpunkt des Kreises, eine große Schar schattenhafter Gestalten drängte sich huldigend um ihn her. Da schwang der Herzog sich rasch vom Pferd und mit beiden Füßen auf das Tuch, die Geister durch den kecken Sprung am Boden fesselnd. Entsetzt ergreift seine Ritter, sie geben ihren Herrn verloren, der Macht des Bösen verfallen und entfliehen. Alle, ohne sich nur umzuschauen. Der Herzog aber beschwört den Heldengeist, ihm zu sagen, wer er sei und er nennt sich Karl V., der seine Sünden durch allnächtliche Kämpfe gegen die Ungläubigen im Morgenland büßt. Das lockt Richard den Furchtlosen, er verlangt die Fahrt mit dem König zu teilen und bestürmt den Geist so lange, bis dieser sagt: »So ziehe denn mit uns, doch was du auch sehen und hören mögest, halte das Tuch fest, auf welchem du fährst!« Das gelobte der Held und mit Windeseile hob der Zug sich vom Boden auf und brauste durch die Luft hinweg. Nach Mitternacht vernahm Richard den Klang eines Glöckleins und forschte begierig, wo sie seien? »Über dem Sinai!«, entgegnete der büßende Schatten, »dort beginnt soeben im Kloster der heiligen Katharina die Einuhrmesse.« Der Herzog bat, dort, ehe er weiterziehe, sein Gebet sprechen zu dürfen, und der Geisterzug hielt an, um ihn herabzulassen. Scheidend gab der Führer ihm ein Stück des Tuches mit der Weisung, dass sein Fuß nicht davon weichen dürfe, begehre er anders die Heimat wieder zu schauen. »Bete für uns!«, rief ihm der Geist noch zu, »auf der Rückfahrt holen wir dich ab.« Lange und inbrünstig spricht Richard seine Gebe-

te für die armen Seelen, in deren Geleit er kam, dann beschaute er die Kirche und die Kapellen, welche fromme Andacht mit reichen Altären und Opfertagen geschmückt hatte. Dort kniete ein fremder Rittersmann, zu der Heiligen seine Gebete emporsendend, auf dass sie ihn, der schon sieben Jahre lang von dem Schloss seiner Väter und seinem geliebten Weib fern geblieben, endlich wieder heimführen wolle aus der Gefangenschaft der Sarazenen. Die Stimme dünkt dem Herzog bekannt, er tritt näher hinzu und schaut dem Mann ins Gesicht. Da erkennen sich beide, und froher Hoffnung voll erhebt der Ritter sich von seinen Knien, den Herzog als ein Zeichen nahender Erlösung zu begrüßen. Scheidend hatte er einst mit seinem Weib den Ehering geteilt und ihr dabei gesagt, die eine Hälfte zu bewahren, während er die andere nahm: Wenn er in sieben Jahren von der Pilgrimschaft nach dem heiligen Grab nicht zurückgekehrt sei, möge sie dies als ein Zeichen seines Todes annehmen und ein neues Eheband knüpfen. Schwer bedrängt von habgierigen Verwandten hatte nun die trauernde Witwe einen zweiten Gemahl erkoren und zur Festesfeier den Herzog selbst geladen, der nun in des Ritters rechte Hand gelobte, sichere Kunde von dem Verschollenen heimzubringen in die Normandie. Damit die Edelfrau ihm Glauben schenke, händigte der Gatte ihm den halben Trauring ein. Als sie noch miteinander redeten, ertönte in den Lüften das Gebräuse des Geisterheeres, Richard nahm Abschied und schwang sich wieder auf das Tuch. Bleich und blutig waren die Schatten im harten Kampf geworden, manchem das Schwert zerbrochen, die Rüstung arg zerhauen. Dumpfe Stille schwebte über dem nächtlichen Zug. Der Furchtlose entschlummerte wie daheim auf seinem Lager. Als das



Morgenrot ihn weckt, liegt er unter dem Baum, an welchem das wütende Heer zu rasten pflegte. Da eilt er heim, freudig begrüßt von den Seinen, die ihn verloren gegeben hatten. Richard besteigt noch an demselben Tag ein schnelles Ross, reitet zu der Burg des verschollenen Ritters und überbringt der Edelfrau die Hälfte des Ringes mit der Botschaft ihres Gemahls. Dieser erlangte durch Herzog Richard die Freiheit. Ein vornehmer Sarazene, den Richard einst gefangen mit sich führte, wurde aus seiner Haft entlassen und dessen Heimkehr löste in Palästina des Christenritters Bande.

Nach einer anderen Sage traf der Herzog, im Wald verirrt, auf eine Meute jagender Hunde, Horntöne schallten in sein Ohr, Jäger zu Fuß und zu Ross brausten an ihm vorüber. Vergeblich trieb der erzürnte Gebieter sein schnaubendes Tier mit Zuruf und Sporn dem fremden Zug nach, der unberechtigt im Wald jagte.

Das Pferd witterte die Geister und scheute zurück. Endlich nahte dem Herzog eine der Schattengestalten und er erkannte seinen vor Jahresfrist verstorbenen Seneschall, den er voll Erstaunen anruft, um von ihm zu erfahren, weshalb er hier sich zeige? Darauf erwiderte ihm der Geist: »Wohl Herr, war ich Euer Seneschall, doch nun bin ich tot und fahre mit dem wütenden Heer.« Er geleitete alsdann Richard den Unerschrockenen zu einem Dornbusch, in dessen Zweigen Hellequin saß. Diesen fragte der Herzog, mit welchem Recht er hier zu jagen sich erkühne? »Wir wandern so lange schon verwünscht umher«, klagte der Unselige, »sind so erschöpft und müde, leiden so große Angst und Pein, dass man es nicht schildern könnte in vielen Tagen. Gott gebot uns, diesen Wald zu durchstreifen jede lan-

ge, bange Nacht. Das ist das Recht, das ich zur Wanderung habe.« Nun breitete der Seneschall ein Tuch von wunderbarer Arbeit auf dem Boden aus, Hellequin stieg von dem Dornbusch herab und ließ sich darauf nieder. Dann offenbarte er dem Herzog, wer er sei und dass er zur Büßung irdischen Gelüstes umziehen müsse, bis die Schuld gesühnt sei.

Scheidend verehrte er Richard das kostbare Tuch zu einem sichtbaren Wahrzeichen des Erlebten. Es ist dasselbe, auf welchem die nächtliche Fahrt geschah. Das Tuch ist wunderbaren Ursprungs, nämlich Odins oder Wotans Mantel, der Wolkenhimmel, in den der Gott sich selbst und diejenigen einhüllt, die er durch die Luft empor trägt, es hat in der zweiten Sage, weil diese neuer und nicht mehr völlig rein berichtet wird, von seinem hohen Wert eingebüßt und geht endlich über in eine Gabe, wie kunstreiche Zwerge sie wohlwollend den Menschen zu verehren pflegten.

Allnächtlich zog ein Kriegsheer über den Rhein, dessen Ufer von den Reiterscharen völlig bedeckt erschienen. Da kam ein deutscher Rittersmann des Weges und schaute verwundert den gespenstischen Tross. Ganz zuletzt erblickte er einen Söldner, der zwei Pferde leitete und erkannte in ihm seinen Koch, der wenige Tage vorher eines jähen Todes verblichen war. Von ihm erfuhr er, dass der ungeheure Zug das Heer der Toten sei. Es müsse jede Nacht vom Elsass nach Jerusalem durch die Lüfte fahren und kehre vor Tagesanbruch zurück. Auf dem Handpferd des Verstorbenen sitzend, zog der Ritter mit den Toten in das Morgenland und zurück. Zur Erinnerung verehrte der Koch ihm ein Salamandertuch und ein Messer. Wer von

diesem verwundet wurde, verfiel unrettbar dem Tod, das Tuch nützte sich nimmer ab und konnte nur durch Feuer von Schmutz und Staub gesäubert werden.

Auch die schwäbische Sage weiß von einem Koch. Dem Schimmelreiter folgte ein feuriger Wagen, mit Verstorbenen angefüllt. Eine Strecke hinter ihnen erschien ein Mann, der Kochlöffel in einem Bund auf dem Rücken trug und jeden Vorübergehenden anhielt, um nach der Richtung zu forschen, welche der Wagen mit seinen Insassen genommen hatte, er sei der Koch und müsse das Mahl der anderen rüsten. So pflegten nach dem Glauben unserer Urväter die Götter das Land zu durchziehen, im Wagen fahrend oder auf Böcken reitend, ihnen folgte Andhrimnir, dessen Aufgabe es war, den auf der Jagd getöteten Eber zu einem Mahl für die Unsterblichen zu bereiten.

In dieser Weise verflochten sich die Mythen von der wilden Jagd, vom wütenden Heer, von dem Umzug der Toten und von der Wiederkehr tapferer Fürsten aus dem Berg zu einem in sich zwar gegliederten, doch niemals in allen einzelnen Teilen klar gesonderten Ganzen.

### **Der Frauen Umzug**

Auf Wolken thronte einst die Gattin Odins oder Wotans, die im weiten Himmelsraum wie über die Fülle des Erdbodens gebietende Frigga. Sie bewohnt den goldstrahlenden Palast, in den die Geister der Helden aufgenommen wurden, sobald ihr Leib dem Tod verfiel. Aus unerschöpflichen Quellen spendet die Hohe des Segens Überfluss. Unter ihrer Hand bedecken sich die Felder mit schweren Halmen, kleiden sich die Bäume in liebliches Frühlingsgewand und

schwellt nach der Blüte auch die prangende Frucht. Wenn beide Gatten sich liebend vereinen, sendet jeder Strahl des Himmelslichtes eine neue Gabe zur Erde hinab. Wenn sie sich trennen, versiegt des Segens Born und alles welkt. Auf Fittichen des wildesten Sturmes folgt Wotan der Holden nach, die sich ihm streng entzog. Der Felder goldene Frucht verdirbt, das Grün der Wälder bleicht und der zürnende Gott würgt die Genien der Bäume mit schadenfroher Lust, denn sie dienen der Gattin, die seiner Liebe spottet.

Doch nicht immer scheidet die Göttin sich von dem Gemahl. In den heiligen Zwölften trägt ein schimmernder Wagen das unsterbliche Paar durch die Nacht der Wälder dahin, vom Himmel zur Erde, aus und ein in die Burg, deren Schoß Wotan mitunter aufnimmt. Zuweilen ist der Wagen feurig, d. h. golden, oft nur kristallen oder auch schwarz. Wenn er rasch wie der Blitz vorüberfährt, sieht man Wotan und Frigga darin sitzen. Der Anblick der Götter bringt aber Verderben, denn er taugt nicht für das sterbliche Auge. Wie des Gottes Gestalt mannigfach verändert sich darstellt, so rührte die Sage auch an Friggas Erscheinung, deren Name allmählich in Holda, Abundia, Diana, Frau Venus, oder auch in Herodias, in Perchta, Frau Gauda und andere überging.

Frau Holda oder Frau Holle erweist sich den Menschen, besonders den Kindern, freundlich gesinnt, sie straft aber auch Trunkenbolde, Flucher, unordentliche Hausfrauen und böse, hartherzige Buben und Mädchen. Sie wohnt in den Wolken des Himmels, dort schüttelt sie ihre Federbetten, wenn der Schnee in der Luft umherwirbelt, mit den noch ungeborenen Kleinen sitzt sie im Kinderbrunnen, wandert als eine schöne, stolze Frau unter den Bäumen des

Waldes oder keucht mit schwerem Korb auf dem Rücken, hässlich und ungestalt an den Bergen empor. Wenn die wilde Jagd brausend durch die Wälder zieht, fährt Frau Holle in ihrem Geleit. Mit der Holle ziehen auch die ungetauft verstorbenen Kinder, welche nicht in den Christenhimmel eingehen durften. Dann schildert die Sage ihre Führerin als eine garstige Alte mit struppigem Haar und langen, gelben Zähnen, die unter der großen, spitzen Nase drohend hervorsehen. Mit der Märchengestalt, leibhaftig wie des Teufels Großmutter, schreckte die Wärterin gern die ungezogenen Kinder.

Frau Holle hält auf gute Ordnung, wenn sie in den heiligen zwölf Nächten durch die Häuser zieht. Wehe der faulen Dirne, deren Spinnrad Zeugnis von ihrer Unordnung ablegt! Zu Weihnachten kommt sie in das Land, da werden alle Rocken mit Flachs sauber umwickelt, denn die Gütige spinnt zuweilen ihren Lieblingen eine ganze Spule voll feinen Garnes, auf dem dann ein besonderer Segen ruht. Wer ihren Zorn durch Trägheit oder Unordnung reizte, fand am Morgen den Rock zerzaust und beschmutzt. Zu Fastnacht musste der Flachs abgesponnen und die Rädchen beiseitegestellt, jeder Winkel in Gemach und Küche sauber gefegt und mit weißem Sand gestreut sein. Wo sich alles so fand, sprach die Nachtgöttin ihren Segen: »So manches Haar, so manches gute Jahr.« Schmutzige Räume strafte sie: »So manches Haar, so manches böse Jahr.«

Durch das Mansfelder Land zog am Donnerstag nach Fastnacht alljährlich das wilde Heer, und die Leute strömten von weit und breit herbei, dem seltsamen Aufzug beizuwohnen. Voraus schritt ein alter, bärtiger Mann, der getreue Eckhart, einst im Nibelungenlied gefeiert als Kriem-

hildes Kämmerer, nun gebannt in den ruhelosen Zug, wenn er nicht am Hörselberg saß, die unvorsichtig Nahenden vor Frau Venus zu behüten, die so manchen tapferen Rittersmann mit süßem Reiz verlockte.

»Fliehet ab dem Wege, dass Ihr nicht Schaden nehmt!«, rief der Alte den Herandrängenden entgegen und schwang den weißen Stab, denen, die ihm folgten, freie Bahn zu schaffen. Da traten seltsame Wanderer einher. Hier rollte einer, aufs Rad geflochten, den Heerweg entlang, dort trug ein anderer sein Haupt in der Hand, auf zweibeinigem Pferd kam ein Dritter, wieder andere hatten Arm oder Bein auf die Schultern geladen. So floh der gespenstische Zug vorüber, und wer ihm nicht auswich, büßte den Trotz schwer genug. Das wilde Heer riss ihn fort und setzte ihn dann hilflos auf dem Wipfel eines hohen Baumes oder auf steiler Felsenklippe ab. Im Hörselberg hielt Frau Holle, wenn sie nicht umzog, Hof. Erst im 14. oder 15. Jahrhundert wandelte die Sage ihren Namen in Frau Venus um. Im Berg dienten ihr die Elben, deren Königin sie war, und dort, in ihrem unterirdischen Reich, thronte sie in seltener Schönheit und Pracht.

Wo Frau Holle im Brunnen sitzt, hütet sie, wie schon erwähnt, die noch Ungeborenen. Die Sage meldet von einem Hollenteich, der Gütchengrube, dem Kindergut oder von dem Knäbleinsborn, dem Milchbrunnen und wie die Namen alle lauten mögen, mit denen man den Ort bezeichnete, an dem Frau Holle ihre Kleinen auf die Erde steigen lässt. Sie wurden aufgefischt, auch wohl gekauft, am häufigsten bringt sie Niklas, eine alte Frau, oder der Storch. Keines aber weiß sich darauf zu entsinnen, wie es in der Göttin Brunnen liebliche Spiele gespielt und wie es heraus-

gestiegen war aus der heimischen Flut. Störche sind eigentlich verwünschte Menschen, deshalb haben sie ihre besondere Art zu leben, und wer ihnen wohl tut, dem bringen sie Glück. Wo die Kindlein im Brunnen wachsen, da ist auch der eigentliche Jungbrunnen, über den Frau Holle gebietet. Wer, von ihr begünstigt, in die Wunderflut hinabtaucht, empfängt einen neuen, jungen Leib durch die Huld der Brunnenfrau, deren Gewässer die Haut strahlend macht. Lieblich wie die Brunnengöttin ist Holda auch dann, wenn sie während der heiligen zwölf Nächte in Taubengestalt die Luft durchrauscht. Als ein weißes Täubchen flattert sie vor den Augen des entzückten Landmanns, der nun weiß, dass im neuen Jahr der Ernte Segen wunderbar sich mehren wird. Wer die Göttin erblickt, dem verleiht sie unverhofftes Glück. Mit ihren kleinen, rosigen Füßen trägt sie einen wunderfeinen Stuhl, vom feinsten Rohr geflochten, auf den sie sich, wenn sie ermüdet, niederlässt. Das kann man am Korn bemerken, denn wo die Taube ruhte, blüht und grünt es schöner als an anderen Orten. So klein die Flügel des Vogels auch sein mögen, rauscht es hinter ihm durch die stille Luft mit gewaltigem Brausen, den Götterflug verkündend. Wenn aber der Dreikönigstag vorüber ist, wandelt die Taube sich wieder in Frau Holde und verschwindet.

Die Göttin wurde oft von Sterblichen gesehen, wie sie zu einem Gewässer hinabstieg, um sich zu baden. So trat sie aus dem Harkenberg, die Wildschweine lockend, so aus dem Kyffhäuser, den sie mit dem alten Barbarossa teilt. Ihr Weg zum Bad hinab ist tief ausgetreten, alle Tiere des Waldes sind ihr untertan und geleiten sie an das Wasser, dessen Flut ihr geweiht ist.

Einst schritt sie den Berg hinauf, an dessen jenseitigem

Abhang ein Salzsee lag. Am Rand des Weges saß ein Schäfer mit Hund und Herde, den redete sie mit holden Worten an um ein Stück von dem kräftigen Schwarzbrot, das er in den Händen hielt.

Der Mann war aber roh und karg dabei, lachte höhnisch und sprach: »Das Brot verdiente ich ehrlich mit saurem Tagewerk. Willst Du essen, so arbeite gleich mir. Für träge, fahrende Dirnen ist meine Speise nicht feil.«

Da hob die Göttin zürnend eine Rute empor, welche sie in den Händen trug, und berührte damit Schäfer, Hund und Herde, die nun, in rauen Stein verwandelt, droben liegen bleiben mussten. Frau Holle badet meist allein, zuweilen aber auch in Gesellschaft geisterhafter Wesen, die ihr gleich an Schönheit sind. Manch' Glücklicher, dem sie begegnet, sah sie zwischen elf und zwölf Uhr mittags zum Main hinunterwandeln oder belauschte sie, ehe die Sonne sich erhob. Langes, goldgelbes Haar überflutete ihren schimmernd weißen Leib, wenn sie aus dem Wasser hervortauchte. Ein Bursche, der zwischen den Weidenstämmen am Ufer seine Mittagsruhe hielt, vernahm leises Rauschen, wie wenn ein Schwan die Flügel hebt. Als er sich aufrichtete, schwammen drei wunderschöne Frauen vor seinen Blicken, nur die eine war halb verdeckt von dem Gesträuch. Vorsichtig schlich der Jüngling näher hinzu, um besser sehen können. Da fiel ein Zweig zu Boden, und die holden Gestalten verschwanden wie ein Hauch.

Wenn der Mond die Wellen bestrahlte, erklangen durch die Nacht oft seltsam schöne Weisen. Die tönten von der Felsenklippe, die am Karthäuserberg zum Main hinunter schaut. Dort saß Frau Holle im silbernen Mondlicht, umduftet von der Rebenblüte und sang. Wer dem Lied Ohr



und Herz zu öffnen wagte, den ergriff es mit sehnsuchtsvollem Weh, dass er nicht mehr widerstehen konnte und in den Zauberkreis der Göttin trat. Wem es aber angetan worden war, der starb in wenigen Tagen und musste nächtlich durch den Wald brausen in Frau Holles wütendem Heer. Manche sahen dem Zug nach, der oft gar wunderbar schön sich ausnahm, denn nicht immer war es der Toten unheimlicher Schwarm, den sie führte. Wo die Sage sie als Elbenkönigin nennt, verlieh sie ihr auch ein herrliches weißes Ross mit silbernen Glöckchen an Sattelzeug und Zaum. Der Schimmel berührte mit seinen Hufen die Erde nicht, sondern schwebte über den Waldboden dahin mit lieblichem Klingen. In den Abendstunden lauschte mancher verspätete Wanderer dem harmonischen Geläut, das bald nah, bald fern erklang, mal hoch droben in den Lüften verhallte, dann wieder mit vollen kräftigen Tönen herabsank. Im Sporkertswald lagerten einst Russen, die gen Frankreich zogen. Sie hatten einen Feldprobst bei ihrem Regiment, der sich auf allerlei Künste verstand und das Luftgeläut zu bannen wusste. Als er mit den Truppen wieder von dannen zog, musste Frau Holdas Schimmel ihm folgen und nun schwebt er nächtlich über den russischen Steppen.

Wem Frau Holda günstig war, dem begegnete sie im Wald, anzusehen wie eine überaus schöne geisterhafte Frau, das Haupt von einem langen niederwallenden Schleier umgeben. Müden Frauen nahm sie oft mit ihren zarten, weißen Händen die schwere Bütte vom Rücken oder sie trug ihnen das Holzbündel, Gras und Heu den Berg hinauf. Am Frauhullistein ruhte sie dann, und man sieht noch heute zwei Löcher, welche die Stäbe der Bütten und Körbe in den harten Felsen eingedrückt haben. Wer in der Dunkel-

heit vom Weg irrte, dem half sie freundlich zurecht, indem sie vor ihm herging, dabei leuchtete ihre ganze Gestalt in goldenem Licht. Das tat sie auch dem Röttbacher Bauern, als er trunken durch den Wald heimwärts stolperte. Aber der Tor nahm das gewaltig übel und rief der Nachtfrau zu: »Fort, du Hexe! Habe ich dich gerufen, mir zu leuchten?« Da wurde es plötzlich stockdunkel um ihn her, er kam vom Weg ab und taumelte schon dem Abhang zu, als es dicht hinter ihm so furchtbar krachte, als ob der ganze Berg in sich zusammenbräche. Der Schreck ernüchterte den Mann schnell genug und zu seinem Glück, denn er befand sich gerade auf dem Frauhullistein, von dem der nächste Schritt ihn in den Abgrund stürzen musste. Da sank ihm der Mut, weiter zu gehen, er kehrte zu dem nächstgelegenen Dorf zurück und bat, ihm jemand mitzugeben, der ihn sicher nach Hause geleite. Das geschah freilich, allein der Bauer wurde bald darauf schwer krank und starb.

Wer von Brantenberg in Tirol nach Tiersee wandern will, der muss über den Nachtberg steigen. Dort sind die Wälder so dicht und schließen die Bäume ihre himmelhohen Wipfel so eng zusammen, dass es auf den schmalen Pfaden, welche den Forst durchkreuzen, fast dunkel ist, wenn die Sonne leuchtend im Mittag steht. In jenen Wäldern gab es reiche Beute für den Jäger: Hirsche, Rehe und Gämsen fanden sich auf der steilen Höhe im Überfluss. Das lockte auch die Wilderer in Scharen herbei, die alles, was ihnen vor die Flinte kam, erlegten. Bald war der Nachtberg fast entblößt von Wild, selten nur ließ sich noch ein Stück in dem unsicheren Revier blicken. Ganz droben in einer Sennhütte hauste im Sommer ein junger Hirte, der Butter und Käse bereiten und zu bestimmter Zeit ins Tal hinuntertragen

musste. Der Bursch war groß und schlank gewachsen und dabei voll Kern und Mark. Die schwere Last, welche er auf dem Haupt trug, drückte ihn nicht mehr als der Hut, der keck auf seinem Ohr saß. Wie er einst nun des Weges zog, stand vor ihm eine Frau im dunklen, faltenreichen Jagdgewand stolz und hoch aufgerichtet wie eine Königin. Freundlich winkte sie dem Senner und sprach: »In diesen Wäldern jagten dereinst Könige und Fürsten, heute aber schleicht durch die öden Gründe nur der Räuber, der mordgierig seine Büchse auf Mensch und Tier richtet. Meine Augen sahen das Blut so manchen wackeren Jägersmannes den Waldboden färben. Dich habe ich ausersehen, dass es hier anders werde. Du sollst mir die Tiere des Walds hegen und den Wilderern ein Schrecken sein.«

Dem Senner graute vor der geisterhaften Frau, so schön sie auch war, und er entgegnete stockend, dass er kein guter Schütze sei und nur verstehe, das Vieh in den Bergen zu hüten.

»Wehe Dir!«, rief die Erscheinung ihm drohend zu, »wenn du meinem Willen nicht gehorsam bist. Ich will die Matten (Bergwiesen) zerstören und deine Kühe in den Abgrund stürzen. Glück und Segen, die ich dir bescherte, sollen von dir weichen, ja, ich will deines eigenen Leibes in meinem Zorn nicht schonen.«

Da ergab sich der Senner, schonungslos strafte er die Wilderer, die in seinen Berg stiegen, und wer des Schützen Kugel etwa trotzen mochte, den vertrieb Frau Holda, wenn sie vor ihm emporstieg aus des Waldes Dunkel. Noch heute weisen sich die Spuren ihrer Füße im harten Stein, wo sie einst vor dem Senner, Gehorsam fordernd, stand. Seitdem wurden Berg und Wald so reich an Tieren aller Art wie nie

zuvor, und es schien fast, als stiegen sie empor aus unterirdischen Weideplätzen, die kein Schütze je betrat.

Im Norden geht die Sage von einer Waldfrau, Hulla oder Huldra. Sie erscheint in himmelblauem Gewand, mit wehendem Schleier, bald jung und schön, bald alt und hässlich. Wie sie sich aber auch zeigen mag, ihr fehlt die seltsame Beigabe eines langen Schwanzes nicht, den sie sorglich zu verbergen trachtet. Er ist das geisterhafte, elbische Attribut, dessen sie sich nicht entäußern kann, gleich der Schwanfrau, die nur bedingungsweise unter sterblichen Menschen weilen darf, oder wie die Nixen, die am Gewand ein feuchter Saum verrät, das äußere Zeichen ihrer Fischgestalt, die sich völlig offenbart, wenn der Leib sein heimisches Element berührt. Sorgfältig bergen auch die kleinen Leute, Zwerge und Waldweiblein, ihre Elbenfüße unter langen, schleppenden Gewändern. Wer der nordischen Huldra ins Antlitz schaut, dem zeigt sie sich in holder Schöne. Doch wer ihr nachzublicken wagt, entdeckt die hässliche Zierde, deren Besitz die Waldfrau auf immer von den Menschen scheidet. Die Lieder, welche sie im Wald singt, fliegen wie eine traurig klagende Melodie, denn sie sehnt sich nach endlicher Erlösung. Dieser Drang der elbischen Wesen nach dem Besitz eines warm empfindenden, von sündiger Regung unberührten Menschenherzens verleitet auch die Huldra, die noch ungetauften Kleinen zu entführen, die ihr folgen müssen, wenn sie als eine grau gekleidete alte Frau mit ihrer Herde durch die Wälder zieht.

Dämonischer als Huldra, welche gewissermaßen das Mittelglied bildet, den Übergang von Frau Holles göttergleichem Wesen auf die zauberisch wilde Gestalt der nordischen Sage, zieht Reisarova oder Gurorysse durch den

Wald. Wer durch seine Taten zu gering für den Himmel, doch nicht reif genug zur Hölle sich erwies, musste in dem wütenden Heere Gurorysses reiten bis zum Jüngsten Tag. Kohlschwarz sind die Rosse, aus Eisen Sattelzeug und Zaum, und klirrend braust der wilde Zug dahin, bald hoch droben in der Luft, bald der Erde nahe. Doch die Hufe der gespenstischen Pferde berühren den Boden nicht. Wo ein Gewässer ihrem Lauf entgegentritt, reiten sie darüber hin wie über trockene Heide und bedürfen keines Fährmanns. Allen voraus tobt die wilde Reisarova, an ihrem langen Schwanz erkennbar; ihr nach Herren und Frauen auf stattlichen Rappen, welche Feuer und Flammen sprühen und deren Zaumzeug von dem scharfen Ritt in Glut geraten. Wer es wagen würde, dem tobenden Heer nachzuschauen, würde nichts davon erblicken als Gurorysses langen Schweif. Bösewichte ergreift die Menge und führt sie mit sich fort auf Nimmerwiedersehen. Guten Menschen vermag der nächtliche Schwarm nichts anzuhaben, besonders wenn sie sich mit dem Angesicht platt auf den Boden niederwerfen. Wo Guros Heer sich naht und Unheil stiften will, da schleudert einer aus dem Haufen seinen Sattel auf das Dach und in solchem Haus stirbt dann ein Mensch ganz plötzlich. Zur Julzeit, um Weihnachten, wo Reich und Arm zu prassen pflegen und bei den Schmausereien sich leicht zu sündigen Handlungen hinreißen lassen, zieht das wütende Heer durchs Land. Schatten gleich hocken die unheimlichen Gestalten über der Pforte, und wo ein Streit in Schlägerei ausartet oder gar zu Blutvergießen führt, da jauchzen die bösen Geister in dämonischer Freude und raseln mit ihren Eisenstangen, als wollten sie die trunkenen Begierden noch höher anfachen. Der Landmann kennt die

Fahrenden und ihre schlimmen Absichten, er bekreuzt darum während der Julnächte die Türen an Stall und Haus, damit das heilige Zeichen die Unholde fernhält.

Die Sagen von Hulda oder Frau Holle finden sich nur in bestimmten Ländern, besonders in Hessen und Thüringen, im Vogtland und zurück über die Rhön hinaus, bis zum Westerwald und Niedersachsen, je näher ihre Kunde dem Süden Deutschlands dringt, desto häufiger taucht neben und mit ihr Frau Berchta, Perachta oder Perchta auf. In Bayern, Österreich und in der Schweiz führt sie allein die Herrschaft. Perchta war einst die leuchtende Göttin, aber sie verfiel früher noch als Holda dem Verteufelungsprinzip der Menschen. Sie wurde zu einem tobenden, fratzenhaften Weib, zur kinderraubenden Hexe, zu einem Schreckbild für Kinder. Frau Perchta mit der langen Nase und dem borstigen, verworrenen Haar führt überall, wo sie erscheint, ein scharfes Regiment. Wer am letzten Tag im Jahr nicht Brei und Fische isst, dem schneidet sie nachts den Bauch auf, füllt ihn mit Heckerling und Steinen und näht den Riss mit einer Pflugschar und eiserner Kette wieder zu. Wie der Alb tritt sie dem Schlummernden auf Brust und Magen, wenn er am Abend zuvor nicht alle Speise, die auf seinem Teller lag, verzehrt hat.

Darum ermahnten Väter und Mütter wählerische Kinder, alles rein aufzuessen, »sonst tritt euch die Stempe.« Stempe, Stampa oder Trampe galten als volkstümliche Bezeichnungen des Albs.

Stampa zeigte sich um die Weihnachtszeit, wo sie mit ihrem Rosskopf den Leuten abends in die Fenster schaute. In der Nacht vor dem Dreikönigstag zieht sie durch alle Spinnstuben im ganzen Land.

In Steiermark bezeichnet der Bauer während der Zwölften alle Türen mit einem Kreuz und sucht das unheimliche Wesen, welches oft als kopfloser, polternder Nachtgeist oder auch mit grünlich leuchtenden Augen, groß wie eine Fensterscheibe erscheint, durch den Dampf geweihter Kräuter zu verscheuchen. Vermag Perchta ins Haus zu dringen, so verschwindet ein Mensch aus demselben, den sie morgens als Leiche wiederbringt. Um sie günstig zu stimmen, beschenken sie die Talbewohner mit Speck und Wurst, hoben auch wohl einen Teil des Nachtessens für sie auf, das sie in das Vorhaus stellten. Verzehrte sie das Aufgestellte oder wurde es wenigstens von ihr berührt, so galt dies den Ackerbauern als Zeichen für eine gesegnete Ernte im kommenden Jahr. Noch heute ziehen in jenen Gegenden vor und nach dem Neujahrstag alte Weiber von Haus zu Haus, sprechen einen Spruch und lassen sich bewirten, mäkeln dabei auch der Frau Perchta zu Ehren hin und wieder an Speisen und Hausgerät.

Wo der Weg unterhalb der Feste Kufstein vorübergeht, saß die Göttin oft zur Nachtzeit als ein kleines, in schlechte Kleider gehülltes altes Weib. Mit ihren klug blickenden glänzenden Augen spähte sie über die gewaltige Nase hin nach Wanderern, welche etwa aus dem Tal heraufkommen mochten. Mit freundlichem Nicken hielt sie ihnen ein schwarzes Tuch zur Gabe hin. Wer es nahm, der starb binnen Jahresfrist. Rief man ihr aber zu »Percht, Percht, über'n Weg, wirf's schwarze Tüchel weg!«, so brachte die Begegnung dem Wanderer Glück.

Im Salzburgischen wird der Perchtel zu Ehren das Perchtenlaufen gehalten. Die Burschen ziehen am hellen Tage in allerlei garstigen Vermummungen von Ort zu Ort, läuten

mit Kuhglocken und knallen mit langen Peitschen. Im Gasteiner Tal findet man noch heute das Perchtelspringen. Das Perchtelspiel war ein Fastnachtsscherz in Österreich, auf dem das junge Volk mit wilden Perchteln allerlei Unfug trieb, sodass es von Obrigkeitwegen verboten wurde. Schweizer feiern am 2. Januar oder, wenn der Zweite auf einen Sonntag fällt, am Dritten, mit Gesang und Tanz den Berchtelstag, ehemals pflegten die Männer einander auf der Gasse aufzulauern, um in einem Weinhaus zu »berchteln«. Wer nicht gutwillig mitging, der wurde von der lustigen Schar mit Gewalt gepresst und zum Berchtold geführt. In Schwaben gingen Knaben und Handwerksgesellen zur Weihnachtszeit »bechten«, d. h., sie zogen mit Geschrei und unter Verübung von allerlei Unfug von einem Haus ins andere.

Am Vorabend des Dreikönigtages streift Frau Perchte um die Häuser und zerreißt böse Kinder. Da ist es geraten, recht viele fette Kuchen, besonders Pfannenkuchen, zu verspeisen, weil sie an dem Fett mit ihrem Messer abgleitet. Perchta empfing im Volksmund ein besonderes Fest, den Perchtentag, das ist der Dreizehnte nach Weihnachten, das Fest der Erscheinung Christi. Der Abend vorher heißt nach dem himmlischen Licht, welches die Hirten aus dem Feld überstrahlte, die leuchtende Nacht, Perchtenacht.

Die Sage der Perchte verknüpft sich mit der von den weißen Frauen, deren jede zwar einem bestimmten Geschlecht zu eigen gegeben wurde, welche in der Gesamtheit aber den Namen Berta festhalten. Sie erscheint als Ahnmutter, durchwandert nächtlich die bekannten Räume, den spätesten Enkeln Glück oder Unglück vorherverkündend. Die französische Sage greift weit zurück in die fabelhafte Zeit



der alten Helden, wenn sie spricht: »In jener Zeit, da Berta spann.« Königin Berta, die Gemahlin des mächtigen Pipin, war entsprossen aus dem Bund des Königs Fleur (Blume) und seiner holden Blanch Fleur (weiße Blume). Sie war die Mutter des großen Karl. Böse Zungen wussten viel von den Füßen der Königin Berta zu erzählen, welche in garstiger Unbildung die elbische Natur Weißblumes verraten sollten. Andere Sagen berichten, dass nur ein Fuß Bertas von dem Treten des Spinnrades ungewöhnlich dick geworden sei, sie heißt deshalb Berta mit dem Plattfuß.

Zuweilen nennt das Volk sie die Frau des Pilatus und erzählt, sie müsse durch rastloses Wandern die sträfliche Nachgiebigkeit des Landpflegers gegen die meuterischen Juden büßen.

Wunderlieblich ist die Sage von Frau Perchtas Umzug im Geleit der Heimchen oder der kleinen Kinder. Wo zwischen Bucha und Wilhelmsdorf fruchtbare Niederungen längs der Saale sich erstrecken, wohnte im Schoß der Erde Perchta mit den kleinsten der Zwerge, den Heimchen. Den fleißigen Landmann mit reichem Erntesegen zu lohnen, führte sie selbst den unterirdischen Pflug mit ihren Götterhänden, lockerte den Boden und pflegte der Saat, während die Heimchen wie emsige Bienlein Wasser herbeitrugen, um Feld und Flur von unten her mit milder Feuchtigkeit zu durchnetzen. Das war eine goldene Zeit für das Thüringer Land und es gediehen Obst, Korn und Wein in Fülle. Aber das spöttische Geschlecht der Menschen erkannte nicht die segnende Göttin im Walten der fruchtbringenden Natur. Unruhige Tage begannen für das kleine Volk, überallhin drängten sich die lärmenden Vorboten einer Tätigkeit, die den Unterirdischen lästig und verhasst werden musste. Da

weckte einst spät in der Nacht vor Perchtentag eine Stimme den Fährmann beim Dorf Altar, der, solcher Störung unfroh, mit mürrischem Antlitz an das jenseitige Ufer der Saale ruderte. Dort stand eine hehre Frau, von weinenden Zwerglein umgeben, die für diese und für sich gebieterisch Überfahrt heischte. Die kleinen Leute trugen den segensbringenden Pflug der Göttin und alle Gerätschaften, deren sie sich zur Bewässerung und Pflege des Bodens bedient hatten, in die Fähre, die bald bis zum Rand gefüllt war. Der Schiffer musste abstoßen. Als sie das jenseitige Ufer erreicht hatten, hieß ihn Perchta noch einmal zurückrudern, und abermals füllte sich die Fähre mit dem kleinen Volk. Als er sie alle glücklich ans Land gesetzt hatte, deutete die Göttin, welche nicht müßig gewesen war, auf eine Menge Holzspäne, die rund um ihren Pflug die Erde bedeckten, und sprach: »Nimm zum Lohn für deine Mühe, was von meinem Holz hier liegen bleibt.«

Der Mann, der sich viel mehr versprochen hatte, nahm verdrossen aber nur drei der Späne auf und schritt damit in sein Haus, während die Göttin weiterzog, gefolgt von ihren jammernden und wehklagenden Heimchen, die die traute Heimat verlassen mussten, weil die bösen Menschen, denen sie doch so gern Liebes erwiesen hatten, sie daraus vertrieben. Als der Fährmann in seine Kammer trat, warf er die Späne auf den Fenstersims und begab sich zur Ruhe. Am anderen Morgen glänzten ihm dafür drei Goldmünzen entgegen.

Oft genug traf dieser oder jener am Perchtenabend die umziehende Göttin mit zerbrochenem Pflug an und musste Wagnerdienste gegen scheinbar geringen Lohn verrichten. Immer aber wandelte die Gabe sich in leuchtendes Gold.

Das verleitete einstmals des Wagnermeisters Knecht zu Kolba, sich nachts am Orlaflüsschen herumzutreiben und der Göttin in den Weg zu treten.

Doch zürnend herrschte sie ihn an: »Was tust du hier um diese Zeit?«

Und da er erschrocken stammelte, er habe gedacht, sie könne seiner vielleicht bedürfen, erwiderte sie: »Ich bin mit Handwerkszeug gut genug versehen! Hier nimm, was dir gebührt.« Dabei schwang sie eine Axt und hieb den Mann tief in die rechte Schulter, dass er sein Leben lang an Perchta zu denken hatte.

Wie dem wilden Heer niemand mit dreisten Blicken folgen durfte, so strafte auch die Göttin jede Neugier, schlimmer aber noch Spott und Gelächter. Eine fleißige Spinnerin hatte das Jahr hindurch wacker geschafft und ging nun in stolzem Selbstbewusstsein heim, die Straße entlang, welche vom Neidenberg her ins Tal hinunterführt. Da kam ihr eine hohe Frau, begleitet von einer zahllosen Kinderschar entgegen. Die Spinnerin trat näher heran, um den seltsamen Aufzug zu beschauen. Als sie die Zwerghäupter auf den kleinen Gestalten erblickte, die sich jammernd abmühten, Pflug und Feldgerät den steilen Weg emporzuschleppen, brach sie in ein lautes, höhnisches Gelächter aus.

Blitzenden Auges stand plötzlich die zürnende Perchta vor ihr, hauchte sie an und schloss ihr damit den spottenden Blick für immer.

Nun tastete die Erblindete wehklagend den Weg hinab, den sie nicht mehr sehen konnte. Ihr sonst so flinkes Mädchen stand von nun an unberührt in der staubigen Ecke. Wochen und Monate sah man sie an der Straße, die nach Neidenberg führt, einsam sitzen und die Vorübergehenden

um eine Gabe ansprechen. Als ein Jahr verstrichen war, zog Perchta wieder durch das Land, und das Weib am Weg, das ja nicht sehen konnte, sprach die Hohe um ein Scherflein an.

»Im vorigen Jahr«, entgegnete die Göttin, »blies ich hier die Lichtlein aus, so will ich heuer sie wieder anblasen.« Hauchte ihr ins Angesicht und öffnete die lange verschlossenen Augen wieder.

Auch Perchta fuhr zuweilen in einem Wagen, den die Heimchen oder die Seelen ungetauft verstorbener Kinder mit ihr teilten. Wenn das wilde Heer seinen Umzug hält und an Wotans Stelle Frigga – Unhold genug, nennt spätere Sage sie die alte Frick, des Teufels Großmutter – durch die Wälder braust, folgt ganz zuletzt Perchta im Geleit kleiner Elben oder toter Kinder.

Oft sahen verborgene Lauscher, dass eines oder das andere dem wilden Tross nicht folgen konnte. Das sind die Kleinen, welche zufällig von einem Tröpfchen des Taufwassers berührt worden sind und dadurch zurückgehalten werden.

Eine Sage erzählt:

Einem jungen Weib war das erste und einzige Kind gestorben. Verzweifelt raupte sie ihr Haar, jammerte Tag und Nacht und lag oft viele Stunden schmerzversunken draußen an dem kleinen Hügel, der ihres Kindes Leiche deckte. Tief in der Nacht, als die Sterne matt durch die Wolken blinkten, konnte man ihre vom Kummer gebeugte Gestalt noch auf dem Kirchhof sehen, und oft trafen sie dort noch die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne. So kniete sie auch am Perchtenabend dort, wo ihr Teuerstes in der Erde ruhte. Die Stirn auf den kleinen Hügel gelehnt, rannen heiße Tränen über ihre vergrämten Züge. Da hörte

sie hoch über sich ein Brausen in der stillen Nachtluft, das sich mehr und mehr auf den Gottesacker herabsenkte, und endlich über die grünen Friedensstätten dahinwallte. Erschrocken richtete sie sich auf, ihr umflorter Blick fällt auf einen langen Zug lieblicher Kindergestalten, in dessen Mitte ein göttliches Frauenbild dahinschwebt. Einige Schritte hinter dem Zug erblickt sie ein liebes kleines Wesen, das matt und müde, einen Krug in der Hand tragend, nicht so eilen kann wie die anderen und stolpernd seine Bahn verfolgt. Die Führerin gleitet über die niedrige Hecke des Friedhofs, ihr nach klettern die Kleinen, als aber das Letzte mit dem Krug der Hecke naht und vergebens sich abmüht, darüber hinwegzukommen, da schneidet es dem Weib in das Mutterherz und sie springt auf und breitet ihre Arme weit nach ihm aus. »O, wie warm sind Mutterhände«, flüstert es, indem es sein bleiches Totenangesicht zu ihr emporhebt, »aber«, setzt es leise flehend hinzu, »weine nicht so sehr, du weinst mir den Krug zu voll und schwer, da sieh, ich habe mein Hemdchen schon ganz damit beschüttet.« Wie ein Duft schwand das Kind aus ihren Armen. Da sank das Weib auf ihre Knie und weinte zum letzten Mal das bittere Weh in heißen Zähren aus. Dann stand sie auf und kehrte heim, mit Mutterliebe den Mutterschmerz bezwingend, damit ihr Kind Ruhe finde im Grab.

Wie in Tirol das Perchtenlaufen noch heute die junge Welt ergötzt, hat sich im Entlebuch, in der Schweiz, eine Posterlijagd eingebürgert, die regelmäßig am letzten Donnerstag vor Weihnachten stattfindet. Man denkt sich das Posterli als eine meckernde, gespenstische Ziege oder als ein altes, seltsames Weiblein, welches nachts umherschweift. Irgendein lustiger Bursche übernimmt die Rolle

der Nachtwandlerin, steigt in einen Schlitten, der pfeilgeschwind über den weißen, glitzernden Schnee dahinfliegt, und ihm nach tobt eine lachende, ausgelassene Schar junger Leute dem nächsten Dorf zu, wo sie von einem Trupp anderer Burschen mit Peitschengeknall und Schellengeklengel empfangen werden und allesamt nun mit Alphörnern, Schellen und Blechplatten, die aneinander geschlagen werden, einen wahren Höllenlärm veranstalten.

In der Prignitz gilt die Sage von der Frau Gauden und ihren Töchtern, und die Kinder singen dort: »Fru Gauden hett mi'n Lämmken geven, darmitt sall ik in Freuden leben.« Frau Gauden und ihre 24 schönen Töchter liebten die Jagd über alles. Von des Morgenrots erstem Strahl bis in die späten Abendstunden tummelten sie sich in Wald und Feld und riefen dann wohl in kecker Waidmannsart: »Die Jagd ist besser denn das Himmelreich.« Einst läuteten alle Glocken zur Sabbatruhe. Jung und Alt legte die Arbeit beiseite und pilgerte froh zum Gotteshaus. Frau Gauden und ihre Töchter aber ritten aus zur Jagd. Wie sie in wilder Lust dahintobten mit Peitschenknall und Hörnerklang, ertönte die gottlose Rede wieder von ihren Lippen. Da wandelten die grünen, flatternden Gewänder der Mädchen sich in raue Zotten, alle 24 wurden zu Hündinnen, welche heulend am Wagen der ruchlosen Mutter empor sprangen. Der Zug erhob sich in die Wolken, und dort müssen sie in alle Ewigkeit jagen. Man hört Frau Gaudens Jagd das ganze Jahr hindurch toben, sehen kann man sie aber nur während der Zwölften, denn alsdann naht sie den Wohnungen der Menschen und tobt durch die Dorfgassen. Wo eine Haustür offen steht, läuft ein Hund hinein, legt sich am Herd nieder und winselt in einer unerträglichen Weise. Bestürzt blicken

sich dann die Hausbewohner an, denn der heulende Gast bringt Unglück: Krankheit unter Menschen und Vieh und Feuersnot. Es ist unmöglich, das Tier zu beruhigen, auch lässt es sich durch kein Mittel aus dem Haus schaffen. Wird es erschlagen, so wandelt es sich in einen Stein, der, und wenn man ihn hundert Mal hinauswirft, immer zur Nacht wiederkehrt. Niemand im Haus vermag auf die Dauer dem Unwesen Stand zu halten. Erst die nächsten Zwölften bringen den Geplagten Erlösung. Einst war ein solcher Hund Leuten zu Semmerin als Neujahrs Geschenk in die offene Haustür gelaufen und sie wussten sich keinen Rat vor dem ununterbrochenen Geheul des unbegehrten Gastes. Endlich riet ihnen eine kluge Frau, sie sollten das Bier durch einen »Eierdopp« brauen. In das Zapfloch des Kübels wurde also eine Eierschale gesteckt und das angegorene Bier musste hindurchlaufen. Frau Gaudens Hund sah die Sache verwundert mit an, dann stand er auf von dem Fleck, auf dem er viele Tage lang winselnd gelegen hatte und sprach: »Ick bün so old as Böhmen Gold, äwerst dat hefs ick min Leven nich trut, wenn man't Bier dörch'n Eierdopp brut.« Damit verschwand er auf Nimmerwiedersehen und auch Frau Gauden mied seitdem das Mecklenburgerland, in dem das geschah.

Hexen und Elben sahen wir im Wirbelwind von Land zu Land fahren, die wilde Jagd braust im Sturm daher, schwedischen Waldfrauen zieht ein tosendes Schütteln und Krachen der Bäume in ihren Wipfeln voraus. Inniger verbunden ist jedoch keine der Sagengestalten mit dem Wind, als Herodias oder Pharaildis, des Herodes Tochter. St. Johannes, der Vorläufer Christi, dem es vergönnt war, das heiligste Haupt mit dem Taufwasser zu berühren, hatte, ohne

es zu wissen, in dem Herzen der schönen Herodias die Glut unreiner Leidenschaft entzündet. Streng und kalt von ihm zurückgewiesen, sann sie auf Rache und wusste ihrem Vater im Weinrausch einst das Versprechen abzugewinnen, dass er ihr jede Bitte, die sie an ihn richten würde, gewähren wolle. Da forderte sie des Täufers Haupt, und Herodes, den sein Fürstenwort band, war gezwungen, den Heiligen den Tod erleiden zu lassen. Eine andere Sage erzählt, Herodes habe Salomes, seiner Tochter, Leidenschaft erkannt und darauf des Täufers Untergang beschlossen.

Als die blutige Tat vollendet war und das bleiche Haupt dem Fürsten auf einer Schüssel dargebracht wurde, ergreifen Reue und Schmerz das Herz der Mörderin, aus ihren Augen brechen Tränen und sie bedeckt das teure Angesicht mit glühenden Küssen. Da öffnen sich die bleichen Lippen des Toten, ein leiser Hauch, ein lindes Wehen dringt daraus hervor, das sich allmählich zum Wind, zum Sturm verstärkte und Herodias in schauerlichem Reigen in die Lüfte treibt. Ruhelos wirbelt die Unselige dahin, bald allein, bald mit der wilden Jagd vereint. Nur die Zeit von Mitternacht bis zum ersten Hahnenschrei ist ihr zur Rast vergönnt.

Unter Italiens blauem Himmel verschmilzt die Tochter des Herodes mit der garstigen, schwarzen Fee Befana, deren Bild aus Lumpen gefertigt durchs Fenster schaut und die Kinder schreckt. In Deutschland feierten sie mittelalterliche Dichter als Führerin des wilden Heeres, der ein Drittel der Welt zu Diensten ist. Vieles ging auf sie über, was den leuchtenden Gestalten der deutschen Holda als auch der römischen Diana eigen war.

Zur Seite des jüdischen Fürstenkinds durchstreift die deutschen Wälder Diana, die jagende Göttin der alten Rö-



mer, mit Pfeil und Bogen oder mit dem Spieß bewehrt. Auf ihren Locken schimmert die schmale Mondsichel zum Zeichen, dass die hehre Frau durch das dunkle Blau des nächtigen Himmels des Mondes silbernes Schifflein lenkt. Von den Römern drang die Kunde ihres Dienstes zu den Germanen, ihr zu Ehren erhoben sich Tempel und heilige Haine, erst als das Morgenrot der neujüdischen Lehre in die Nacht des Heidentums drang, die Tempel gebrochen, die Haine ausgerottet wurden, sank die gefeierte Göttin von ihrem Altar herab zur Nachtfrau in des wilden Heeres Geleit. Wo sie verehrt worden war, besonders in den heutigen Niederlanden, wurden am Himmelfahrtsfest von den Türmen zwei, auch drei lebende Katzen herabgeworfen. Diese Tiere zogen einst den Wagen Frauvas, der huldreichen, erfreuenden Göttin, welche später, wie alles im Heidentum Erhabene, Leuchtende und Schöne, durch die Bekenner der strengen Lehre absichtlich herabgewürdigt wurde, und zur Begleiterin der Nachtunholde und Hexen herunterstieg. Damit das Volk dem Götzendienst völlig absage, misshandelten und töteten die Apostel der neuen Verkündigung nicht selten vor den Augen der erstaunten Menge die im Tempel der Göttin gehegten Katzen. Unwiderlegbar verbindet dieses Katzenwerfen Frauva mit Diana, denn es fand an jenen Orten statt, wo der letzteren Dienst gefeiert wurde.

Die Herrin der Nachtfahrenden hieß auch Abundia, der Überfluss, die Fülle, in Frankreich dame Haboude. Sie durchzog mit Feen und Hexen das Land und drang in die Häuser. Auch ihr gebührte der dritte Teil von allem, was da lebt. Abundia reitet durch die Nacht als Königin der Elben, ihr sind alle jene Wesen untertan, welche schlummern-

de Menschen und Tiere quälen, von den Bäumen, auf denen sie leben, herabsteigen oder auf Eierschalen, in Muscheln und Kähnen über das Wasser segeln.

Weiß gekleidete Mädchen und Frauen bilden ihr Geleit. Der hehren Göttermutter Frigga war in der alten, deutschen Sage eine schwesterliche Gefährtin beigegeben: Fella, die Erde, welche in treuem Dienst die Schmuckkästen der Göttlichen hütet, aus denen sie auf Friggas Geheiß den Menschen Segen spendet. Auch sie ist die Fülle, der Überfluss, gleichbedeutend mit Abundia.

Mit flatterndem Haar und mit einem breiten Gürtel geschmückt, zieht manchmal auch Frau Welle dem Nachtheer voraus, die verfolgten Waldleute vor dem drohenden Verderben schützend. Harmlos, wie sie, ist das Rockertweible, das in seinem Wald jagt und den Wanderern Schrecken einflößt, ohne ihnen Böses anzutun. Auf dem Rockert strichen einst zwei Wilderer umher und erlegten ein Tier, welches der eine zubereitete, während der andere ein lodernes Feuer schürte. Mitten in ihrer Arbeit wurden sie durch Jagdruf und Hundegebell aufgestört, und ehe sie sich versahen, stand das Rockertweible mit seinen drei Hunden, denen die blutgierigen Zungen feurig aus dem Rachen hingen, vor ihnen. Eine Weile schaute sie die bestürzten Diebe mit ihren großen, ernst blickenden Augen an, schritt dann laut auflachend über das Feuer hinweg und verschwand unter den Bäumen. Zu anderer Zeit saß ein Mann abends am geöffneten Fenster und bereitete Weidenschösslinge zu Körben vor. Zufällig aufblickend sah er das Rockertweible mit seinen Hunden über den Weg daherkommen. Es blieb dem Fenster gegenüber stehen und schaute unverwandt hinein. Endlich wurde das dem Mann zu arg und er warf ihr

eine Weidenrute zu, die sie aufnahm und fröhlich damit weiterging. Das Rockertweible klappert zuweilen laut wie eine Mühle, und wer es hört, der freut sich darüber, denn solches Treiben deutet auf Fruchtbarkeit und eine gute Ernte. Eigentlich ist der Nachtgeist eine verwünschte Frau, eine Gräfin von Eberstein, die schnöden Vorteils wegen falsch geschworen hatte und nun klagend umgehen muss, bis die Erlösungstunde schlägt. Weniger harmlos ist die mère Harpine im Norden Frankreichs. Ein kecker Bauernbursche sah sie einst vorüberziehen und rief ihr spottend nach: »Part en la chasse!« (Meinen Teil an der Jagd!) Als die Sonne aufging, hing der halbe Körper irgendeines Galgenvogels, den mère Harpine zerrissen hatte, an seiner Tür.

Wenden und Polen wissen von einer Jägerin, die nicht allein in stiller Nacht, wenn der Mond am Himmel steht, sondern auch im hellen Sonnenglanz des mittags den Wald durchstreift. Wer zu dieser Zeit durchs Dickicht wandert oder sich im Schatten eines Baumes auf das weiche Moos hinstreckt, den schrecken plötzlich Jagdruf und Gebell auf. Das ist Dziewanna, die mit großen, starken Hunden am Mittag ihre Forsten heimsucht, Mensch und Tier darin zu jagen. Einst eine schöne junge Edelfrau, deren höchste Lust es war, mit der Zylba (Geschoss) durch Wald und Feld zu streifen, irrt sie jetzt, verwünscht, dieselben Wege, die sie ehemals dahinjagte. Wer von ihr überrascht wird, muss raschen Geistes sein und schnell zu antworten wissen, wenn er sich vor ihr retten will. Sie schleicht sich unter die Schnitter auf dem Feld und unter die Frauen während der Flachs-ernte, um ihnen Schaden anzutun. Auch raubt sie wie das Kornwif (Kornweib) und die Tremsenmutter (ein Korndämon) Kinder, welche zu weit in die wogenden Ährenfelder

dringen, um Feuermohn und blaue Tremsen zu einem Kranz zu pflücken. Säuglinge nimmt sie liebevoll an ihre schwarze, eiserne Brust, doch bringt ihnen das den Tod.

Der polnischen Dziewanna gleich schleicht in Böhmen die Baba durch das Feld, und im Wendenland die in dichte Schleier gehüllte Pshipolnitza. Urplötzlich tritt sie aus dem Korn hervor, wo ein Einzelner schneidet, spricht den Betroffenen an und weiß ihn mit schlaun Fragen und Reden über Ackerbau und Flachsbereitung so zu verwirren, dass er ihr entweder in allem beistimmt oder gar nichts mehr zu erwidern weiß. Dann bemächtigt sie sich seiner und man findet ihn mit umgedrehtem Hals wieder, oder er ist überhaupt verschwunden. Wer ihr dagegen dreist antwortet und allem widerspricht, was sie sagt, der wendet die Gefahr von sich ab.

Wunderbar wie keine der anderen Göttinnen, alle Gegensätze von der höchsten Schönheit und dem süßesten Liebeszauber bis zur furchtbaren, menschenmörderischen Unholdin in sich vereinend, steht Frau Venus in der deutschen Sage da. Aus dem Silberschaum der Meeresflut geboren, welche die klassischen Felsen Griechenlands bespült, drängen ihr Dienst und ihre Verehrung vom Süden hinauf bis weit in den höchsten Norden. Ihr, der Liebesgöttin, die in den seltsamsten Gestaltungen ihr allherrsches Zepter schwingt, neigt sich in Demut das ganze Erdenrund. Wer ihr naht, den fesselt sie durch die Zaubermacht, die ihrem Gürtel verliehen ist. Altnordische Dichtung schmückt sie mit einem wunderbaren Halsgeschmeide, Tauben oder Schwäne zogen im Süden ihren Wagen. Auf dem goldborstigen Eber ritt sie im Norden hinauf nach Valhöll, wo die Götter hausen, oder sie fliegt im Federgewand durch

hohe Luft, und es rauscht beim Schlag ihrer Flügel. Noch heute pflücken spielende Kinder die Blüte des Fingerhutes, aus der sie zwei Blättlein raufen, um einen Venuswagen daraus zu machen. Allmählich vollzog sich im Schoß der christlichen Zeiten eine Trennung in ihrem Wesen. Die reine, selbstlose Neigung schied sich von der lodernden Flamme sinnlicher Liebe.

Die Seele der Liebesgöttin verschmolz sich mit dem Wesen der Himmelskönigin, und die lieblichen Bilder beider gingen ineinander über. Aber die äußere Hülle, der gröbere Stoff der Göttin sank zu verbotener Zauberei und einem nächtlich umherstreifenden bösen Geist herab. Da öffnen sich verborgene Pforten im Berg, aus denen Frau Venus hervorzieht und dem wilden Heer sich anschließt mit ihrem Gefolge. Der Elben lustige Schar umgibt die Herrliche, deren unwiderstehlicher Reiz manch tapferen Helden verlockt, zu ihr hinab zu steigen. Wer aber den Fuß in jenes unterirdische Zauberreich setzte und von dem schäumenden Goldpokal trank, den Frau Venus ihrem Gast mit holdem Lächeln kredenzte, der vergisst um ihretwillen Ehre und Seligkeit. So saß im Berg bei Ufhausen Schneuburger, ein wackerer Rittersmann, so im Hörselberg der edle Tannhäuser lange Jahre. Und als Letzterer wieder hinaufbegehrt und die Liebesgöttin widerstrebend ihn entlässt, ist sein Haar ergraut, sein Herz matt und lebenssatt, nur noch ringend um stille Ruhe im Grab und Versöhnung mit Gott. Nach Rom pilgert er, Buße zu tun für die Vergangenheit, doch so schwer wiegt seine Schuld, da er freiwillig in Frau Venus Reich hinabgestiegen war, dass selbst der heilige Vater nicht vergeben mag. »So wenig dieser dürre Stab«, entgegnet er dem Flehendem, »Blatt und Blüte tragen kann, so

wenig darf dem vergeben werden, der freventlich mit der Heidengöttin Umgang pflegte.« So starb Tannhäuser unversöhnt, da in der gestrengen Lehre des Papstes die Frauen nur noch unterdrückt wurden. Doch wunderbar ist Liebe! Wer mag wissen und verstehen, wie die goldenen Fäden aus der Tiefe sündiger Leidenschaft hinauf sich ranken zu der höchsten Liebe Thron! Dem harten Spruch entgegen belebte sich der dürre Zweig, Blatt und Blüte grüntem daran, und Gott selbst sprach durch das Wunder den toten Büsser frei von Schuld.

Auch der duftige Elfenreigen erblasste nach und nach, andere Zeiten kamen, Hexen und Unholde fuhren zum nächtlichen Gelage in Frau Venus Berg, die Zauberburg versank, ihre goldenen Zinnen stürzten in Schutt und Staub, und wo Tannhäuser einst den schimmernden Becher zum Mund geführt hatte, da zeigten sich spöttische Teufelsfratzen, ertönte des Hexensabbats hässliches Gekreis, bis auch dieses endlich verstummte. Nur die Sage weilt noch auf den Trümmern, gedenkend der einstigen Herrlichkeit und ihres Zauberbuchs vergilbte Blätter demjenigen öffnend, dessen Herz nach dem längstverhallten Sange begehrt.

Von dem bunten Gewirr der deutschen Überlieferung hebt eine düstere Nachtgestalt sich ab. Das ist die Liebesgöttin der französischen Sage. Am Fuß der schneebedeckten Berge, welche Spanien und Frankreich voneinander trennen, liegt das Städtchen Ille-sur-Têt. Dort lebte einst ein Jüngling, der dem Kugelspiel mit Leidenschaft ergeben war und selbst an seinem Hochzeitsfest der alten Neigung nicht zu widerstehen vermochte. In dem lebhaften Eifer, sich als den Ersten und Geschicktesten der Spieler zu zeigen, zog er den goldenen Reif, mit dem der Priester kurz zuvor den

Ehebund gesegnet hatte, vom Finger und steckte ihn, um ihn sicher zu bewahren, an die ausgestreckte Hand einer Statue der Liebesgöttin, welche im Garten aufgestellt war. Als die Nacht herabsank und die Gäste gingen, wollte der Neuvermählte den Ring von der Hand der Göttin ziehen, allein diese verweigerte die Rückgabe des Liebespfandes, indem sie den starren Finger bis zur Wurzel zurückkrümmte. Da eilte der Jüngling in das Haus, um Diener mit Fackeln herbeizurufen. Als er wieder im Garten erschien, hatte der gebogene Finger sich gestreckt, das erzene Bild stand so regungslos wie immer, der Ring aber war verschwunden. Betroffen über den Verlust, den er der Braut vorerst verschweigen musste, begab der Bräutigam sich nun zum Schlafgemach, doch ehe er noch die Hand nach der Tür desselben ausstrecken konnte, ergriffen ihn Geisterhände, die ihn rückwärts drängten, und eine Stimme flüsterte in sein Ohr: »Ich bin Venus, du hast dich mir vermählt.«

Dasselbe Spiel wiederholte sich von da ab, sobald er seinem Weib nahen wollte. Unsichtbare Hände legten sich um seinen Arm, sanft, aber unwiderstehlich ihn von ihr entfernend und immer flüsterte es dieselben Worte. Da erschloss der junge Ehemann sein Herz dem Priester, der den Bund gesegnet hatte und dieser versprach ihm Beistand gegen die Liebesgöttin, er schrieb einen Brief und verschloss diesen mit dem Kirchensiegel. »Diesen Brief«, sagte er, »musst du hinaustragen auf einen Scheideweg und dort harren, bis um Mitternacht das wilde Heer vorüberstürmt. Schweigend musst du gehen und schweigend, was auch geschehen möge, dort verharren. Männer und Frauen wirst du ziehen sehen, schreckliche Gestalten. Fürchte sie nicht, sie haben

keine Macht über dich. Dem Letzten im Zug, einem bleichen, finsternen Mann auf einem Wagen, gibst du diesen Brief. Er wird es nimmer wagen, dem Befehl zu tragen.« Auch den Priestern offenbarten sich die germanischen Bräuche oder fragte der Mann einen Zauberer? Zur festgesetzten Zeit schritt der junge Mann zu dem Kreuzweg hinaus und stellte sich dort auf. Das leise Flüstern der Blätter in den Wipfeln der Bäume über ihm verstärkte sich bald zu einem mit jeder Sekunde an Heftigkeit zunehmenden Brausen. Ein unbeschreibliches Dröhnen und Rollen unterbrach die Stille der Nacht, da flog der gespenstische Zug an ihm vorüber: Gestalten mit zerschmettertem Schädel, klaffenden Brustwunden, Selbstmörder in der Stellung wie sie geendet, zuchtlose Weiber, und alles im tollsten Reigen. Auf einem Maultier ritt, in nebelhafte, duftige Gewänder gehüllt, ein wunderholdes Frauenbild, die langen, schwarzen Locken durch ein strahlendes Band um die Stirn gefesselt, einen Goldstab in den Händen. Darauf folgte eine wogende Schar lieblicher Kindergeister und unter ihnen eine hehre, stolze Frauengestalt. Endlich nahte der Letzte im Zug auf feurigem Wagen, der von funkenschnaubenden Rossen gezogen wurde.

»Was willst du?«, herrschte er den Jüngling an, der schweigend den Brief dem finster Dreinblickenden hinhielt. Zögernd ergriff dieser das Schreiben, löste das Siegel desselben und las, was der Priester von ihm heischte.

»O Gott!«, rief er dann, indem er seine Arme zum Himmel emporstreckte, »Gott, der du der Allgerechte bist, wie lange wirst du dieses Mannes Übermut noch dulden?«

Auf sein Gebot hielt der Geisterzug im Fluge inne und die Schatten, welche ihm zur Seite schwebten, wurden entsen-



det, den Ehering des Jünglings zurückzufordern. Vergebens sträubte sich die Göttin. Sie musste sich dem Machtgebot des Priesters fügen, und mit dem Ring gab sie auch dem jungen Mann die Freiheit wieder.

Eine andere Sage verhängt ein tragisches Geschick über denjenigen, der durch des Ringes Gabe der erzenen Göttin sich vermählte. Schon ruhte die Braut in ihrem Gemach, von den Jugendgespielinnen in seidene, duftige Kissen gebettet. Alle waren hinweggegangen. Matten Schimmer nur warf der silberne Mondenstrahl durch die umlaubten Fenster. Da öffnet sich lautlos die Tür, eine finstere Gestalt steht auf der Schwelle, unhörbar nähert sie sich dem Lager, und wie ein kaltes Steingebilde bettet es sich neben die zitternde, bange Braut, deren Sinne unter dem Eindruck einer furchtbaren Angst fast erliegen. Wie aus weiter Ferne nur hört sie den Schritt des jungen Gatten, hört die Tür sich öffnen, hört ihn sich dem Lager nahen. Da richtet es sich schwer und gigantisch neben ihr empor. Ein halberstickter Schreckensruf wird laut, dann ist alles still. Gleich Hammerschlägen tobt das Blut in den Schläfen der Geängstigten, ihre bebenden Glieder versagen ihr den Dienst, kalter Schweiß rinnt von ihrer Stirn.

Jetzt endlich hebt die Uhr des nahen Turmes aus und dumpf dröhnt der erste Glockenschlag durch die stille Nacht. Das Lager erzittert, die furchtbare Gestalt gleitet herab und schwebt schattengleich dem Ausgang zu. Da endlich, als die Tür hinter dem Schrecknis sich geschlossen hatte, vermag die Braut sich umzuschauen im Gemach. Vor ihr, an den Rand des Bettes gelehnt, kniet ein Mann, ihr Bräutigam, wenn das Mondenlicht sie nicht trägt.

Leise ruft sie seinen Namen, doch er antwortet nicht. Da

hebt sie mit zitternder Hand das geliebte Haupt zu sich empor und ein furchtbarer, herzerschütternder Schrei entringt sich ihrer Brust.

Aus allen Gemächern eilen die ihren herbei, Kerzenglanz erfüllt das Zimmer, in ihren Armen hält die todesbleiche Braut den toten Gatten. Kaum vermag sie fliegenden Atems das furchtbare Ereignis den schauernd Zuhörenden mitzuteilen, als tiefe Ohnmacht ihre Sinne gefangen nimmt. Als sie wieder erwacht, hat erbarmend sich ein Schleier um ihren Geist gelegt und aus ihren Blicken spricht der Wahnsinn. Im Garten aber, an der Stelle, wo die erzene Statue der Göttin stand, hatten über Nacht sich seltsam tiefe Spuren eingedrückt, als sei das Bild herabgestiegen. Vom Ring fand sich keine Spur.

### **Segen und Beschwörung**

Eine große Macht besitzt nach dem Glauben der Leute das gesprochene Wort. Es vermag zu binden und zu lösen, zu schaden und zu heilen, es dient zum Fluch und zum Segen. Laute Verwünschungen entfahren den Lippen gereizter Helden. Leise murmelt das Zauberweib den Verderben bringenden Spruch und kaum hörbar wird der Segen über kranke Glieder geflüstert. Wie die Worte dichterischer Begeisterung in gebundener Rede dem Sängermund entströmen, so klingen auch die Segenssprüche und Beschwörungsformeln harmonisch zusammen, als vermöge der Reim und das Versmaß dem gesprochenen Wort eine kräftigende Weihe zu verleihen. Für den Spruch galten geheimnisvolle, in den Opferstein heidnischer Altare eingegrabene Zeichen: die Runen, deren wunderbare Schrift nur die

Priester und einzelne weise Frauen zu enträtseln vermochten. In Worten, welche dem Volk fremd klangen, flüsternten die Letzteren ihre seltsamen Sprüche, heilten damit die wunden Glieder der Helden, schufen dem andrängenden Feind Unwetter und Verderben und lösten die schweren Bande der kriegsgefangenen Freunde. Dem geweihten Zauber dienten auch die Runenstäbe aus Holz oder Rohr, in welche die heiligen Zeichen eingeritzt worden waren. Binsen und Rohrhalme wandelten sich schon in der alten irischen Sage zu Rossen, auf denen die Zauberweiber nächtlichen Umritt hielten.

Wie die höchste Gottheit der Griechen und Römer, der welterschütternde Jupiter oder Zeus, die Blitze aus seiner Rechten auf die zitternde Erde herabwarf, so schüttelte der gewaltigste Gott des Nordens, Odin, die Runenstäbe, die er selbst erdacht hatte, über Meer und Land und beherrschte damit alles, was da lebte, blühte und grünte, wie auch die tote Masse der Felsen. Als der Gott von der Höhe seiner Macht herabzusteigen begann, erfand das Volk ein Märchen, wonach ihm durch Menschenlist die Runenstäbe entwendet wurden, deren Kraft sich dann gegen den eigenen Schöpfer wendete. Die Macht der Runen umgab Priester und weissagende Frauen mit Gottähnlichkeit, solange der Gott als Urheber heiligen Zaubers angesehen wurde. Neuere Sagen setzten den Bösen an die Stelle des machtberaubten Gottes und zeigten alle, die so ungewöhnlicher Dinge kundig waren, einer unerlaubten Verbindung mit ihm. Nur wenige Sprüche sind uns aus jener alten Zeit aufbewahrt, aber sie genügen, um uns interessante Aufschlüsse über diese bis in unsere Zeit hinabreichende Gattung des Aberglaubens zu geben.

Die große Masse der verschiedenen Segnungen lässt sich in mehrere Unterabteilungen zerlegen. Manche wurden nur gesprochen oder gemurmelt, andere durch Kräuter und Wurzeln bewirkt. Die Kraft eines Segens knüpfte sich an Ort, Zeit und Stunde, oder an gewisse Zeichen, mit welchen der Segnende seine Worte begleitete. Man verfertigte auch geschriebene Zettel, die am Leibe getragen oder gar verschluckt werden mussten. Mancher Segen brauchte nur einmal, ein anderer musste drei- oder neunmal gesprochen werden. Zuweilen galten die Tage gleich, meist aber wählte man den Freitag, die Zeit des ab- oder zunehmenden Mondes, den Schutz dieses oder jenes Gestirnes. Wer außerhalb seines Hauses das bedeutsame Werk verrichtete, musste es schweigend tun und auf seinem Weg niemand grüßen. Bisweilen erforderte der Brauch, dass man in Nachbarhäusern etwas um Gotteswillen erbat. Mit besonderen Kräften waren solche, welche mit Zähnen zur Welt kamen oder denen bei ihrer Geburt das Glückshäubchen, der Glückshelm auf dem Haupt verblieb, ausgestattet.

Zigeuner standen in dem Ruf, sicher wirkende Segensprüche von ihren Urvätern her übernommen zu haben, Schäfer und Hirten wussten allerlei seltsamen und geheimnisvollen Brauch, vor allen aber waren und sind es noch die Henker und Abdecker, deren gefürchteter und gemiedener Zunft man die Kraft, Zauber zu üben und sympathische Kuren zu vollbringen, zusprach.

Eine besondere Macht wurde den Worten der Heiligen Schrift, der Anrufung Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes sowie der Jungfrau Maria zugeschrieben. Auch die Psalmen Davids offenbarten tief greifende Kräfte und es schied sich demnach die Segnung in Gottes

Namen von derjenigen, welche durch unverständliche Worte wie Abrakadabra, Abraxas, Iriani, Kiriani und andere bewirkt wurde. Bei Feuersbrünsten pflegten die Juden die Namen Jehova und Adonai an die der Brandstätte nächstgelegenen Häuser zu schreiben, um diese vor dem Feuer zu schützen. Ein alter Schriftsteller behauptete, in Italien eine Abschrift der Psalmen gesehen zu haben, in der einzelne Wörter und ganze Reihen mit roter Tinte unterstrichen waren. Verschiedene dabei befindliche Randbemerkungen besagten, wie dieser Vers gegen Krankheit der Pferde, jener gegen Viehseuche etc. zu gebrauchen sei. In den Hexenprozessakten finden sich eine Menge der landesüblichen Segen, mit denen die beschuldigten Frauen Zauberei getrieben haben sollten.

Gegen Blattern an den Augen und auf der Zunge diente der Spruch: *»Fleug, Blatter, und nicht zerbrist, das gebeut Dir der Herr Jesus Christ, im Namen Gottes ...«* Manche hauchten die leidenden Augen an oder ritzten die Zunge, bis ein wenig Blut floss, während der Segen gemurmelt wurde.

Über Verwundungen, solange der Brand nicht hinzugetreten war, sprach man: *»Es ist heut ein guter Tag, da diese Wunde geschlagen wurde, wie unseres Herrn Christi Wunden; sie eitert nit, sie schwört nit, also soll es auch mit dieser tun, im Namen ...«* Hatte die Wunde sich verschlimmert, so glaubte man den Brand durch des Spruches Kraft aufhalten zu können. Zuweilen hauchte der Segnende die Wunde an, während er leise murmelte: *»St. Lorenz sitzt auf einem feurigen Rost, da kam unser lieber Herrgott mit einem guten Trost: versag dem Ding den Brand, dass er nicht weiter stand, nicht weiter grieb, nicht weiter schied, nicht weiter üb – im Namen ...«* In Verbindung mit einer Salbe aus Ei und Leinöl, um die ent-

zündete Stelle gelegt, beteten kluge Frauen: *»Unsere liebe Frau ging über Land, sie roch den Brand, sie fand den Brand, hob ihn aus in ihre schneeweiße Hand: Brand, Du sollst Katharinen heilen, so glatt wie ein Ei, im Namen ...«*

Besonders gesucht waren Leute, welche das Blut zu stillen wussten. Der Blutsegen ist uralte, er sollte das verrinnende Leben in der klaffenden Todeswunde aufzuhalten wissen. Da hieß es: *»Es steigen drei Jungfrauen vom Himmel zur Erden; die erste heißt Blutgölpe, die andere Blutstülpe, die dritte Blutstehstill.«* Ein Holzfäller hatte mit einem Axthieb das eigene Bein getroffen. Ein Blutstrahl drang aus der Wunde hervor und der Verletzte fiel in Ohnmacht. Da trat ein alter Mann hinzu, neigte sich über die Wunde und sprach nichts weiter als: *»Es ist genug«*, und augenblicklich stand das Blut und die zerrissene Ader schloss sich wieder. Blutstiller gibt es noch heute auf dem flachen Land und das Volk hat zu ihrer Kunst mehr Vertrauen, als zu den erfahrensten Ärzten; z. B. puderfein gemahlene Ulmenrinde.

Wer, von rheumatischen Schmerzen in Kopf und Rücken geplagt, vor Mitternacht nicht einschlummerte, der hatte das Nachtgeschick, war von den umziehenden Elben oder von einer übelwollenden Frau bezaubert worden. Dagegen half mancher Spruch und das Zeichen des Kreuzes: *»Johannes, auf hoch Holz trittst Du, je Frau Oswald siehest Du, es stehen drei elende Frauen, sie sind in der Nacht geschauen und haben des Tages auch kein Gewalt. Das gebeut Euch Gott der Herr und St. Oswald.«* Oder: *»Els, Du hast den Nachtbrand! Dass er ausfließe und zuschließe, das Ganze sei wie ein Ei und sei in dreien Tagen heil.«*

Gegen die Schwindsucht half das Wasser, welches sich morgens vor Sonnenaufgang in den Fugen der Grabsteine

fand. War diese Labung dem Kranken nicht zu schaffen, so musste er gewöhnliches Wasser aus der hohlen Hand schlürfen, doch zuvor sprechen: *»Ich trinke meines Leibes Macht und trinke meines Herzens Kraft und meiner Lunge ein neu Geblüt, das zähle ich mir zu Buße.«* Der Hilfesuchende nannte hierauf alle seine Taufnamen, betete den Glauben und das Vaterunser und trank alsdann.

Sehr gefürchtet war das laufende Feuer, der Rotlauf, oder wie man diese Krankheit dem heiligen Antonius zu Ehren noch nannte, das Thöngisfeuer. Laufendes Feuer an einem Glied wurde durch eine Reliquie des frommen Toten geheilt. In früherer Zeit muss der Rotlauf als eine bösartige Krankheit grassiert und auch Erwachsene vielfach befallen haben. Im 14. Jahrhundert ist die Rede von einer Wallfahrt Rotlaufkranker, die über Basel durch das Elsass nach St. Didier la Mothe ging, wo die Gebeine des heiligen Antonius ruhen. Ein Spruch gegen den Rotlauf heißt: *»Ich ging durch einen roten, roten Wald, im roten Wald war eine rote Kirch, in der roten Kirch war ein roter Stein, auf dem roten Stein war ein rotes Messer. Omen (Rotlauf). Amen.«* Ein Sprichwort am Rhein lautet: *Durchgeprügelt werden, dass man das Feuer im Elsass sieht, – an anderen Orten: Geschlagen, dass einem das Feuer aus den Augen stirbt.* Beides entstand sicherlich aus jenen Umzügen der mit dem wilden Feuer behafteten. Nicht gerade sehr poetisch klingt die Bezeichnung *»weißer und roter Hund«* für Scharlach und Friesel. Die Perser nennen dagegen den Rotlauf ein rosenrotes Mädchen mit Flammenlocken. Rote Tücher und roter Wein, auch rote, wollene Fäden dienten bei diesem Übel zur Verstärkung des Segens.

Die Gicht wurde in Bäume beschworen, besonders in den

Holunderbaum. Wem es glückte, auf einer Stelle, wo fünf Wege sich kreuzten, den Rest eines Strickes, an dem eine ungelöste Schlinge hing, zu finden, der besaß darin ein sicheres Heilmittel gegen das Gliederreißen. Man musste den Strick vor Aufgang der Sonne an einen Holunderstrauch hängen und dazu sprechen: »*Holler, ich habe die Gicht und Du hast sie nicht, nimm sie mir ab, dann hab ich sie auch nicht.*« Das wurde an drei aufeinanderfolgenden Morgen getan.

Die springende oder fliegende Gicht wurde im Namen der Sonne, des Mondes und der Sterne beschworen. Aus den Nägeln, an denen ein Mensch sich erhängte, wurden Fingerringe für Gichtleidende gefertigt. Sogenannte Gicht-segen mussten in ungebleichte Leinwand genäht und an einem leinenen Faden ohne Knoten um den Hals getragen werden. War einem die Gicht in den Kopf gefahren, so maß eine kundige Frau oder der Schäfer im Dorf das Haupt nach verschiedenen Richtungen mit Lindenbast, durch den zuletzt der Kranke sich hindurchzwängen musste.

Wenn ein Kind an der Darmgicht litt, ging die Mutter oder Wärterin früh, ehe die Straßen sich belebten, in das Nachbarhaus und erbat um Gotteswillen drei Stückchen Brot vom oberen Rand, drei Fingerspitzen Salz, drei Erdbeerstöcke und drei Zweige Wintergrün. Alles dies zu einem Bündel zusammengebunden und dem Kind unter den Rücken gelegt, heilte das Übel.

Den hässlichen Grind auf Kinderköpfen nannte man den Haarwurm. Wenn man ihn besegnete, durfte kein Finger die böse Stelle berühren, weil der aus der kranken Kopfstelle herausgetriebene Wurm dem Sprecher sonst in die Hand fuhr.

Plötzliche Schwäche, Heißhunger, verging nach einem



Bissen Brot, auf welchen das Zeichen *hagios habi, rabi, gabi* geschrieben war.

Gegen den Pfitzwurm diente ein Schmerling, dem Kind auf den Leib gebunden, bis der Fisch verwest war.

Viele Leute glaubten, dass jeder Mensch von seiner Geburt an einen Wurm im Herzen trage, der endlich aus ihm hervor kriecht, auf die Zunge trete und dadurch den Tod herbeiführe. Eine gewisse Verbindung dachte man sich auch zwischen diesem Wurm und dem Herzspann, welches die von ihm Geplagten bis zum Tod drückte. Gegen das Herzspann war es gut, in der Stille der Nacht dreimal hintereinander folgenden Spruch zu beten, während mit den fünf ausgebreiteten Fingern abwechselnd die schmerzende Stelle und der Fußboden neben der Bettstatt berührt wurde: »*Herzspann, Leberspann, mit fünf Fingern fass ich Dich an, in die Erd vergrab ich Dich, im Namen ...*«

Der Nesso mit seinen neun Jungen wurde durch kräftigen Segen aus Bein und Fleisch sporlahmer Rosse gebannt, ebenso der blasende Wurm und die Häuschen der Milzbrand durch den Spruch: »*Die Hünsche und der Drache, die gingen über die Bache: die Hünschen, die vertrank, der Drache, der versank.*«

Gelbsucht heilte man durch das Bespiegeln des Antlitzes in einer Teerbütte, auch durch plötzlichliches Anspeien des Kranken von einer Person anderen Geschlechts. Sympathische Kuren mussten von Männern an Frauen und umgekehrt ausgeführt werden, wenn sie sich wirksam zeigen sollten.

Noch heute drängen sich bei Hinrichtungen zuweilen die Leute um den Block, auf welchem das Haupt des Missetäters fällt, um das vergossene Blut zu sammeln, welches die

Epilepsie oder fallende Sucht heilen soll. Man bindet dem von Krämpfen Befallenen auch einen hirschledernen Riemen um den Hals, indem man dazu spricht: *»Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes binde ich hier das Siechtum dieses Menschen in diesen Knopf«* und schlingt dabei den Riemen zu einem Knoten zusammen. Diesen muss der Kranke so lange bei sich tragen, bis er zufällig einem Sterbehaus nahe kommt. Auch darf er während der ganzen Zeit weder Fleisch noch Wein genießen. Das hätten die Gichtkranken auch besser gelassen.

Wird von einem der Leidtragenden der Hirschriemen gelöst und mit dem Spruch unter des toten Mannes Schultern verborgen: *»Ihn gewirre das Siechtum nimmermehr«*, so ist der mit der Sucht Befallene von dem Übel befreit. Der Zweig eines Holunderstammes, welcher mit einer alten Weide zusammengewachsen ist, dient gleichfalls gegen die Krankheit. Er wird in neun Stücke zerteilt, welche in ein seidenes Beutelchen getan und dann in der Weise um den Hals gehängt werden, dass der Beutel an die Magengrube reicht. Dieses Schutzmittel bleibt hängen, bis es von selbst abfällt. Es ist alsdann geraten, es mit einer eisernen Zange aufzuheben und in loderndes Feuer zu werfen, wie man das ja auch mit Pflastern zu tun pflegt, die von einer eiternden Wunde abgenommen werden.

Bei Saverne im Elsass ist eine Kapelle St. Veits in den Felsen gehauen, zu der die vom Veitstanz Besessenen von nah und fern herbeiströmen. Sie beten in dem heiligen Raum und lassen dann ihre Stöcke im Wald zurück, denn an diesen bleibt ihrer Meinung nach das Übel haften. Wer einen solchen Stab aufhebt, zieht damit die Krankheit in seinen eigenen Leib und befreit den anderen von der Plage. Für

das böse Wesen betete man auch folgenden Spruch: »*Ich gebiete Dir, Nösch, mit allen Deinen Gesellen, denn mit Dir ist der Stech und der Krampf, und Gespat und Geschoss, und Geicht und Gesicht.*« Der Nösch galt für einen bösen Elben, der dem Geplagten aus dürrem Baum in den Leib gedrungen war, ihm das Blut aussaugte und Bein und Fleisch benagte.

Unzählige Mittel gab es gegen das kalte Fieber. Zettel, mit seltsamen Zeichen bemalt, mussten verschluckt, in Wein eingenommen oder an einem roten oder blauen Faden um den Hals getragen werden, doch durfte man das Amulett beileibe nicht öffnen, wollte man die Kraft desselben nicht zerstören. Wenn der Fieberkranke schweigend zu einer Leiche tritt und mit der Hand über deren Angesicht fährt, so vergeht das Übel mit der Verwesung des Toten. Doch ist es nötig, die Hand sogleich mit Salz abzureiben, damit sie nicht abstirbt. Manche zählen so viele Erbsen ab, wie der Kranke Lebensjahre hat oder Tage am Fieber krankt, verschließen sie in ein Papier, werfen dasselbe bei abnehmendem Mond in ein fließendes Wasser und kehren heim, ohne sich umzuschauen. Andere wieder meinen, das Fieber durch Übertragung von einer übelwollenden Person bekommen zu haben und üben das Vergeltungsrecht, indem sie den angeblichen Zauber auf den Urheber zurückfallen lassen. Sie holen zu dem Zweck aus dem Bach, in welchen sie die Erbsen zu werfen gedenken, drei Kieselsteine und lassen diese in loderndem Feuer glühend werden. Steine und Erbsen werfen sie dann mit dem Spruch ins Wasser: »*Kaltes Gesicht, Kieselstein musst Du essen, Erbsen musst Du brechen.*«

Denjenigen, welchen das Fieber schüttelte, hielt man ehemals für einen von der Mahr Geplagten und wendete nicht

selten gegen das Übel dieselben Mittel an, wie gegen die Nachtunholdin. »*Dass dich der Ritt schüttet!*« war eine bekannte Verwünschungsformel, und anstatt zu fragen: »*Wo führt der Teufel Dich her?*«, sagte man: »*Wo führt Dich der Rite her?*« Rite, Beutelmann, der Frörer, sind Beinamen dieses Knochen und Mark durchschütternden Übels. Unter den Slaven lebt die Sage, dass die Fiebergeister, neun Schwestern, das todesbleiche Antlitz, aus dem die tiefschwarzen Augen unheimlich glühen, von nachtschwarzen Locken umrahmt, in dunklen, feuchten Höhlen ruhen, von Gott mit schweren Ketten gefesselt. Zuweilen sprengen sie ihre Bande, besteigen verschiedenfarbige Rosse und durchreiten das Land, überallhin Krankheit und Verderben bringend.

Junge Gänse und Hühner nehmen einem das Übel ab, wenn es die Ersten sind, die man im Jahr erblickt und hurtig einen Knoten in einen Gegenstand schützt, den man am Leib bei sich trägt. Wenn das Korn blüht und der Kranke schweigend drei Ähren durch seine Lippen streift, vergeht das Weh gleichfalls. Ebenso, wenn er die drei ersten Weißdornblüten isst. Wer es über sich vermag, wenn das Fieber eintritt, in freier Luft einen Eilmarsch zu vollführen und nicht eher nachzulassen, bis der Anfall vorüber ist, der bekommt ihn nicht wieder. Zuweilen empfindet ein Kranker einen unbezwinglichen Appetit nach irgendeiner Speise. Genießt er davon und im Übermaß, so macht ihn das gesund.

In Italien lag ein armer deutscher Mann todkrank im Fieber. Der herbeigerufene Arzt hielt es nicht der Mühe wert, dem mittellosen Menschen noch teure Medikamente zu verschreiben und sagte zu ihm: »*Ihr seid doch einmal dem Tod verfallen, weil das Klima unseres Landes Gift für eure nordischen*

*Glieder ist. Sprecht also, was Ihr noch essen oder trinken möchtet, bevor Ihr sterbt, ich will Euch für mein Geld noch eine Freude machen.*« Da leuchteten des Mannes Augen auf und er erwiderte: »*Ach Gott, Sauerkraut und Erbsen, – die hab ich gar zu lange nicht mehr gegessen, wenn ich die nur noch einmal bekommen könnte, und das so viel, als ich davon mag!*« Der Doktor versprach ihm die Erfüllung seines Wunsches und beauftragte eine in seinem Haus wohnende Schweizerin mit der Anrichtung des Leibgerichts. Als es Mittag läutete, kam auch die Frau mit einer ungeheuren, dampfenden Schüssel, über deren Inhalt der schwerkranke Mann mit einer Gier herfiel, dass sie im Nu leer wurde. Dann versank er in einen wahren Todesschlaf, der den Rest des Tages hindurch, die ganze folgende Nacht und noch den anderen Tag andauerte. Als er endlich erwachte, fühlte er sich wie neugeboren, wurde von Stunde an wohler und war in kurzer Zeit wieder hergestellt. Da schrieb der gelehrte Herr Doktor in sein Buch: Sauerkraut und Erbsen sind ein probates Mittel gegen das Fieber. Kurz darauf wurde er zu einem Italiener gerufen, den die gleiche Krankheit so heftig plagte, wie sie nur den armen Deutschen jemals hatte schütteln können.

»Lasst nur gut sein«, sprach der weise Mann zu ihm, »ich weiß etwas, davon Euch das Fieber vergehen soll, dass Ihr es in keinem Äderchen mehr spürt.«

Er verschrieb ihm das Leibgericht von jenseits der Alpen, welches dem Apfelsinenmagen aber so übel bekam, dass man den Kranken anderen morgens tot im Bett fand. Da stand der kluge Herr vor Staunen förmlich starr, er konnte, wollte und mochte es nicht glauben, dass der Tote tot sei, und schüttelte sein ehrwürdiges Perrückenhaupt einmal über das andere. Dessen ungeachtet wurde der Tote nicht

wieder lebendig, und so ging denn der Doktor sinnend nach Hause, schlug sein Buch auseinander, und schrieb hinter das Rezept gegen das kalte Fieber: Aber nur für Deutsche!

So fehlte es auch hier nicht an tragikomischen Elementen, und mancher Schwank erzählt von dem Inhalt der Fieberzettel wundersame Geschichten. Da schrieb ein lustiger Bruder Studio dem alten Weiblein, das ihn um ein Fiebermittel angegangen hatte, auf ihren Zettel: *»Teufel, hole die Alte, so vergeht ihr das Kalte«*, siegelte das hübsche Schriftstück sorgsam zu, hing es der gläubigen Seele um den Hals und machte sie damit wirklich gesund!

Man übertrug Gicht, Fieber und Zahnweh gern auf Bäume, manchmal auch auf Tiere. Ein Splitter vom Holunderstrauch musste das Zahnfleisch berühren oder ein wenig Blut aus der schmerzenden Stelle empfangen. Dann wurde der Splitter dem Stamm wieder eingefügt, und wie er verwuchs, ließ das Übel nach.

Flechten kann man heilen durch einen Weidenbaum, der an fließendem Wasser steht. An einem Freitag, wenn der Mond voll ist, geht man schweigend zu einem Bach oder Fluss, wendet das Angesicht der Seite zu, wohin das Wasser abfließt, und spricht, indem man mit der Hand abwechselnd die Flechten und die Weide berührt: *»Die Weide und die Flecht, die gingen beide zu Recht; die Weide gewann, die Flechte verschwand, im Namen ...«*

Fließendes Wasser, Erde und Feuer, als die drei Urelemente, nahmen mit heiligender Kraft die Krankheiten von den Menschen hinweg. Fast alle sympathischen Kuren und Segnungen stützen sich auf diese drei. Noch heute wird die Rose mit Stahl und Stein besprochen, Funken müssen auf

die entzündete Stelle spritzen, während der Finger des Heilenden einen lustigen Kreis um dieselbe beschreibt, und murmelt: »*Alle Glöcklein, die da klingen, alle Messen, die da singen, alle Kapitel die verlesen: Rose, Du sollst verwesen.*« Der Spruch muss aber so leise geflüstert werden, dass ihn weder der Kranke noch eine dritte Person, welche sich etwa in der Nähe befindet, verstehen kann. Viele Sprüche enthalten heidnische Elemente, in vielen ist die Anrufung der alten Götter auf Gott, Christus, Maria, die Heiligen übergegangen, oder an der Schutzgötter Stelle Baum, Wasser, Feuer, Stein gesetzt worden. Segnungen wurden und werden noch heute auf dem Land und unter der ärmeren Bevölkerung in den Städten gegen alle Übel angewendet. Es gibt deren gegen Seitenstechen, Schluckauf, Halsweh, Ohrenklingen, gegen den Biss toller Hunde, ja selbst gegen Käfer und Engerlinge. Man glaubte mit den althergebrachten überlieferten Sprüchen den Stachel der Wespen unschädlich zu machen, den Schwarm junger Bienen an sich zu fesseln, und allen Haustieren, wandelnden wie fliegenden, dauernde Anhänglichkeit zu verleihen. Durch den Spruch hielt man des Gegners schon erhabenen Stock zurück, ließ seinen Arm zum Schlag, seinen Fuß im raschen Lauf erlahmen, errang sich selbst den Sieg, machte den eigenen Leib fest gegen jeden Angriff und verband die Schneiden der feindlichen Waffen. Solch ein Massensegen möge hier Platz finden: »*Gott grüß Euch, Ihr lieben Brüder mein, habt Ihr zu trinken Christi Blut und Wein, so gebt mir davon aber umher; umring ich Euch mit meinem Gewehr, verbind Euch, wie Christi Wunden die heilige Mutter auch hat verbunden. Gott Vater ist mit mir, Gott Sohn ist nit mit Euch, Gott Heiliger Geist ist zwischen uns beiden, dass keiner den Säbel ziehen kann aus der*

*Scheiben. Gott Vater ist meine Macht, Gott Sohn ist meine Kraft, Gott Heiliger Geist ist meine Stärke, gleichwie Sonn' und Mond sind gestanden still. Es stehen drei Rosen auf Gottes Stirn: die eine ist mächtig, die andre ist gütig, die dritte ist sein göttlicher Will'. Wer drunter ist, muss halten still, so lang ich will. Amen.*« Dieser Segen sollte gebetet werden, während man mit dem Feind verhandelte, also vor dem Kampf. Hatte die Schlacht einmal begonnen, so war es unmöglich, den Waffen ihre Macht zu nehmen.

Äußere Übel, Kröpfe, krumme Glieder, schmerzende Geschwülste heilten Schäfer, kluge Frauen und Scharfrichter durch Streichen mit der bloßen Hand. Man glaubte auch, dass das Übel schwinde, wenn man in den zunehmenden Mond schaute, die Stelle mit den Fingern berührte und dazu sprach: *»Was ich seh', vermehre sich, was ich streiche, verzehre sich.*« Ritten zwei Reiter auf einem Pferd, so rief man ihnen nach: *»Nehmt den Dritten mit*« Schwerkranke werden gemessen, besonders solche, die an Auszehrung daniederliegen. Eine Frau, die solches Wunderwerk treibt, nimmt einen roten, wollenen Faden und misst die Länge des Körpers vom Wirbel bis zur Zehe, dann die Breite von einer Fingerspitze der ausgebreiteten Arme über die Brust bis zur Fingerspitze der anderen Hand. Ist die Breite der Länge überlegen, so ist der Zustand des Kranken bedenklich. Man wiederholt die Messung von Zeit zu Zeit, um zu beobachten, ob der Unterschied sich wieder ausgleiche, was manchmal geschehen soll. Nimmt aber die Armlänge zu, so wächst das Übel und endet mit dem Tod. Für sympathische Hilfsleistungen darf man nicht danken, weil sonst die Krankheit den Helfenden befällt, wer dafür bezahlt, muss es schweigend tun, der Beschenkte darf in keinem Fall ant-



worten. Er gibt die Messung keine auszehrende Krankheit, so hat der Leidende vielleicht den Nachtgriff. Um dies zu erfahren, wird er mit seinem Gürtel in die Länge und Breite gemessen, der Gurt an einen Nagel gehängt und folgende Beschwörungsformel gesprochen: *»Ich bitte Dich, Herr Gott, durch die drei Jungfrauen, Margaretha, Maria Magdalena und Ursula, Du wollest doch an dem Kranken ein Zeichen geben, ob er den Nachtgriff hat.«* Hierauf nimmt man den Gurt herab und misst noch einmal. Ist der Körper in der kurzen Zeit scheinbar stärker geworden, so ist der Kranke von den Nachtgeistern verletzt und muss darauf hin behandelt werden. Er wird eines Freitags am Abend auf ein Lager von Erbsenstroh gebettet und rund um ihn her Asche geschüttet. Finden sich am Morgen Spuren der »weißen Leute« darin abgedrückt, so werden diese schweigend und sorgsam gezählt und der klugen Frau hinterbracht, welche nun mit ihren Mitteln dem lufigen Gesindel zu Leibe geht.

Sehr alt ist die Sitte, kranke Menschen, besonders Kinder, die einen Bruch haben, auch krankes Vieh durch natürliche Öffnungen im Gestein oder im Stamm und Geäst der Bäume zu ziehen. Junge Fichten oder Eichen wurden gespalten, das kranke Kind hindurchgezogen und hierauf der Stamm wieder fest zusammengebunden. Wie der Baum heilt, vergeht das Übel. Alte Überlieferungen berichten, dass wenn ein solcher Baum gefällt wird, der Geist desselben, der »Klabautermann«, sich auf dem Schiff zeigt, zu dessen Bau das Holz verwendet wird, und in allen Räumen umher-spukt.

Gegen Verrenkung einzelner Glieder dienten uralte Segnungen. Eine derselben bildet das älteste Denkmal deutscher Schrift: »Phol und Wodan fuhren zu Holze, da wurde

dem Balders-Fohlen sein Fuß verrenket.« Götter und Göttinnen versuchen, des Tieres Fuß zu heilen. Wodan allein vermag es durch seinen kräftigen Spruch, der bis auf unsere Tage fortlebt, freilich zu kaum erkenntlicher Form entstellt. Um das verrenkte Glied bindet der weise Mann in Schottland oder die kluge Frau einen aus schwarzer Wolle gedrehten starken Faden und murmelt dazu: *»Unser Herr ritt und das Fohlen glitt, er stieg herab und er richtet es ein: Gelenk an Gelenk, Knochen zu Knochen, Sehne an Sehne zusammen. Heile in des Heiligen Geistes Namen.«*

Kranke Augen werden gebötet, das heißt, besprochen. Mit einem halb geöffneten Klappmesser misst man das Auge in der Breite und Länge und sagt dazu den Spruch her: *»Das ist das Mal und das ist des Messers Stahl. Und wenn sich das Mal nicht wird schaken, so wird es des Messers Stahl verjagen.«* Dann wird das Messer mit der Spitze in den Türpfosten gestoßen, wo es bis zur Heilung stecken bleiben muss. Die Wurzel des Löwenzahns, am Tage des heiligen Bartholomäus gegraben, in neun Stücke geschnitten und neun Tage lang in einem Beutel um den Hals getragen, bleicht die Flecke kranker Augen, heilt tiefende und macht sie wieder klar. Sogenannte Bernickel, das sind Gerstenkörner an den Lidern, heilt ein Trauring, durch den man schweigend dreimal hintereinander mit dem angegriffenen Auge schaut. Schwache Augen stärkt *»das Osterwasser«*. Mauerpfeffer oder Hauswurz, am Hals getragen, schützt gegen Augenweh.

Warzen und Muttermäler vertrieb man, indem man sie mit gestohlenem Fleisch einrieb, mit einem Faden maß und das Gebrauchte dann unter eine Dachtraufe verscharrte. Wie es dort verfaulte, so vergingen Warzen und Mal. Ein

Spruch ladet dem Wachholder die Bürde auf: »*Reckholder, gib dich gefangen, dass dem (hier folgt der Name) seine Warzen vergangen.*« Dabei schneidet man von einem Strauch, der reife und unreife Beeren zugleich trägt, drei Ästchen ab und durchschneidet jedes derselben vor Sonnenaufgang noch dreimal, doch nicht völlig. Wie das Holz verdorrt, fallen dann auch die Warzen ab.

Haus, Scheune und Stall wurden durch Kreuze gegen alles Ungemach bewahrt, heilige Namen an die vier Ecken derselben geschrieben und geweihte Kräuter an die Pfosten gehängt. Lichtstümpfe vom Tag Johannis des Täufers oder Kohlen vom Johannisfeuer wurden, weil sie gegen allerlei Schaden wirksam sein sollten, sorgfältig aufbewahrt. Feuer, welches in Haus und Hof entstand, versuchte man durch Wundermittel, Sprüche und seltsame Gebräuche zu löschen. Feuerbeschwörer zogen überall umher und boten ihre Mittel feil. Im 17. Jahrhundert, und auch später noch, ereignete es sich nicht selten, dass solche Beschwörer auf hohen obrigkeitlichen Befehl herbeigerufen und zur Dämpfung einer Feuersbrunst in Haupt- und Residenzstädte beordert wurden. Auf ein eingeknetetes Brot machte man das Zeichen »Aghela«. Dann wurde das Brot gebacken und unter feierlichen Beschwörungen in die Flammen geworfen. Wirksamen Feuersegen schrieb der Volksglaube auch den braunen Söhnen Ägyptens (Sinti und Roma) zu, welche sich rühmten, eine nimmer fehlende Feuerwurzel zu besitzen, die in ihrer Heimat auf hohen Bergen wachse und alljährlich in großer Menge von ihnen eingesammelt werde. Ein Feuersegen des 16. Jahrhunderts lautete: »*Ich sehe in eine Glut, das gesegne der liebe St. Johannes, er gesegnet alsobald mit Gott und unsrer lieben Frauen das Feuer vom Dach: Bleib, wo du*

*bist! Das gebeut dir der Herr und liebe Christ; alsobald solls gefahndet sein, wie der Kelch und der Wein und das himmlische Brot, das der Herr Jesus Christ seinen zwölf Jüngern bot, auf den Ostertag, des Morgens früh, im Namen ...*« Eine andere, mit mannigfachen Veränderungen bekannte Formel lautete: »*Unser Herr Christus ging über Land, er führte den Feuerbrand (ein Büschlein Holz) in seiner Hand, er führt ihn unserer lieben Frau entgegen, die sprach: Gib mir den Brand in meine Hand und löscht damit all' Feuer und Flammen. Und dabei bleib, Herr Jesus Christ!*« Wer einen gefleckten Salamander, einen sogenannten Tatermann besaß und diesen in die Glut warf, löschte sie dadurch. In Feuersnot wurde auch die heilige Katharina mit einem langen Segensspruch um Hilfe angerufen.

Nach den ältesten Vorstellungen war die Flamme ein lebendes Wesen, ein Geist, der gut oder böse sich erweist, gebunden oder frei sich rührt. Daher der Ausdruck: *Das Feuer ist los*. Man opferte dem Feuergeist Brot, um seinen Zorn zu stillen, indem man es in die Flammen warf.

Unter den Landleuten hatte sich nach und nach ein förmlicher Feuerkultus entwickelt. Durch die Flammen heiligte man das Vieh, bewahrte Haus, Hof und Acker, wie den eigenen Körper vor der Gewalt des Bösen. Doch musste dazu reines Feuer, welches durch rasches Aneinanderreiben verschiedener Holzarten entsteht, verwendet werden. Ein solches Notfeuer wurde, nachdem zuvor jeder Herd im Ort gelöscht war, in alle Häuser getragen. Funken, die aus Eisen und Stein entsprangen, zündeten das wilde Feuer an, und es galt für ein schlimmes Vorzeichen, wenn unter dem Hammerschlag der Zimmerleute auf dem Nagel solches Wildfeuer entsprang. Bei Griechen und Römern war die

keusche, reine Flamme des häuslichen Herdes einer Göttin geweiht. Erlösch die in ihrem Tempel von Jungfrauenhand gepflegte Flamme, so galt dies als ein Beweis verletzter Sitte, und sie durfte nur unter frommen Gebräuchen und durch die Reibung heiligen Holzes neu entzündet werden. Nach alttestamentlichem Bericht fiel Feuer vom Himmel, den Holzstoß des Altars zu entzünden. Als bedeutsam galt in der Feuererzeugung die heilige Neunzahl; das hölzerne Rad, dessen man dazu bedurfte, Umfasste neun, aus einem Eichenstamm geschnittene Speichen. Am Johannistag wurde mit der Entzündung eines Feuers, über dessen niedergebrannte Glut man die Herden trieb, ein neues Leben in Haus und Hof begonnen. Solche Johannisfeuer lodern noch heute in Deutschland auf den Spitzen der Berge: Nur wird im Norden die reinigende Flamme in der Osterzeit angezündet. Lustige Burschen zünden ein mit brennbaren Stoffen umwickeltes Rad an und lassen es von der Höhe feurig ins Tal hinabrollen, freilich weniger St. Johannes, als vielmehr den hübschesten Dirnen im Ort zu Ehren. Um die heiligen Feuer springt und tanzt jubelnd Groß und Klein, und Kränze aus Rittersporn, Beifuß und Eisenkraut werden gewunden. In allen Ländern Europas kennt das Volk die Johannisfeuer, als ein Sinnbild des Sonnenglanzes, der am 23. Juni die Erde am längsten bestrahlt.

Auch zu anderen Zeiten spielt das Feuer eine Rolle. Es gibt Julfeuer zu Weihnachten, brennende Besen am Walpurgisabend, zu Fastnacht Feuer auf dem Pflug, das Scheibentreiben, den Funkentag. Bis in unsere Tage reicht der Glanz des Feuers: Am Christabend strahlt Lichterglanz aus Palast und Hütte. In Schlangenlinien wälzen sich Fackelzüge durch die Straßen der Stadt. Freudenfeuer sind ein ural-

ter heiliger Brauch. Dem König folgte zuweilen ein Fackelwagen, der dann verbrannt wurde.

Ganz von selbst schließt sich an den Feuersegen die Beschwörung des aus gewitterschwerer Wolke herabstürzenden Feuerstrahls. Hier ging die Kirche voran, um durch Gebet und durch das Läuten der Glocken das Verderben gnädig vorüberziehen zu lassen.

Im Kanton Aargau liegt ein Städtchen, Bremgarten genannt. Dort musste vor Jahren das Dach der Pfarrkirche sowie die Bedeckung des Turmes erneuert werden. Als man den Turmknopf dabei abnahm, fand sich dort oben unter anderen Merkwürdigkeiten ein Pergamentstreif, auf welchem ein berühmter Wettersegen verzeichnet stand: »*Jesus Christ, ein König der Glorie, ist kommen in Frieden – Gott ist Mensch worden und das Wort ist Fleisch worden – Christ ist von einer Jungfrau geboren worden – Christ hat gelitten – Christ ist gekreuzigt worden – Christ ist gestorben – Christ entstieg dem Grabe – Christ ist zum Himmel gefahren – Christ überwindet, Christ herrschet, Christ hat Gewalt – Er stehet vor mir, zwischen mir Donner und Blitz – Er ging mitten durch sie in Frieden – Christ ist bei uns und Maria, weicht ihr niedrigen Gestalten – Denn der Leu von Juda, die Wurzel Davids hat überwunden – Heiliger Gott, heiliger und starker Gott, heiliger, unsterblicher Gott, erbarme Dich unser.*« Dann folgten drei Vaterunser und drei Ave Maria.

Über den Ursprung dieses Wettersegens berichtet der Pergamentstreif: Unweit der Hauptstadt des Königreiches Portugal liegt auf einem Berg das Kloster *Unserer lieben Frau*, in dessen Kirche sich ein wundertätiges Marienbild befindet. Einst zog ein furchtbares Unwetter über den Berg herauf. Der Hagel stürzte in Strömen vom Himmel, ein

Sturm, der einem Orkan glich, erhob sich und verwüstete weit und breit alles, was sich auf seinem Weg fand, und dazwischen zuckten die Blitze und rollte der Donner, dass das feste Kloster in seinen Grundmauern erdröhnte. Die verängstigten Mönche flüchteten in das Kirchenschiff vor das wundertätige Bild, um den Schutz der Himmelskönigin zu erleben.

Dennoch schlug der Blitz zu wiederholten Malen in das Kloster ein. Einige der frommen Männer wurden von ihm getötet, andere gelähmt. Der Sturm, welcher draußen wüthete, rüttelte mit entsetzlicher Kraft an den Mauern des heiligen Gebäudes und richtete so furchtbare Verwüstungen an demselben an, dass die Mönche sich entschlossen, das Kloster zu räumen. Da fiel seltsamerweise in der nächsten Nacht ein tiefer Schnee, und bevor noch der Tag graute, klopfte ein fremder Mönch an das Tor und beehrte Einlass.

Der Pilger verlangte, die Kirche zu sehen, und der Bruder Pförtner wies ihm klagend die toten Leiber der Mönche und die Verwüstungen, die das Unwetter in den heiligen Räumen angerichtet hatte, wobei er äußerte, dass der ganze Konvent Willens sei, den gefährlichen Ort zu verlassen.

»Das sollt Ihr nicht tun«, entgegnete der Fremde, »nehmt dieses Segensgebet, welches eine besondere Kraft besitzt. Tragt es auf der bloßen Brust und heftet es allerwegen an die Mauern des Klosters und der Kirche, so wird Euch von heut ab kein Unfall mehr treffen.«

Der Pförtner dankte dem fremden Priester hochehrent und dieser zog weiter. Die Sache schien dem Bruder Pförtner von der höchsten Wichtigkeit und er eilte, als das Tor hinter dem Fremden geschlossen war, zu dem Superior,

um ihm von dem Vorfall Bericht abzustatten und den Zettel vorzuweisen. Dieser befahl ihm, sogleich den Fremden zurückzurufen und ihn zu ihm zu führen. Als aber der Pförtner ins Freie hinaustrat und sich, um zu erkennen, welchen Weg der Unbekannte eingeschlagen hatte, nach den Fußspuren umsah, die dieser im Schnee doch zurückgelassen haben musste, lag der Pfad so eben und glatt vor ihm da, als sei dort noch niemand gewandelt. Leute, welche von beiden Seiten des Weges daherkamen, hatten auch niemanden gesehen. Der Fremde musste also ein Abgesandter Gottes gewesen sein. Auf Befehl des Papstes wurde der Segensspruch überall bekannt gemacht, und die Geschichte desselben in beglaubigter Abschrift ruht noch heute in dem Turmknopf zu Bremgarten.

Zum Schutz gegen Blitz und Schlag wird an manchen Orten während eines Gewitters alles Feuer im Hause gelöscht, an anderen wird Weihwasser und eine geweihte Kerze brennend auf den Tisch gestellt, und die Hausbewohner knien zum Gebet im Kreis um denselben nieder. Johannes der Täufer und Paulus gelten als die Wetterherren, zuweilen auch Christus selbst. Aus der Gegend, nach welcher sein Bildnis am Tag der Himmelfahrt zu blicken scheint, ziehen im Sommer, nach der Vorstellung der Leute, die meisten Wetter auf. Wo Schwalben nisten, schlägt der Blitzstrahl nicht ein. Sprüche gegen das Hochgewitter reimen sich oft auf den Namen der Wetterglocke. Man betet sie, indem man allerlei geweihte Kräuter, Agathenbrot, auch Kohlen vom Osterfeuer in die Flamme des Herdes wirft. Ein Spottlied sagt, dass die rechtgläubigen Luzerner das Wetter von sich ab und den Reformierten zubeten: *»Herrgott, durch Deine starke Hand jag' das Wetter ins Bernerland.«*



Den kleinen Fürstentümern in Deutschland redet der Leumund nach, es habe ein jedes unter ihnen seinen besonderen Spruch, um seine Wünsche in Betreff des Wetters auszudrücken: »*Reuss – Schleiz – Greiz – Lobenstein bitten Dich um Sonnenschein, und wollen die anderen auch was haben, können sie Dich selber plagen.*«

Das Vieh im Stall zu mehren, die Äcker fruchtbar zu machen, muss man am Weihnachtsabend mit der Schaufel in das Herdfeuer schlagen: »*Soviel Schafe, so viel Ziegen, so viel Schweine, so viel Rinder, so viel Glück und Segen, als hier Funken fliegen.*« Die Sennen, wenn sie beim Sinken der Sonne mit den Kühen ins Tal herniederkehren, rufen zuvor den Alpsegen: »*Herr, schütze unser Vieh vor des Wolfes Zahn, vor der Kröte List und vor des Raggen Schnabel.*« Ein rotes Tuch an der Stalltür schützt die ausziehende Herde gegen Böses. Büschel geweihten Krautes wenden das Missgeschick von ihr ab. Wenn am Martinitag die Tiere zum letzten Mal ausgetrieben werden, gehen die Hirten von Haus zu Haus, sprechen den landesüblichen Segen und überreichen dem Besitzer ein Birkenreisig, das sorgfältig aufbewahrt wird. Am Tage des heiligen Gregorius, an dem die neue Weidezeit beginnt, berührt der Hausherr jedes Stück Vieh mit der dünnen Rute. Denn das bewahrt vor schädlichem Kraut und bösem Fall, vor giftigen Schlangen und dem reißenden Wolf.

Unter allen Sprüchen das Schönste ist das Gebet ostrussischer Völkerschaften, wenn sie an ihrem höchsten Festtag Feld- und Baumfrüchte der Gottheit zum Opfer bringen: »*Gott verleihe Heil und Gesundheit allen, welche ihm Opfer dargebracht haben; er schenke den Kindern, die zur Welt kommen, Geld, Brot, Bienen und Vieh die Fülle. Wenn der Frühling naht,*

*lass, o Gott, die drei Arten Vieh auf die drei Wege hinaus, schütze sie vor tiefem Schlamm, vor des Bären Tatze, vor des Wolfes Zahn, vor der Diebe Händen! Wie der Hopfen prall ist und voll, so segne uns mit Glück und Verstand! Wie das Licht hell brennt, so lass uns leben! Wie das Wachs sich ansetzt, verleihe uns Heil!*« Auf dem Feld wurde jede Art der Frucht besonders gesegnet. Wenn Mann und Knecht den Kohl pflanzen wollten, sprang die Frau auf den Herd und rief: *»Häupter wie mein Kopf, Blätter wie meine Schürze, Strünke wie mein Bein.*« Zur Zeit der Leinsaat musste sie auf dem Tisch tanzen und alsdann rücklings herabspringen. So hoch sie gesprungen war, so hoch sollten auch die Leinpflanzen emporschießen. Ehedem wurden zur Pflügezeit Opfer unter allerlei mystischen Gebräuchen dargebracht.

Nach den vier Himmelsgegenden wurden Rasenstücke aus dem Feldrain geschnitten, Erzeugnisse des Ackers und der Wiese, des Gartens und der Bäume darauf gelegt, und das Ganze mit Weihwasser besprengt. Dann trug man die Stücke zur Kirche, reihte sie um den Altar, mit dem Grünen herzugekehrt und ließ den Priester am selben Tag vier Messen darüber lesen. Doch musste der Rasen auf den Acker zurückgetragen werden, bevor die Sonne unterging. Unter vielfachem Segensspruch wurde dann in die erste Furche ein Brot, aus verschiedenen Sorten Mehl und Milch geknetet, eingepflügt, auch Samen gesät, den man von einem fremden Bettler erkauft hatte.

Als in unserer deutschen Heimat noch raubgierige Wölfe Wald und Flur durchstreiften, waren mannigfaltige Wolfsegen in Umlauf, deren Gebrauch bis weit hinter das 15. Jahrhundert zurückreicht: *»Ich treib heut aus in unsrer lieben Frauen Haus, in Abrahams Garten; der liebe Herr St. Mertein,*

*der soll heut meines Viehes pflegen und warten, und der liebe Herr St. Wolfgang, der liebe Herr St. Peter, der hat den himmlischen Schlüssel, die versperren dem Wolf und der Wölfin ihren Rüssel, dass sie weder Blut lassen, noch Bein schroten. Das helfe mir der Mann, der kein Übel nie hat getan, und die heiligen fünf Wunden behüten mein Vieh vor allen Holzhunden.«*

Die Runenweiber konnten Zauberlieder von so gewaltiger Kraft, dass sie das Kind aus dem Mutterschoß und den Bast vom Baum zu lösen vermochten. Noch heute begegnet der Wandersmann auf grüner Heide manchem Hirtenknaben, der, den Weidenast aufs Knie gelegt, mit dem Griff eines Messers darauf klopft und dazu singt: »*Fabian Sebastian, lat mi de Widenflöt afgan.*« Am Fest der beiden Heiligen tritt der Saft in das Holz, und nur sie vermögen es, ihn zurückzudrängen, damit der Bast sich unverletzt vom Zweig löst und eine gute Hirtenflöte gibt. Wie der Märker den Bast beschwört: »*Sibbe, sibbe, Säubkem loat mi dat kleine Fleutken goot afgoahn, goot afgoahn des up den letzten Knoaken*«, singt der lustige Boehme: »*Pföfferl get owa, sist schloga dö owa, leit's Rintl, o drah dö eiz, Heargotl pfeiz.*« Herrgottspfeife nennt man noch heute die Weidenflöte. Wo im dunklen, dichten Wald ein Weidenstamm wächst, der nimmer den Hahn krähen, noch jemals Wasser rauschen hörte, kann der unerschrockene Bursche in stiller Nacht ein grünes Zweiglein davon brechen und eine Wunderflöte erlangen. Wenn er auf diesem Pfeifchen bläst, muss alles tanzen, was den Ton vernimmt.

Sagenreich und vieler Sprüche kundig war die wackere Zunft der Schmiede. Ihnen lag es ob, jeden vierten Schlag auf den leeren Ambos zu tun, um die Kette fester zu machen, welche den ewigen Würger in der Hölle bindet. Oft kehrte in der rußigen Hütte irgendeines Schmiedes der

Donnergott der Heiden, Donar (Thor), mit dem flammend roten Bart ein und wurde stets auf das Freundlichste bewirtet. Der himmlische Gast verschlang beim Essen gewöhnlich Messer und Gabel und spielte dann mit einer zentnerschweren Kugel, die er schließlich durch den Fußboden des Gemaches tief in die Erde schleuderte. Am Morgen offenbarte er sich mild und großmütig in den Gaben, mit welchen er die Bewirtung belohnte. Er verleiht einen Sessel, der unerbittlich jeden festhält, der sich darauf niederlässt, oder einen mit Zauberkräften ausgestatteten Kirsch- oder Birnbaum. Aus dem rauen Heidengott entwickelte spätere christliche Zeit den heiligen Petrus, endlich Gott selbst. Die Wunderdinge vermehren sich um einen Sack oder Ranzen, in welchen der Schmied von Apolda den einfältigen, allzu gierigen Teufel schlüpfen lässt, um ihn dann mit seinen rüstigen Gesellen auf dem Amboss wacker zusammenzuschlagen. Das Wort, den Zauber zu lösen, weiß der Schmied allein und so bezwingt er Tod und Teufel.

Hatte ein schlauer Dieb Vieh, Geld, Speise oder Hausgerät gestohlen, so schnitt man seine Fußspur aus und hing die Erdstücke unter einem leise gemurmelten Spruch in den Schornstein über dem Herd auf. Wie dort die Fußspuren dörreten, so vergingen die Lebenskräfte des Diebes. War die Spur nicht aufzunehmen, so schlug man einen langen Nagel hinein, der dem Betreffenden unerträgliche Pein bereitete. Umherziehende Quacksalber ließen für Geld ein Sieb drehen, in dessen Ränder sie die beiden Spitzen einer geöffneten Schere steckten. Zwei Männer hielten mit dem Daumen der rechten Hand die Scherengriffe, und der Wunderdoktor nannte den Namen der des Diebstahls verdächtigen Person, worauf die anderen entgegen mussten: »*Nein*,

*der ist es nicht.*« Das geschah dreimal nacheinander. Bewegte sich das Sieb dabei nicht, so ging der Frager zu einem anderen Namen über. Erst wenn es sich kreisförmig zu drehen begann, glaubte man, den Spitzbuben ausfindig gemacht zu haben. Selbst die Toten wurden zu Hilfe gerufen, um den Dieb zu entdecken. Drei Hände voll Erde, von einem frischen Grab im Namen der Heiligen Dreifaltigkeit genommen, wurden mit Salz, das an irgendeinem Trinitatisonntag geweiht war, vermischt, auf einem Feuer aus Lindenholz in einer Pfanne hinterrücks gerührt und dabei gesprochen: *»Segne, verstorbene Seele, ich gebiet Dir bei dem Jehovah, auf Geheiß des oberhöchsten Elohim, der allerhöchstem heiligsten Dreifaltigkeit«*, dann richtete sich die Beschwörung wider den Dieb: *»Ich leg Dir Salz und Schmalz auf die Glut, wegen Deiner Sünden Übermut, leg Dir's auf Lunge, Leber und Herzen, dass Dich ankomm ein großer Schmerzen, bis Du wiederbringst, was Du hast, und hintust, wo Du's gestohlen hast.*« In manchen Sagen greift der Teufel unsichtbar in die Handlung ein und befiehlt mit schallender Stimme dem versteckten Dieb, das Gestohlene zurückzutragen, wenn er ihm nicht an Leib und Leben gehen solle.

An die segnenden oder beschwörenden Formeln reihte die Kirche frommen Brauch. Wen eine unheilbar scheinende Krankheit verzehrte oder wem ein Glied seines Leibes dorrt und verging, der brachte wallfahrend der Mutter Gottes ein wächsernes Bildnis dar und flehte sie an, ihm das Übel abzunehmen. Die alten Griechen pflegten nach der Genesung ein metallenes Abbild des leidenden Gliedes in ihren Tempeln aufzustellen. Aus solchen Weihgeschenken stellte man später die heiligen Gefäße her. Unsere Altvorderen taten dasselbe mit hölzernen oder wächsernen

Bildern, die sie im Tempel und an den Wegscheiden aufhingen.

## Die Werwölfe

Mit bleichem Glanz bestrahlt der Mond die schweigende Erde, ein leiser Windhauch bebt über Zweig und Blatt. Seht, wie es huscht und flimmert, wie es im blassen Licht auf und nieder webt! Geister sind es, die der blasse Mondstrahl aus ihrer Grabesruhe aufstört. Die Gräber öffnen sich weit und schwarz. Ihnen entsteigen fleischlose Gestalten, ihnen entsteigt auch der Vampir, angelockt von dem duftenden Blut der ahnungslos schlummernden Menschen. Durch die Schatten schlüpft er dahin, feurige Spur bezeichnet seinen Weg. Höher und höher steigt der Mond und hüllt die Erde in geisterhaft flimmerndes Licht. Da, wo mitten im finsternen grünen Wald die Lichtung liegt, steht verlassen im Kreis laubiger Espen ein einsamer Stamm, dem das scharfe Beil den Schmuck der Blätter geraubt, dessen Stumpf ein grauer Schatten umkreist, schaurige Flüche murmelnd: »Auf dem Meer, auf der Insel, der leeren Trift bescheint der Mond den Espenstamm, den grünen Wald, das dunkle Tal. An den Stamm geht ein zottiger Wolf, aber er schleicht nicht in den Wald hinein, nicht in das Tal hinab. Mond, Mond, goldenes Horn, mache flüssig die Kugeln, stumpfe die Messer, zertrümmere die knotigen Stätte, entlasse die Furcht auf das Getier und den Menschen, dass sie nicht fangen den grauen Wolf, seinen warmen Pelz nicht schinden! Mein Wort ist fest, fester als der Schlaf, als das Wort des Helden.«

Dreimal schwingt der Schatten sich über den Stamm, im

Mondlicht erkennbar als ein Mensch, dann wandelt sich die Gestalt in ein zottiges Ungeheuer mit krallenden Pfoten und buschig gestumpftem Schwanz, das heulend in den Wald flieht.

Schon in den Mythen der Griechen begegnet uns die Verwandlung des edlen Menschenleibes in einen Wolf. Die Lykanthropen, Wolfsmenschen, dachte man sich hauptsächlich unter rohen, ungesitteten Hirtenvölkern, deren Übergang in wilde Tiergestalt keine große körperliche Veränderung nötig machte. Neun Tage im Jahr durchstrich der wetterbraune Hirt in Gestalt eines Wolfes heulend Feld und Flur. Erbarmungslos warf er sich auf jedes lebende Geschöpf, das seinen Weg kreuzte, zerfleischte mit blutdürstiger Gier die eigene Herde und fiel die unverwandten Brüder an.

Später breitete sich die Werwolfsage weiter aus und gab sich gar mannigfaltige Gestaltungen. Verwandelt werden konnte, wer von der Mondsucht befallen war, wem tückischer Zauber ein Wolfshemd übergeworfen wurde, oder wer, ohne es zu wissen, sich den Wolfsgürtel umgebunden hatte.

Die deutsche Sage lässt vorzugsweise diejenigen Männer in Wolfsgestalt erscheinen, die schon als Menschen eine unersättliche Gier nach Speise bekundeten: »Schlingen wie ein Werwolf«, sagt der schlesische Bauer und meint im Heulen des Sturmes, der zur Weihnachtszeit die Wälder fegt, des Unholds Gastes raue Stimme zu vernehmen. Menschen, die aus eigenem Trieb zur Wolfsart neigen, haben breite, finstere, zusammengewachsene Augenbrauen und zeigen ein unstetes Wesen. Im tiefsten Forst, an den knarrigen Ästen alter Eichen hängen ihre Wolfshemden, welche sie anlegen,

wenn sie sich in Wölfe verwandeln wollen. Abends schauen die Unholde durch die niederen Fenster in die Hütten der Dorfbewohner, die beim Anblick ihrer glühenden Augen Mädchen und Buben schnell ins große Himmelbett bringen, wo sie unter der Obhut der Eltern sicher ruhen vor den Nachstellungen der bösen Werwölfe, welche nach ihnen ganz besonders lüstern sind. Wer einen verdächtigen Menschen mit dem Stock bearbeitet, oder mit einem Schlüssel blutrünstig schlägt und Werwolf schilt, kann ihn heilen. Große, starke und kühne Wölfe erachtete der Aberglaube als zu klug für ein Tier und sah in ihnen böse, listige Menschen. Wenn im Herbst oder Winter dumpfer Nebel die Fluren deckt und der Mondstrahl seltsame Lichter durch die wogende Masse blitzen lässt, ziehen die Werwölfe in großen Scharen durch Polen und Russland zu ihrer Versamlungsstätte in Estland.

Auf einer weiten, dünnen Fläche, aus deren Einförmigkeit sich altes Mauerwerk erhebt, halten sie dort eine lärmende Versammlung. In ihrer Mitte sitzt ein großes, zottiges, graues Tier. Mit wildem Geheul gibt es den Gefährten ein Zeichen. Diese antworten in lang gezogenen Tönen und die ganze Meute setzt in wilden Sprüngen dreimal über die zerfallene Mauer, um sich in allen Richtungen zu zerstreuen. Zuweilen musste der Verwandelte drei, sieben, wenn nicht gar neun Jahre in dem Tierkörper ausharren. Fand in so langem Zeitraum jemand die abgelegten Kleider des Umherstreifenden und entwendete sie, so wurde dem Werwolf die Rückkehr in seine ursprüngliche Gestalt unmöglich.

Darum suchte er seine menschliche Hülle in allerlei Schlupfwinkeln sicher zu verbergen, am liebsten und häu-



figsten in der Hütte eines alten Mütterleins.

Die Werwolfsage verknüpfte sich überdies eng mit dem Hexenwesen. Oft wurden am Hochzeitstag Braut, Bräutigam, Brautführer und Gäste durch den Gürtel einer Zauberin verwandelt und erst nach Ablauf manchen Jahres erlöst. Männer und Frauen, die sich dem Teufel ergeben hatten, beraubten oft in Wolfsgestalt die Herden und führten die Beute heim, sich ein Mahl zu bereiten. In den engsten Lebensbeziehungen begegnet uns mitunter dieses Zauberwesen in überraschender Weise. Ein armer Mann zum Beispiel fand es bedenklich, dass täglich die dampfende Fleischschüssel auf seinem Hungertisch erschien, da er sich durch redlichen Erwerb höchstens ein paar Erdäpfel und Salz anzuschaffen vermochte. Endlich gestand ihm das Weib, dass sie auf wunderbare Weise den Herd versorge, versprach auch, vor seinen eigenen Augen zu offenbaren, wie das geschehe, nur dürfe er kein Wort dabei sprechen.

Sie führte ihn auf eine Trift am nahen Wald, wo eine Herde Schafe weidete. Plötzlich warf sie einen Ring über sich und wandelte sich im selben Augenblick zu einem reißenden Wolf, stürzte sich auf die sorglosen Tiere und schleppte davon eins hinweg.

Aus sicherem Versteck schaute der Mann verwundert ihrem Treiben zu. Als er aber sah, wie Hirt und Hunde in raschem Lauf den Dieb verfolgten, der dem Wald zusprang, rief er, der Warnung vergessend: »Ach, Margarete, sie fangen dich!« Dadurch brach er den Zauber, die zottige Hülle fiel und das Weib stand nackt mitten auf dem Feld.

Als die Zeit der Hexenprozesse vorüber war, erlosch auch der Glaube an Wolfsmenschen. Nur hier und da, besonders bei den slavischen Völkerstämmen, den Bewohnern Un-

garns, Polens, Russlands, durch deren Sitz begünstigt, erhielten sich Reste der alten Sage. Als dieselbe im kühlen Norden abzunehmen begann, wuchs sie im Süden, zog weiter und weiter, durch Griechenland, über das Meer und gewann neuen Boden unter den Palmen Afrikas.

So fand sie sich wieder unter demselben Himmel, wo ihre Wiege gestanden hatte, denn schon Äsop, der weise griechische Fabeldichter, erzählt den Schwank, wie ein schelmischer Gast seinem Wirt das Geheimnis anvertraut, dass er zu gewissen Zeiten sich mit Wolfshaar bedecke und als ein reißender, blutgieriger Unhold die Ortschaften heimsuche. Wenn ihn diese Sucht ankomme, müsse er dreimal laut gähnen und dann falle er jeden mit Zahn und Klaue wütend an, den das Unglück in seine Nähe führe. Da wurde jenem seltsam zumute. Scheu wich er vor dem Gast zurück. Als er ihn aber den Mund weit aufreißen und mächtig gähnen sah, entfloh er unter lautem Angstgeschrei. Die Nachbarn eilten herbei, doch der Entsetzte zog alles mit sich fort, immer wähnend, der Wolf heule schon an seiner Ferse. Aber wie erstaunte er bei der endlichen Rückkehr, von wohlbewaffneten Freunden begleitet, keine Spur des Unholdes in seinem Haus zu finden! Mit dem Gast war die beste Habe des leichtgläubigen Wirtes verschwunden.

In dem kleinen Ort Doblen in Kurland, eine der vier historischen Landschaften Lettlands, hatten sich lustige Zechbrüder versammelt. Hier saßen wohlhabende Bauern an dem langen Schenktisch des Kruges, dort eine Schar deutscher Landsleute, die einen Neuling in ihrem Kreis, einen blonden, rosigen, blauäugigen Sohn Germaniens, mit reicher Bier- und Branntweinspende feierten. Als es lebhafter zu werden anfang, die Kannen schneller kreisten, trat aus

der Reihe der Bauern ein Mann hervor, schwenkte seinen Krug gegen den des jungen Deutschen und rief: »Es gilt dir wie mir, mein Herr!« Eben öffnete der Jüngling die Lippen, ihm zu danken, schon erhob seine Hand das Glas, als die anderen ihn zurückdrängten, seinen Mund mit Gewalt verschließend, und einige sich auf den erschrockenen Bauer warfen und ihn schlugen, bis Blut floss.

»Er ist ein Werwolf«, riefen sie dem verblüfften Landsmann zu. »Hätte er gesagt: Es gilt dir, mein Herr! So war alles in Ordnung. Mit dem veränderten Trinkspruch aber wollte er dir sein Übel anwünschen.«

Oft genug ruhte auf den Russen der Verdacht, mit scheinbar harmloser Rede die Werwolfkrankheit auf andere zu übertragen. Nach einem Krieg gegen Schweden ging die Sage, die Sieger hätten alle schwedischen Kriegsgefangenen in Wölfe verwandelt und diese in ihre Heimat getrieben.

In mondheiler Nacht schleicht der Werwolf an die Lagerstätte schlummernder Jungfrauen, nach deren Blut ihm wie den Vampir, mit dem slavische Sagen ihn in enge Verbindung sehen, unaufhaltsam gelüstet. Durch die breiten Schatten der Bäume schwebt die Gefährtin des Unholds, die Wahrsagerin oder Hexe, als irrer Geist mit Feuerflügeln, Vestica genannt. Sie durchstreift in Gemeinschaft mit dem Werwolf das weite Land, sorglosen Müttern die schlecht bewahrten Kleinen zu rauben. Bei den Slaven ist der Nachtstreifer ein Individuum, das der Teufel holen wollte, und welches der Höllenfürst, nachdem sich alle seine Künste machtlos erwiesen, in Wolfsgestalt verwandelt, durch die heimischen Fluren jagt. Wenn bald nach dem Verschwinden eines Menschen ein Wolf in der Nähe sich zeigte, setzten die Verwandten ihm Speise vor, damit der

Hunger ihn nicht zu bösen Tücken treibe, denn sie nahmen ohne Weiteres an, dass der Gast kein anderer als ihr Vetter sei.

Wie dem Schrecklichen in Sage und Märchen eine humoristische Beigabe nicht zu mangeln pflegt, spielt der Werwolf in lustiger Vermummung auch bei Fastnachtsscherz und Weihnachtsfreude seine Rolle. Übermütige Burschen glauben unter der Wolfsmaske so manches Bubenstück verüben zu dürfen, das sonst schwer geahndet werden möchte.

An dem Saum eines großen Waldes stand ein Hüttchen, darin ein armer Mann mit neun Töchtern lebte. Derselbe war ein Werwolf, doch niemand wusste es, die jüngste Tochter ausgenommen, ein kluges Mädchen, klüger und schöner als die Schwestern alle. Einst ruhte der Vater schlaflos auf seinem Lager und dachte: »Was hilft es mir, dass meine Töchter jung und schön sind? Niemand wird kommen, sie mir abzunehmen, und ich muss sie mit meiner Hände Tagewerk ernähren, solange ich lebe. Besser ist es, sie alle auf einmal los zu werden, und das soll morgen geschehen.« Anderen Tages stand er früh auf, nahm sein großes Beil zur Hand und ging in den Wald. Seinen Töchtern befahl er, ihm das Essen zu bringen, denn er habe dort ununterbrochen schwere Arbeit zu verrichten. Als es nun Mittag wurde, nahm die Älteste den Topf mit der Speise und ging dem Schall der Holzaxt nach, bis sie zu einer Lichtung kam, wo der Vater Eichen fällte. Als das Mahl beendet war, sprach der Mann: »Ich werde dir einen kürzeren Weg nach Hause zeigen, meine Tochter, stehe auf und geh mit mir.«

Da gingen sie, bis sie an einen Abgrund mitten in den Fel-

sen kamen, eine weite, tiefe Höhle. Hier stand der Vater plötzlich still und rief: »Geh nicht weiter, mein Kind, denn hier wirst du dein Leben lassen. Entkleide dich, auf dass ich dein Gewand bewahre. Es ist nicht nötig, dass ein armer Mensch anders sterbe, als er geboren worden.«

Umsonst flehte sie um ihr Leben. Er riss ihr das Oberkleid von den Schultern und stürzte sie hinab in die Tiefe. Dann zerschmetterte er ihr den Kopf mit einem schweren Stein und ging zurück an seine Arbeit.

Noch vor Abend kam die Zweite, ihm das Vesperbrot zu bringen.

Als er gegessen hatte, forderte er sie auf, mit ihm zu gehen, und auch sie stieß er hinab, wie sehr sie auch jammernte und um ihr Leben bat. So tat der Bösewicht allen, denn weil er nachts im Wald blieb, glaubten die Mädchen, er arbeite gar so emsig dort und halte die Schwestern zurück, ihm das Holz zusammenzuraffen und in Haufen zu stellen.

Endlich sah sich die Jüngste ganz allein. Das war ihr ärgerlich. Sie wollte wissen, als der anderen keine wiederkehrte, was der Vater denn zu schaffen habe. Sie kochte ihm sein Leibgericht und trug es ihm in den Wald. Während er aß, schaute das Mädchen neugierig umher. Da erblickte sie einen Topf am Feuer brodeln, worin zwei Köpfe lagen. Nun wusste sie, wo ihre Schwestern waren, sie ließ sich aber nichts merken, sondern sprach demütig: »Herr, wo sind denn Eure anderen Kinder?«

»Sie helfen mir dort im Tal die geschlagenen Bäume aufeinanderlegen«, sprach der Vater.

Als er gegessen hatte, rief er seine Tochter: »Komm, mein Mädchen, lass uns zu deinen Schwestern gehen.« Er führte auch sie zu der Grube und sprach: »Lege deine Kleider ab,

hier wirst du sterben.«

Die Jüngste erschrak nicht, sie blickte hinab und sagte nur: »Wenn es denn sein muss, so will ich gerne sterben. Doch während ich mich entkleide, kehrt das Gesicht weg, o Herr, denn ich schäme mich.«

Da wandte der Werwolf sich ab, die Listige erfasste seitwärts seine Schultern und stürzte ihn hinunter in die Grube. Dann eilte sie von dannen, so rasch ihre Füße sie zu tragen vermochten. Dem Vater aber hatte der Fall nicht den Tod gebracht. Er kletterte an den Felsen empor aus der Tiefe, setzte der Flüchtigen in weiten Sprüngen nach, und als er sie fast erreicht hatte, brüllte er laut auf in mordgieriger Freude.

Das Mädchen riss in ihrer Herzensangst ihr Halstuch ab und warf es auf den Weg: »Solange du dieses Tuch nicht in alle seine Fäden zerfasert hast, gesponnen, gewebt und wieder genäht, sollst du mich nicht fangen!«

Der Werwolf riss das Tuch in Stücke, zerschliss es in feine Fäden, die er spann, webte und wieder zusammennähte. Dann sprang er fort, dem Mädchen nach, das bald wieder sein grimmiges Schnauben vernahm. Da warf sie ihm ihr Oberkleid zu, und er musste auch dieses erst zerreißen, spinnen, weben und zusammennähen, ehe er der Fliehenden folgen durfte, die schon weit voraus war über Berg und Tal durch Busch und Baum. Als er ihr wiederum nahe kam und sie das Wehen seines glühenden Odems auf ihren nackten Schultern fühlte, ließ sie schnell ihren Rock herabgleiten, dann das Leibchen und zuletzt das Hemd. Da sie nun nichts mehr zu geben hatte, schaute sie angstvoll nach Hilfe umher. Jetzt nahm der Wald ein Ende, und eine große Wiese lag vor ihr, auf welcher trockenes Heu geschichtet

war. Da schmiegte sie sich, weil sie so gar nichts mehr am Leibe trug, in den niedrigsten und kleinsten Haufen. Es dauerte nicht lange, so stürzte der Werwolf tobend aus dem Wald hervor, und als er das Mädchen vermisste, warf er in grimmiger Wut die Haufen durcheinander, dass die Halme in die Lüfte wirbelten und er vor Zorn den Ort nicht sah, wo sich die Verfolgte in Todesangst zusammenduckte. Endlich trabte der Werwolf fluchend in den Wald zurück.

Dieser erste Teil des Märchens enthält die unverfälschte Werwolfsage, wie sie sich in manchen Gegenden Niederschlesiens findet, vielleicht von jenen Wandervögeln, den handelnden Slowaken, eingebracht. Als eine fremdartige Kombination, offenbar aus späterer Zeit, aber viel bekannter erscheint der Schluss: Über die Wiese zieht des Königs Jägertross. Er selbst rastet dort und sein Hund trägt dem Mädchen Speise zu. Erstaunt folgt ihm der Fürst und findet die Jungfrau, deren Schönheit ihn so entzückt, dass er sie zum Weib erkor. Sie willigt ein, jedoch unter der Bedingung, dass nie ein Bettler über Nacht im Schloss bleibe.

Jahre vergehen, die Königin hatte ihrem Gatten zwei Söhne geboren. Da schleicht eines Abends spät der Werwolf in Bettlergestalt durch die offene Pforte. Als die Diener ihn bemerken, wollen sie ihn austreiben, doch er weiß mit schlauder Demut und flehender Bitte ihre Herzen zu rühren, sodass sie ihm endlich ein armseliges Lager in einem vergessenen Winkel einräumen. Mitten in der Nacht geht der Unhold durch die goldenen Gemächer, bis er an die Wiege der kleinen Prinzen kommt, denen er mit einem breiten Messer die Kehlen durchschneidet. Das blutige Werkzeug verbirgt er unter dem Lager der Königin, seiner Tochter, dann entweicht der Schlimme. Wie nun der Mord entdeckt und das

Messer gefunden wird, gerät der König in heftigen Zorn über sein Weib, welchem er die verbrecherischen Taten Schuld gibt, und stößt sie mit den Leichnamen hinaus, die er ihr um den Hals zu binden befiehlt. Indem sie wieder durch den Wald irrt in Angst und Seelenpein, ungefährdet durch den Werwolf, den sein böses Gewissen weit hinweggeführt, gelangt sie hilflos in eines Einsiedlers Klause. Dieser, in frommer Rührung über ihr Geschick, fragt die Eidechse um Rat, sie, die in verborgenen Höhlen ein- und ausschlüpft und die alle Kräuter kennt. Voller Erbarmen trägt sie der armen Mutter das Lebenskraut herbei, welches alle Wunden heilt und Tote lebendig macht. In einer Hütte, die der fromme Mann errichtete, lebt nun die Königin mit ihren Kindern manches Jahr. Da geschieht es, dass ihr Gemahl auf einer Jagd vom Wege irrt und endlich müde und matt in der Hütte rastet. Er erkennt die Büsserin nicht, doch sie fühlt ein inniges Verlangen, rein vor ihm zu erscheinen. Kaum ist der Fürst eingeschlummert, als eine Stimme durch die dünne Wand erschallt, deren Klang ihn an alte Zeiten mahnt. Ihren Söhnen erzählt die Mutter Sagen. »Seid ihr doch selbst Sagen in der Welt, ihr armen Königskinder«, spricht sie weinend und berichtet treu die Wundermär. Da konnte der Lauscher sich nicht halten, sprang vom Lager auf und führte Weib und Kinder jubelnd in sein Schloss. Aber dem Werwolf ließ es noch nicht Ruhe. Wissen wollte er, wie es der Verhassten gehe. Da ergriffen ihn die Diener, welche sich seiner nur zu wohl entsannen und schleppten ihn vor ihren Herrn.

»Sterben sollst du«, sprach der König, als er Gericht über ihn gehalten, »aber nicht durch Menschenhand.«

Er ließ den Bösewicht an einen Wagen binden und über



steile Felsen am Strand hinabstürzen, da brach der Werwolf das Genick. Der Wagen aber rollte unaufhaltsam weiter und versank endlich mit dem Toten in die Meeresflut. Da unten stöhnt und ächzt er noch. In stiller Mitternacht kann man ihn hören. Er vermag aber nicht aus der Flut heraufzusteigen, denn ihn halten die Bande, die ihn an den Wagen fesseln.

### Die Gespenster

Keine Frage, auf welchem Gebiet des Wissens oder der Erfahrung sie sich bewegen möge, ist so oft und so mannigfaltig behandelt worden, als diese. Was wird aus unserer Seele? Sie bietet den weitesten Spielraum für alle Bilder des Schreckens, wie für den höchsten Aufschwung gläubigen Vertrauens. Niemand vermag sich ihr ganz zu entziehen. Jeden berührt sie irgendeinmal auf seinem Lebensweg näher oder entfernter, und nur wenige vermögen sie sinniger und tiefer zu deuten und zu beantworten. Nutzlos ist es und verwirrend zugleich, mit sterblichem Finger an die dunkle Pforte zu klopfen, die sich nur denen öffnet, welche eintreten und nicht wiederkehren. Was man auch mit Sympathie und Antipathie, Magnetismus und dergleichen mehr dem verschlossenen Geisterreich abzuringen glaubte. Es ist alles eitler Selbstbetrug, überreizte Einbildung, eine täuschende Verkörperung unserer heißesten Wünsche.

Älter noch als die Vorstellung eines Schattenlandes, in welches die abgeschiedenen Seelen hinabsteigen oder der Götterhalle über blauer Luft, zu der siegreich gefallene Helden hinaufziehen, ist der Gedanke einer Wanderung der Seele durch verschiedene Gestaltungen. In Sage und Mär-

chen wandelt sich schon der Lebende in Stein, Pflanze oder Tier, wie vielmehr des Toten entflatternde Seele! Von Indern oder Ägyptern übertrug sich diese Vorstellung auf alle Völker. Wie tief dieselbe Wurzel geschlagen, wie frisch sie sich selbst in unserer aufgeklärten, spekulativen Zeit noch zu erhalten wusste, davon legt ein Blick auf unsere stillen Totenhöfe hinreichend Zeugnis ab. Hier auf der Marmorsäule schwingt ein Schmetterling die goldenen Flügel, das uralte Symbol der zur Läuterung führenden Wandelbarkeit. Dort windet eine Schlange sich um den ehernen Stab.

Dieses griechische Wahrzeichen der Heilkunde hat der Verstorbene nicht nur als ein von allem Übel genesener auf seinem Grab empfangen, nach der deutschen Urväter Glauben ist die Schlange zugleich ein geisterhaftes Wesen, ein Abbild der scheidenden Seele. Ganz ähnlich erklärt sich der goldene Blumenschmuck auf fühllosem Stein. In Blumen-gestalt sprießt die befreite Seele aus der Gruft empor. Ernsthaft sorgt der Überlebende für das Leichenkleid. Das weiße Sterbehemd tritt an die Stelle des Gewands, welches der Lebende trug. Auch war es üblich, die Füße mit neuen Schuhen zu versehen. Eine weite Reise liegt den Abgestorbenen vor, eine Reise durch ein dunkles, unbekanntes Land, und dass sie es nicht mit unbewehrtem Fuß durchmessen, hilft teilnehmende Liebe ihre Wanderung erleichtern.

Griechen und Römer, Deutsche und Briten, Wenden und Skandinavier glaubten an eine Überfahrt der Toten, die ihnen erst zur Ruhe ver helfe. In grauer Vorzeit wurde der Leichnam von treuer Freundeshand auf ein Schifflein gelegt, damit die Wellen ihn hinschaukelten in das uner-

forschte Reich. Der Wende bestattete seine Toten zur Reise auf dem Wasserpfad. In Frankreich und in den Niederlanden dagegen zieht nach dem Volksglauben der Seelenwagen nachts knarrend durch die Luft. Zahlreiche Sagen erweisen die Vorstellung von der Toten Überfahrt.

Solche Fahrt geht in brausender Eile von dannen, wie vom Sturm getragen werden. In einer Stunde wird ein Weg zurückgelegt, zu dem man sonst wohl Tag und Nacht bedarf, und oft musste der Schiffer wieder umkehren, die Zurückgebliebenen zu holen.

Böse Geister, auch solche, die ein menschliches Anliegen von der ewigen Ruhe abwendet, schweifen rastlos umher. Ihr Schattenleben endet mit der Erlösung, welche durch bestimmte Worte und Handlungen den Bann vernichtet, unter dem die Verwünschten leiden. Zuweilen bedarf es nur geringer Dinge, wie in der Sage vom feurigen Mann mit dem Markstein, der jammernd auf- und niedergehend rief: »Wo soll ich ihn hinsetzen?« Erlöst wurde durch eines betrunkenen Bauern grobe Antwort: »Du Esel! Setz' ihn hin, wo du ihn hergenommen hast!« Manchmal wird die Erlösung nach Geisterjahren berechnet, die viel länger als gewöhnliche dauern.

Da soll ein dürres Reislein wieder ausschlagen und zu einem Baum emporwachsen, aus dessen Holz die Wiege für den einstigen Befreier geschnitzt werden muss, ehe das verwünschte Burgfräulein zur Ruhe eingehen darf. Der Volksglaube unterscheidet zwischen gewöhnlichen Gespenstern und verwünschten Leuten, unter welchem letzteren Namen man das zahlreiche Geschlecht der weißen Frauen, der weißen und grünen Jungfern, der spukhaften Mönche, der Männer ohne Kopf und der Irrlichter zusam-

menfasste.

Gespenster trennen sich nicht von dem Ort, wo der Leib begraben liegt, bleiben wenigstens in der Nähe ihrer einstigen, sterblichen Hülle. So tief hatte der Glaube an das Walten unseliger Schatten sich eingebürgert, dass gelehrte Männer sich die vergebliche Mühe machten, Art und Entstehung derselben zu erforschen und die Erscheinungen nach einem gewissen System zu ordnen.

Sie fanden, dass der Mensch aus drei Substanzen zusammengesetzt sei, nämlich aus dem Leib, dem Astralgeist und der unsterblichen Seele. Der Leib, so lehren sie, bildet sich aus Erde und Wasser. Er kehrt zu seinem Ursprung zurück, wenn der Tod erfolgt ist und die Verwesung eintritt, während die empfindende Seele sich in einem gewissen, leuchtenden Kreis um den Körper bewegt. Der feurige oder weißlich schimmernde Astralgeist besteht aus Feuer und Luft, kleidet sich aber in die Gestalt des Toten und muss eine unbestimmte Bußzeit aushalten, nach deren Ablauf er sich in seine Grundelemente auflösen darf. Die unsterbliche Seele unterliegt keinem Mittelzustand, sie geht unmittelbar zur Hölle oder in Gottes Schoß. Mit dieser wunderlichen Teilung aber begnügte die Menge sich nicht. Jeder schuf sich, nach dem Maß seiner Fantasie, eine neue Art. Es ist unmöglich, bei der mannigfaltigen Verworrenheit dieser Geistertheorien eine Übersicht derselben in wenigen Blättern zu geben. Möge daher die Mitteilung des Bekanntesten aus dem Geisterglauben früherer Zeiten genügen.

Wenn Mitternacht vom Turm dröhnt, springen, durch unsichtbare Hand gelöst, die Deckel von den Särgen, in weißen, schleppenden Hemden entsteigt das Heer der Toten den offenen Gräbern, und der unheimliche Tanz der klap-

pernden Gerippe beginnt. Von zwölf bis ein Uhr nachts sausen die lustigen Gestalten frei umher, ihnen gehört die Finsternis, wie den Lebenden des Tages freundliches Licht. Doch ist solcher Totentanz wohl zu unterscheiden von jenem, der zum ewigen Gedächtnis ansteckender Seuchen sich auf Mauerwerk alter Kirchen gemalt findet, wo der Tod leibhaftig den schaurigen Reigen führt und die Lebenden ihm folgen müssen, der zitternde Greis am Stab, wie das Kind an der Mutterbrust, der Fürst wie der Bettler, wo hoch und niedrig, jung und alt, alles in den tollen Strudel hineingerissen wird.

Man frage den alten, eisgrauen Glöckner, der zugleich die sogenannte Amtswohnung des Totengräbers innehat und dessen Kämmerlein dicht an der Kirche inmitten des Friedhofs liegt. Er weiß es, weshalb die unheimlichen Scharen in nächtlicher Stunde hervorkommen aus den Grüften, die alten Toten jagen die neuen und verfolgen sie, bis diese sich eine Art von Bürgerrecht dort unten erworben haben. Wer die Seinen dagegen schützen will, der lege ihnen Dost, Dorant und Stubkraut in den Sarg, deren Duft die Poltergeister fernhält. Der Alte weiß es auch und hat oft genug heimlich zugeschaut, wie die Toten in der Nacht vor Allerseelen ihren eigenen Gottesdienst in der Kapelle halten. Hell flammt der Kerzenschein durch die trüben Fenster, aber innen ist es leichenstill. Nur wer am Sonntag geboren ist, in der Nacht zwischen elf und zwölf, oder am 27. Februar, oder am 30. Juli, der am 25. Dezember, besitzt die Gabe, Geister zu sehen, sogar am lichten Tag.

Zu Spa, einer berühmten Heilquelle in den Niederlanden, erschien einst in dem Haus eines Gastwirts der Geist seiner verstorbenen Frau. Besonderen Groll schien der ruhelose

Schatten gegen das eigene Töchterlein zu hegen. Er polterte in ihrer Kammer, ergriff mit Härte das zitternde Mädchen im Bett und vertrieb durch feurige Drohschrift, die unter einem flammenden Kreuz an der Tür sich zeigte, alle Mägde, welche zum Schutz der Jungfrau die Kammer mit ihr zu teilen versuchten. In einer Nacht, als der Unhold ärger denn je gewütet und dem Mädchen höchst seltsame, für eine Mutter unangemessene Anerbietungen gestellt hatte, durchbrach die halb zu Tode Geängstigte den glühenden Kreis im Zimmer und entfloh. Zufällig übernachtete ein niederländischer Offizier in dem zunächst gelegenen Gemach. Vom Lärm geweckt, rief er den Wirt herbei und forschte bei ihm nach der Ursache desselben.

»Ach, gnädiger Herr«, rief der arme Mann mit erhobenen Händen, »ich bin sehr unglücklich durch diesen bösen Geist. Nicht allein, dass ich dem frommen Pater, der hier im Hause wohnt, allwöchentlich eine beträchtliche Summe für Seelenmessen zahlen muss, verjagt mir des toten Weibes Schatten auch die Kundschaft meines Hauses. Gestern erst hat mich eine reiche und vornehme Familie verlassen, alle Dienstboten laufen mir davon, und mein eigenes Kind hat schier den Tod von dem unheimlichen Wesen.«

Der Offizier schwieg und strich nachdenklich seinen Bart. »Also ein Pater wohnt bei Euch im Haus und kann den Spuk nicht bannen?«, fragte er endlich.

Der Wirt schüttelte traurig den Kopf. »Es muss ein boshafter Teufel die Gestalt meiner Seligen angenommen haben«, sagte er, »sie war so gut und sanft und liebte ihre Tochter über alle Maßen. Pater Ignaz meint, sie möchte wohl ketzerischem Glauben nachgegangen haben, als sie noch auf Erden wandelte.«

Der Fremde lächelte, als habe er seine eigenen Gedanken. Endlich entgegnete er: »Wisset, mein guter Mann, ich bin viel umhergekommen in der Welt und verstehe mich auch auf Geister aller Art. Wollt Ihr, dass ich Euch den Spuk gründlich vertreibe, so soll es geschehen. Aber Ihr dürft niemandem auch nur das Geringste davon vertrauen. Bringt Euer Kind heimlich hinweg, doch erst am späten Abend, mich aber lasst in seinem Bett die Nacht zubringen. Ihr und ein paar handfeste Leute, auf die Ihr Euch verlassen könnt, harrt in der Kammer nebenan, bis Ihr einen Schuss fallen hört, dann erscheint, aber nicht eher. Auch könnt Ihr Euch mit tüchtigen Knüppeln bewaffnen.«

Wer weiß, ob es hilft!, dachte der verwunderte Wirt, versprach jedoch pünktlichen Gehorsam.

Vor Mitternacht schlüpfte der Kriegsmann sacht in die verrufene Kammer und die Jungfrau durch eine Hintertür hinaus zu einer alten Base. Gegen zwölf Uhr rauschte es draußen auf dem Gang, die Tür der Kammer öffnete sich und ein Ungetüm erschien auf der Schwelle, so scheußlich anzusehen, dass den unerschrockenen Helden doch ein leichter Schauer überlief. Es ragte bis an die Decke des Gemaches, hatte Fledermausflügel, ein Totenantlitz mit zwei glühenden, tellergroßen Augen. Seltsam schwankend, indem Feuer und Dampf dem schnaubenden Rachen entströmten, schritt es hin und her und rief in furchtbarem Tone: »Bist du meines Befehls gewärtig? Wirst du tun, was ich verlange?« Zugleich erschien an der geschlossenen Tür ein glühendes Kreuz und darunter die Worte: Gehorche dem Pater in allem, wenn dir meine Seligkeit und dein Leben lieb sind!

Da hatte der Offizier das Entsetzen von sich abgeschüt-

telt, sprang entschlossen empor und mit jähem Griff dem flammenden Gespenst an die Kehle, das solchen Entschlusses und einer so muskulösen Hand nicht vorhersah, das Gleichgewicht verlor und mit dem Angreifenden zugleich zu Boden stürzte. Ein wildes Ringen begann, doch glückte es dem Offizier, eine der Pistolen zu erreichen, die er unter dem Bett verborgen hatte.

Jetzt blitzte es auf in dem dunklen Gemach, ein heftiger Knall erschallte, die Tür flog auf und der Wirt mit seinen Leuten, die Fackeln und derbe Knüttel in den Händen schwingen, erschienen.

Es regnete Schläge und Schimpfreden auf das Gespenst, das kläglich auf den Knien um Gnade bat. Als die Arme zu ermatten begannen, riss der erboste Wirt dem Geist die Teufelsfratze ab und prallt entsetzt zurück, als ihm des Paters feistes Angesicht geschwollen und blutrünstig entgegenstarrte.

»Holla«,« sagte der Offizier, »ist das nicht der fromme Mann, der den Geist ohne Handschuhe nicht anzugreifen wagte? Bindet ihm die Hände auf den Rücken und peitscht ihn zu seinen Oberen, dass sie den sauberen Bruder erkennen!«

Jammernd umfasste der Pater des Offiziers Knie und beschwor denselben, ihn nicht dem öffentlichen Hohn und der Verachtung preiszugeben; nimmer solle sein Fuß wieder Spa berühren, die Liebe habe ihn so verblindet.

»Wohlan!«, sagte der Offizier mit Lachen und wehrte den Wirt ab, der mit neu erwachtem Grimm auf den Pater losgehen wollte, »diesmal soll es Euch geschenkt sein, doch unter zwei Bedingungen, ehrwürdiger Herr. Erstlich leistet ihr der Jungfrau in meiner Gegenwart Abbitte für alles Un-



gemach, das ihr durch Euch widerfahren ist, für die Schmach, die Ihr derselben anzutun gedachtet, und bekennt frei, wie Ihr den höllischen Spuk dargestellt habt. Zweitens liefert Ihr mir die leuchtende Materie aus, mit welcher Ihr an dieser Tür und Eurem eignen Leibe Feuer und Flammen so künstlich hervorzurufen wussetet.«

Wie tief auch der Mönch gedemütigt erschien, fuhr er bei diesem Ansinnen doch ungestüm empor und bat flehendlich, ihm wenigstens die erste schmachvolle Bedingung zu erlassen. Doch da half kein Sträuben.

»Ihr habt keine Wahl«, rief der Offizier, »wollt Ihr tun, was ich fordere, so mögt Ihr noch zu dieser Stunde frei hinwegziehen. Weigert Ihr Euch aber dessen, so soll die Morgenröte Euch in sicherem Gewahrsam finden.«

Unentschlossen blickte der Pater um sich her. Als er aber die handfesten, trotzigsten Burschen an der Tür des Wirts erboste Mienen und die kalten, spöttischen Blicke des Kriegers gewahrte, entsank ihm der Mut und er gelobte zu tun, was man von ihm fordere. Nachdem er in flehentlichen Ausdrücken die erste Bedingung erfüllt hatte, bat er den Offizier ihn in seine Kammer zu geleiten, wo er ihm einen beschriebenen Pergamentstreifen und ein stark riechendes, mit einer schwärzlichen Masse umhülltes Päckchen überreichte. Dann zog er eilends durch die dunkle Nacht von dannen.

»Werft das Höllenzeug ins Wasser«, sagte der Wirt und blickte misstrauisch auf das schwarze Pulver. »Riecht es nicht, als ob Satan selber hindurchgefahren sei? Werft es fort, ich bitte Euch.«

Doch der Offizier hatte bereits mit gespanntem Blick den Zettel überflogen. Jetzt hob er das Auge empor, und eine

stolze Freude leuchtete auf seinem Antlitz. »Ihr wisst nicht, was Ihr fordert, wisst nicht, was ich hier halte! Vor Jahren tauchte ein Gerücht auf von wichtigen Entdeckungen in der Chemie. Phosphor nannte man den neuen Stoff, dessen Bereitung ein tiefes Geheimnis blieb, das von den wenigen Eingeweihten vielleicht mit ins Grab genommen würde, hätte nicht ein günstiger Zufall mich in Euer Haus geführt. Als ich des Paters hässliche Vermummung von Feuer und Dampf umgeben und doch nicht brennen sah, die flammende Schrift an der Tür erblickte, den durchdringenden Geruch des Feuerstoffes atmete, da dämmerte eine dunkle Ahnung in mir auf. In diesem Augenblick ist sie mir zur freudigen Gewissheit geworden. Ich bin im Besitz des kostbaren Geheimnisses – eine der wichtigsten Erfindungen des Menschengesistes darf nicht mehr fürchten, der Vergessenheit anheimzufallen.«

Nicht immer lösten die schreckhaften Erscheinungen sich so befriedigend wie diese. Seltsam ist es, dass die Gespensterfurcht, und mit ihr das Heer der Geister zuweilen ganz verschwand, dann wieder auftauchte und gewissermaßen epidemisch wurde. Aber das hängt mit dem Wesen und Charakter der verschiedenen Kulturepochen zusammen, die bald zu leerer Verständigkeit neigen, bald zu einem dunklen Gefühlsleben, einer Fantasie, die mit verworrenen Stoffen geschwängert, abenteuerliche Gebilde aus ihrem Schoß erzeugt, welche die nachfolgenden Zeilen als Aufgabe überkommen. Besonders krankte daran das 17. Jahrhundert, und mit Schrecken verweilt das Auge auf der Fülle einer Literatur, die uns aus allen Ländern Europas bändeweise Werke über Geister- und Gespenstererscheinungen bringt.

Im Jahr 1661 lebte in der Grafschaft Wiltshire in England John Monpesson, der Gastwirt und zugleich Gerichtsbeamter war und einst als solcher einen herumziehenden Gaukler verhaften ließ, weil dessen Legitimation sich als falsch erwies. Der Landstreicher rühmte sich, von einem Holländer allerlei zauberische Geheimnisse erlernt zu haben, deren höchste Kraft, (gewissermaßen die Quintessenz), in einer Trommel steckte. Diese wurde ihm abgenommen und in Monpessons Haus aufgestellt. Bald darauf entwich der Eigentümer des kostbaren Gegenstandes aus dem schlecht verwahrten Gefängnis und verlegte in des Richters eigene Wohnung den Tummelplatz seiner Geisterstreiche. Am Tag lärmte der Spuk klopfend und trommelnd durch Keller, Küche und Wohngemach. Nachts warf er die Kinder aus den Betten, kratzte die Erwachsenen und fuhr im Schornstein auf und nieder. Trat diesem unsichtbaren Dämon ein unerschrockener Gast mit Degen oder Pistole entgegen, so schwieg das Lärmen, nach einem Schuss in den Kamin fand man sogar Blutspuren, allein die Gespensterfurcht hielt den Leuten eine dichte Binde über die Augen, und der spukende Trommler vermochte schließlich seinen Unfug selbst am hellen Tag zu treiben, bis endlich das Haus des Gastwirts in üblen Ruf und der einst wohlhabende Mann an den Bettelstab kamen.

Die Seelen der Toten, die keine Ruhe finden können, werden als Poltergeister auf den Dächern erblickt, die sie abdecken, um die Vorübergehenden mit den Ziegeln zu bewerfen. Auch zertrümmern sie Fensterscheiben, Töpfe, Schüsseln usw. und verüben den mannigfaltigsten Unfug. Betrüger und Verbrecher suchten diesen Aberglauben zu benutzen.

Ein spanischer Edelmann erzählte: »Als ich einst, in meinem Bett liegend, in der heiligen Schrift las, wie ich stets vor dem Entschlummern zu tun pflege, vernahm ich plötzlich Geräusch unter mir. Ein schwarzer Arm langte hervor, nahm das Licht von dem Stuhl, auf dem es stand, und löschte es aus. Darauf kroch eine Gestalt aus derselben Richtung her, warf sich auf mich, als wolle sie mich erwürgen und hätte das vielleicht ausgeführt, wenn ich nicht in einem günstigen Augenblick meine Stimme zu lautem Hilferuf erhoben hätte. Diener mit Fackeln eilten herbei, fanden also niemanden außer mir. So wunderlicher Einfalt gegenüber konnte freilich der Übermut der Betrüger bis ins Unglaubliche ausarten.

Sehr fesselnd und mancherlei Deutungen fähig ist die Geschichte des berühmten Gespensterhauses zu Lucca in Italien. Vor mehr als zweihundert Jahren reiste nach dieser Stadt ein vornehmer Neapolitaner, Signor Sergio, in Begleitung einiger Diener, alle wohl beritten, wie die Sitte jener Zeit es heischte, und mit Waffen gut versehen. Als er das Tor erreichte, sah er sich von mehreren fein gekleideten Kavaliern begrüßt, die ihm zwar alle fremd erschienen, deren einer jedoch sich als den Freund eines seiner Freunde unter dem ihm bekannten Namen des Signor Pandulfo vorstellte. Zierliche Reden wurden gewechselt, und die Herren luden den Reisenden zu einer festlichen Abendtafel ein, welche ihm zu Ehren veranstaltet werden sollte. Obwohl der Neapolitaner anfänglich diese Ehre ablehnte, die Ermüdung nach dem langen Ritt vorschützend, vermochte er doch den dringenden Bitten des liebenswürdigen Pandulfo auf die Dauer nicht zu widerstehen. Signor Sergio entließ daher alle Diener in ein Wirtshaus, das ihm besonders

empfohlen war, einen Einzigem ausgenommen, einen Mohren, von dem er sich niemals trennte, und begleitete Pandulfo zu dessen eigener glänzend eingerichteter Wohnung, wo er ein wahrhaft fürstliches Nachtessen bereitet fand.

Gegen Mitternacht, als der reichlich genossene feurige Wein das Blut in raschere Wallung gebracht hatte, begann der Gastgeber folgendermaßen: »Wahrlich, Signor Sergio, der Ruf Eurer Weisheit und Eures Verstandes, wie Eurer feinen und wahrhaft edlen Sitten, der längst zu mir gedrungen war, täuschte nicht, wie es manchmal zu geschehen pflegt. Lasst Euch meine aufrichtige Bewunderung gestehen, denn ich schwöre bei dem tapferen Degen meines Vaters und bei der unbefleckten Ehre meiner Mutter, niemals sah ich so viele Kenntnisse mit so hoher Würde und so großer Bescheidenheit gepaart. Es würde daher ungeziemend und meiner wie Eurer unwürdig sein, wenn ich Euch morgen in der Frühe weiter ziehen ließe, ehe Ihr Luccas schönsten Schmuck, ja die Zierde ganz Italiens, die berühmte Signora Clara Bianchi mit ihren Töchtern erblickt habt. So es Euch gefällt, will ich einen meiner Diener entsenden, dass er in ihrem Palast Euren und meinen Besuch anmelden.«

Signor Sergio, obwohl vom Wein erregt, konnte dennoch seine Bedenken bei diesem Vorschlag nicht verhehlen. Pandulfo aber lächelte und sprach, er sei vertraut genug mit den Gewohnheiten jenes Hauses, um zu wissen, dass die Signora ihm eher die späte Überraschung, als eine Nichtbeachtung von Signor Sergio vergeben werde.

Demgemäß ging der Diener in den Palast der Dame und kehrte bald mit einer dringenden Einladung, sie zu besuchen, zurück. Durch die menschenleeren, finsternen Straßen

eilten beide Kavaliere dem Haus zu. Der Mohr, der trotz Pandulfos Vorstellungen auf keine Weise von seinem Herrn zu trennen war, leuchtete mit einer Fackel. Wie eine schwarze, gigantische Masse lag der Palast Bianchi in einem weiten Hof, den ein Säulengang ringsum einzufassen schien. Kaum jedoch überschritten sie die Eingangsschwelle, als wie durch Zauberschlag alle Räume glänzend erleuchtet wurden. Zwischen den Säulen gewahrte man Marmorstatuen von wunderbarer Schönheit, durch die bläuliche Flamme, die sie bestrahlte, wie zu geisterhaftem Leben erweckt. Zahlreiche Diener empfingen die Gäste am Fuß der breiten Treppe, wo der Mohr zurückbleiben musste. Eine seltsame Stille herrschte ringsum. Keiner der goldbetressten Lakaien öffnete den Mund, und als Signor Sergio sich fragend zu seinem neuen Freund wendete, schien es ihm einen Augenblick, als glühten Pandulfos Augen mit einem unerklärlichen Ausdruck von Hohn und Schadenfreude ihn an.

Betroffen hemmte der Fremde den Schritt, allein sein Führer lächelte ihm spöttisch und selbstbewusst entgegen.

»Erschreckt Euch dieses Schweigen um uns her? Bedenkt die späte Stunde und das Frauen den Palast bewohnen. In den Gemächern werdet Ihr Leben in schönster Fülle schauen.«

Sie gingen weiter durch eine zweite Säulenhalle, herrlicher noch als die erste. Türen von seltener, künstlerischer Arbeit wehten vor ihnen auf. Durch ein prachtvoll geschmücktes Vorgemach traten sie in ein rundes Kabinett, in welchem Signora Clara Bianchi ihre Gäste empfing. Es bedurfte aller weltkundigen Sicherheit des vielgereisten Neapolitaners, um bei dem Anblick, der sich ihm hier bot, nicht

außer Fassung zu geraten. Von dem hellen Grund einer seidenen, blumendurchwirkten Tapete, in der flüssiges Licht auf- und niederzusteigen schien, denn es befand sich keine Ampel im Gemach und doch herrschte ein wildes, wohlthuendes Tageslicht darinnen, hoben sich die dunklen Frauengestalten, in tiefe Trauer gekleidet, wundersam ab.

Niemals hatte Signor Sergio so viel Schönheit vereinigt gesehen und er wusste kaum, was ihm Auge und Sinne mehr fesse und verwirre, ob die majestätische Gestalt der Mutter oder die unaussprechliche Lieblichkeit der Töchter. Doch auch hier dieselbe Schweigsamkeit, auf eine höfliche Entschuldigung seines späten Erscheinens nichts als eine wohlwollende Neigung des Hauptes, ein süßes Lächeln. Nur Pandulfo sprach, doch seine Stimme hallte scharf wie Stahl an der Zimmerwölbung wieder. Jetzt öffneten sich gleichsam von selbst die Flügel des golddurchwirkten Eingangs und die Mutter schritt ihm voran durch Säle und Gemächer, in denen reich gearbeitete Schränke, die sie nacheinander öffnete, ihn die wunderbarsten Dinge schauen ließen: Schmuck in allen Farben, aus allen Zeiten, hier in roten Strahlen glühend, dort wie Sonnengold oder Frühlingsglanz, blau, violet, Perlen von seltener Größe und Zartheit, dass keine der mächtigsten Fürstinnen Europas auch nur den zehnten Teil solcher Reichtümer aufzuweisen vermöchte. Je weiter sie gingen, desto mehr eilte die Signora, von einer fieberhaften Hast getrieben. Traumgleich schwebten die kostbarsten Erzeugnisse an Sergios bewundernden Blicken vorüber. Einige Male wagte er eine Bitte um längeres Verweilen, allein die Dame sah ihm mit ihren großen schwarzen Augen so seltsam, fast beunruhigend ins Gesicht, während sie lautlos vor ihm herzuschweben

schien und Pandulfo und die beiden Töchter längst nicht mehr in ihrer Nähe waren, dass der Neapolitaner allmählich in jene Art der Bezauberung versank, die den flatternden Vogel unter dem glänzenden Blick der Schlange überfällt. Endlich betrat er ein Gemach, welches keinen weiteren Ausgang zu haben schien, und auch dieses war, wie alle vorhergehenden, mit Schränken rings umher besetzt. Da unterbrachen feierliche Klänge die dumpfe Stille, bald brausend wie voller Orgelton, bald leise hinsterbend wie der letzte Seufzer einer entfliehenden Seele. Jetzt berührte die Signora mit ausgestreckten Händen die Türen der Schränke, dass sie aufflogen und ihren Inhalt dem begierig Forschenden enthüllten. Dort lagen menschliche Gerippe und einzelne Knochen in wilder, schrecklicher Verwirrung, ein Chaos längstvermoderter Geschlechter. Entsetzen erfasste den Gast, als er diese schaurigen Trümmer sah und vor ihnen die hohe, furchtbar schöne Frau, schweigsam wie das Grab und doch mit wunderbar beredtem Auge ihn drängend – wüsste er nur, wozu? Ein schlechter Scherz trat ihm auf die Lippen, er sagte fast, ohne zu wissen, was er sprach. »Ließet ihr die Mumien aus Ägypten überführen, Eure Sammlungen damit zu bereichern?« Da flammte ein zorniger Blitz in dem Auge der Dame auf. Ihre Lippen bewegten sich, ihre Hände drohten. Die Gerippe schienen Leben zu empfangen, eines nach dem andern glitt aus dem Wirrsal hervor, schloss die klappernden Glieder ineinander, und plötzlich umringte der Toten Menge den Neapolitaner, der jetzt entschlossen den Degen zog und zu dem Ausgang eilte, von den Gespenstern verfolgt.

Ohne sich umzuschauen, brach der Geängstigte mitten durch die von allen Seiten auf ihn Einstürmenden, flog



durch Säle und Zimmer, erreichte mit Mühe den oberen Säulengang und sprang nun vier, fünf Stufen auf einmal die Treppe hinab, mit schallender Stimme nach seinem Diener rufend. Unten kam ihm der Mohr mit der noch brennenden Fackel entgegen, die er, wie sein Herr den Degen, mutig gegen die Verfolger schwang. Doch erst als es beiden gelungen war, auf dem Hof auf die Straße zu entfliehen, schwieg hinter ihnen der Tumult, und das Gebäude lag plötzlich wie ein riesiger Trümmerhaufen vor ihnen da. Völlig erschöpft von dem nächtlichen Abenteuer, eilte Signor Sergio dem Gasthof zu, der bereits seine Diener aufgenommen hatte, und beschloss, am nächsten Morgen den Wirt um die Lösung des seltsamen Erlebnisses anzugehen. Als der Tag angebrochen war, begab er sich mit dem Mohren zuerst zu der Wohnung des treulosen Pandulfo. Doch wie erstaunte er, eine leere, wüste Stätte zu erblicken, wo er die Nacht zuvor so lustig geschmaust und gezecht zu haben sich erinnerte! Leicht war es, von hier aus zum Palast Bianchi zu gelangen. Ein halb zerfallener Säulengang, von Schlingpflanzen überwuchert, fasste rings den Hof ein, dessen verwitterte Tore nur noch lose in den rostigen Angeln hingen. An der Eingangstür war das reichlich sprossende Gras zertreten und zeigte deutliche Spuren des heftigen Kampfes.

»Seht, Herr!«, rief der Mohr und deutete auf die Ecke eines grauen Pfeilers, »hier sind noch die Steine vom Rauch meiner Fackel geschwärzt, die ich dort abschlug, Eurer harrend.«

Eine breite Treppe führte hinauf, das Gestein hing lose in den Fugen, Spinnweben überzog die Malerei der Wände. Vor den öden Räumen, in denen jeder Tritt schaurig wider-

hallte, während der Windhauch wie leise klagend durch die Fensterlücken zog, graute dem Neapolitaner, und er kehrte in das Wirtshaus zurück, wo die gesattelten Rosse seiner zur Weiterreise harrten. Indem er das Frühstück einnahm, erzählte er dem Wirt, was ihm begegnet war.

»Eccellenza«, entgegnete dieser mit schlaudem Lächeln, »Ihr habt Euch besser aus diesem nichtswürdigen Geisterhaus gerettet, als irgendein anderer vor Euch getan. Manche starben dort vor Schreck, andere trugen schweren Schaden an Geist und Körper davon. In dem Palast Bianchi hauste einst eine fremde, schreckliche Verbindung, die es verstand, unter allerlei Vorgehen reiche und angesehene Gäste in die fürstlich geschmückten Räume zu locken. Aber das Haus war wie die Höhle des Löwen, wo man nur die Fußstapfen derer erblickt, welche hineingehen. Ein gewisser Luigi, das Haupt der Bande, ein großer, schöner Mann mit krausem Haar und schwarzen, durchdringenden Augen – so erscheint er noch heute und erschien er auch Euch – wusste die Fremden zu kirren, deren Leichname spurlos verschwanden. Viele Jahre hindurch mordeten die Bösewichter ungescheut; endlich ereilte sie die strafende Gerechtigkeit, sie wurden eingefangen und gerichtet; das Haus stand öde, niemand mochte es kaufen oder gar bewohnen. In bestimmten Nächten erneuert sich der Spuk und der Vorübergehende vernimmt dumpfes Geräusch in Hof und Erdgeschoss, während an den Fenstern der Gemächer blaue Flämmchen hüpfen. Man sagt, wer das Wort zu sprechen wüsste, das die Geister der Ermordeten zur Ruhe bringt, vermöchte dort unermessliche Kostbarkeiten zu entdecken.«

Gespenster, wie sie in diesem verfallenen Palast hausen

sollten, gab es in Menge, und ihre Geschichte wurde teils durch die Sage von Mund zu Mund fortgepflanzt, teils existieren über den Verlauf ihrer Erscheinungen Altenstücke, die von glaubwürdigen Personen unterzeichnet sind, sodass es schwer, zuweilen unmöglich ist, zu entscheiden, wer dabei der Betrogene war.

König Friedrich III. von Dänemark schrieb einst einen allgemeinen Landtag aus, welcher zu Flensburg abgehalten werden sollte. Edelleute, hohe Geistliche, reiche Bürger führte ihre Pflicht dahin, manche auch der Wunsch, den König zu sehen oder den Festlichkeiten, welche etwa veranstaltet werden mochten, zuzuschauen. Unter den Fremden befand sich ein dänischer Edelmann, den besondere Verhältnisse auf seinem Weg zurückgehalten hatten und der nun keine Herberge mehr fand. Das zwang ihn, in der Stadt umherzusuchen, ob ihm ein glücklicher Zufall nicht irgendwo ein vergessenes Plätzchen aufbewahren habe, wo er wenigstens für die nächste Nacht unter Dach und Fach kommen konnte. Allein auch diese Hoffnung schien sich nicht erfüllen zu wollen, denn in allen Häusern, an deren Pforte er begehrllich klopfte, wurde ihm der Bescheid, dass jedes Gemach an einen Gast bereits vergeben sei. So entfernte er sich allmählich vom Zentrum der Stadt und geriet in abgelegene Winkel und Gassen, bis ihm auf einem freien Platz ein altertümliches Gebäude ins Auge fiel, vor dessen schmalen, vergitterten Fenstern hohe Pappeln im Abendwind rauschten. Ehrsame Bürger, welche an ihren Türen die großen Ereignisse des Tages miteinander besprachen, warnten ihn, dort zu übernachten. Es sei dort schon lange nicht geheuer. Absonderlich im Türmchen, das die Ostecke des alten Hauses bilde, treibe lärmender Geisterspuk sein

Wesen und verleide dem, der dieses runde Wohngemach erkoren hatte, die Nachtruhe gründlich. Genug, wem Leib und Seele mehr wert seien als ein Pappenstiel, möge sich vor der Einkehr in jenes Haus hüten. Indessen mochte schon mancher der Warnung nicht geachtet haben, denn der Edelmann sah, wie mehrere Diener die Pferde ihrer Herren durch den finsternen Torweg in den Hof leiteten. Er brach daher sein Gespräch kurz ab und schritt quer über den Platz, während jene Männer in Nachtmützen und Pantoffeln mit erstaunten und missbilligenden Blicken ihm nachsahen.

Von dem breiten Gang, den der übermauerte Torweg bildete, führten rechts und links schmale Verzweigungen zum Hauptgebäude, das eine Reihe bewohnbarer Zimmer enthielt.

Aber alle diese Räume waren von früher Angekommenen in Besitz genommen worden. Nach einer sorgfältigen Durchsuchung des Ganzen fand sich für den neuen Gast nichts, als jenes runde Turmgemach, von welchem die Bürger in so schlimmer Weise geredet hatten. Not bricht Eisen, sagt das Sprichwort, und der dänische Baron dachte vielleicht ebenso, denn er ließ sein Gepäck hinauftragen, die Lagerstätte in dem großen Himmelbett mit Heu und Stroh wohl auffüllen, sorgte für ein Paar zuverlässige, scharf geladene Pistolen und für zwei dicke Wachskerzen, die er brennend auf den Tisch inmitten des Zimmers stellte. Dann schloss er sorgfältig die Tür und warf sich völlig angekleidet auf das improvisierte Lager, um nach der Anstrengung der Reise wenigstens einige Stunden der Ruhe zu genießen. Indessen begann er kaum in den angenehmen Mittelzustand zwischen Schlaf und Wachen zu versinken, da schien

es ihm, als vernehme er entferntes Brausen. Mit Mühe ent-riss er sich dem Schlummer, der seine Sinne zu bewältigen drohte, richtete sich halb empor und lauschte. Allgemach drang das dumpfe Geräusch, welches in der Luft zu schweben schien, näher, bis es laut und stürmisch über dem Turm sich erhob. Plötzlich fielen durch den Schlot menschliche Glieder in den Kamin herab, die sich alsbald zu Leibern gestalteten. Nun zog in langer Reihe eine glänzende Gesellschaft in das Gemach ein. Der Tisch deckte sich wie durch Zauber mit schneeweißem Linnen, goldenem und silbernem Geschirr, darin Speisen dampften und edle Weine perlten, sodass der liebliche Duft den ganzen Raum erfüllte und der leere Magen des Lauschers in der Ecke ein wehmütiges Behagen empfand. Unter den Schmausenden war ein stolzblickender Mann in Samtwams und schimmerndem Brustharnisch, über den ein langer, silbergrauer Bart herabwallte. Als sie nun gegessen und getrunken hatten, erhob sich der Alte von seinem Platz und winkte mit dem gefüllten Becher nach dem Fremden hin, als wolle er ihn nötigen, an ihrem Fest teilzunehmen. Doch dieser wich scheu zurück und suchte sich hinter den Vorhängen des Lagers zu verbergen.

Da trat der Alte näher zu ihm hin, reichte ihm den Becher dar und bedeutete die Zecher, mit dem Edelmanne anzuklingen. Dieser nahm zitternd die goldene Schale und sagte: »Segne es Euch Gott, Ihr Herren!«

Da gellte ein Misston durch den Raum. Die reich besetzte Tafel mit allem Kerzenglanz und die Erscheinungen um ihn her verschwanden wie ein Hauch. Er war allein. Trübe flackerten die Kerzen, die er selbst entzündet hatte. Er würde geglaubt haben, aus einem Traum zu erwachen, wenn

nicht der kostbare Becher in seiner Hand ein deutliches Zeugnis für die Wirklichkeit gewesen wäre.

Wie hier dem dänischen Edelmann ein glänzendes Gastmahl, zeigte sich einst dem auf der Jagd verirrtten deutschen Freiherrn von Simmern auf mooriger Wiese ein Schloss mit Mauern und Türmen, an einer Stelle, die er oft vordem überschritten und leer gesehen hatte. Ein wild blickender Jägersmann erschien und winkte ihm, zu folgen. Über eine Zugbrücke und über den Schlosshof gelangten sie durch eine Reihe schön geschmückter Gemächer, in denen altertümlich gekleidete Herren und Damen auf seidenen Polstern saßen. Im Rittersaal speisten viele an einer langen Tafel, deren oberes Ende ein fürstlicher Herr auf vergoldetem Lehnstuhl einnahm, den Simmern von alten Ahnenbildern her als einen Helden aus den Türkenkriegen erkannte. Nachdem der Fremde den Freiherrn wieder zurückgeleitet hatte, versank hinter ihnen das Schloss tief im Erdengrund, der sich weithin spaltete und den Fürsten mit einem Teil seines Hofstaates in Flammen und höllische Pein leidend sehen ließ. Drohend streckte der Jägersmann die Hand nach den Verdammten aus und rief: »Schau jene an! Unter dem nichtigen Vorwand, gegen die Feinde des Christenglaubens den ritterlichen Kampf zu bestehen, sogen sie das Mark des Landes aus. Rächer der Vergangenheit in fremden Reichen, plünderten sie die Heimat wie gierige Räuber, hausten den Wölfen gleich unter wehrlosen Untertanen. Sie leiden die ewige Qual. Ich aber muss wandern durch Forst und Feld, bis meiner Sünden Erlösungstunde naht.« Damit verschwand der Jäger, und der Freiherr sah sich allein im finsternen Wald, in dem er umherirrte, bis der Tag anbrach und er Weg und Steg zu erkennen

vermochte. Als er heimkehrte, wurde er von den seinen nicht mehr erkannt, denn seine Gestalt war vor Entsetzen alt geworden und sein Haar ergraut. Da baute er ein Kloster an der Stelle, wo das Schloss einst stand, und lebte dort in Buße und strenger Einsamkeit bis an seinen Tod.

In der alten Gespenstersage scheidet sich leicht das Wahre von dem Falschen, der Volkswitz von späterer Überlieferung oder Erfindung. Eine ganze Reihe von Überlieferungen lässt Fürsten und Edelleute einen Blick in den Grund der Hölle werfen, in welcher ihre Urväter die Gebrechen der Zeitlichkeit in Flammen büßen. Wenn diesem Teil der Sage die mönchische Erdichtung unverkennbar eigen ist, ruht doch der andere, die veränderte Gestalt und das zum Greis werden, tief im Bewusstsein volkstümlicher Dichtung. Wer mit dem Übermenschlichen, mit Geistern oder Feen verkehrt, dem verfliegt das eigene, arme Leben wie ein Hauch, entfärbt ihn zum Schatten seines Ichs oder lässt ihn hundert Jahre fern von den irdischen Gefährten verträumen, deren keinen er bei seiner Wiederkehr am Leben findet.

Gespenster treten oft als Warner vor nahem Unglück auf oder offenbaren böse Taten, die sonst ein ewiges Geheimnis decken würde. Als der tapfere Herzog von Buckingham im Jahr 1628 nach Portsmouth aufbrechen wollte, um von dort zu Schiff nach La Rochelle zu gehen und die belagerte Stadt entsetzen zu helfen, erschien seines Vaters Geist einem alten, treuen Diener und befahl ihm, dem Sohn von der Fahrt abzuraten, denn sie werde ihm Unglück bringen. Der Alte wagte nicht, seinem jungen, aufgeklärten Herrn die wunderliche Erscheinung vorzutragen, die er selbst für einen trügerischen Traum hielt. Allein schon in der nächsten

Nacht kehrte der Geist wieder und verwies ihm seine Zweifel und Nachlässigkeit mit zornigen Worten. Am folgenden Morgen, als der Diener den Herzog mit Schwert und Rüstung gürtete, brachte er die Sache an. Buckingham aber erwiderte lächelnd: »Geh' doch, Alter! Du wirst schwach und abergläubisch wie ein Weib.« In der dritten Nacht zeigte ihm der Geist einen langen, scharfen Dolch. Mit einem solchen, sagte er, werde der Herzog ermordet werden, den er ernstlich von der Reise abzumahnen fordere. Als nun der so geängstigte Mann sich abermals ein Herz fasste und des Geistes Erscheinung getreulich schilderte, auch jedes Wort, das er gesprochen hatte, wiedergab, umwölkte sich Buckinghams Stirn und er entgegnete ernsthaft: »So mein Vater von den Toten wiederkehrt, wird sich das, was er verkündete, gewiss erfüllen. Doch fern bleibe es von mir, mein gegebenes Wort zu brechen. Unritterliches Handeln ist schlimmer, denn der Tod.« Er reiste ab und kurze Zeit darauf wurde er zu Portsmouth von einem fanatischen Puritaner, Felton, ermordet.

Wen eine Mörderhand gewaltsam vom Licht schied, der zeigte sich den Lebenden, damit ihm Erlösung werde durch die strafende Gerechtigkeit. Wo ein solcher Geist nächtlich zu schweben pflegte, musste der Erdboden aufgegraben oder eine Mauer durchbrochen werden, um nach den Überresten der Leiche zu forschen, deren Hals oder Schädel von der Art der Ermordung Zeugnis geben und zur Entdeckung des Übeltäters verhelfen konnte. Unter verschiedenen Verhältnissen des Ortes und der Zeit, im häuslichen Kreis, in einsamer Kammer, vor dem Bett der Schlafenden, in stiller, unbesuchter Gegend, auf geheimen Pfaden, um Mitternacht, in der Morgen- und Abenddäm-



merung tauchte oft urplötzlich die blutige Gestalt Ermorder auf, offenbarte die böse Tat und zeigte den durchs Haupt geschlagenen Nagel, das Messer, mit dem die Tat geschah, oder hinterließ ein Wahrzeichen, daran der Lebende die Wirklichkeit des Phantoms erkennen sollte. Solche Sagen leben noch heute zahlreich im Mund des Volks, und es mag hier eine der weniger bekannten aus englischer Überlieferung Platz finden.

Ungefähr um das Jahr 1632 lebte zu Chester in einem vor der Stadt gelegenen, stattlichen Besitztum John Walker, dessen einsamen Haushalt nach dem Tod seiner Gattin eine entfernte Verwandte übernahm, die junge, blühende Anna Walker, eines früh verstorbenen Veters einziges Kind. Außer ihr verkehrte dort nur Markus Sharp, ein Kohlengräber aus Blackburn in Lancashire, dem in Hof und Garten zu besorgen oblag, was der jungen Wirtin zu schwer fiel oder gar zu grob für ihre zarten Hände war. Herr John Walker genoss den Ruf eines überaus frommen, gottseligen Mannes, der den Armen im Kirchspiel Gutes erwies, an jedem Sonn- und Feiertag zweimal die Kirche besuchte und dabei eine so herzliche Trauer um die verstorbene Hausfrau an den Tag zu legen wusste, dass Frauen und Mädchen die Nichte glücklich priesen, deren günstiges Geschick sie unter den Schutz des begüterten Mannes gestellt hatte. Anna hing mit ganzer Seele an dem Oheim, der so liebevoll für sie sorgte, und wusste seines Lobes kein Ende.

Wie es aber in unserem armen Leben zu geschehen pflegt, dass neben der Vollkommenheit immer ein garstiger Mangel hinken muss, der die Freude verdirbt, so nistete sich auch hier unter den Rosen bald eine Schlange ein. Anna erschien seltener an der Seite ihres väterlichen Freundes,

wenn er zur Kirche ging. Ihr fröhliches Lachen erklang nicht mehr in Zimmer und Flur. Endlich blieb sie ganz daheim, und wenn jemand vorüberschritt und sie am Fenster sah, entfloh das kleine, törichte Ding, als jage der Anblick eines Menschen ihr Schrecken ein. Es konnte nicht fehlen, dass diese und jene teilnehmende Nachbarin auf dem Kirchgang eine leise Andeutung wagte, was doch dem lieben Kinde nur zugestoßen sein möge, dass es so scheu sich gebärde, wie eine Schnecke in ihrem Häuschen. Herr Walker aber erwiderte kein Sterbenswort auf die bedenkliche Frage. Er neigte nur bedächtig das Haupt, dass die vollen Locken seiner schön gepuderten Perücke ihm fast das Angesicht bedecken, und seufzte schwer dazu. Auch Markus Sharp, dessen wilder, schwarzer Kopf den Frauen sonst ein rechtes Ärgernis war, den sie aber in so besonderem Fall mit herablassendem Gruß beehrten, schwieg beharrlich. Wurde er aber heftiger bedrängt, wie es in der letzten Zeit geschah, ließ er wohl ein abgebrochenes Wort vernehmen, das tropfengleich den Wissbegierigen endlich zu einer Art von Aufklärung verhalf, bei der sie freilich erraten und vermuten mussten, bis die Geschichte einen Sinn ergab, der sie zur Verbreitung fähig machte. John Walker hatte den Kummer erleben müssen, dass schnöder Undank seine väterliche Güte mit Lug und Trug vergalt. Anna war in die Schlingen eines unbekanntes, fremden Umherstreibers gefallen, der sie überredete, mit ihm zu fliehen. Schon hatte sie das offene Feld hinter dem Obstgarten erreicht, als Markus Sharp ihr rau entgegentrat, den Verführer zu weichen zwang und das weinende Mädchen nach Hause führte. Deshalb erwiderte der sehr ehrenwerte John Walker nichts, wenn man nach seines leiblichen Veters Kind sich umsah,

weil die Schmach ihn drückte, mit welcher die Leichtsinnige ihren ehrlichen Namen beflecken wollte. Deshalb hielt er sie jetzt unter strenger Aufsicht, damit wenigstens ihr Seelenheil gerettet werde. Eines Tages war Anna Walker spurlos verschwunden, und es galt für ausgemacht, dass sie mit dem Fremden, den übrigens niemand in der Nachbarschaft je mit Augen gesehen hatte, das Weite gesucht habe. Markus Sharp antwortete auf keine Frage mehr. Bot ihm jemand ein Glas Brandy an, wie früher wohl geschah, so wies er es zurück und ließ sich überhaupt nur äußerst selten blicken. Herr John Walker aber ging nach wie vor ins Gotteshaus, wo er gesenkten Hauptes in seinem Stuhl saß, bis durch der Nachbarinnen Geschwätzigkeit sich nach und nach eine wahre Märtyrerkrone um das Haupt des frommen Dulders wand.

Es war das Fest der Toten. Manche brennende Zähre floss auf die gefalteten Hände herab, als der Prediger dem Andenken der Dahingeschiedenen sanfte, ernste, ermahrende Worte widmete. Die Frauen schluchzten laut, denn in vielen Häusern hatte der Tod angeklopft und hier und dort ein geliebtes Haupt zur ewigen Ruhe gebettet. Der Geistliche zog nach der Predigt sich zur Sakristei zurück, an deren Tür ein alter, silberhaariger Mann ihn zu erwarten schien.

»Gott sei mit Euch, David Graham«, sprach der fromme Herr und lächelte gütig. »Gewiss führt Euch ein besonderes Anliegen heute zu mir her, und es gilt, eine bedrängte Seele zu erretten.«

»Jawohl, Ehrwürdiger«, entgegnete David mit seltsam bewegtem Ton, »es gilt eine Seele, eine tief verlorene.«

Betroffen schaute der Pfarrer dem Alten ins Gesicht,

winkte ihm, einzutreten, und zog die Tür ins Schloss. Dann schob er einen hölzernen Schemel vor das Betpult hin, auf dessen Bank er selber niedersaß, und rief: »Ihr seht aus, als hättet Ihr Schweres auf dem Herzen! Redet, guter Graham, wälzt die Last von Euch ab, dass ich daran tragen helfe, ich tat es ja so manches Mal vordem.«

»Herr«, entgegnete der Alte, »heute ist es zu viel für Euch und mich. Wisst, dass ich gestern Nacht ganz spät noch in meine Mühle ging, frisches Korn zu schütten. Wie es so meine Art ist, dachte ich dabei an dies und das, auch der Toten dachte ich und meiner wackeren Söhne, die nun lange schon unter dem kühlen Rasen schlummern, während ich, ein Greis, mein Tagewerk rüstig treibe. Da vernahm ich plötzlich schmerzhaftes Seufzen hinter mir, wendete mich um, sah aber nichts. Ahnend, dass ich vielleicht gar selbst geseufzt hatte, achtete ich des Tons nicht weiter und ging ab und zu, denn Mitternacht war vorüber, und ich mag den Feiertag nicht ohne Not entheiligen. Plötzlich klang es wieder, und fast erschrocken sah ich mich um, konnte jedoch nichts entdecken. Endlich, als es zum dritten Mal vernehmlich seufzte, fasste ich mir ein Herz und sagte laut: »Wer es auch sei, dem hier in später Nacht vergönnt ist, meine Einsamkeit zu stören, der zeige sich in Gottes Namen!« Könnt Ihr Euch denken, ehrwürdiger Herr, wie jetzt eine Gestalt sich langsam vom Boden aufzurichten begann – eine todesbleiche, blutende Gestalt mit langen, dunklen Haaren, die um eingesunkene Schläfen flatterten, von denen aus breiten, klaffenden Wunden ein Blutstrom niederquoll? Ihr entsetzt Euch? Herr, noch sträubt sich jedes Haar meines greisen Hauptes, wenn ich des grauenvollen Anblicks gedenke. Endlich fand ich Worte: ›Unglückliches Weib!‹ und streckte

die Hände nach ihr aus, der halb Ohnmächtigen beizustehen. Aber ich ergriff nichts als leere Luft und sah doch die Erscheinung so deutlich vor meinen Augen, wie ich Euch erblicke. ›Wer bist du?‹, rief ich. ›Welche Mörderhand hat dich erschlagen?‹ Den fleischlosen Arm hob das Gespenst empor und streckte die Rechte drohend gegen Chester aus. Mühsam wanden die Worte sich aus den wie im Todeskampf fest verbissenen Lippen, und ich, angestrengt den matten Tönen lauschend, vernahm voll Schrecken: ›Anna Walker war ich einst, da ich noch lebte. Von meinem zweiten Vater zu sündenvoller Lust verführt, muss ich meinen Fehltritt ohne Ruh' im Grabe büßen. In dunkler Nacht sendete er mich über das Moor hinweg. Markus Sharp – so sprach er trügerisch – sollte mich in eines Freundes Haus geleiten. Doch wo der Pfad sich teilt, erschlug der feige Mörder mich mit dem Eisen, das er im Gürtel trug. Dann schleifte er meinen Körper in eine tiefe Grube, zu der man gelangt, wenn man dem Weg folgt, der gegen Osten führt, warf ihn hinab und deckte ihn mit schweren Steinen zu. Das blutige Eisen, Schuhe und Strümpfe und das Tuch, mit dem ich mich verhüllte, grub er in die Erde, hinter einer Steinbank an dem Weg, der sich westlich um das Moor hinzieht.‹

Als sie schwieg, erwiderte ich voll Schrecken: ›Aber was verlangst du von mir? Was kann ich jetzt noch für dich tun?‹

›Ruhe meiner Seele schaffen‹, sprach der Schatten, ›meiner Mörder Fußtritt weckt mich aus dem Todesschlaf zu neuer Qual. Überliefere sie dem Richterspruch der Menschen, dass ich Frieden finde, und gönne meinem Leib ein ehrliches Grab in geweihter Erde. Wessen Gebein auf dem

Moor bleicht, über den haben die bösen Geister Gewalt.«

Nun erblasste der Schatten wie eine erlöschende Flamme im Morgenstrahl, mich aber litt es nicht mehr in der Mühle, denn ich weiß nicht aus noch ein in dieser bösen Sache und komme zu Euch, ehrwürdiger Herr, dass Ihr mir raten möget.«

Mit schmerzlichem Ernst schaute der Pfarrherr dem alten Mann in die Augen, stand von seinem Sitz auf und wandelte schweigend im Raum hin und her. Endlich blieb er stehen.

»Wenn ein Traum Euch getäuscht hätte?«, sagte er. »Wenn wir nun hingingen an Ort und Stelle und fänden nichts von allem, was der Geist Euch angab? Wie dann?«

»Herr«, entgegnete der Müller und hob den gesenkten Blick voll und klar empor, »dass es kein Traum war, dafür bürgе ich, denn ich habe mit offenen Augen gesehen, mit offenen Ohren gehört. Traut Ihr meinen Worten nicht, so lasst uns die Dinge prüfen. Es ist ja möglich, dass ein Lügengeist mich in der Nacht versuchen wollte. Nehmt zuverlässige Männer mit Euch, ich werde sie führen. Nach den Zeichen, welche die Erscheinung angab, müssen die Orte bald zu finden sein.«

Da hieß ihn der Pfarrer den nächsten Friedensrichter herbeirufen, und die drei gingen zusammen weg, niemand wusste, wohin. Erst am späten Abend kehrten sie zurück. Unverzüglich sandte der Richter einen seiner Diener, den Herrn John Walker zu bitten, dass er in einer wichtigen Angelegenheit sogleich zu ihm kommen möge. Den frommen Mann überfiel ein plötzliches Zittern, als er die Botschaft empfing, dass er matt auf den Stuhl zurücksank, von dem er sich erhoben hatte.

»Helft mir, Markus«, sagte er zu dem finsternen Mann, der an seiner Seite stand. »Ihr seht ja, wie schwach und krank ich bin. Heute wird es unmöglich sein, morgen, hoffe ich, soll es besser gehen. Grüßt Euren Herrn und meldet ihm, wie schlecht ich mich befinde.«

»Herr«, sprach der Diener, »es tut mir herzlich leid, Ihr müsst mir folgen. Und auch Ihr, Markus Sharp, denn Eurer bedarf man eben so dringend. Folgt mir! Ich führe Euch.«

Einen grimmigen Blick schleuderte der Kohlengräber auf den Unerschrockenen und rief dann spöttisch: »Sollt' man doch glauben, das Heil von ganz Chester hänge davon ab, dass mein armer Herr um nichts und wieder nichts so spät noch auf die Gasse hinausgeschleppt werde! Kommt denn, Herr Walker, und stützt Euch fest auf meinen Arm, den ich Euch so oft geliehen habe!« Damit half er dem Schwankenden auf und schritt hinaus. Draußen aber fand er zu seinem Erstaunen eine wohlverschlossene Sänfte bereit, die den Geladenen aufnahm, und außer den Trägern noch ein paar handfeste Burschen, die ihn geleiteten. In dem Haus des Richters waren die Beisitzer unterdessen versammelt worden, und John Walker wurde einem vorläufigen Verhör unterzogen. Sowohl er als auch Markus Sharp leugneten hartnäckig, von der Verschwundenen irgendwelche Kunde zu haben. Da winkte der Richter. Von einer verhüllten Bahre im Hintergrund des Gemaches fiel das Tuch, und John Walker stieß bei dem Anblick der Leiche, die dort ruhte, einen Schrei des Entsetzens aus. Markus erbleichte zwar unter dem Kohlenstaub, der sein wildes Antlitz bedeckte, doch kein Laut entschlüpfte den trotzig geschlossenen Lippen. Und auch in den langen und peinlichen Verhören, die nun folgten, gestand keiner der Angeklagten etwas ein,

sondern sie behaupteten unerschütterlich ihre Unschuld, wurden aber dessen ungeachtet als überwiesene Mörder mit dem Strang gerichtet. Niemals ist das Dunkel, welches diese schaurigen Ereignisse umhüllte, gelüftet worden. Kein ruheloser Geist erschien, ihre Schuld zu erhärten oder ihre Schuldlosigkeit darzutun.

Nicht zu leugnen ist es, dass die Furcht dem Glauben an Gespenster angemessenen Vorschub leistete und dass in gar vielen Fällen die überirdische Erscheinung sich zu Fleisch und Bein verwirklichte. Kaiser Joseph I. wurde von einem Gespenst heimgesucht, als er noch ein Knabe war. Dies klagte er dem jungen Kurprinzen von Sachsen, August dem Starken, der als Gast im kaiserlichen Schloss weilte und die nächtliche Erscheinung zu bannen versprach, wenn der Erzherzog ihm freie Hand lassen wolle und schweigen könne. Als nun das Gespenst wieder vor das Bett des jungen Fürsten trat, sprang der hinter demselben verborgene Kurprinz plötzlich hervor, ergriff den Geist mit starkem Arm und warf ihn, alles Sträubens ungeachtet, durch das Fenster in den Schlossgraben hinab, wo die Schildwache im ersten Morgengrauen einen der hochehrwürdigen Patres, denen die Erziehung des kaiserlichen Sprosses anvertraut worden, im kläglichsten Zustand getroffen haben soll.

Eine bestimmte Gattung dieses Sagenkreises lässt unter anderem die abgeschiedene Frau zu ihrem Mann und den nachgelassenen Kindern kommen und diese pflegen. Am Bett des Kleinsten sitzt der zärtliche Schatten und singt ihm leise liebliche Lieder. Führt dann der Mann eine neue Gattin heim, so huscht am Hochzeitsabend der Geist noch einmal durch die geliebten Räume und kehrt dann nicht mehr



wieder.

Ein Edelmann, der in Haus und Hof mit argen Scheltworten zu toben pflegte, verlor sein Weib. Kaum war sie begraben worden, so trat ihr Schatten an die Lagerstätte des Einsamen und flüsterte ihm zu, dass Gott in seiner Gnade ihr die Bitte gewährt, jede Nacht bei ihm und den Kindern zu verweilen, solange der Mann nicht fluche. Da nahm er sich wacker zusammen, denn er hatte die Verstorbene von Herzen lieb gehabt, und es ging eine Zeit lang gar still und friedlich im Haus her. Eines Abends, als sie bereits wieder eingekehrt war, zu später Stunde, kam ein Gast zu ihm und der Mann verlangte von ihr einen Pfefferkuchen, der im Oberstübchen in der großen Truhe lag. Die Frau blieb ungewöhnlich lange fort. Der Harrende wurde ungeduldig, und da er dachte, sie höre nicht, fluchte er frisch vom Munde weg. Dann nahm er ein Licht und stieg die Treppe hinauf, um nach der Säumigen auszuschauen. Aber in der offenen Truhe lag der Pfefferkuchen und dicht davor die verlassenen Kleider der Frau, die seitdem nicht mehr erschien.

Wie in der Teufelssage fehlt es auch hier nicht an komischen Elementen. Aber keine Gespenstergeschichte der Welt mag drolliger sein, als diejenige, welche sich einst in Italien wirklich ereignet hat.

Herzog Sforza von Mailand war im Besitz eines besonders klugen und gelehrigen Affen, der in den Straßen frei umherlief und sich bei allen Bewohnern der Stadt bald so beliebt zu machen wusste, wie es nur ein Hofnarr hätte tun können. Eine alte Dame aus vornehmem Geschlecht und einst mit des Herzogs Vater innig befreundet, pflegte dem Affen, wenn er sie besuchte, allerlei gute Dinge vorzusetzen, die sie aus einer Schublade des Tischchens nahm, das

vor ihrem Lager stand, denn schon seit Jahren durfte sie das Bett nicht mehr verlassen. So gewöhnte sie sich an die possierliche Art des klugen Tieres, bis es ihr zu einem unentbehrlichen Gefährten wurde. Wenn der Herzog seinen Aufenthalt veränderte, musste der Affe bei ihr zurückbleiben. Sie hegte und pflegte ihn wie ein liebes Kind. Das zunehmende Alter der Dame wurde zu einer Krankheit, die ihr Ende herbeiführte. Sie starb und wurde begraben. Als die Leiche in ihrem Sterbezimmer, mit samtenen und seidnen Gewändern bekleidet, in den Sarg gelegt und in das Erdgeschoss hinabgeführt war, um von den Leidtragenden und der Geistlichkeit empfangen und zu ihrer Gruft geleitet zu werden, schlich der Affe behutsam in das Schlafgemach, raubte den Kasten aus und verzehrte, was zu speisen war. Dann schaute er neugierig umher. Da lagen Haube und Schleier, Kopfbinden und Tücher der alten Dame, die sich in seiner Gegenwart sehr oft von ihren Zofen hatte an- und auskleiden lassen. Eifrig griff er danach, legte die Haube an, die Binde darüber, endlich den Schleier, und nachdem er die weißen Tüchlein sauber um seine behaartem schwarzen Schultern geschlungen hatte, bettete er sich in die schimmernden Kissen, zog die Vorhänge zusammen und blickte heraus, wie ein Jüngferchen aus Rosen. Als der Trauerzug das Haus verlassen hatte, gedachten einige der Mägde, das Zimmer der Verstorbenen aufzuräumen, traten vorsichtig ein, wie man in frommer Scheu zu tun pflegt, und näherten sich der Lagerstätte, hinter deren Vorhängen sie ein ruhiges, gleichmäßiges Atmen vernahmen, denn die behagliche Wärme hatte den Affen in süßen Schlummer gewiegt. Entsetzen fasst die Mägde: Die Tote ist zurückgekehrt, hat ihr Lager wieder eingenommen und schreckt nun

die Lebenden als böser, ruheloser Geist. Schreiend fliehen sie aus dem Gemach, stürzen die Treppe hinunter und verkünden den Söhnen des Hauses, als diese vom Begräbnis heimkehren, die Wundermär. Niemand will das Wagstück unternehmen, in das Schlafgemach zu dringen und den Geist zu verjagen. Endlich wird die Bruderschaft eines nahen Klosters um Hilfe angesprochen. Sie bewehrt sich mit Kreuz und Weihwasser und zieht herbei, von einer neugierigen Menschenmenge geleitet.

Unterdessen ist der Affe erwacht, empfindet aber kein Verlangen, den angenehmen Aufenthalt zu verlassen und den kreischenden Mägden nachzuspringen. Er zieht eben die Decke tiefer über die Ohren, als eine neue Störung sein *dolce far niente* (behagliches Nichtstun) unterbricht. Es tappt die Treppe herauf, den Korridor entlang, Kerzen schimmern, und an der Tür – denn näher wagen sich selbst die frommen Brüder nicht – beginnt die feierliche Beschwörung der Unseligen. Einige Zeit erträgt der Schläfer das seltsame Stimmengewirr. Als aber die Priester, des mangelnden Erfolges unfroh, lauter und dringender werden, fühlt er sich gereizt, knurrt vernehmlich und knirscht mit den Zähnen. Da ist es jenen klar, dass nicht die Verstorbene, sondern der Gottseibeius selbst gegenwärtig ist, und auf Teufelsbannung sind sie leider nicht gefasst. Sie weichen zurück, erst langsam, Schritt um Schritt, dann schneller, bis sie in ungeordneter Flucht die Treppe hinab- und hinauseilen.

Der Lärm und das Gepolter besänftigen des Affen Zorn. Er blickt neugierig durch einen Spalt, sieht die fliehenden Gestalten und empfindet die Lust, sich auch selbst freier zu bewegen. Gravitätisch entsteigt er dem Bett und folgt den

Enteilenden. Unten gewahrt er nichts als gute Freunde, wohlbekannte Gesichter, deren Anblick ihn mit neuer Lust erfüllt und seine Triebe belebt. Vor den Blicken der Erstaunten beginnt er eine der seltsamste Komödie, die je in einem Sterbehaus stattgefunden hatte. Im langen, schleppenden Hemd der Verstorbenen, deren Bewegungen er täuschend nachzuahmen weiß, hüpf und springt er, fletscht grimmig die Zähne, sobald sich ihm jemand nähert, und rührt endlich mit dem unwiderstehlichen Eindruck seiner komischen Ausführungen die Zuschauer, unter ihnen die Leidtragenden selbst, zu Tränen.

Alte Urkunden bewahren manche interessante, sicher verbrieft, durch historische Zeugen erhärtete Geistererscheinung, deren Bedeutung sich oft nur auf die Schauenden selber, oft aber auch auf die kommenden Geschlechter bezieht. So zeigte sich wie eine Weissagung dem Schwedenkönig Karl IX. zu mittlernächtiger Stunde im erleuchteten Reichssaal seines Sohnes kriegerische Größe, dann Gustavs III. Ermordung und des Mörders Strafe. Blutstropfen spritzten dabei auf des Königs Schuhe. Als er am nächsten Morgen ihre dunkle Spur auf seinen Pantoffeln gewahrte, befahl er, die wunderbare Geschichte aufzuzeichnen, und bekräftigte die Wahrheit des Geschriebenen durch den eigenen königlichen Namenszug.

Auch auf dem Gebiet der Geistererscheinungen treten uns Sonderungen und Abstufungen entgegen, in denen sich individuelle Vorstellungen einen entsprechenden Ausdruck gegeben und mehrere dergleichen zu einer gewissen Einheit, unter einem gemeinsamen Typus sich verbunden haben. Auf dem Land sind es vorzugsweise harte Amtleute und der Gerichtsfron, die, den Kopf unter dem Arm tra-

gend, ihren Rundgang durch Dorf und Feld halten, betrügerische Bauern, welche beim Pflügen Grenzpfähle und Steine zu ihrem Vorteil weiter rückten, Geizhalse, deren Herz sterbend noch an den elenden Mammon gekettet blieb. In den Schlössern der Edelleute und Fürsten wandelt die Ahnfrau, in dichte Schleier gehüllt. Ihr Erscheinen kündigt große Ereignisse an, meist einen Todesfall im verwandten Kreis. Seltener zeigt sich ein Ahnherr oder ein Mönch. Im Dresdener Schloss sah man wiederholt einen grauen Mönch mit einer Laterne durch die Gänge einerschreiten, das Haupt unter dem Arm. Einer der sächsischen Kurfürsten gab während seines Aufenthalts im Schloss einem Pagen Befehl, ihm aus dem Zimmer neben der Bibliothek ein Buch zu holen, darin er vor dem Entschlummern zu lesen wünschte. Der Jüngling eilt hinauf, doch als er die Tür öffnet, sieht er den Mönch am Tisch sitzen und bei dem Schein einer Wachskerze eifrig schreiben. Bestürzt geht er zurück und meldet das Ereignis dem diensthabenden Kammerjunker, der ihm mit ungläubigem Kopfschütteln zu dem Gemach folgt und die Erscheinung wirklich noch an derselben Stelle findet. Der Kurfürst wartet vergeblich auf das Buch. Er hört die Diener im Vorsaal flüstern, da erhebt er sich voll Ungeduld, wirft einen Nachtrock über seine Schultern und tritt hinaus.

»Was gibt es?«, fragt er. »Was geht hier vor?«

Das verlegene Schweigen unterbricht ein jugendlicher Naseweis: »Kurfürstliche Gnaden, der Mönch sitzt droben im Zimmer, und niemand wagt, das Buch hinwegzunehmen.«

Da ergreift der Kurfürst den silbernen Leuchter, weist schweigend, doch gebieterisch alle zurück, die ihm folgen

wollen, und steigt die Treppe hinauf. Nach wenigen Minuten kehrt er mit dem Buch ins Schlafgemach zurück. Die Lauscher vor der Tür wollten bemerkt haben, dass der Leuchter in des Fürsten Hand zitterte, dass dieser, als er allein mit sich und Gott im stillen Kämmerlein gewesen, lange und inbrünstig, auf den Knien liegend, gebetet habe.

Andere sagen, der Kurfürst sei entschlossen vor den Tisch getreten, an dem der Mönch noch immer schreibend saß.

»Was machst du hier?«

Da habe der Geist die tiefen Augen zu ihm emporgeschlagen und mit Grabesstimme gesagt: »Ich schreibe deine Sünden nieder.«

»Hat dir Gott die Macht dazu verliehen«, entgegnete der Fürst gelassen, »so schreibe immerhin.«

Aus dem Tor der alten Ritterburgen und verwünschten Schlösser sah der Volksglaube die weißen Frauen hervorschweben, Erlösung begehrend. Ein unseliges Scheinleben, welches ihnen nicht gestattet, zur Erde zurückzukehren, ihnen aber auch die Pforten des Himmels verschließt, ist allen gemeinsam. Sie erweisen sich freundlich gegen jeden, der unabsichtlich ihren Weg durchkreuzt, beschenken wie Holda oder Berchta mit Geringem, das sich nachmals in leuchtendes Gold verwandelt, und neigen sich gern den unschuldigen Kleinen zu. Mittags zwischen elf und zwölf schreiten sie im Sonnenlicht den Burgberg hinab. Ihr weißes Gewand wird von einem Gürtel gehalten, an dem ein gewaltiges Schlüsselbund rasselt. Langes, goldfarbened Haar fließt bis auf ihre Füße hinab. Wenige Sagen melden von reichen, dunklen Zöpfen am Haupt der weißen Frauen. Wo sie einer sich waschen und kämmen sieht, findet der Glückliche Goldfäden oder goldene Körner.

Doch hier, wie in den Schilderungen ihrer seltenen Schönheit, mischt sich die Überlieferung mit dem eigentlichen Wesen der Elfen und Feen, wenn der Volkswitz nicht gar die verwünschten Jungfrauen an ihren grünen und gelben Pantoffeln kenntlich macht und sie durch die ins Auge fallende Lächerlichkeit den Zwergen und Kobolden zugesellt.

Von den Ruinen des Klosters Chorin wurde ein Teil als Kornböden benutzt. Dort sah ein Knecht, wenn er noch am späten Abend zu schaffen hatte, manchmal eine weiße, geisterhafte Frauengestalt an sich vorübergehen und hörte das Schlüsselbund an ihrem Gürtel klirren. Als er dies den Gefährten vertraute, fragte ihn einer derselben: »Hast du ihr auch auf die Füße geguckt?« Das hatte er unterlassen. Zwei von den anderen begleiteten ihn daher am nächsten Abend hinauf. Als nun der Schatten den gewohnten Rundgang machte, rief der boshafte Aufpasser: »Seht doch, die hat ja gelbe Pantoffeln an!« Da enteilt die Frau und ließ sich nimmer wieder blicken.

Auf einem Hügel bei Langensteinbach mähten Vater und Sohn einst das üppige Gras der Abhänge. Sie hatten das jüngste Kind, ein halb erwachsenes Mädchen, mit sich genommen. Die Kleine sprang umher, suchte Brombeeren unter dem Gestein und kroch in die Ruinen, an deren Stelle vor vielen Jahren eine stattliche Kirche der heiligen Barbara gestanden haben sollte. Plötzlich erblickte sie eine große, schöne Frau mit einem Strauß blauer Blumen in schneeweißer Hand, die ihr freundlich zu winken schien.

Das Kind fürchtete sich aber und lief hinaus, den Vater herbeizuholen. Da dieser die Gestalt nicht sah, wurde das Mädchen ungeduldig und rief, indem es nach der Stelle deutete: »Da, da!« Nun wendete die weiße Frau sich lang-

sam um, dem verfallenen Chor zu. An ihren Händen blitzten Goldreife. Langes, schwarzes Haar wallte bis auf ihre grünen Schuhe hinab. »Seht ihr denn noch nichts?«, fragte das Mädchen ärgerlich. Doch schon war die Gestalt verschwunden. Wer ihr zu folgen wagt und die Erlösung vollbringt, dem erblühen der Sage nach reiche Schätze aus den Trümmern.

Es ist ein merkwürdiger Zug im Leben der Sage, dass sie uns oft die weißen Frauen, die eine so bedeutende Rolle spielen, in ihren Verrichtungen verführt, unbekümmert um die Verhältnisse des Ortes und der Zeit, worin der Sinn angedeutet liegt, dass sie ihr Verhängnis unbedingt zu erfüllen, bis zur Lösung desselben ununterbrochen mit ihm zu kämpfen haben. So bleichen sie Linnen, trocknen Getreide oder Flachsknoten mitten im Winter, wenn der Mond die erstarrten Felder beleuchtet. In einer Nacht, kurz vor dem heiligen Weihnachtsfest, ging einst ein Wanderer den näheren, aber verschneiten Pfad über den Burgberg. Da sah er dicht am Weg eine Menge schöner Flachsknoten ausgebreitet liegen, die von einer Jungfrau mit dem Rechen umgewendet wurden, als sei es im wärmsten Sommersonnenschein.

»Heda, Jungfer, tut sich's so?«, rief er ihr lachend zu und tat einen derben Griff in den Flachs, den er seinem Schatz mitzubringen gedachte. Die Frau schlug ihn mit dem Rechen auf die diebischen Finger. Er achtete dessen aber nicht und kam bald darauf munter in seinem Heimatdorf an, wo er die Geschichte zum Besten gab und den Flachs hervorzog. Als er ihn bei Licht besah, waren die dicken Knoten in pures Gold verwandelt. Da eilte er auf den Hügel zurück, um auch den Rest zu holen. Es war aber alles verschwun-



den, und er hatte nur die Freude, seine eigenen Fußstapfen in dem Schnee zu erblicken. Wer die weiße Frau anredet, dem klagt sie gern ihr Leid, weil sie von Jahr zu Jahr auf Erlösung von dem Bann hofft, unter dem sie seufzt. Und gerade das unterscheidet die halb göttliche, verwünschte weiße Frau von den spukhaften Erscheinungen in fürstlichen Schlössern, denn wer diese unberufen anzusprechen wagt, dem trägt seine Keckheit schlimmen Lohn ein.

Im Braunschweiger Land ließ sich vor Zeiten eine Osterjungfrau blicken, die manchem Glück brachte. Ein armer Weber kam einst am Ostermorgen vor Sonnenaufgang über den Bach und sah, wie die weiße Jungfrau Gesicht und Hände im klaren Wasser wusch und ihre goldenen Haare kämmt. Ihrem Wink folgend, ging er ihr nach bis in die Trümmer der alten Burg auf dem Hügel. Von den drei weißen Lilien, die dort blühten, brach sie eine ab und schenkte sie ihm, der sie fröhlich auf sein Hütlein steckte. Als er nach Hause kam, war der Lilienzweig in das herrlichste Metall verwandelt und begründete des armen Burschen Glück, denn der Herzog erstand die Wunderblume um vieles Geld und nahm sie in das fürstliche Wappen auf.

Auf der schweizerischen Seite des Jura gebirges, an hoher Berglehne, die über wilde Felsen in das Fricktal niderschaut, liegen verfallene Trümmer eines Schlosses. Dort kündigt die Sage, erhob sich einst die adelige Burg derer von Eptingen, wo um die Zeit der Schwedenkriege eine hartherzige und stolze Jungfrau gebot. Mit unbeugsamer Strenge ließ sie die Steuern unter ihren armen Untertanen eintreiben und häufte Gold und Silber in wohlverwahrten Kellern auf. Wilde Kriegerhorden drangen einst bis zu dem steilen Berggipfel, nahmen die Feste durch Verrat bei

Nachtzeit ein, plünderten das Schloss, erschlugen die Besitzerin und brachen die Mauern, nichts als Schutt und Verwüstung zurücklassend, wie das so oft geschah. Seitdem irrt der Geist der Erschlagenen durch die Trümmer und hütet die versunkenen Schätze, an denen einst das eitle Herz gehangen hatte. Wer die Erlösung wagt, dem verheißt die Jungfrau reichen Lohn, denn nur nach der Ruhe im Grab trachtet sie noch. Das wissen alle Leute in Wölfliswil. Des armen Müllers einziger Sohn, ein schmucker, junger Bursche von zwanzig Jahren, wusste es auch. Als er Vater und Mutter schlummernd währte, schlich er leise hinweg. Die bekümmerten Eltern sahen mit Schrecken, wie er durch die nächtliche Finsternis am Bach zur verrufenen Burg hinaufging. Es drängte sie, zu wissen, was er dort treibe. Einst hatte der Alte lange vor ihm denselben Weg genommen und lauerte nun versteckt auf den nächtlichen Wanderer, der mit jugendlicher Hast den Berg erklimmte.

Am versunkenen Burgtor trat ihm eine schöne Jungfrau entgegen, holdselig grüßend. Die schwang der Bursche auf seine starken Arme, trug sie dreimal um den Burgwall, und jedes Mal, wenn er zu dem Eingang kam, setzte er sie nieder, küsste sie und hob sie wieder auf. Eben wollte er mit dem dritten Kuss sie erlösen, da rief der erschrockene Vater: »Nicht doch, die zwei Schlangen beißen!« Denn die langen, schönen Zöpfe des verwünschten Fräuleins erschienen dem Törichten als zwei große, ringelnde Schlangen.

Bei dem ersten Ton der bekannten Stimme erschrak der Bursche heftig, ließ die Jungfrau fallen und entfloh. So war die Erlösung vereitelt, und sie muss viele, viele Jahre harren, ehe ein anderer das Wagnis unternimmt. Jetzt wächst ein Kirschbäumchen dort. Wenn es so groß geworden sein

wird, dass man Bretter aus dem Stamm sägen und diese zu einer Wiege verarbeiten kann, soll der Knabe, den man darin wiegt, die Eptinger Jungfrau erlösen.

Nicht allen Verwünschten wird es so gut, dass sie in menschlicher Gestalt Befreiung heischen dürfen. Manche sind nur erlösungsfähig, wenn ihr Leib, in ein hässliches Tier gewandelt, den Lebenden Abscheu und Ekel einflößt. Hoch oben in den Felsen des Saffersberges liegt ein gewaltiger Trümmerhaufen, die Heidenburg genannt. An zwei heiligen Festen, am Gründonnerstag und Karfreitag, sieht man eine weiße Frau von der Burg zum Aabach hinuntergehen und ihr Linnenzeug dort waschen. Sie hat aber keinen Kopf. Wer an ihrer Stelle eine Schlange, Spinne oder Kröte erblickt, ist imstande, die Erlösung zu vollbringen. Er muss nur ein unerschrockenes, reines Herz, eine sichere Hand und einen festen Fuß haben, sonst ist es nichts und geht es ihm sicherlich ans Leben. Am Karfreitag stieg ein junger Staufener Bauer von seinem Hof zum Kirchberg empor, als mitten auf dem Weg eine große Spinne ihm entgegen kroch. Weil das nun als ein böses Zeichen gilt – wer an jenem Tag, der Warnung ungeachtet, seinen Pfad verfolgt, muss sterben – kehrt der Bauer um. Allein die Spinne kommt ihm nach, wohin er sich auch wendet. Nur die Heidenburg allein scheint sie zu meiden, und dorthin richtet endlich der Jüngling seine Schritte. Droben auf den Felsen schwebt ihm eine Jungfrau entgegen, reicht ihm schweigend die Hand und geleitet ihn durch verschlossene Wände zu unterirdischen Schätzen. Hier erst spricht sie zu ihm. Was er sieht, wird sein eigen, wenn er Mut genug fühlt, sie dreimal zu küssen. Sie verwandelt sich in eine krallende Katze, ringelt um des Burschen Leib ihre Schlangenglieder,

schnaubt als Drache Feuer und Flammen, endlich, und das wäre das Letzte gewesen, glotzt sie ihm in Gestalt einer hässlichen, riesengroßen Kröte entgegen. Von Abscheu überwältigt, springt er zurück und verliert das Bewusstsein. Furchtbar geschwollen und entstellt fanden ihn am nächsten Tag Vorübergehende am Fuß des Burgbergs und trugen ihn heim. Aber er stand nicht wieder auf, sondern starb noch vor Ablauf der Woche im Irrsinn.

Kröten galten insgemein für arme Seelen, welche ihre Sünden in so ekelhafter Hülle büßten. Darum ist es verboten, den Tieren ein Leid zuzufügen. Wer sie quält, den wird vielleicht ein gleiches Los treffen, dessen Schwere ihn genug drücken könnte.

Wallfahrer begegnen oft genug solchen Verwünschten, die sich nur mühsam fortbewegen und am Ziel ihrer langen Pilgerfahrt sich in eine weiß gekleidete Jungfrau oder in ein Täubchen verwandeln dürfen. Auch Hüter verborgener Schätze erscheinen in Krötengestalt. Wo man diese häufig sieht, ruht vergrabenes Gold oder Silber im Schoß der Erde. Wenn man von der Moselbrücke zu Trier dem Fluss aufwärts nachgeht, gelangt man an eine Stelle, wo sonst täglich eine Kronenschlange erschien. Arme Frauen, welche noch vor Sonnenaufgang ihr mühevolleres Tagewerk beginnen mussten, haben es oft mit angesehen, wie die schimmernde Schlange zwischen den ersten Gärten der Vorstadt niederglitt, ihr goldenes Krönchen vom Haupt tat und sich im Fluss badete. Dann nahm sie den glitzernden Schmuck wieder auf und verschwand.

Den Spielleuten am Kyffhäuser gleich, deren lustiges Lied die Kaiserstochter mit einem Zweig lohnte, zogen einst drei Handwerksburschen fechtend durch das Land und kamen

dabei in die Nähe der Neuenburg, unweit des Mains. Dort sollte sich oftmals denen, welche sie nicht suchten, am hellen Tag eine wunderholde Frauengestalt zeigen, deren schlanke Glieder ein duftig feines Gewand umschloss, das es schien, als schwebe ein Stücklein Himmelsbläue, von silbernem Gewölk umsäumt, durch die grünen Büsche dahin. Wem eine schwere Sorge fast das Herz abdrücken wollte, dem hatte die weiße Frau unerwartete und sichere Hilfe gebracht, wo er es am wenigsten vermutete. Die drei Gesellen wussten aber nichts von ihrem Dasein, sondern zogen wohlgenut weiter. Als sie durch die Bäume verfallene Türme und Mauerreste erblickten, gingen sie arglos näher, sich die Ruine zu beschauen. Sie kletterten über Steine und Geröll, weckten das Echo mit lautem, fröhlichem Zuruf und standen urplötzlich vor einer seltsam schönen Frau, die ihnen mild entgegenlächelte. In ihrer Verwirrung entblößten sie rasch ihr Haupt und murmelten ihren üblichen Spruch, ohne recht zu wissen, was sie taten: »Wir sind unser zwanzig, reisen von Mainz nach Danzig. Ach, seid doch so gut und schmeißt uns was in den Hut!«

Da streckte die Erscheinung den Arm aus und brach mit ihren weißen, schlanken Fingern drei Tannenzweige vom Baum. »Hebt sie gut auf«, rief die Schöne mit holder Freundlichkeit, »denn sie werden Eure Glückszweige sein.«

Nach diesen Worten zerfloss die Gestalt in Luft. Den Burschen aber wurde himmelangst, sie liefen über Stock und Stein davon, so rasch ihre Füße sie zu tragen vermochten, bis der Berg und die Trümmer des alten Raubschlosses weit hinter ihnen lagen. Erst als sie sich in Sicherheit glaubten, blieben sie stehen, um Atem zu schöpfen.

Der Älteste sprach: »Brüder, das war ein verwünschter

Geist, eine Fee oder Hexe – gleichviel! Ich bin ein guter Christ und will mit dem luftigen Gesindel nichts zu schaffen haben.«

Damit warf er seinen Tannenzweig ins Gras. Der Zweite machte es eben so.

Nur der Jüngste schüttelte abwehrend das lockige Haupt und entgegnete: »Für einen bösen Spuk war die Frau doch gar zu lieb und hold. Ihr zu Ehren will ich den Busch an meinen Hut stecken und so lange tragen, bis er dorrt und abfällt.« Damit schwenkte er den Hut wie grüßend nach der Neuenburg hinüber und zog taleinwärts mit den Gefährten.

Es dauerte lange, ehe sie das nächste Dorf erreichten, denn sie waren bei ihrem hitzigen Lauf ein wenig in die Irre geraten, und der Abend dunkelte bereits. Als sie bei dem ersten Bauernhaus anpochten und um etwas zu essen baten, fuhr sie der Besitzer entrüstet an.

»Wollt Ihr mich foppen? Wer Tausende an Gold und edlen Steinen auf seinem Hut trägt, bedarf der Gaben nicht.«

Und wie sie voll Erstaunen einander anblickten, sahen sie auf des Jüngsten Haupt den Tannenzweig in strahlendes Gold verwandelt. Die Spitzen aber leuchteten in rot und blauer Glut, denn sie bestanden aus funkelndem Edelsteinen. Jauchzend schwang der Glückliche den abgeschabten Filz empor, dessen kostbare Zier er sorgfältig in seinem Busen barg. Die anderen aber liefen wie besessen zu der Neuenburg zurück, in der törichten Hoffnung, dort die verschmähten Glückszweige wiederzufinden. Viele Leute kamen von nah und fern herbei, ihnen suchen zu helfen. Es war aber alles vergebens. Endlich zogen die Neugierigen wieder davon und rieten den Handwerksburschen, ein

Gleiches zu tun.

Denen mochte wohl der Verlust eine Schraube im Kopf gelöst haben, sie konnten das Suchen nicht lassen und riefen unaufhörlich: »Wir müssen die Zweige wieder haben und wenn wir bis zum Jüngsten Tage hier bleiben sollten.« Sie liefen sich die Schuhe ab, ihre Kleider hingen ihnen in Fetzen vom Leib. Unverdrossen durchstreiften sie den Raum um die Burg her in Hitze und Kälte, bei Regen und Sonnenschein. Endlich starb der eine, dann der andere. Noch sieht man in mond hellen Nächten hin und her die abgerissenen Gestalten durch die Büsche schweifen, aber die Glückszweige sind und bleiben verschwunden.

Es gibt kein fürstliches Haus, in dessen Räumen nicht eine der Ahnmütter des Geschlechtes der Sage nach sich zeigt, wenn Ereignisse von Wichtigkeit bevorstehen, ein Todesfall und dergleichen. So hält die weiße Frau auf dem Löwensteinschen Schloss zu Haid in Böhmen eine blaue Blume in ihrer Hand, wenn eine Hochzeit stattfindet oder ein Kind geboren wird. Ein Dolch in ihrem Gürtel verkündet Unglück oder den Tod. Im Schloss Rosenberg tritt in nächtiger Stunde Berta aus der Wand hervor, durchwandelt Zimmer und Gänge und schaut nach den schlummern den Kleinen. Auf einer fürstlichen Herrschaft in Schlesien hängt in einem abgelegenen Zimmer des Schlosses ein Bild, das eine Frau in altertümlicher Kleidung darstellt. Zuweilen steigt es aus seinem Rahmen herab und macht einen Rundgang. Als die jüngste Prinzessin dieses Hauses einst wider ihren Willen zu einer Ehe gezwungen wurde, die ihr wenig Glück brachte, denn sie starb wenige Monate nach der Vermählung, stand plötzlich die weiße Frau neben der Braut vor dem Altar und drohte den Eltern.

Treu bewahrt die Sage solch ein Gebilde der schöpferischen Fantasie, das sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und mit der Geschichte des ganzen Stammes unlöslich verwoben erscheint. Im Königsschloss zu Berlin wandelt nachts eine weiße Gestalt an den erschrockenen Schildwachen vorüber. Glück und Freude zeigt sie durch eine brennende Kerze und weiße Handschuhe an, einen Trauerfall durch schwarze. Von einer jugendlichen Fürstin des Hohenzollernhauses meldet die Sage, sie habe, von einem leichten Unwohlsein an ihr Zimmer gefesselt, in ärgerlicher Ungeduld der Hofdame befohlen, nach der Uhr im Vorge mach zu schauen. Dort trat derselben eine halb weiß, halb schwarz gekleidete Gestalt entgegen und sprach zu ihr mit Grabesstimme: »Es ist halb elf.« Erschrocken wich das Fräulein zurück. Die Prinzessin forschte begierig, mit wem sie draußen geredet hatte, und erfuhr nach manchem Sträuben die Wahrheit. Eine Woche später, genau an dem Tage und zur selben Stunde, hauchte sie ihren letzten Seufzer aus.

Die weiße Frau hält nichts in ihrem Gang auf, und die alte Zeit wusste manch drastischen Zug von ihr zu berichten. Im Jahre 1659 erzählte der Kurfürst Friedrich Wilhelm an der Tafel einem vornehmen Holsteiner, dass der Oberstallmeister von Borstorff einige Male geäußert habe, er wolle mit der weißen Frau wohl fertig werden, wenn er ihr einmal begegne. Eines Abends, als er den fürstlichen Herrn zu Bett geleitet hatte, ging er die kleine Stiege hinunter zum Lustgarten, wo sein Reitknecht mit dem Pferd auf ihn warten musste. Mitten auf der Treppe tritt ihm die weiße Frau entgegen. Borstorff, zu Anfang heftig erschrocken, fasst sich schnell genug und ruft ihr grimmig entgegen: »Du alte,



elementsche Hexe, hast du noch nicht genug Fürstenblut gesoffen? Willst du noch mehr holen?» Da packt sie ihn am Hals, würgt ihn furchtbar und wirft ihn die Stiege vollends hinunter, dass ihm Hören und Sehen vergehen. Indessen schallte der Lärm bis in des Kurfürsten Gemach, der einen Kammerpagen mit brennender Kerze losschickt, in der Meinung, dass der alte Herr die Stufen verfehlt habe und gefallen sei. Doch der ermunterte sich schnell und erzählte fluchend die arge Geschichte, berichtete sie auch am folgenden Tag seinem Herrn selber. Kurze Zeit darauf verstarb des Kurfürsten Mutter, welche zu Crossen lebte, und gleich nachher seine Schwester, eine Herzogin von Schöningen.

Auch die neueste Zeit weiß von einer ähnlich derben Abfertigung seitens der Ahnfrau zu erzählen. Ein Offizier der Schlosswache sah auf dem Korridor, der zum weißen Saal führt, eine verhüllte Frauengestalt vor sich herschreiten und rief sie an. Da sie nun weder antwortete noch stehen blieb, eilte er ihr nach und versuchte, sie festzuhalten. Das Gerücht behauptet, die Dame, schwarz behandschuht, habe ihm einige so derbe Ohrfeigen versetzt, dass er die Verfolgung aufgab und sie gewähren ließ.

Im Fürstenhaus zu Waldburg-Zeil ist das Erbgespens ein graues Männlein, uralt und klein. Ehe ein Glied der Familie stirbt, kommt das Männlein aus den großen, unterirdischen Gewölben hervor und macht in seinem aschfarbenen Mantel die Runde durch alle Zimmer. An die Stelle der Geister tritt zuweilen eine spukhafte Vorbedeutung. Die von den Urahnen ererbten Wanduhren stehen plötzlich still und können nicht wieder in Gang gebracht werden. Sie schlagen dreizehn für zwölf. Schmuckgegenstände, Perlen und

Ringe werden schwarz, Gläser zerspringen klirrend oder es ertönt ein Schlag, der alle Gemächer erschüttert. In einem Haus pflegte die unsichtbare Totenglocke dreimal anzuklingen, wenn jemand sterben sollte. Als das finstere Los einst mehreren Gliedern des ganzen Stammes auf einmal fiel, läutete sie in hellen Tönen. Zu Corvey in der stattlichen Klosterkirche prangte seit undenklichen Zeiten ein künstlich gearbeiteter, eherner Kranz an der Brüstung des Chores. Von diesem Schmuckwerk berichtet eine Sage: Drei Tage vor dem Tod eines Domherrn erblühte in früher Morgenstunde eine weiße Lilie aus den Blättern des Kranzes, senkte sich vor den Augen aller Brüder herab und blieb endlich an dem Sessel desjenigen hängen, der durch Gottes Fügung sein Leben beschließen musste. So geschah es auch zu Lübeck im Dom. Wenn die Chorherren in feierlichem Zug die Kirche betraten, um die Frühmette zu singen, erhob jeder von ihnen das Kissen, welches seinen Platz bedeckte, weil der Sage nach eine darunterliegende weiße Rose den Tod verkündete. Einst befand sich im Kapitel ein Bruder, der wilden, leichtfertigen Sinnes war und sich schlecht zu dem heiligen Dienste schickte. Als er nun das Wahrzeichen auf seinem Stuhl fand, nahm er es heimlich hinweg und barg es unter dem Kissen seines Nachbars. Der aber, des Betrugens gewiss, denn er pflegte jeden Morgen sorgfältig nachzuschauen, hob einen Streit mit dem ungefügen Rebundus an, der vor ihm und dem ganzen Kapitel mit dreister Stirn beschwor, die Sterbensrose mit keinem Finger berührt zu haben. Da rief der andere, indem er die gefalteten Hände gen Himmel erhob, voll frommer Entrüstung aus: »So möge denn Gott Richter sein zwischen mir und dir! Er schaffe, dass derjenige von uns zweien, der hier ge-

logen hat, anstelle der Rose von nun an Bild und Zeichen des Todes sei. Möge er in seinem Grab nicht Ruhe finden, sondern darin klopfen bis zum Jüngsten Tag!«

»Amen, es sei also«, entgegnete frech der wilde Rebundus. Aber der Tod ließ sich um seine Beute nicht betrügen.

Der Domherr verschied plötzlich nach wenig Tagen und musste von jener Zeit an als ein unheimlicher Spuk der Brüder Sterben vorher verkünden.

»Rebundus hat geklopft, er holt einen Domherrn ab«, sprachen die Mönche zueinander. Unter dem sehr langen und breiten Grabstein tat es drei furchtbare Schläge, die weithin vernommen wurden und die Mauern des Doms erschütterten. Einmal standen drei Handwerksgesellen auf dem Stein, drei Schneider, und suchten die Inschrift zu entziffern. Da begann Rebundus zu klopfen, dass die zentnerschwere Platte aufgelüpft wurde wie ein dünnes Brett und die Burschen herunter und halb tot vor Schreck neben dem Grab niederfielen, als habe der Donner sie gerührt.

Eine ganz besondere Art der gespenstischen Erscheinung trat dem Forscher aus leuchtenden Nebeln entgegen. In Feuersglut verzehrte sich das Vergängliche, die Schlacken fielen ab und der gereinigte Geist entschwebte. Deshalb mussten die Seelen der Verstorbenen die Missetat im Feuer büßen, die Flamme peinigte sie mit grimmigen Schmerzen. Was ihre Hand berührte, empfing ein Wahrzeichen des Brandes, der gesehen oder ungesehen sie durchtobte. Mit feurigem Pflug und einem Flammen sprühenden Höllenross ackerte der gespenstische Landmann in mitternächtiger Stunde wieder und wieder das Feld, von dem er bei Lebzeiten mit diebischer Lust einen Rain abzupflügen wusste, dem Nachbar zum Schaden, sich zu Nutzen. Treu-

lose Landmesser schwebten um die Furche, das zu Unrecht Gemessene in Ordnung zu bringen. Wie die entsöhnende Kraft des Feuers zu einer strafenden Macht gewandelt wurde, vermischte die Sage eigentliche Feuergeister mit unseligen Menschen oder sie ließ gar den Teufel selbst wie eine feurige Garbe durch die dunkle Nachtluft schweben. Der Feuermann, wenn er im Wald umherstreift, findet sich in allen Überlieferungen immer nur vereinzelt. Er steht plötzlich unter den Bäumen da, hart an dem schmalen Pfad, der durchs dichte Unterholz leitet, und glotzt dem erschrockenen Wanderer ins Gesicht. Freilich, wer Mut dazu hat und ruhig stehen bleibt, dem verschwindet das Wunder und er findet bei näherer Betrachtung eine alte, hohle Weide oder Ulme, in deren zerklüftetem Stamm das faule Holz leuchtet. Ein Feuermann trat einst mitten unter das Jagdfolge König Karls IX. von Frankreich, als er zwischen den hohen, düsteren Föhren des Löwenwaldes des edlen Waidwerks pflog. Die entsetzten Hofleute stoben nach allen Seiten auseinander. Nur der König blieb unerschrocken, riss das Schwert aus der Scheide und führte einen mächtigen Streich auf den Geist, der sogleich verschwand. Eine andere, ältere und sehr wahrscheinlich richtigere Überlieferung lässt Karl VI. gegen Ende des 14. Jahrhunderts das Abenteuer bestehen, welches die Sage aus mehr oder weniger historisch verbürgten Ereignissen im Leben dieses Fürsten kombiniert zu haben scheint, die auf sein ganzes geistiges Leben den nachteiligsten Einfluss ausübten.

An vielen Orten, die um den Bodensee her liegen, hat manche Spinnerin den Feuermann oder feurigen Fischer schon erblickt, wie er auf der Wasserfläche umherwandelt, die Fischer neckt, wenn sie bei Nachtzeit ihre Netze aus-

werfen, und mit glühenden Augen in die Fenster schaut. Wer ihm vom Kahn aus ein Band oder ein Seil zuwirft, vernimmt sein helles Freudengelächter, solange das geworfene Ende brennt. Denn was er empfängt, muss sich entzünden, sobald er es berührt, weil er selbst lauter Feuer ist. Kecke Mädchen spinnen ihm auch wohl einen langen, dicken Faden und rufen ihn furchtlos herbei. Husch! Steht er vor dem Fenster und nimmt die Gabe in Empfang. Solange der Faden brennt, hat die arme Seele des Verwünschten Ruhe vor der Pein.

Wer durch die Schatten der Nacht am Moor vorübergeht, sieht über die weite Fläche bläuliche Flammen hüpfen, bald groß, bald klein, hier eine, dort eine. Sobald er ihnen näher kommt, verschwinden sie, tauchen jenseits wieder auf, einzeln oder in Scharen.

Das sind die bösen Dünste, welche die Sonne bei Tag in dem schwarzen Sumpfwasser erzeugt, die man aber erst in der Dunkelheit als leuchtende Gase erblickt. Ihr rastloses Schweifen bezeichnet der Name treffend genug: Irrlichter nennt man sie. Der Unvorsichtige, der ihrem trügerischen Schimmer folgt, gerät in schlammige Gräben und in tiefen Morast. In Pommern ging ein Mann spät abends heim vom Hochzeitsschmaus. Als er über das Torfmoor wandert, flackern die Irrlichter neben ihm her, als wollten sie ihn vom rechten Weg weglocken. Er aber schaut nicht rechts noch links, sondern zieht schweigend weiter, denn er kennt der schweifenden Geister böse Tücke. Endlich kommt ihm eines der Flämmchen gar zu nahe, und er kann der Versuchung nicht widerstehen, wirft schnell seine Mütze darüber und fängt es. Als er mit seiner Beute zu Hause anlangt, ist es ein winzig kleines, totes Kind, und ihm schauert die

Haut.

Eilends trägt er es wieder hinaus bis an das Moor, und das war das Beste, was er tun konnte. Denn einer breiten Feuerwoge gleich stürmten schon Geister dem Räuber nach, der rückwärts flüchtend sich hinter der bekreuzten Haustür barg, nachdem er den kleinen Leib auf den Schlammgrund niedergelegt hatte. Ein anderer Mann fand das Irrlicht in einen Totenkopf verwandelt, und als er ihm das Fenster öffnete, kugelte der Schädel von selbst hinaus.

Die Sage lässt ungetauft verstorbene Kindlein im Totenhemd und mit einem Laternchen vor die Brust geheftet als Irrlichter umgehen. Ruhelose Geister dagegen büßen als rollende Schädel, in denen ein Flämmchen spukt. Auf einsamen, vergessenen Gräbern tanzen in stiller Nacht die Irrlichter ihren seltsamen Reigen, den Vorüberwandernden zu einer Mahnung. So verrieten die schweifenden Flämmlein einst die Ruhestätte der heiligen Notburga in einer Felsenhöhle, wo sie von Kräutern und Wurzeln ihr kümmerliches Dasein gefristet hatte.

Irrlichter heißen auch Irrwische, als solche zeigen sie sich nur in der Adventszeit, und übermütige Burschen haben ein Spottlied auf sie gemacht. Am dunklen Abend erblickte ein Mädchen die feurigen Lichter über der Dorfgrube schwebend und rief dem einen, das ihr ein wenig näher als die anderen erscheinen mochte, zu: »Heerwisch, ho, ho! Brennst wie Haberstroh, schlag' mich blitzeblo.«

Da lief der Irrwisch auf die Spötterin zu, die rasch davonlief, folgte ihr dicht auf der Ferse bis in ihres Vaters Haus, drang zugleich mit ihr in das Zimmer und schlug ihr und allen, die der Bedrängten zu Hilfe kamen, seine feurigen Flügel um die Ohren, dass ihnen Hören und Sehen vergin-

gen.

Solch ein Irr- oder Heerwisch zeigte sich in der Adventszeit zwischen elf und zwölf Uhr in der Nacht auf dem Feld bei Freienstein. An seinem Leib konnte man alle Knochen zählen. Sie waren von loderndem Feuer umhüllt wie von Fleisch und Muskeln. Aber es hielt schwer, ihn ordentlich anzuschauen, weil er beständig hin und her flog, von einem Markstein zum anderen.

Im Jahre 1125, meldet eine Chronik, sah man in drei aufeinanderfolgenden Nächten einen feurigen Mann zwischen den beiden Gleichbergen durch die Luft hin und wieder fahren.

Den Irrlichtern oder Heerwischen und den Feuermännern gesellen sich noch andere Lufterscheinungen, vor allen das St. Elmsfeuer. Es tanzt auf und ab an den Segelstangen der Schiffe, wenn sie nächtlich den Ozean durchschneiden. Auf den Speeren und Helmen der Krieger strahlen die blauen Flämmchen, die kein Regen löscht, kein Sturm verjagt, keine Hand abzustreifen vermag. Im unteren Elsass war auf hohem Felsrücken ein Schloss errichtet worden, darüber sich ein seltsames Wesen kundtat. Wenn der Sturm um die Zinnen rauschte, Regen hernieder tropfte und die Blitze zuckten, schwebten auf allen Dächern des Schlosses, um alle Zierrate, ja selbst auf den Hellebarden der Wachen blaue Flämmchen. Daher stammt der Name der Burg. Ihr Erbauer nannte sie Lichtenberg. Nicht weit davon gingen einmal nach Einbruch der Nacht zwei Bauern vorüber, die auf einer entlegenen Wiese Heu gewendet hatten. Sie trugen ihre Heugabeln auf der Schulter. Es währte nicht gar lange, so ließ sich auf die Zinke der einen solch blaues Lichtlein nieder. Als der Mann es bemerkte, strich er la-

chend den Glanz herunter. Doch über eine Weile zeigte ihm sein Gefährte die Flamme von Neuem, die zum zweiten Male abgestreift wurde. Als sie sich zum dritten Mal wies, schalt der andere auf den närrischen Spuk und fuhr zornig mit der Hand über die Zinke hin. Da verschwand das Licht und kam nicht wieder. Seit der Zeit verunreinigten sich die beiden, die sonst viele Jahre hindurch als gute und treue Freunde zueinandergehalten hatten. Als sie eine Woche oder zwei danach sich an derselben Stelle trafen, wo das Flämmchen Abschied genommen hatte, gerieten sie in heftigen Streit. Von Scheltworten kam es zu Schlägen, und der, welcher seinem Nachbar das Licht abgestreift hatte, stach ihm dort die Heugabel in die Brust, dass er tot zu Boden sank.

Die zitternde Flamme des Irrlichtes ist dem unstillen Wesen der Kobolde zu nah verwandt, dass nicht der Wunderglaube eine innige Verbindung zwischen beiden hätte schaffen sollen. Tückebold nennt der Volksmund das schweifende Licht und lässt den kleinen, boshaften Geist, dessen Leuchte es darstellt, in ein schallendes Hohngelächter ausbrechen, wenn es ihm gelang, einen Unvorsichtigen vom gebahnten Weg ab- und in den Morast zu locken.

Gegen den neckenden Irrwisch schützt nur die Radspur des Wagen. Wer in dem Geleis bleibt, wäre es auch nur mit einem Fuß, dem vermag er nichts anzuhaben, denn er hat nur Macht über das, was nicht auf den Fahrwegen geht. Wo auf breiter Heide Pferde nächtlich draußen sind, erscheint manchmal der Irrwisch dem Hirten wie ein krankes Tier, das plötzlich dem Arglosen, der es in die wärmende Herde zu führen gedenkt, einen Feuerbrand ins Gesicht schleudert. Häufiger noch zeigt das hüpfende Licht sich als



Ziege und entspringt meckernd dem Betörten, der die Herrenlose einfangen will und dabei ins Wasser fällt. Das Wesen des Irrlichtes bezeichnen sehr alte, deutsche Ausdrücke besonders treffend. Es heißt Elflicht, Droglicht (trügerische Flamme), Zunselgespenst. Die Engländer nennen es »Will (Abkürzung von William) mit dem Strohwisch«, um die winzige Gestalt des Kobolds hervorzuheben, oder auch »Jack in der Laterne«, wie die Franzosen durch »närrisches Feuer, Hüpfen« die rasche, unruhige Bewegung der Flamme vorzustellen suchen.

So schweben die Gestalten der Toten in mannigfachen Verwandlungen über die Erde dahin, immer nur den einen Gedanken verkörpernd, dass die Trennung der Seele von allem Irdischen keine völlige sei. Denn was des Menschen Herz mit heißer Sehnsucht wünscht, das hofft es auch, und glaubt, was es hofft.

Wie ein Zaubernetz breitet die Sage von den Seelen der Verstorbenen ihre dunklen Fäden über Land und Meer, und kein Volk entzog sich ihr. Aus den schaumgekrönten Wogen des Ozeans tauchen Delfine empor. Um Segel und Mast der Schiffe flattern die Sturmvögel, warnend vor Gefahr. Es sind die Schatten der Ertrunkenen, welche frommer Wunderglaube zu Schutzgeistern der Überlebenden wandelte. Wenn ein Schiff in Sturm und Wellendrang dem scharfen Felsenriff entgentreibt, das seine Flanken mit gierigem Zahn durchbohrt und die Mannschaft dem sicheren Tode weiht, da zeigt sich das Unglück denen an, welche daheim im sicheren Stübchen der Wiederkehrenden harren. Von elf bis zwölf Uhr Mitternacht tobt auf der Diele, dem großen Vorflur oder mitten in der geräumigen Unterstube das spukhafte Wesen.

Da vernimmt man das Heulen des Sturms, das Brausen der Wassers, den Hilferuf der Verzweifelnden, und die alten Mütterlein am Strand wissen lange vorher die traurige Geschichte, ehe die Hiobspost selbst eintrifft. Draußen aber auf der hohen See schwebt durch finstere Nebel das Geisterschiff mit seinem höllischen Steuermann. Wehe dem, der es schattengleich an sich vorüberfliegen sieht und das wilde Jauchzen vernimmt, mit dem die unseligen Geister ihr Gelage feiern! Ein Fahrzeug macht nimmer zweimal die unheilvolle Begegnung, denn der nächste Sturm schlingt es mit Mann und Maus hinab in den unersättlichen Grund des weiten Meeres. Um Afrikas Südspitze segelt der Fliegende Holländer, wie der Weltjäger im dunklen Tannenforst den Waidmannsritt erschallen lässt, oder wie der ewige Jude in rastloser Wanderung sein Vergehen sühnen muss. Der Fliegende Holländer war einst ein stolzer Kapitän, der auf seinem stattlichen Schiff sich Gott und allen Herrschern gleich erachtete, in angemessener Hoffart und sündiger Lust Verbrechen auf Verbrechen häufte und die Meere durchflog, Mord und Raub verübend, wo er nur erschien. Wie mannigfach die Sage auch von ihm berichtet, hält sie doch treu eine Seite der Überlieferung fest, die in jeder Einzelnen wiederkehrt. Vielfach und schwer versündigt der Seefahrer sich an Frauen. Endlich nimmt er ein Schiff, auf welchem eine Jungfrau, in seltener Schönheit strahlend, sein Herz zu fesseln weiß und in dem wüsten Sinn die nie geahnte Liebe entfacht. Aber die Reue kommt zu spät, und die Blüte keuscher Neigung gedeiht nicht auf dem Boden, den das Laster zerrissen hat.

Durch ungebeugten Widerstand reizt sie seine Leidenschaft zum tollsten Wirbel auf. Da Bitten und Drohungen

die Reine nicht zu gewinnen vermögen, braucht er Gewalt oder stößt ihr das Messer in die Brust. Die schmachvoll Misshandelte sucht freiwillig den Tod. Wie ihr tragisches Geschick sich aber auch wendet, immer ist es ihr Schatten, der zum Vollstrecker des Gerichtes an dem verhärteten Bösewicht wird. Von leuchtendem Heiligenschein umgeben, schwimmt die bleiche Gestalt auf den rasch verfließenden Wogen, und der Räuber muss ihr folgen, von verzehrender Sehnsucht und Reue gestachelt. Je rascher er ihr nachstrebt, desto schneller entweicht sie seinem Auge, und so geht es bis in alle Ewigkeit. Die frech Entehrte hingegen treibt den Seefahrer und sein Schiff zur wildesten Flucht. Ihr und der nagenden, unerträglichen Gewissenspein zu entgehen, setzt er alle Segel bei und steuert mit Sturm und Blitz um die Wette. Aber der Schatten wankt ihm ohne Unterlass nach, und er kann ihm nicht enttrinnen.

### **Feen und Elfen**

Zu mächtigen Göttinnen verkörpert, dachte man sich das Schicksal und die Zeit. Das Gewordene, das Werdende und das Werdensollende ruhten in den Händen der drei Nornen, welche, ganz ähnlich den griechischen Moiren, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einem einheitlichen, festen, unabänderlichen Schluss verbanden. Sie allein wussten die verborgenen Zeichen zu deuten. Was dem Menschen bestimmt war in Leid und Freud, von seinem Ursprung an, ruhte in ihrer Hand. Unter den geheimnisvoll rauschenden Zweigen der Weltesche dachte die altnordische Sage sich den Urdarbrunnen, an dessen Rand die Schicksalsgöttinnen hausten. Dem Neugeborenen nahten

die gewaltigen Drei, mit ernstem Blick vorwärts schauend. Sie lenkten sein Geschick, bestimmten die Lebenslänge und steckten das Ziel, über das kein Geschöpf des Staubes hinauszureichen vermochte. Dem jungen Helden webten sie der Taten goldenes Band und breiteten es aus gegen Ost und West, damit ihm alles Land zu Teil werde, gegen Norden aber, dass der Ruhm Dürstende in Schranken gehalten werden möge. Einst traten die hohen Göttergestalten in die weite Halle eines Kriegsmannes ein, dessen Erstgeborener in der Wiege lag, nach altem Brauch zwei brennende Kerzen ihm zur Seite. Urdr wandte zuerst sich zu dem Knaben, Glück verheißend. Ihr folgte Verdandi mit begabendem Spruch: »Sei glückseliger, denn alle deines Geschlechtes.« Im Gedränge der Gäste war aber Sould, die Jüngste der Nornen, von ihrem Sitz gestoßen worden, und zornglühenden Auges schritt sie jetzt hervor: »Ich schaffe, dass jenes Kind nicht länger leben möge, als diese Kerze brennt.« Da ergriff Urdr schnell das Licht, löschte es aus und gab es der Mutter in sichere Hut, mit der Weisung, es nicht eher wieder anzuzünden, als bis der letzte, vom Geschick bestimmte Lebenstag des Sohnes angebrochen sei.

Von Geschlecht zu Geschlecht erbten diese Überlieferungen sich fort, und wenn die drei im Lauf der Zeit auch zu sieben oder dreizehn verwandelt wurden, wie die göttlichen Nornen in Elben und Zwerge, blieb doch der Kern der Sage unverändert. Was die eine an Glück und Schönheit dem Neugeborenen spendete, entkräftete die andere mit verwünschendem Spruch. So erblühte Dornröschen in holdem Reiz, klug und lieblich durch der zwölf weisen Frauen unsterbliche Gabe, bis der Spindelstich ihr scheinbar den Tod brachte, zu welchem die von dem Fest ausgeschlosse-

ne Dreizehnte sie Jahre vorher verurteilt hatte. Aber die Paten des Königskindes verstanden es, dem bösen Wunsch die Spitze abzubrechen, indem sie traumlosen Schlaf auf die Verletzte herabsinken ließen, aus dem nach hundert Jahren ein junger und schöner Prinz sie liebend weckte.

Schicksale heißen Fata, und daraus bildete sich leicht für die Schicksalsgöttinnen Fada oder Fee, wie die Elben in Elfen übergingen und die Sagen sich in Märchen verwandelten. Es gab gute und böse Feen, junge und schöne, alte und garstige, nur wohnte diesen die Kraft inne, sich nach ihrem Willen in reizende Formen zu verhüllen. Gewöhnlich aber schildern die Märchen uns diese geisterhaften Frauen wie Lichtfunken, von verkörperter Luft umgeben, sodass ihr innerstes Wesen sich dem unbefangenen Auge schnell genug offenbart. Dennoch entäußern sie sich in keinem Fall ihrer ursprünglichen, göttlichen Art, und der Mensch vermag sie nicht durch List zu täuschen, wie die losen Dirnen Holda oder Perachta mit den angeblich vollgesponnenen Spulen betrogen. Die Feen neigten sich freundlich den Kindern zu, zeigten sich als weiß gekleidete Frauen nachts an den Betten der Kleinen und beschenkten mit wunderbaren Gaben nicht nur diejenigen, bei denen sie Patenstelle vertraten, sondern auch alle, die sich ihnen näherten.

Ein deutsches Märchen aus dem 13. Jahrhundert erzählt, dass einst drei Feen durch das Land zogen, um gut zu machen, was die Natur mit scheinbarer Ungerechtigkeit vernachlässigt oder versäumt hatte. Zwei wollen hier und da mit rascher Hand die Unzufriedenen begaben, allein die Dritte wehrt ihrer zärtlichen Nachsicht, indem sie ihnen beweist, dass die Klage unbegründet ist. Eine Jungfrau, der Reichtum, Jugend und Schönheit zu Gebote standen, zog

durch den Wald und grollte mit dem Schicksal, weil es ihr die Erfüllung aller törichten Wünsche versagte.

Ihre Tränen rührten die weich empfindenden, deren Pfad sie durchkreuzt. Nicht so ist es mit der weisen Dritten, welche, der Schwestern milde mit ernsten Worten tadelnd, sich zu der Klagenden wendet und ihr streng entgegen ruft: »Du empfindest alles, was Menschen beglückt! Danke dem Himmel, der dich so reich begabte, und lerne dein eigenes Herz besser zügeln, damit es nicht mit nutzlosen Wünschen die Zeitspanne vergisst, welche dir verliehen ist.«

Darauf ziehen die Feen weiter und kehren in ein Haus ein, dessen Bewohnerin ihr Lager nicht verlassen kann, weil schwere Füße und Hüften sie am Gehen hindern. Auch hier dürfen die weisen Frauen nicht helfen, denn die Geplagte ist jung, schön, reich und verständig.

»Es ist billig«, sagt die Fee, »dass der Mensch irgendein Übel geduldig ertragen lerne.« Als die Sonne sinkt, nähern sich die Wandernden einer Stadt. Vor dem Tor treffen sie eine arme, hässliche Bauernmagd, deren rohes Gebaren sie mit Ekel erfüllt, sodass ihrer zwei sich erzürnt abwenden. Da ruft die Dritte sie zurück und fordert der Gabenfülle auf das Haupt dieses Mädchens herab: »Denn sie ist arm, sie ist garstig, ungefüge an Geist und Körper. An ihr handelte die Natur mit stiefmütterlicher Ungerechtigkeit und deshalb bedarf sie unserer Huld.«

Von der Fee Morgana wissen viele Seefahrer zu erzählen, wie sie ihren herrlichen Palast in den Wolken aufrichtet, der vor dem Nahenden plötzlich in Duft zerfließt. Ungeheure Palmen erheben der Stämme schlanke Säulen in die Lüfte. Gewaltige Türme trotzen auf den breiten Mauern und spiegeln ihre gigantischen Umrisse in eines Sees bläu-

lich klarer Flut. Paradiesische Eilande tauchen über die Wogen empor und locken den Schiffer auf ihr trügerisches Rund. Wer dem Zauber vertraut und mit keckem Fuß den Rand des Wunderkreises beschreitet, verfällt dem Geisterreich. Wanderer der Wüste ziehen mit brennender Sohle und verdürstenden Lippen über die endlose Sandfläche dahin, gierig nach einem Tropfen kühlenden Wassers, mit dem sie ihr Leben fristen mögen. Da winkt es ihnen vom Rand des Horizontes in lachender Fülle. Sie erblicken grüne Wiesen, prangende Felder, zwischen denen ein Strom seine breiten Wogen rollt, eine mächtige Stadt mit Goldschimmernden Türmen, die sich weithin dehnt. Sie raffen ihre letzte Kraft zusammen und streben dem Lustgebilde nach, das sich vor ihren sehnenenden Augen verflüchtigt und an anderer Stelle neu und glänzender wieder aufbaut.

Zur Zeit Pipins, in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts, sah man im Frankenland, wie alte Gedichte und Sagen melden, hoch oben in den Lüften schön vergoldete Schiffe ziehen, auf denen wunderbare Gestalten saßen. Einzelne dieser Geister oder Sylphen stiegen herab und mischten sich unter die Erdbewohner. Vom höchsten Reiz veredelt, in Sprache und Sitten wohlgebildet und klug, entführten sie die Menschen in ihr Wolkenreich. Es währte nicht lange, so verschrien die Priester diese lustigen Gebilde als Teufelskinder und böse Zauberer. Als einmal wirklich mehrere Fremde auf dem Feld bei Lyon gesehen wurden, bildete man sich ein, sie seien solche Sylphen, und wenig fehlte, dass jene harmlosen Wanderer zerrissen worden wären. Ziehende Wolken, von zufälliger, vielleicht seltsam scheinender Beleuchtung angestrahlt, nannte das Volk Nebelschiffe und vermeinte, dass die Zauberer sie durch ihre

Sprüche herbeilockten. Wenn dann der Sturm sich erhob und rauschender Hagel die Frucht der Felder zu Boden schlug, war durch der bösen Beschwörung das Korn dem Luftschiffer verhandelt, der das seine in Empfang nehmen kam.

Feenschlösser erblickte nur der Eingeweihte, der vom Schicksal Bestimmte.

Den Riesenjungfrauen gleich schritten die holden Zauberinnen einst über Berg und Tal, Kraft und Milde in sich vereinend, denn während sie mit zierlichen Fingern die Spindel drehten, trug die freie Hand einen ungefügten Felsblock zum Bau herbei. Auf dem schön gelockten Haupt ruhte gleiche Last. Sie waren so stark, dass sie vier der mächtigsten Steine auf einmal herbeizubringen vermochten und ihr Zuruf die Schwestern auf Meilenweite traf. Voll Huld und Güte, wie die umziehenden Göttinnen Holda und Berchta, kehren sie zur Nacht in die Häuser ein, deren Bewohner ihnen den Tisch mit allerlei guten Speisen decken. Doch darf kein menschliches Auge sie belauschen, und sie ahnden streng den Ungehorsam gegen ihr Gebot. In einem Haus trafen sich einst die drei mächtigsten Feen: Morgana, Arsile und Maglore. Es waren aber zwei Wanderer über Nacht dort eingekehrt, die sahen alles mit an, obgleich sie sich schlafend stellten. Wie nun die Speisenden sich um den gedeckten Tisch setzen, entbehrt Maglore des Messers, das in der Eile vergessen worden war. Da erhebt sie sich zürnend und will keinen Anteil an der Speise. Vergebens suchen die anderen beiden sie zu beschwichtigen. Je mehr sie die Mahlzeit und deren Spender rühmen, desto heftiger entbrennt der Dritten Ingrim. Ehe sie scheiden, begaben Morgana und Arsile die beiden Schläfer, den einen mit



Reichtum, den anderen mit der Fähigkeit, alles, was er empfinde, in dichterisch schöne Form zu kleiden. Die gekränkte Fee verweigert ihr Gastgeschenk so schnöden Wirten, und als nun die anderen lebhaft in sie dringen, ruft sie aus: »So mögen sie nehmen, was ihrer Frechheit gebührt! Ich spende diesem ein kahles Haupt, jenem unheilvolle Reise.« So mussten die armen Burschen das fehlende Messer teuer genug bezahlen.

Feen spannen und webten herrlich schimmernde Gewänder. Sie waren die Leuchtenden, ihre Paläste schwammen in einem Meer von Glanz. Sie leiteten ihre Schützlinge glücklich durch alle Gefahren hindurch, mit denen böse Zauberinnen sie bedrohten. So ergoss der Baum über das arme Aschenputtel golden und silbernes Gewand, Schmuck und holdesten Liebreiz, bis es den Königssohn gewann. Die Tauben der gütigen Feen verrichteten alle mühselige Arbeit, die von schlimmen Königinnen irgendeiner Verfolgten aufgegeben wurden. Nicht selten entstand ein Wettstreit zwischen guten und bösen Feen, der nicht immer mit dem Sieg der gerechten Sache endete. In ein zartes Vögelchen verwandelt, unterlag die mächtige Fee ihren mächtigeren Gegnerinnen, und das Märchen berichtet sogar von menschlicher Hilfe, welche in solcher Not die Bedrängte rettete. Durch alle jene fantastischen Überlieferungen geht der Zug von der Menschen Überlegenheit. Ihr mussten nacheinander die rohe Kraft des Riesen, wie des Zwerges Schlaueit weichen. Über der Geister List und Tücke, über der Elfen und Feen verlockenden Reiz siegte das sterbliche Geschlecht mit der unsterblichen Seele.

Elbenhaft dämonisch erscheint die Sage von dem Feenmarkt zu Braquemont in Nordfrankreich. Auf der weiten

Heide, längs der Seeküste, sammelten sich dort von alters her alle Feen am Vorabend des Johannistages und hielten Markt. Wehe dem, den sein Unstern des Weges führte oder den verwegene Neugier in den Zauberkreis trieb! Wer von ihnen kaufte, wurde wie sinnlos, erkannte weder Weg noch Steg und stürzte sich, anstatt nach Hause zu gehen, von den steilen Uferfelsen in die schäumende Brandung hinab. Wo der Feenreigen sich auf dem Hügel im Mondlicht schlingt, trifft den Begegnenden Unheil, denn es ist nicht gut, den Überirdischen zuzuschauen. Schnell erwacht ihre Sehnsucht nach der Menschen Geschlecht, und folgt der Erwählte nicht willig, so brauchen sie Gewalt.

So eng verbunden mit der Feen Art und Wesen erscheinen die Elfen, dass man sie nicht zu sondern vermag. Die magischen Fäden, welche der Elben Reich umschlossen, sind im Lauf der Jahrhunderte zu einem weiten Zaubernetz ausgedehnt worden, innerhalb dessen die erfindende Dichtung sich frei bewegt. Jede Sage ist aus dem Vollen geschöpft. Deshalb finden sich in jeder verwandte Züge, und der ewige Jäger klingt an das Märchen vom wilden Altona, die zierliche Elfe teilt den Hügel, auf dem ihr Reigen schwebt, mit dickköpfigen Zwergen. Undine, die liebliche Wasserfee, schlummert auf denselben Wogen, in deren Tiefe der garstige Nix mit grünen Zähnen seine eigenen Kinder zerfleischt. Einst stand am Südennde des Himmels ein strahlender Palast, glänzender als die Sonne, von Lichtalfen bewohnt. Das waren Geister, deren duftiger Leib in herrlicher Schönheit gebildet erschien, den Menschen ähnlich, doch geformt aus unirdischen Stoffen und darum mit weit anderer Lebensfähigkeit begabt, als sie den Staubentsprossenen zu Teil geworden. Die Sterne waren Augen dieser

Lichtalfen, die mild und strahlend zur Erde niederblickten. Die Kunde von jenem himmlischen Geisterreich erlosch allmählich, und der neue, christliche Glaube stürzte der Elfen Heimat auf die Erde herab, wo die holden Gestalten in heiligen Gewässern, dunklen, schattigen Hainen und auf freier Bergeshöhe ihre unsichtbare, schimmernde Wohnung erbauten. Von den Lichtalfen sonderten sich die Dunkelalfen, von diesen wieder die Schwarzalfen ab, denn ursprünglich dachte man sich der Lichtelben glänzende Welt in ungeprüfter Reinheit für sich bestehend. Keiner der Geister war befleckt von sündiger Liebe zu den Menschen, denen sie sich nur mit himmlischem Erbarmen näherten. In der Luft thronten die lichten Elben, in den Höhlen der Berge die dunklen, in ihrer Weise den Irdischen hilfreich, doch nicht durchaus gut, vielmehr schon versetzt mit bösen Elementen. Vollendet in Tücke und Schadenfreude erschienen nur die Schwarzelben, und wenn die Lichten sich füglich den Engeln vergleichen ließen, ahmten die schwarzen den Bewohnern der Hölle nach. Elf, Alf oder Alb bedeutet Schutzgeist, Genius, und solche Schutzgeister wurden sichtbar als schöne Jünglinge oder herrliche Jungfrauen, während die Feen, ihrer Abstammung von den Nornen getreu, sich nur als weibliche Wesen offenbarten. Die Lichtelfen bildeten ein großes, weites Reich, als dessen Gebieter der Elfenkönig erscheint, Alberon oder Oberon. Schottische Balladen nennen eine Elfenkönigin, deren eigentliches Gebiet in den Bergen ist, wie Frau Holda im Hörselberg wohnt. Den Beherrschern dieser erdichteten und so zauberisch schönen, reizvollen Welt sind berühmte Wundergaben eigen. Ihnen steht alles zu Gebote, der ewigen Jugend Glück, des Frühlings zarte Blüte, des Sommers reiche Glut. Gold und

schimmerndes Gestein ruft ihr winkender Zauberstab aus farblosem Nichts hervor. Wo Oberons Wunderhorn erschallt, schweigen die empörten Wogen, und der Klang lockt selbst die steifsten Füße zum wirbelnden Tanz. Dem Elfenkönig dient als Zepter ein Lilienreisig, seiner holden Gemahlin, der Fee Titania, ein blühender Rosenzweig.

Elben und Elbinnen werden von Liebessehnsucht nach den Menschen ergriffen, sobald der Lichtalfen Reich zur Erde niedersinkt. Dieses Sehnen scheidet sich aber streng ab von der Leidenschaft, welche in den Sagen der späteren, christlichen Zeit zu einem der widerwärtigsten sinnlichen Momente umgebildet wurde.

Der Elbenleib ist harmonisch aus Erde, Feuer, Wasser und Luft zusammengesetzt, und dass kein Teil dieser verschiedenartigen Elemente überwiegt, erhält dem Körper ein zehnfach höheres Leben, als es den Menschen gegeben ist. Der Elben Seele vergleicht sich einem leuchtenden Strahl, der seine Hülle niemals zerbricht und endlich spurlos erlischt, während der Himmelsfunke, der in dem unsterblichen Menscheng Geist lodert, zur Glut wird, die ihre irdische Behausung nach und nach verbrennt, bis er aus dem zerstörten Leib sich zu seiner wahren und eigentlichen Heimat aufschwingt. Dem vergänglichen Stoff, der den lebendigen Gottesodem in sich schließt, gleich zu werden, strebten der Sage nach die Lichtalfen, und das hohe Ziel mochten sie nur durch die innigste Verbindung mit einem keuschen Jüngling oder einer reinen Jungfrau erreichen. Alle Sagen, welche diesen Grundgedanken entstellt wiedergeben, sind durch spätere Zusätze getrübt. Art und Wesen der Geister ist es, sich dem Menschenauge nicht ohne Hülle vorzustellen. Deshalb entschwinden die Elbenfrauen, sobald unzeiti-

ge Neugier sie belauscht. Die schöne Melusine straft an dem Gatten, den sie verlässt, der Schwiegermutter hässliches Forschen. Wie sie werden fast alle Elbinnen im Bad belauscht, und die seltsame Bildung ihrer Füße verrät den geisterhaften Ursprung.

Völlig erloschen sind uns die ersten und reinsten Sagen dieser Art. Was davon blieb, ist so mit Hexen- und Teufelsglauben vermischt, dass die ursprüngliche Schönheit nur schwer zur Geltung kommt. Klar zeigt dies eine Überlieferung, die uns von der in hoher Schöne strahlenden Fastrada, der Geliebten Kaiser Karls des Großen, berichtet. Die zwei Teile, in welche diese Kunde zerfällt, stellen ein deutliches Bild von der Entwicklung aller gleichen Sagen dar.

Fastrada umgab unsichtbar den greisen Helden mit ihrer Liebe, nur dann zu einem wirklichen, herrlichen Weib sich gestaltend, wenn Karl sie rief und kein Unbefugter nahe war. Einst erblickte er zwischen ihren geöffneten Lippen ein Mal an der Zunge, wie ein goldenes Korn gebildet, das er ihr ausschneiden ließ. Dadurch war sie sterblich geworden und erlag der Menschen allgemeinem Los. Dies bildet der Dichtung ersten und reinsten Teil. Das göttliche Wahrzeichen sicherte die Elbin gegen den Tod, der die Geister nicht willkürlich trifft. Ihre Vernichtung wurde als eine völlige betrachtet, da sie sich in ihre Bestandteile auflösten und kein Stäubchen von ihnen zurückblieb. Nach dem Verlust des goldenen Kornes musste die Fee einen irdischen Leib annehmen und verweste einem solchen gleich. Diese natürliche Folge hält der zweite Teil der Sage durch einen Zauberring auf, den Fastrada im Leben trug, vermittelt dessen sie die Zuneigung des Kaisers fesselte und den sie sterbend unter ihrer Zunge barg. Durch des Ringes Kraft

blieb Karl der Toten treu, behielt die geliebte Leiche in seiner Nähe und verbot, sie zu bestatten. Solch bedenklichem Tun trat Erzbischof Turpin entgegen, forschte eifrig nach einem Merkmal des Zaubers und fand endlich den Ring, den er ungesehen zu sich steckte. Wie ein Schleier fiel es nun von des Helden Augen. Er befahl, sogleich dem toten Körper seine Ruhe zu geben, und übertrug alle Hinneigung, die er der Verstorbenen geweiht hatte, auf Turpin, den er nicht mehr von sich ließ. Da warf der Erzbischof den Zauberring in eine Quelle, die bei Aachen strömt und nun den alten Kaiser so mächtig an sich zog, dass er dort eine Pfalz bauen ließ und in der warmen Flut täglich badete.

Die Elfen ziehen um, wie die hehren Göttinnen einst auch pflegten. Elftausend geleiten Frau Holda, wenn der Sommer geschieden ist und des Herbstes kalte Stürme brausen, nämlich am Tage Allerheiligen, dem ersten November. In heiteren Sommernächten tanzen sie auf dem Hügel; dann ertönt eine liebliche Musik, und der Lauscher erblickt reizende Gestalten, die sich im Mondlicht schwingen. Wird der Fremde von ihnen ertappt, so ist es um seine Ruhe für immer geschehen. Denn er vergisst nie den süßen Klang, dem selbst die Tiere in stummer Verzückung horchen, wenn er auch der Elfen verführerischer Schönheit widersteht. Durch die Mainacht reitet ein Graf zu seinem Hochzeitsfest. Mitten im tiefen Wald hält die Elbenjungfrau den Eilenden auf und fleht mit holdem Liebeswort. Ergibt er sich ihr, so harrt die Braut umsonst des ritterlichen Gemahls, er kehrt nicht wieder zu des Tages Licht. Weigert er sich aber, dann schallt ihm der Elfen Verwünschung nach, oder es trifft ihn ein Stoß aufs Herz, dass er binnen weniger Tagen sterben muss. Auch die Elfen rauben Kinder. Auf

tauiger Wiese, am Erlenbach, schweben sie nebelgleich. Dort haust der Erlkönig, den es nach Menschen gelüftet, die in seinem Reich aufwachsen und nach Erlösung dürstende Geister befreien sollen. Durch des Schicksals Spruch, der ihm allein bekannt, ist ihm dieser oder jener dazu bestimmt, wie dem Nix sein jährliches Opfer. Bitten und sanfte Überredung verhelfen dem Elfen manchmal zu der unsterblichen Seele, deren er bedarf. Bleibt sein Flehen unerhört, so ergreift er den Widerstrebenden mit Gewalt und tötet den Körper.

In Kurland liegt ein Schloss, Dondangen geheißten. An der Westseite desselben hing vor Jahrhunderten über der kleinen Eingangspforte ein uraltes Muttergottesbild an einem Stein, der ein wenig aus der Mauerwölbung hervorragte. Der Ritter von Sacken, dem die Burg gehörte, geriet einst um geringer Ursache willen in Streit mit seinem Nachbarn, einem rohen Gesellen, der überall Händel stiftete. Gerade unter dem Bild trafen die beiden hart aneinander, sie zogen das Schwert, und der Raufbold erstach den edlen Mann. Da tat es über ihm einen Schlag, und das Muttergottesbild stürzte auf des Übeltäters Haupt herab, dass er augenblicklich die schwarze Seele aushauchte. An der Stelle aber, wo das Bildnis gefestigt war, spross, allen sichtbar, ein Birkenbäumchen hervor. Der Ritter von Sacken hinterließ einen Knaben, der bald heranwuchs, sich vermählte und sein väterliches Erbe übernahm. Zu ihm trat einst in später Abendstunde eine herrliche Lichtgestalt, wie ein überirdisch schöner Jüngling anzuschauen, und sprach: »Ich bin der Erlkönig, dir und deinem ganzen Geschlecht hold und zugetan. Auf dem Grund, den dieses Schloss bedeckt, ruht tief verborgen der reichste Schatz an Gold und Silber, den Men-

schenaugen je erblickten. Den will ich dir geben, sofern du mir gestattest, in deinem Rittersaal in der letzten Nacht des Jahres meine Hochzeit feierlich zu begehen. Hüte dich aber, irgendwem, selbst dein Weib und deine Töchter nicht ausgenommen, davon Kunde zu geben, denn kein menschliches Auge darf unser Fest erspähen. Es würde dir und mir großes Unheil bringen.« Das sagte ihm der Edelmann zu auf Ritterwort und Ritterehre.

Doch schon war das Geheimnis erlauscht worden. Eine von des Burgherrn Töchtern, ihrer Tracht wegen die grüne Jungfer genannt, hatte spät in der Nacht in ihres Vaters Schlafgemach den Lichtschein erblickt und des Elfen Stimme vernommen, die ihr wie süßer Gesang zu Ohr und Herzen tönte. Da beschloss sie, dem wunderbaren Fest zuzuschauen, es koste, was es wolle.

Vergebens warnte die innere Stimme sie vor dem bedenklichen Unterfangen. Brennende Neugier ließ ihr keine Ruhe. Der besseren Überzeugung tragend, verbarg sie sich hinter einer der Türen und schaute durch das Schlüsselloch dem Treiben der Elfen zu.

Ihr Auge ist wie gebannt von der unerhörten Pracht und Herrlichkeit des Brautzuges. Ihr Ohr schwelgt in den süßen Tönen, denen sich nichts auf Erden vergleichen lässt. Außer sich vor Entzücken drängt sie selbstvergessen ihr Antlitz so fest an den Spalt, dass die Tür leise knarrt. Da schaut der Erlkönig hin zu ihr und sein Geisterblick dringt durch Wand und Holz. Ein furchtbarer Knall erschüttert das Haus. Dichte Finsternis umhüllt den Saal, vor dessen Tür die todesbleiche Evastochter sterbend liegt.

Kaum vermochte sie noch mit stammelnder Lippe den herbeieilenden, erschrockenen Hausgenossen zu berichten,



was geschehen war. Dann verfiel sie in Irrsinn, und des Morgens erster Strahl fand sie als kalte, starre Leiche. Dem gebeugten Vater erschien in der nächsten Mitternacht der Erlkönig finster und drohend: »Die verrufene Neugier eines Weibes«, sprach der Geist mit strengem Ton, »hat an mir und all den meinen eine lange Zeit ruheloser Irrfahrt verschuldet, die es selber in harter Buße mit uns tragen muss. Dir aber verkünde ich, dass die Burg und alles Land, die zu deinem Besitz gehören, nimmer von dem Vater auf den Sohn übergehen mögen, ja, es soll in dem ganzen Geschlecht kein Erbe geboren werden, bis der Birkenbusch über der westlichen Pforte so viel Holz getrieben hat, dass eine Wiege daraus gezimmert werden kann.« Also verschwand der Geist und ließ sich nicht mehr blicken. Langsam wuchs das Bäumlein, erstarkte aber nicht. Es war, als füge ihm jedes neue Jahrhundert nur ein schwachen Reisig hinzu. Indessen ging der Fluch in Erfüllung, kein Erbe wurde denen geboren, welche über Dondangeres weite Herrschaft geboten. Durch Halle und Gemächer wandelte in finsterner Mitternachtsstunde die grüne Jungfer, mit herzerschütternder Klage die Schlummernden weckend. Vorwitzigen Jungfrauen berichtet sie unter Tränen, welch herbes Leid sie selbst verschuldet hatte, und warnte sie vor dem Erbfehler, der sie nun schon viele, viele Jahre ohne Hoffnung auf einen Erlöser aus ihrem Grab treibe. So erhielt sich die Sage bis in die Neuzeit, und das Bäumchen schien endlich Stamm genug zu einer winzig kleinen Wiege angesetzt zu haben. Sein Wachstum zu fördern, ließ der jetzige Besitzer eine Öffnung in die Mauer brechen und diese mit fruchtbarer Erde füllen. Da verging die Birke plötzlich, starb völlig ab. Doch scheint es, als sei der Fluch gelöst,

denn seit das Bäumchen verdorrte, hat sich die grüne Jungfer nicht mehr blicken lassen.

Im irischen Elfenmärchen steigt der alte Held und König O'Donoghue auf einem silberweißen Tier aus der Flut des Killarney-Sees empor und hält mit seinen Elfen im rosigen Morgenstrahl des ersten Maitages den herrlichsten Umzug, den Geister je getan haben. Glückselig der Wanderer, den sein günstiges Geschick um jene Zeit absichtslos an des Sees Gestade führt! Der seltene Anblick bringt dem Schauenden Segen, dem Land reiche Frucht. Wo Elfen und Feen tanzen, bildet sich im Gras ein Kreis, auf dem die Halme dichter, höher und grüner stehen, als rings umher, und wenn ein Haus an solcher Stelle errichtet wird, spenden die Elfen den Bewohnern desselben ihre reichsten Gaben. Jung Tamlan zog auf seinem Ross über die schottischen Hügel dahin. Zu seinem Onkel wollte er reiten. Doch Sonne und Luft hatten ihn ermüdet, er stieg ab, ließ sein Tier in einem Baumschatten und warf sich achtlos auf den üppigen Rasen nieder. Weil der Knabe sich aber mitten in den heiligen Kreis gebettet hatte, versank er sogleich in den tiefsten Zauberschlaf. Da nun die Dämmerung ihre weichen Flügel über die Erde zu breiten begann, Nebel emportauchten und der Mond endlich mit dem goldenen Horn über die finsternen Wälder hinausschiffte, öffnete sich leise der Hügel, und eine Schar glänzender Elfen schwebte durch die milde Abendluft. Ihren verwunderten Blicken zeigte sich schlummernd Jung Tamlan im holden Schmuck der reinsten Jugend. Die Elfenkönigin rief ihre Dienerinnen mit geheimnisvollem Wort herbei, hieß sie den Knaben sanft emporheben und in ihr unterirdisches Reich tragen. Dort barg sie ihn Jahre lang, bis die Sehnsucht nach dem Licht des Him-

mels, nach dem Duft der Blumen und Wälder ihn zur Oberwelt emportrieb. Am Hügel weilte eine Jungfrau, die einst, ein Kind noch, ihm hold und freundlich war, die jetzt ihn liebt und aus der Geistermacht erretten will. Da flüstert er ihr zu, leise, dass kein Verräter ihn belauscht: »Morgen ist aller Heiligen Tag, an dem die Elfen heimkehren in des Hügels Tiefe. Mich zu befreien, harre an dem Weg, wo das Kreuz errichtet steht. Unbeachtet lass den ersten Zug vorüberwallen, auch den zweiten, im dritten erst erblickst du mich. Nicht von dem braunen, nicht vom schwarzen Ross, von dem weißen zieh den Mann herunter und halte ihn fest mit starkem Arm, wie die Geister ihn auch wandeln mögen!«

Und so geschah es. Mutig hielt die Jungfrau stand, ob der Jüngling auch zur ringelnden Schlange, zum glühenden Eisen oder zum Vogel wurde. Endlich umfängt sie ihn als nackten Mann und deckt den Entzauberten mit grünem Mantel zu. Nun gehört er ihr, und sie entflieht mit ihm, nicht achtend der zürnenden Elfen Drohungen.

»Hätten wir das gewusst! Deine Augen würden wir dir entrissen, dein treuloses Menschenherz aus der Brust genommen, Augen vom Baum in die leeren Höhlen und einen Stein in den Busen gesetzt haben!«

In Bäumen und Pflanzen hausen die Elfen, wie in Flüssen und Brunnen. Sie tragen grünes Gewand. Einen Knaben, den sie mitgenommen hatten, sah man eine Zeit lang auf einem Bergabhang in einem grünen Rock umherstreifen. Dann verschwand er auf immer.

Schon aus dem Vorhergehenden erhellt, wie das Elfenleben sich den Eigentümlichkeiten des Ortes und der Zeit anschließt, dort ist es ein klarer Himmel über dürrer Heide,

hier ein seenreiches Land im kalten Norden, dort eine heiße mitternächtige Gegend, wo das Alfendrama spielt. Und so werden alle diese Verhältnisse ebenso viele Bedingungen ihrer eigentümlichen Lebensgestaltung. Nur ein sicherer Blick in die ursprüngliche Zeit der Sagenbildungen vermag die Zusätze, falschen Züge, Trübungen und Entstellungen aus späteren Zeiten mit richtigem Takt herauszufühlen, zu ermitteln und abzusondern. An einem heißen, sonnigen Tage schritt über die Ebene im südlichen Frankreich ein junger Wanderer im Mönchsgewand, die Kapuze zurückgeschlagen, aus der ein feines, geistvolles Antlitz hervorleuchtete. Doch schien ein bedrückender Kummer das Auge zu verdüstern, wenn es in tiefes Nachdenken versunken den Boden suchte. Die Hände, welche den Rosenkranz hielten, schlangen sich dann fester ineinander, als strebten sie dadurch der inneren Erregtheit Herr zu werden. So verschwand die Ebene vor des Mönchs Blicken, und eine lange Reihe mit Büschen umringter Hügel nahm ihn auf, den Achtlosen gegen die versengende Mittagsglut beschirmend. Schon perlten reichliche Tropfen von der breiten Stirn des Wanderers, seine Zunge klebte schmachtend am Gaumen, und er warf einen zerstreuten Blick umher nach dem Ruheplätzchen, das ihm Schutz gegen die Strahlen der Sonne und einen frischen Trunk aus sprudelndem Quell verheißen möchte. Gerade vor ihm drängten die vollbelaubten Bäume sich dichter aneinander. Grünes, schwellendes Moos winkte unter den Stämmen zum Niedersitzen, der Mönch tat einige rasche Schritte, die ihn mitten in das schattigste Rund leiteten, das jemals von einem breiten Kreis schimmernden Grases umfasst wurde. Da lag dicht vor den Füßen des Staunenden auf einem kostbaren, seide-

nen Teppich, halb im Gezweig einer Haselstaude verborgen, ein wunderbar schönes Weib, von zarten, grünen Gewändern umflossen, in ihrem Schoß ein Haufen altertümlich geprägter Gold- und Silbermünzen, mit denen ihre weißen Hände nachlässig spielten.

»Wer bist du?«, entglitt es nach langem, entzücktem Schauen von den Mönchslippen, »welches Wunder führte dich hierher?«

Da lächelte die Erscheinung ihn mit ihren süßen, leuchtenden Augen seltsam an, und dieses Lächeln sank wie ein berückender Liebestrank in seine Seele. Und nun öffnete sie den Mund zu holder Rede: »Ich bin dein Schutzgeist«, sprach die Schöne, »lange hegte ich dich, o Gerbert, unsichtbar dich umschwebend. Manches konnte ich dir verleihen, doch immer nur armselige Gabe, denn weil du mich nicht kanntest und kein Verlangen nach mir trugst, stand ich dir zu fern. Du erwähltest dir die Geliebte, die dich nicht erhört. Brennender Ehrgeiz, maßloser Wissensdrang füllen deine Seele. Aller Dinge Anfang strebst du zu ergründen und stehst verzaubert schon am kleinsten Wunder still. Ergib dich mir, von nun an sei mein eigen, und wie ein tönender Wohlklang sollen die tiefsten Geheimnisse der strengen Göttin Philosophie in dein Ohr sich schmiegen, aller Reichtum, alle Ehre, alle Macht soll dein sein. Drei gewaltigen Kaisern wirst du Rat und Stütze werden, dreimal selbst erhöht auf stolzem Sitz prangen. Denn ich schaue, was den Menschen unsichtbar und verborgen ist. Dreifach strahlend sehe ich ob deinem Haupt das Glück verheißende R, das heilige Zeichen in heiliger Zahl, am höchsten, wenn dreimal die heilige Neun geschrieben wird.«

Da ergab der Mönch sich der Waldfrau, deren Reiz ihm

zu Anfang nur die Sinne berückte, deren kluger Rat ihn aber fort und fort leitete, bis er einst in der höchsten priesterlichen Würde der Welt entgegentrat. Aus dem armen Wanderer, auf Frankreichs Boden in niederer Dürftigkeit erwachsen, wurde ein weiser und mächtiger Kirchenfürst, ein Freund der drei Ottonen, der deutschen Kaiser aus sächsischem Geschlecht. Ihn führte sein Geschick zuerst auf den Erzbischofssitz zu Reims, dann nach Ravenna, endlich nach Rom, und dort nannte er als Papst sich Sylvester II.

Indessen drückte die dreifache Krone zu schwer das alternde Haupt und er trug sie nur wenige Jahre. Als er den Stuhl Petri bestieg, schrieb man 999.

1003 erschien dem weisesten Beherrscher der Kirche die Waldelfe mit trübem Blick. »Schwer lastet der Feinde Tücke auf dir«, sprach sie, »allein du wirst überwinden, und deine Taten werden für dich zeugen. Dir winkt Befreiung von allem Leid, denke mein, wenn du in Jerusalem Messe liest.«

Im Mai desselben Jahres wurde zu Rom eine *Kirche vom heiligen Grab* in Jerusalem geweiht und der Heilige Vater gebeten, dort die erste Messe zu zelebrieren. Als er nun vor dem Altar stand und emporblickte, zeigte sich droben, ihm allein sichtbar, die Lichtelfe im schimmernden Gewölk. Da wusste er, dass sein Tod nahe sei. Er starb einige Tage darauf, am 12. Mai des Jahres 1003, vermutlich an Gift. Sein Grabstein soll noch heute des jedesmaligen Papstes Ableben verkünden. Der Stein soll alsdann so stark schwitzen, dass große Tropfen daran herniederrinnen und eine breite, nasse Stelle entsteht.

Verwünschte Jungfrauen, die weißen, in Schleier gehüllten Frauen der mannigfachen Schlosssagen, Brunnenseen

und Waldelfen, die wilden Frauen und faligen Fräulein gehören dem Geschlecht der Lichtalfen zu. Deshalb mögen sie oft schon durch den Kuss eines reinen, unschuldigen Menschenkindes erlöst werden. Sie verbinden sich eng mit den Wunderblumen, die im alten Gemäuer wachsen und sich dem, der sie pflückt, nicht selten zu einem Schlüssel verwandeln, der verborgene Pforten öffnet. Der Blume Berührung sprengt die Felsen und legt reiche, unterirdische Schätze bloß. Wer klug und vorsichtig wäre, könnte sein Lebtag genug daran haben.

Die gütigen Elfen streuten unter Baum und Busch zu Zeiten gelbe Blätter aus, die sich in Gold verwandelten. Sie begabten fröhlich, mit vollen Händen, doch in der stillen Hoffnung, durch den Beglückten frei zu werden. Einem kranken Mägdlein in der englischen Grafschaft Cornwall zeigten sich die lieblichen, hilfsbereiten Geister und brachten ihm wunderbare Speise, gaben ihm auch klugen Rat gegen allerlei Übel und lehrten sie die verborgenen Heilkräfte vieler Pflanzen kennen.

Das in Lied und Sage gefeierte »Glück von Edenhall« war ein herrlicher Becher von seltsam künstlerischer Arbeit. Elfen, die zur Mittagszeit am kühlen Schlossbrunnen im Schatten ruhten, tranken daraus. Sie wurden aber von dem Hausmeister des Grafen belauscht, der plötzlich hervortrat, den Becher an sich riss und entfloh. Da riefen die Geister ihm warnend nach: »Hüte dich vor des zerbrechlichen Glases Fall, es ist das Glück von Edenhall!« Der Becher wurde sorgsam bewahrt und brachte den späten Nachkommen Segen und fröhliches Gedeihen, manches Jahrhundert lang.

Bei einem rauschenden Fest, als der Wein den Sinn der Männer umnebelt, das Herz der Frauen erregt hatte, rief

der jugendliche Herr des Schlosses, der letzte Spross des alten Hauses, mit hallender Stimme einen Diener herbei und forderte das Glück von Edenhall, den Rundtrunk daraus zu tun. Erschrocken stand der Mann ob dieses Gebotes, entsetzt der alte Hausmeister, dem das kostbare Gut vertraut war. Doch lauter drängten die zechenden Gäste den trunkenen Wirt, ihnen die Elfengabe mit perlendem Wein zu kredenzen. Purpurn ergießt sich der Wein in das herrliche Glas. Die Halle strahlt in rosigem Licht, indes der Graf mit den anderen auf eine mächtige Zukunft anklingt. Tief und mild ertönt des Bechers Rund wie der Elfenreigen im silbernen Mondlicht, dann stark und voll wie Donnergrollen, als der Graf zum dritten Mal in frevelndem Übermut das Glück von Edenhall versucht, zerspringt das Glas mit erschütterndem Laut. Da brechen die Pforten. Der Feind hat während des Festes die Mauern überstiegen, den Brand in die Räume des Schlosses geworfen. Was die stürzende Wand nicht begräbt, das Schwert nicht tötet, verschlingt des Feuers lodernde Glut, und als die Sonne über die Gräuel der Nacht emporsteigt, beleuchtet sie nur noch die Trümmer von Edenhall, unter denen der letzte Graf verschüttet ruht.

Die Elfen der serbischen Sage schweben in weißen, feinen, luftigen Gewändern aus den Wolken herab und tanzen bei Mondlicht im Wald und auf Felsengipfeln. Über den Rosengärten Asiens erblickt der Eingeweihte herrliche Jungfrauen, die so schön sind, als wären sie aus Blumen-duft geboren. Das sind die Peris. Sie harren zwischen Himmel und Erde der endlichen Erlösung, aber selten gelingt es einer von ihnen, die Seligkeit zu erringen.

Liebliche Märchen erzählen, wie hier und da eine Peri zu



dem so sehnsuchtsvoll erstrebten Ziel gelangt, entweder durch des Geliebten zarte Neigung und unwandelbare Treue oder durch das Beste und Edelste, was sie unter der Sonne findet.

Einst trug die Peri die Zeugen der reinsten Liebe nacheinander vor Gottes Thron, wurde aber dennoch verworfen. Mutlos sank sie zur Erde nieder und lag weinend an der Hecke, welche ein kleines Gärtchen von der Heerstraße trennte. Auf dem grünen Rasen spielte ein Kind, und auf dem Weg zog ein finsterner Mann daher, dessen Antlitz, die Sünde zerrissen, dessen Auge das Verbrechen scheu und wild gemacht hatte. An der Hecke stand er still und betrachtete den Knaben. Die Sonne war fast untergegangen, ihr letzter Strahl fiel warm und rot auf des Kindes Angesicht, auf seine runden, bräunlichen Wangen. Es streckte die unschuldigen Händchen nach der Sonne aus und lächelte sie an. Da legten sich die rosigen Lichter wie ein Heiligenschein um das krause Haar. Durch das grüne Gezweig schaute die Peri dem Wegelagerer zu, doch er sah sie nicht und starrte lange wie selbstvergessen in die holden Kinder-Augen, die der Sonne zugewendet waren. Jetzt zuckte es um seine dünnen Lippen wie verhaltener Schmerz. »So war ich auch einst«, murmelte er und legte beide Hände über der veräderten Brust zusammen. »So war ich auch einst«, sprach er noch einmal. Da flutete ein heller Schimmer über sein grimmes Angesicht, und langsam rollten zwei klare Tropfen aus den Augen über die verwitterten Wangen hinab. Weiter rannen sie nicht. Die Peri fing ungesehen die Tränen in eine goldene Schale auf, dann entfaltete sie ihre Schwingen und schwebte mit dem seltenen Raub empor. Wehend erschlossen sich des Himmels goldene Tore, En-

gelchöre jauchzten ihr entgegen. »Denn das Köstlichste und Edelste auf weitem Erdenrund«, rief eine göttliche Stimme der Nahenden zu, »ist des Sünders Träne, die Vergebung fleht.«

Auf Elfen und Feen übertrug die Sage jene wunderbare Verwandlung, welche den nordischen Schlachtjungfrauen eigen war. Sie vermochten, wie diese, Schwanengestalt anzunehmen. Zeugnis dafür geben die Namen, welche edlen Königinnen beigelegt wurden: Schwana, Schwanhilt, Schwanweiß. Ja, so eng verband diese Vorstellung sich mit jener der weissagenden Zukunft verkündenden Namen, dass bis auf unsere Tage sich das Wort »schwanen« erhalten hat. »Es schwant mir«, sagt man gleichbedeutend mit »es ahnt mir.« Elbenhafte Frauen und Jünglinge durchzogen als Schwäne die Luft und tauchten dann mit dem zarten Leib in des Wassers kristallene Flut, die Bezauberung vermittelte ein übergeworfenes Schwanhemd, ein Ring oder eine Kette. Wem es gelang, den Elfen eines dieser Dinge zu entziehen, dem wurden sie zu eigen. Ein Jüngling sah über einem Weiher tief im Wald drei silberweiße Schwäne herniedersinken, am Ufer warfen sie das Fluggewand von sich ab und stiegen, zu den schönsten Jungfrauen umgewandelt, in den See. Nachdem sie gebadet hatten, legten sie die Hülle wieder an und flogen davon. Als er sie zum zweiten Mal traf, entwendete er der einen das Schwanhemd und gab es nicht zurück, wie sehr sie auch bat und flehte. Die Schwanfrau musste nun bei ihm bleiben. Er nahm sie zur Ehe und lebte sieben Jahre lang glücklich und zufrieden mit ihr. Da trieb ihn der Vorwitz, dass er ihr einst das Schwanhemd zeigte. Kaum berührte es ihre Hand, als sie auch schon verwandelt in die Luft sich erhob und durch

das geöffnete Fenster auf immer entfloh.

Bei Larden an der Mosel steht ein Gotteshaus, Schwanenkirch genannt. Davon erzählt die Sage: Ein Ritter, dessen Burg an dem Fluss emporragte, war mit dem Kreuzheer gen Palästina zur Befreiung des Heiligen Grabes gezogen. In der Schlacht wurde er verwundet, von den Feinden gefangen und schmachtete Jahre lang als Sklave unter den Sarazenen. Von heißer Sehnsucht nach dem Vaterland gequält, lag er oft die Nacht hindurch wachend und in Tränen gebadet auf seinem Lager. Einst träumte ihm, er werde von einem weißen, mächtigen Schwan emporgehoben und fliege durch die Luft. Tief unter ihm schwanden Städte und Länder, Wald und Meer. Plötzlich fühlte er eine heftige Bewegung und erwachte, rieb sich aber verwundert die Augen, denn nicht mehr rauschten Palmen des Orients ob seinem Haupt, sondern deutsche Eichen breiteten ihr grünes Laubdach über ihn aus, Tannen und Fichten ragten in des Himmels lichte Bläue. Und als er sich erhob, sah er vom Hügel herab zu seinen Füßen den Moselstrom, drüben die Zinnen seiner Burg im Morgenstrahl erglänzen. Da gelobte er mit dankerfülltem Herzen, Gott eine Kirche an der Stelle zu erbauen, an welcher der Schwan ihn niedergelassen hatte. Dann schritt er fröhlich der Heimat zu, wo Weib und Kind den Totgeglaubten froh begrüßten. Mit der Zeit vergaß der Ritter sein Gelübde. Als er aber einst zur Jagd auszog, erschien ein Schwan in den Lüften, umkreiste ihn und rief: »Schwanenkirch! Schwanenkirch!« Das fiel ihm schwer auf die Seele, und er beeilte sich, es zu erfüllen.

Viele Sagen berichten von Schwanfrauen. Eine solche war König Oriants Gemahlin. Sie brachte auf einmal sieben Kinder zur Welt, die alle silberne Kettlein um den Hals trugen.

Als die böse Mutter des Königs ihnen diese nahm, verwandelten sie sich in Schwäne und flogen davon. Oft wiederholt sich dieser Zug mit den Schwanketten. Drei Ritter von Schwanring kamen einst aus unbekannter Ferne in die Gegend von Plesse an der Leine. Sie trugen einen Schwanenflügel auf ihren Schilden und bauten zum Schutz gegen die von Beverstein, mit denen sie in arger Fehde lebten, ein festes »Plätzken« im Plessenwald, hart am Ufer der Leine. Allmählich verwandelte die Aussprache jene Bezeichnung in »Plessen« und die Schwanritter nahmen endlich selbst den Namen derer von Plesse an.

Keine der mannigfaltigen Schwansagen ist an Gehalt und Bedeutung der Dichtung gleich, welche Lohengrins Zug nach Brabant verherrlicht hat. In dem Land der Franken steht auf dem Monsalvatsch eine wunderbar leuchtende Burg, die noch niemand fand, der sie suchte, deren Tore sich aber ganz von selbst den Helden öffneten, welche an Sitte rein wie der klarste Spiegel, an Tapferkeit und Mut dem Löwen gleich, und fromm im Glauben wie Engel waren. Ihrer Obhut wurde das weissagende Heiligtum vertraut, das die Burg umschloss, der Heilige Gral genannt, nämlich jene Schüssel, in die Christus des Verräters Bissen tauchte, ehe derselbe hinging, ihn seinen Feinden zu überliefern. Von dem Gral wurde einst der junge Lohengrin ausgesendet, ohne dass er wusste, wohin der Weg ihn führen werde, und das hatte folgenden Zusammenhang. Nach dem Tod des Herzogs von Brabant war sein einziges Töchterlein, die schöne Else, unbeschützt zurückgeblieben.

Zwar hatte der sterbende Vater sie einem seiner tapfersten Mannen, Friedrich von Telramund, zu Lieb und Treu empfohlen. Doch dieser hegte allzu kühne Wünsche und

trat endlich vor Kaiser und Reich mit der Behauptung auf, dass ihm Else ihre Hand und damit den Herzogsstuhl gelobt habe, was diese bestritt. Ein Gottesgericht sollte in der Angelegenheit entscheiden. Der Fürstin wurde aufgegeben, zu bestimmter Frist einen ritterlichen Kämpfer zu stellen, der für ihre Ehre und ihre Freiheit in die Schranken treten sollte. Auf dem fernen Monsalvatsch erscholl über dem Heiligen Gral die Glocke als ein Zeichen, dass eines Ritters Schwert dringend von Nöten sei, und das Los, dem Bedrängten beizustehen, fiel auf Lohengrin, den Sohn des Parzival. Trefflich gerüstet, bestieg er eben sein Ross, als er auf den Wellen des Stroms einen reich geschmückten Nachen erblickte, den ein silberglänzender Schwan mit leichtern Flügelschlag der Stelle zusteuerte, an welcher er sich mit seinem Ross befand. Er vertraute sich dem Nachen an und schwamm hinaus aufs weite Meer.

Zu Antwerpen im Schloss hielt Else Zwiesprache mit ihren Getreuen. Ihr Herz war von banger Furcht erfüllt, denn kein Ritter wagte, sich mit dem Drachentöter Telramund im Kampf zu messen. Hilfeflehend schaute sie umher, da erhob sich am Strand ein Getümmel. Ein Schwan zeigte sich, der kraftvoll einen Nachen die Schelde aufwärts zog, in welchem, ausgestreckt, das Haupt auf dem Schild, die rechte Hand am Schwert, ein edler Jüngling schlummerte. Der laute Zuruf des Volkes weckte ihn. Der Schwan hielt, und der Fremde stieg an Land. Kaum hatte er vernommen, wessen die klagende Jungfrau bedurfte, so erbot er sich zum Gotteskampf. Else berief ihre ganze Sippe, Geistliche und andere. Selbst König Gotthart kam aus England. Sie zogen zusammen gegen Saarbrücken von da nach Mainz, wo ihnen Kaiser Heinrich entgegenfuhr. Dort stritt Lohen-

grin mit Friedrich von Telramund und besiegte ihn nach hartem Kampf. Friedrich bekannte die Unwahrheit seiner Angabe und wurde darauf mit dem Beil gerichtet. Der Sieger aber vermählte sich mit der Herzogin, doch musste Else heimlich ihm geloben, »keine Frage zu tun nach Heimat und Geschlecht des Retters.«

Mächtig und weise regierte nun der Fremde zu Brabant, und seine Ehe mit der schönen Herzogin wurde durch zwei Kinder gesegnet, einen Knaben und ein Mädchen. Einst bei einem Turnier stach er den Clever Herrn vom Ross, dass er im Fallen den Arm brach. Hierüber erzürnt rief die Herzogin von Cleve so laut, dass es die anderen hörten: »Ein kühner Held mag Lohengrin sein und auch ein guter Christ. Nur schade«, fügte sie spöttisch hinzu, »dass sein Ruhm gering ist unter den Fürsten, weil niemand weiß, woher er ans Land geschwommen kam.« Else errötete tief, sie war ja selber völlig unbekannt mit ihres Gatten Vaterland und Abstammung. Sie konnte die Kränkung nicht verwinden und entschloss sich, die verbotene Frage zu tun, was immer daraus entstehen möge. Zweimal verhinderte ihr Gemahl sie an dem törichten Wort, aber sie ließ sich nicht beruhigen, weinte und sprach: »Wie hat die Clever Herzogin mich mit ihrer Rede verletzt! Und was soll ich meinen Kindern antworten, wenn sie mich einst fragen?« Lohengrin verwies sie endlich auf den folgenden Morgen. Als es Tag geworden war, versammelte er alle Ritter und Mannen um sich, bekannte öffentlich, woher er stamme und wer ihn gesendet habe, segnete seine Kinder und begabte sie mit Horn und Schwert, indem er sie ermahnte, dieselben sorglich zu bewahren, wenn es ihnen wohlgehen solle. Dann nahm er Abschied von Else, die vor Schmerz von Sinnen zu kom-

men schien, steckte ihr einen Goldreif, den er einst von seiner Mutter empfangen hatte, an den Finger, und schied, wie er gekommen war, auf dem Nachen, den der Schwan von dannen leitete.

## Die Nixen

Wie lieblich tönt nicht das Rauschen der Wasser am grünen Uferrand! Wenn der Strahl der Sonne sich über den flutenden Spiegel ausbreitet, das der Farben höchste Schönheit, das blühendste Leben dem Menschaugen entgegenlächeln, scheinen die kleinen, gekräuselten Wellen schäkernenden Kindern gleich, die sich jagen und haschen im neckenden Spiel. Tief unten aber regt sich geheimnisvolles Weben, dem nur die Fischlein lauschen dürfen, die nichts verraten. Weil der Mensch ihre Sprache nicht versteht, sagt er in stolzer Überheblichkeit: Sie sind stumm! Doch täuscht er sich. Wunderbare Fülle des Schaffens regt sich unter des Wassers kristallener Hülle, in dem Flussgötter schimmernden Haus, in des Meerkönigs stolzen Palast, wo Gold und Edelmetalle in nie geahnter Herrlichkeit zwischen Seerosen leuchten.

Überreich ist die Sage an Geistergestalten, von dem ungeschlachten Riesen an, der ein Felseneiland auf seiner Brust zur Sühne aller Gräueltaten trägt, die er verübte, bis zum Wassermann unter der Brücke, bis zur Muschel herab, die sich langsam im Morgenstrahl auftut und dem verzauberten Bewohner Licht und Lust vergönnt. Wie die Teilung der Welt in Himmel, Erde und Wasser auf ihren Ursprung zurückweist, schied sich in der ältesten, Sagen bildenden Vorstellung ihr dreifaches Regiment. In den Mythen der Griechen

und Römer leben diese Anschauungen. Sie lassen insbesondere den Meergott seinen allgewaltigen Dreizack schwingen, beleben die Flüsse mit langbärtigen Herrschern, die Quellen mit schlanken, schönen Frauen. Den heidnischen Völkern war das Wasser heilig als das Element, dessen nichts entraten mag, was da atmet und lebt. Aus den Göttern des Südens schuf sich die Fantasie des Nordens ungefüge Riesen und garstige Wasserkobolde, voll Tücke und Schadenfreude, die Göttinnen allein bewahrten ihre ursprüngliche Schönheit und Lieblichkeit. In ihnen regt der unerlöste Geist die duftigen Schwingen. Sie streben nach Licht, Liebe, nach allem, was den Menschen eigen, was menschlich schön und liebenswürdig ist. Sie begaben freundlich, wenn ihnen Dienste erwiesen werden, und mischen sich gern unter fröhliches Volk, das an den Ufern der Gewässer seine Reigen aufführt.

Geister des Meeres tauchten nur empor, wenn die Wellen sanft bewegt erschienen. Der Sturm scheuchte sie auf den Grund der Wasserwelt zurück. Sie trugen wenig Verlangen nach denen, welche tot in des Ozeans Schoß hinabsanken. Denn nur das Lebendige, die Lebenden allein können sie, die kalten, bleichen, wärmender Lebenskraft bedürftigen Geister reizen. Daher ihr unwiderstehlicher Drang, sich den Bewohnern der Erde zu gesellen. Seltener finden sich Sagen von raubenden Meermännern. Nur hier und da spricht die Überlieferung von Jungfrauen, denen sie nachstellten und die sie dann in ihr unterirdisches Reich entführten. Vielmehr waren es Meerfrauen oder Meerminnen, deren bezauberndes Lied in monderhellter Sommernacht träumerische Jünglinge in die grüne Tiefe hinablockte. Oft genug trieb die unbezwingliche Sehnsucht sie aus den Wohnun-



gen des Ozeans zum Festland hin, mit den Staubgeborenen ein Bündnis zu schließen, das jedoch niemals glücklich für die Liebenden endete. Zu rau erwies sich des Menschen Seele und zu wankelmütig der zarten Elfennatur der Wasserjungfrau gegenüber. Oft brach auch durch fremde Schuld oder unzeitige Neugier das Missgeschick der Trennung über sie herein.

An Norwegens steiniger Küste ragte einsam die Zinne eines festen Schlosses von den Felsenzacken empor, und da, wo des Turmes Fuß bis dicht an die Brandung niederreichte, öffnete sich eine düstere Bucht, wohlgeschirmt gegen Sturm und Wetter. Im Schloss hauste ein junger Graf, der eines frühzeitigen, schweren Verlustes willen aller Liebe und aller Freundschaft entsagt hatte, sein armes Herz in die wilde Schönheit der heimischen Felsen zu retten, vielleicht in der Hoffnung, dass es gleich ihnen sich härten möge gegen des Lebens Unbill. Die kühle Luft tat ihm wohl, mochte er nun jagend die Klippen durchstreifen oder dem Meer seine Beute abringen, oder auch nur, was seine liebste Beschäftigung war, in sich selbst versunken über die dunklen Wasser der Bucht schauen. Wenn er aber in stiller Nacht das Fenster geöffnet hielt und der Mondstrahl die Wellenspitzen versilberte, wollte es ihm manchmal scheinen, als schwebe seltsam süßer Klang zu ihm empor, abgerissene Akkorde eines Liedes, von zarter Frauenstimme gesungen. Einst entschloss er sich, die Wendeltreppe hinabzusteigen, um von dem untersten Gemach, von welchem eine kaum sichtbare Tür zur Bucht führte, den Sängern zu lauschen. Vorsichtig öffnete er das Pfortchen und blickte hinaus in die milde Sommernacht. Da schien es ihm, als sehe er unter den Felsen weiße Gestalten über dem Wasser

schweben. Bald erklang das Lied aufs Neue. Leise drang es aus der Tiefe empor, mit seinen Zaubertönen den Hörer lockend, dass er fast unbewusst hinaus schritt und sich dem Strand näherte. Der Vollmond goss sein silbernes Dämmerlicht über die dunklen Fluten aus, auf denen er deutlich drei wunderbar liebliche Frauengestalten, halb auf den Wellen ruhend, halb in die Flut getaucht, unterschied. Mit verhaltenem Atem blickte er zu der Erscheinung. Da sank der Mond tiefer hinter die Felsen, sein Strahl begann die Bucht zu verlassen. Eine Sängerin nach der anderen schlüpfte auf eine breite Klippe, nahe am Strand, raffte dort eine seltsame Verhüllung empor und stürzte, zur Robbe verwandelt, in das heimische Element zurück. Als bald war der letzte Ton verhallt. Nur eine der Jungfrauen, die herrlichste von allen, schwebte noch auf den Wassern. Da betrat auch sie unter dem hellen Mondlicht den Stein – ein Sprung, ein leises Plätschern, dann war alles still.

Wie aus einem Traum erwacht, starrte der Graf in die dunkle Nacht hinaus, die er vergebens mit seinen Blicken zu durchdringen strebte. Lange stand er so, der Wiederkehr der Entschwundenen harrend. Aber die Luft schwieg, finster war die Bucht, und der Mond verschwand endlich ganz. Da kehrte er, einem Trunkenen gleich, in sein Gemach zurück. Seine Seele war mit den wunderbaren Gestalten in die Meeresflut gezogen, und es schien, als sei die Welt nur noch vorhanden, damit dem Morgen der Abend folge, um ihn zum süßesten Schauen einzuladen. Zu langsam schlichen ihm die Stunden des Tages dahin, bis endlich die Nacht zur Erde niedersank und des Mondes goldenes Rund an der dunklen Himmelsbläue emporschiffte. Als sein erster Strahl über die Felsenhäupter hinweg die Wellen

küsste, schwebten leise, melodische Klänge durch die Luft, wie aus tiefstem Meeresgrund entstiegen. Nun brauste das Wasser hoch auf um die Klippe, weißen Schaum verspritzend, und weiße, schimmernde Leiber glitten durch die Flut. Es waren Jungfrauen, schön und herrlich, wie sie nur die Fantasie sich träumen mag. Ein goldener Reif hielt das hell glänzende lockige Haar vom Haupt zurück, und die Lieblichste von allen schmückte ein Kranz von Perlen und Edelsinn. Sanft verschlungen schaukelten die Wellen sie dem Strand zu, und ihres Liedes Zaubertöne berückten des jugendlichen Lauschers aufgeregte Sinne, dass er endlich, kaum wissend, was er tat, sehnsüchtig die Arme ausstreckte nach den göttergleichen Wesen. Da wendeten sie sich zurück, denn das Mondlicht erblasste. Wiederkehrend zum Stein, versanken sie nacheinander in die Wogen, die sich flüsternd über ihnen schlossen.

Was half es dem Jüngling, dass er dem Ufer zueilte und mit angstvoll suchendem Blick die Flut durchforschte. Immer düsterer wurde die Bucht. Nur leise rollten die Wasser zum Gestade und netzten liebkosend des Irrenden Füße. Kaum vermochte er sich loszureißen von dem Ort, an den er mit magischer Gewalt gefesselt schien, nur der Gedanke, dass es Morgen und wieder Abend werden müsse, gab ihm die Besinnung zurück.

Am folgenden Tag war der Graf am Strand, lange ehe die Sonne scheiden wollte. Mit pochendem Herzen verbarg er sich unter den Felsen des Ufers, so nahe der Klippe wie möglich. Dann lauschte er angestrengt in die Meeresstille hinaus, bis es dämmerte, bis am dunkelnden Himmel ein Stern nach dem anderen sichtbar wurde und der Mond blutrot im Westen aufging. Es dauerte lange, ehe sein Strahl

die Bucht erreichte, und als er sie endlich mit glänzendem Licht umfloss, blieb der Felsen einsam. Einförmig rauschte das Wasser, und gleich als empfinde es mit dem armen, sterblichen Herzen denselben Kummer, dieselbe Enttäuschung, schien das Himmelsgestirn seinen Lauf zu beeilen und ließ bald die Klippe in düsteren Schatten zurück. Und so blieb es, Nacht um Nacht. Schwermütig blickte der Graf vom Turmgemach über das weite Meer hinaus oder er schweifte über die Felsen, von der höchsten Spitze derselben starr zur Bucht hinunterschauend, als gedenke er durch einen entschlossenen Sprung, dem trüben Sinnen und aller Qual ein Ende zu machen. Die Nächte waren finster und stürmisch. Zuweilen tobte ein Wetter über Meer und Land, bis von Neuem der Mond als schmale, glänzende Sichel am Abendhimmel erschien und die erregte Luft sich zu ebbem begann. Endlich strahlte in einer milden, stillen Nacht das volle, goldene Licht des Mondes wieder auf den Stein herab, zu dem des Grafen Blick sich schmerzlich hingewendet. Da begann es unten wieder sich zu regen. Leise rauschte die Flut und trug die himmlischen Gestalten zum Licht empor, deren süße Weise wie Harfenton die Luft durchbebte. Und als der Reigen seinem Ende nahte, die Erste, die Zweite in das heimische Element zurücksank, endlich die Schönste zögernd den weißen Fuß auf die Klippe setzte, schwang sich behänd eine schlanke Jünglingsgestalt zu ihr empor, entwand ihren zarten Händen die zauberische Hülle und jauchzte voll Entzücken: »Nun bist du mein, und keine Welt soll dich mir entreißen!«

Erschrocken blickte die Meermaid dem Grafen ins Gesicht, umsonst streckte sie wie flehend ihre Arme zum leuchtenden Mond, dass die Wassertropfen daran gleich

schimmernden Perlen in die Wogen rollten. Sie fühlte sich emporgehoben und durch die Flut getragen von dem kühnen Räuber, der sie wie einen kostbaren Schatz im Turmgemach zu bergen eilte.

Nun wurde die Meerfrau des jungen Grafen eheliches Gemahl, und in stiller Seligkeit lebte er mit ihr auf seinem Schloss, fern von aller Welt. Doch blieb sie stumm und lernte nimmer reden, wenn sie allmählich auch begriff, was um sie her geschah. Die Robbenhaut, welche er vom Stein genommen, ehe die Jungfrau sich verwandeln konnte, hatte er sorgfältig in eine sichere Truhe verschlossen, denn er fürchtete, das holde Weib möchte ihm entinnen, wenn in hellen Vollmondnächten der klagende Ruf ihrer Schwestern von der Bucht herauf ertönte. Drängte er sie, mit ihm den Turm zu verlassen und in den weiten Gemächern des Schlosses zu wohnen, dann blickte sie sehnsüchtig nach dem Meer zurück und sah dem Gemahl mit ihren wundervollen Augen so bittend ins Gesicht, dass er nicht zu widerstehen vermochte. In süßer Liebeständelei entflog ihm die Sommerzeit, und nach einem kurzen, wechselvollen Herbst breitete ein langer, harter Winter seine eisige Decke über Meer und Land.

Doch dem Sterblichen erweist sich das Geschick als launenhafte Göttin. Was ihm zum Segen gereichen soll, wandelt sich nicht selten zu seinem Fluch, und solche Doppelwirkung übt vor allem die nächste und vertrauteste Gefährtin, die Gewöhnung, auf ihn aus. Indem sich der Mensch allmählich dem Bösen wie dem Guten fügt, erträgt er das Schwere wie das Leichte, nur allzu rasch ermüdet ihn das Glück.

Des jungen Gatten Sinn begann nach und nach, ohne dass

er sich dessen klar bewusst wurde, wieder nach außen zu streben, denn seiner Seele war der Stachel des Schmerzes genommen, und nun schaute er die Welt mit anderen Augen an. Anfangs streifte er mit dem schönen, stummen Weib über Felsen und Klippen, sich an der herben Schönheit seiner Heimat zu erfreuen. Dann, als er sah, wie die scharfe Luft ihrer zarten Gestalt wehtat, weite Wege sie ermüdeten, ließ er sie allein zurück im öden Turmgemach, endlich harrte er ungeduldig des Augenblicks, der ihn hinausführen sollte in den brausenden Wind, an das grollende Meer, weil die Schweigsamkeit daheim ihn mehr bedrückte, als er sich selber eingestand. Er bemerkte nicht, wie die Blässe auf der Meerfrau Wangen durchsichtiger wurde, wie ihre schönen, hellen Augen sich trübten und wehmütig an ihm hafteten, wenn er, ohne umzuschauen, hinwegeilte. Die Arme wusste ja nicht, wie es unter Menschen zuzugehen pflegt, und dass eine kluge Hausfrau sich in manches Wunderliche schicken muss. So verstrich langsam des Winters letzte Hälfte. Endlich begann der Frost zu weichen, der Schnee schmolz, hier und da tauchten grüne Spitzen auf, und einem kurzen, rauhen Lenz folgte der warme Sommer.

Aber nicht alles war wie vordem. Hatte der Graf sich an das Umherschweifen gewöhnt oder scheute er die beredten Blicke der Verlassenen? Wer mag es ergründen? Vielleicht wirkte beides, das eine oder das andere überwiegend, in seiner Seele zusammen. Tagelang blieb er abwesend, kehrte dann wohl zurück und begrüßte freundlich das liebliche Weib, aber in seinem Herzen war es anders geworden und das verriet sich wider seinen Willen.

Einst hatte er eine längere Fahrt unternommen und kehr-

te erst zurück, als die Sonne untergegangen war und der Mond sein volles, glänzendes Rund über die Wogen erhob. Als er so am Strand dahinzog und nachsinnend die Ruder sinken ließ, gedachte er plötzlich jener Nacht, da er mit starker Hand die Seejungfrau gewonnen hatte. Er seufzte, und unwillkürlich griff seine Rechte nach dem Schlüssel zu der Truhe, welche die wunderbare Robbenhaut umschloss. Der Schlüssel, den er Tag und Nacht auf seiner Brust zu tragen pflegte, war verschwunden. Er musste ihn verloren haben. Da berührten leise, ferne Töne sein Ohr, und als er aufblickte, lag vor ihm die Einfahrt zur Bucht. Darüber erhob sich die steile Turmwand, Fenster und Altan hell von silbernem Glanz umsäumt. Eine weiße Gestalt schien sich droben zu bewegen. Aus den Wellen aber klagte es wie sanfte Trauermelodie, leise verhallend. Und nun tönte vom Altan herab liebliche Erwiderng. Überrascht von dem lang ersehnten, süßen Ton, hoben sich augenblicklich zwei Meerfrauen aus der Flut empor, schlangen ihren Reigen im Vollmondstrahl und streckten flehend ihre Arme zu der Schwester hinauf, die, von Menschenhand gefesselt, trauerte. Plötzlich verschwand die Gestalt. Doch nach kurzer Weile kehrte sie zurück, eine dunkle Hülle vor sich ausbreitend. Eben traf das Mondlicht ihr lockiges Haupt, ihr zartes Angesicht in holder Schönheit Fülle. Süße Töne entquollen ihren Lippen, als sei sie ein Schwan, der sterbend im Gesang die Seele verhaucht. Dann schlug sie den Mantel um ihre weißen Schultern und stürzte sich hinab in die Flut, die sich brausend über ihr schloss. Einen Augenblick lähmte starres Entsetzen des Grafen Arm. Dann raffte er sich auf und trieb sein Boot mit zitternder Hast in die Bucht hinein, das geliebte Weib zu retten, das ihm kaum jemals so begeh-

renswert erschienen war, als in jenem Moment, da ihn der Verlust desselben bedrohte. Wild blickte er um sich. Der Altan war leer, das Wasser dunkel, öde die Klippe. Da traf sein Blick das freie Meer, wo das Mondlicht noch auf den Wellenspitzen schwebte, und sah eine dunkle Masse, drei gewaltigen Robben gleich, in die offene See hinausrudern. Niemals kehrten die wunderbaren Geister zu jener Stelle zurück. Der nächste Sturm brach eine der Felsenhöhen und verschüttete die Bucht, und der Turm stand fortan einsam, denn der junge Graf zog in ferne Länder und kehrte nimmer heim.

Meerfrauen tauchten oft an den Küsten empor und versuchten die Schiffe zu erklimmen. Weil ihr Erscheinen aber den Seefahrern als ein Zeichen nahenden Sturmes galt, wehrten sie ihnen mit Gewalt. Der Wassergeister Augen sind hell und glänzend. Nur selten verstehen sie der Menschen Sprache, noch seltener reden sie selbst. Lange grüne oder blaue Haare wallen über ihre weißen, schimmernden Schultern hinab. Doch sind sie meist nur bis zum Gürtel Mensch und enden in einen Fischschweif. Wo übermütige Städte untergehen sollten, erschien zuvor eine weissagende Meerminne, doch verkündigte sie zuweilen auch Gutes, und man gewahrt noch heute an den Kielen der Schiffe oder an den Windfahnen auf den Türmen der Niederlande das Bild einer günstigen Meerfrau.

Im Jahr 1619 entsendete der König von Dänemark zwei Edelleute mit einem Schiff gegen Norwegen, nämlich Christian Holke und Wolf Rosensparr. Das Meer war an manchen Stellen völlig klar und eben, sodass sie den Grund zu beobachten vermochten. Plötzlich sahen sie einen Mann in der Tiefe wandeln, der unter jedem Arm ein Bund Stroh



trug. Sie setzten sogleich ein Boot mit sechs Matrosen aus und warfen eine Angel nach ihm, an der ein ganzer Schinken steckte. Kaum berührte der Meermann das verführerische Geschenk, als sie ihn mit Harpunen festhakten und seines Sträubens ungeachtet auf die Oberfläche des Wassers brachten. Anfangs wollte er ihnen nicht Rede stehen, zerrte an seinen Fesseln und schwieg dann lange Zeit. Endlich sprach er: »Ich bin der König des Nordmeeres. Wehe Euch, wenn Ihr mich gefangen zurückhaltet, denn nimmer würde Euer Schiff das feste Land erreichen. Sturm und Wellen müssten Euch verderben. Lasst Ihr mich aber meiner Bande ledig, so will ich Euch glückliche Fahrt verleihen.« Hierauf gaben ihn die Edelleute frei und befahlen, ihn in das Boot zurückzuführen. Da sprang er über Bord ins Meer hinab und verschwand.

Wo Strudel im Wasser brausen, singen die Meerfrauen, gleich den Sirenen der Alten, ihr bezauberndes Lied und locken den Seefahrer in die unergründliche Tiefe.

Reichhaltiger noch, als die Sagen von den unterseeischen Beherrschern des Ozeans, sind die Überlieferungen von Geistern der Flüsse und Seen, der Brunnen und Quellen. Aus der Nixen Reich steigen Wasserlilien oder Mummeln auf die Oberfläche empor, und solche Gewässer nennen die Menschen Mummelseen. Nichus, Nicker, auch Neck hieß der Wassergeist schon sehr früh, und man dachte sich ihn fast nur als Mann. Später bildete sich allmählich eine Sagenfülle von weiblichen Herrscherinnen des feuchten Elements, man bezeichnete diese Meerwunder, fügte zum Hafsmann die Hafsfrau, zum Seekönig die Seejungfer, zum Nix die Nixe. Aus der Heilquelle zu Pyrmont kam einst die liebreizende Brunnenfee herauf, und ein Graf gab sich ihr

in heißer Liebe zu eigen. Neun Tage weilte er bei der Schönen im Wasserreich und schied dann auf einen Tag zur Oberwelt, von der er sich nicht völlig loszureißen vermochte. Den Geliebten sich zu bewahren, schlang die Nixe eine kostbare Kette um seinen Hals. Als diese aber einst im Kampfspiel zerrissen wurde, vergaß er die Wasserfrau und nahm auf Andringen seiner Freunde ein Eheweib aus vornehmerm Geschlecht. Doch als der Priester am Altar den Segen sprach, trat plötzlich die Brunnenfee zwischen das Brautpaar, umfing den Grafen mit kalten Armen und ließ ihn tot auf den Boden niedergleiten, verschwand und kam nimmer wieder.

Die Nixen sind Wassereiben und bewahren alle Eigentümlichkeiten der elbischen Natur. Als einem Badenden in der Flut eine Jungfrau näher schwamm, erfasste er sie an ihren langen, grünen Haaren und führte sie mit sich in seine Heimat. Sie war ihm treu und hold, sprach aber nie zu ihm. Als er einst in unbedachtem Zorn sie fragte, woher sie sei, und ihr Kind zu töten drohte, wenn sie nicht die Wahrheit reden würde, rief sie voll Trauer: »Hättest du mich schweigen lassen, so würde ich deine Gemahlin verblieben sein, und das Glück wäre nimmer von dir gewichen. Jetzt muss ich scheiden, und du siehst mich niemals wieder!« Da verschwand sie mit dem Knaben, und dem Mann gedieh von Stund an nichts mehr.

Ungestümes Forschen, Scheltworte oder Schläge verletzen des Geistes zartere Natur, und er entweicht auf immer. Dennoch ringen die Wassereiben aller Sagen nach Erlösung durch der Menschen warmblütiges Geschlecht.

Sie mischen sich gern in Tanz und Spiel und sind dabei wie andere auch. Nur der nasse Kleidersaum macht sie

kenntlich und der Umstand, dass sie zu bestimmter Stunde das Fest verlassen müssen. Aus einem See bei Wüstenahorn tauchten oft drei schöne Fräulein auf, kamen in das Dorf und tanzten mit Jünglingen und Jungfrauen fröhlich um die große Linde. Sobald es zwölf schlug, eilten sie hinweg, und niemand durfte sie halten. Ein Bursche beredete die anderen, die Zeiger der Uhr zurückzustellen, weil er dadurch die Jüngste der drei zu fesseln hoffte. Als sie aber des Betruges innewurden und die ihnen gesetzte Frist verstrichen war, gingen sie wehklagend hinweg, und der törichte Liebhaber blieb allzu schüchtern zurück. Erst am Morgen wagte er sich hinunter an den See, auf welchem er drei blutige Stellen erblickte. Die Nixen blieben verschwunden.

Die Sage lässt über ihnen, und zwar nur über den Frauen, ein finsternes, unabwendbares Verhängnis schweben, das einen Bund mit den Sterblichen durch Vernichtung straft. Der Grund, weshalb sie so die Nixenwelt scheidet, liegt ohne Zweifel in der zarten, abhängigen Natur der Frau, wie in seiner ganzen geschlechtlichen Sphäre und dem Gebot des Mannes. Insofern schließt oft die Sage einen tieferen Sinn ein, den sie hier zugleich mit dem flüssigen, durchsichtigen Element verbindet. Der Nix, welcher jenem Geschick nicht unterliegt, bedarf daher der Menschen nicht. Wenn der Wassermann den Mädchen nachstellt, ist es nur um seiner Kinder willen, denen er durch die menschliche Mutter ein besseres Los zu schaffen sucht.

Wie die Flüsse und Seen schimmert auch das wallende Haar der Nixen grün oder blau. Nur selten ruhen sie am Strand, ihre lichtfarbenen Locken mit goldenem Kamm teilend. Aus den Flüssen Russlands steigen die Rusalky empor, besonders in der Pfingstwoche, wo ihnen das Volk ge-

flochtene Kränze in das Wasser wirft, mit denen sie ihre langen, grünen Haare schmücken, und im Sonnen- oder Mondenschein sich auf den Zweigen der Bäume am Ufer wiegen. Auch an der Donau, an der Elbe und Saale schweben die Flussnympfen auf dem Weidengeäst. Aus dem Mummelsee stiegen zweimal im Jahr allerliebste Seeweibchen, zwölf an der Zahl, und kamen ins nächste Dorf zum Tanz.

Eine unter ihnen hatte sich mit ihrem Burschen verspätet, und die anderen harrten schon angstvoll am Ufer, als das Paar endlich erschien. Da war große Freude unter den Vorausgeeilten, sie verehrten dem Jüngling ein Bund Stroh und stiegen eilfertig in den See hinab. Indem der Beschenkte nach Hause ging, neckten ihn die Gefährten ob der seltenen Gabe, und er warf sie unmutig fort. Nur ein Halm blieb an seinen Kleidern hängen, und der hatte sich am nächsten Morgen in eine schwere Goldstange verwandelt. Auch diese Seeweibchen hielten eine bestimmte Zeit ein. Sie verließen immer den Tanz, ehe die Glocke im Turm aushob, elf zu schlagen. Einmal verfehlten sie die Stunde und eilten jammernd hinweg, denn nun mussten sie sterben. Wirklich rötete sich das Wasser, sobald sie hinabgestiegen waren, und man sah sie nicht wieder.

Abends, wenn die Frauen und Mädchen miteinander um die Wette spannen und allerlei Kurzweil trieben, stellten sich auch die weißen Jungfrauen aus Seen und Flüssen ein, um an Arbeit und Scherz teilzunehmen. Sie spannen seidenweiches, wunderfeines Garn und webten es zu schimmernder Leinwand.

Mancher sah sie das Linnen bleichen oder waschen. Den weisen Frauen gleich, vermochten sie in die Zukunft zu

schauen, drohendes Unheil durch klugen Rat abzuwenden und Heilmittel zu bereiten. Doch durfte man sie niemals zwischen Mitternacht und dem ersten Hahnenschrei herbeirufen, denn das wirkte der Hilfreichen sicheres Verderben. Wo auf Helgoland die Meerfrau einem Menschenweib in Kindesnöten beistand, mochte man leicht aus ihrer Erscheinung abnehmen, ob Glück oder Unglück bevorstehe.

Halb Fisch, halb Mensch bedeutete Unheil. Zeigte sie sich als schöne Jungfrau und half der Leidenden mit holder Rede, so war ein guter Erfolg gewiss. Kinder, die unter so günstigen Verhältnissen geboren wurden, erblühten in überirdischem Liebreiz und galten für die der Meerfrauen selbst. An manchen Orten kamen die Nixen auf den Markt, um Fleisch zu kaufen. Sie sahen aus wie gewöhnliche Menschen, und nur der gewohnte nasse Saum oder Schürzenzipfel verriet ihre Abkunft. Mehr Kobold als Nixe war das Wasserfräulein zu Biesenrode an der Wipper. Sie kam in einem seltsam geflickten Rock auf die Wiese am Ufer, wo sie fröhlich tanzte und dazu sang: »Hier ein Patzen! Dort ein Patzen!«

»Und da noch ein Patzen!«, rief ein Hirte, der sacht herbeigeschlichen war und der Harmlosen einen Peitschenhieb versetzte. Zürnend verschwand sie, und der Schäfer hütete sich von da ab, irgendeinem Wasser nahezu kommen. Nur einmal, als heftiger Durst ihn plagte, begehrte er aus der Rinne zu trinken, in welche vom Bach aus Wasser für seine Tiere geleitet wurde. Kaum berührten aber seine Lippen den Rand, als die Nixe mit höhnischem Gelächter sein Gesicht in das Wasser hinabdrückte, bis er erstickt war.

Gleich hart bestraft die Wasserfrau jeden, der sie zu beleidigen wagt, vor allen denjenigen, der ihr die gelobte Treue

schnöde brach. Wer einer Nixe sich ergeben hatte, melden alte Chroniken, darf keines anderen Gemahls begehren, wenn sie auch verschwand, denn sie lebt fort in ihrem unterirdischen Reich, und der Bund bleibt zu Recht bestehen. Manch gelehrter, kluger Kopf verwendete Zeit und Mühe an die Erörterung der Frage, ob ein Christ mit Wasserjungfrauen sich vermählen dürfe oder nicht.

Wo der Nix ein Mädchen entführte, war die Verlorene nur durch die Gewalt entschuldigt, der sie nicht zu widerstehen vermochte, und das herbe Los, welches dem luft- und lichtgewöhnten Menschen unter den Wassern zuteil wurde, sicherte ihr ein schmerzliches Gedächtnis. Nur wenn es der Bedrohten gelingt, auf ihrem Weg Dost oder Dorant zu berühren, muss der Wassermann fliehen. Um das zu verhindern, ruft er einer Frau zu, als sie ihm durch den Garten folgt: »Heb' auf dein Gewand, dass du nicht fallest in Dost und Dorant!« Sie sank aber mit Fleiß in die Kräuter und war gerettet.

Der Nix ist böse, rachsüchtig, blutgierig. Schont er doch selbst der armen Nixchen nicht, wenn eines von ihnen sich beim Tanz allzu lange verweilt und ihn dadurch eine trauliche Verbindung mit den Menschen ahnen lässt.

Steigt die Schuldige ins Wasser hinab, so verkündet ein Blutstrahl die erfolgte Strafe. Gern betört er in Tiergestalt die Sterblichen und reißt sie dann hohnlachend in das nasse Grab, wie er Ertrunkene ansaugt, dass ihre Nasen sich röten, unter umgestülpten Töpfen birgt er ihre Seelen. Deshalb muss man kein irdenes Geschirr ins Wasser werfen, sonst duckt vielleicht gar der eigene Geist unter ein enges Krüglein oder Schüsselchen. Einst lud ein törichter Nix einen klugen Bauer zu sich in sein Wasserhaus, vor dem auf

einer grünen Wiese ganze Reihen umgestürzter Töpfe standen.

»Der Tausend!«, sagte der Gast und beschaute neugierig die seltsamen Zierpflanzen, »was habt Ihr doch hier für hübsche Zwiebeln?«

»Es sind die Seelen der Ertrunkenen«, lachte der Nix und fletschte dabei seine spitzigen, grünen Fischzähne, »die gehören mir und dürfen so wenig in den Himmel wie ich selbst.«

Das merkte sich der Mann, gab wohl acht auf Weg und Steg, und als einst der Wassergeist nicht zu Hause war, stieg er hinab und lüpfte alle Töpfe. Husch! Und schon waren die armen, befreiten Seelen auf und davon. Doch als der Bauer in sein Gehöft zurückkehrte, vernahm er zu nicht geringem Schrecken schon von fern die Stimme seines bösen Weibes, das vor Jahren in den Fluss gefallen und ertrunken war!

Der Nix frisst seine eigenen Kinder. Wenn er die Wehmutter von der Erde holt, um der gehörenden Frau beizustehen, flüstert ihr diese nicht selten mit Tränen zu, dass der Vater das Neugeborene sogleich verspeisen werde. Allein dies ist eine jener wunderlichen Beimischungen, von denen der Volkswitz in seiner unerschöpflichen Laune eine Fülle aufzuweisen hat, die er zwar immer in einen gewissen scheinbaren, aber dem Wesen der Sage durchaus fremdartigen Zusammenhang bringt, bald erweiternd durch neu hinzugefügte Züge, bald entstellend, indem er Einzelnes in seinem Sinne umgestaltet, bald übertreibend, wie im gegenwärtigen Fall, wo er an die bösertige Natur des Nixes knüpft. Dieser willkürlich dichtende Humor erscheint daher in den mannigfaltigsten, oft sogar widerspre-

chendsten Formen und Modifikationen.

Nach einer anderen Sage zum Beispiel wünschen fünf garstige, halb erwachsene Nickerchen der guten Frau zum Dank für geleisteten Dienst den Hals zu brechen, weil es die kleinen Kobolde offenbar nach frischem Menschenfleisch gelüftet. Der Alte aber verbietet solch Unterfangen streng, wendet sich darauf mit heuchlerischer Freundlichkeit zu der Scheidenden und forscht nach dem Preis, den dieselbe für ihre Hilfe beansprucht, oder bietet ihr eine Mulde voll Gold und Silber. Doch durch des Nixes eigene Hausfrau heimlich gewann, nimmt die Wehmutter gar nichts oder nur sehr wenig, wenn sie nicht bescheiden um ein Häufchen vom Kehricht, das in der Ecke liegt, anzuhalten wagt, denn solcher Staub verwandelt sich am Tageslicht zu Gold.

Aus der Laibach stieg am ersten Sonntag des Monats Juli 1547 ein Wassermann und mischte sich unter die Leute, welche unseren des Ufers lustwandelten und ein fröhliches Gelage hielten.

Er kam als ein stattlicher, wohlgekleideter Jüngling, grüßte freundlich und bot jedem die Hand, die sanft und weich, aber eiskalt anzufühlen war. Wie nun später der Tanz begann, trat er in die Reihe mit einer hübschen Dirne, Ursula Schäfer, die für ein leichtfertiges, putzsüchtiges Ding verschrien war. Des Wassermanns Art behagte ihr, bereitwillig ging sie auf alle seltsamen Possen ein, die er während des Tanzes mit ihr trieb. Nach und nach schweiften die beiden immer weiter von der Linde ab, um welche die anderen kreisten, und in tollem Wirbel ging es dem Fluss zu. Die Leute riefen dem Mädchen erschrocken nach, sich vorzusehen, aber schon war es zu spät. Mit gewaltigen Armen um-



schlang der Nix seine Beute nur fester und stürzte sich in die Wellen hinab. Ein anderes Mal kam er als kraushaariger, hübscher Bube zu einem Mädchen, welches am Ufer die Gänse hütete, legte den Kopf in ihren Schoß und verlangte, dass sie ihn kraulen sollte. Währenddessen hakte der Gürtel, den er trug, sich wie von selbst an des Mädchens Schürze an. In diesem Augenblick ging eine bekannte Frau vorüber, fragte nach der beiden seltsamem Tun und schaute zugleich dem schlafenden Burschen in den geöffneten Mund. Indem das Mädchen erzählte, löste es geschickt mit spielendem Finger den Gürtel von der Schürze und stand auf.

»Der ist ja der Nix!«, rief die Frau plötzlich aus. »Sieh nur, was er für spitze, eiserne Zähne hat.«

Darüber erwachte der Wassermann und lief ärgerlich davon, verfolgt von dem spöttischen Gelächter der Frauen: »Nix in der Grube, du bist ein böser Bube, wasch dir Deine Beinchen mit roten Ziegelsteinchen.« Wer ihn rechtzeitig erkennt, dem mag der Nix nichts anhaben, besonders, wenn man ihm auf die Füße blickt, die er, wie alle Elben, schlau verbirgt.

In Böhmen kam der Flussgeist gern auf den Markt, um Fleisch zu kaufen, bezahlte aber immer mit durchlöchernten, alten Groschen. Das waren solche, welche die Mädchen zum Schmuck aufzureihen pflegten, und die er den Ertrunkenen abgenommen hatte. Daran erkannte der Metzger den Wassermann und hieb ihn mit dem Beil in die Hand, wonach er zürnend entwich und nicht wieder kam.

Wenn Schlösser, Dörfer, Städte in die Erde versanken, quollen an ihrer Stelle Seen empor, in welchen die Nixen hausten, denen alles Unterirdische gehört. Wenn man bei

hellem, ruhigem Wetter über solche Gewässer fährt, gewahrt man tief unten die Zinnen stolzer Bauwerke und vernimmt Glockenklang. Zu manchen Zeiten steigen die versunkenen Glocken auch empor. Wer sie findet und ein Tuch darüber breitet, hält das Eigentum des Sees auf der Erde zurück, denn jede unmittelbare Berührung mit dem Menschengeschlecht fesselt die elbische Natur.

Auf einer Wiese am Dambecker See fanden spielende Kinder drei herrlich schimmernde Glocken, und ein Mägdlein, dem das Fürtuch (Schürze) ins Wasser gefallen war, breitete dasselbe, um es zu trocknen, im warmen Sonnenschein über eine der Schalen aus. Als die Zeit verstrichen war, erhoben sich zwei der Glocken und bewegten sich langsam nach dem See zurück.

»Komm, o komm!«, tönte es melodisch der Dritten zu, welche noch an ihrem Platz verharrte.

Da klang sie zurück: »Ich kann nicht, mich hält das Tuch.«

Nun eilten die Kinder nach Hause und berichteten die Wundermahr. Da kamen die Leute, Jung und Alt, herbei und spannten nacheinander alle Pferde vor, die sie aufzutreiben vermochten, doch die Glocke wich nicht von der Stelle, weil die Reichen im Ort beschlossen hatten, sie für sich allein zu behalten. Schon wollten sie missmutig von dannen gehen, als ein armer Mann mit zwei mageren Ochsen des Wegs daher kam. Die legte er vor und rief: »Nun mit Gott für Arm und Reich, allzugleich.« Da zogen die Tiere an und brachten die Glocke ohne große Mühe bis zu der alten Kirche, in deren Turm sie aufgehängt wurde. Die Dambecker sagen, ihr Gotteshaus sei das Älteste weit umher, es habe schon vor der Sintflut gestanden. Das weiß

auch die Glocke, deshalb läutet sie immer: Dambeck! Dambeck!

Der Nix begehrt der Opfer. Im Norden, wo man sie ihm freiwillig darbringt, lehrt er die Menschen dafür Musik und Gesang.

Allein er ist ein rauer Lehrmeister, er fasst des Zöglings rechte Hand und führt sie über die Geige oder über die Saiten der Harfe hin und zurück, bis das Blut aus den Fingerspitzen hervorquillt. Dafür muss ihm ein Lamm oder ein Böcklein gespendet werden.

Zwei Knaben, Söhne eines Priesters, lauschten einst am von Büschen gesäumten Ufer den seltsam holden Melodien des Neck, der in den Binsen sitzend seine Harfe schlug.

Endlich riefen sie ihm zu: »Was singst du so fröhliche Lieder, einfältiger Neck? Du wirst doch nicht selig.«

Da weinte der Flussgeist und sank mit schmerzvoller Klage in die Tiefe hinab. Als nun die Kinder nach Hause kamen und das Erlebnis berichteten, schalt der Vater ihre Lieblosigkeit und gebot ihnen, sogleich zum Wasser zurückzukehren und den armen Nix zu trösten. Der war unterdessen wieder emporgestiegen, hielt die Harfe im Arm und betaute sie mit seinen Tränen.

»Weine nicht mehr«, sprachen die Knaben zu ihm, »unser Vater hat gesagt, dass auch dein Erlöser lebt!«

Da lächelte der Wassergeist den beiden freundlich zu, nahm seine Harfe wieder auf und spielte die ganze Nacht hindurch süße, liebliche Lieder.

Wem der Nix das Harfen- oder Geigenspiel gelehrt hat, der vermag den Saiten so wunderbar schöne Töne zu entlocken, dass jedem, der sie hört, das Herz vor Freude zu hüpfen beginnt, das die Wasser im Lauf innehalten, Baum und

Pflanzen sich in trunkener Seligkeit zu dem Spielmann neigen. War aber das Tier, welches für die Unterweisung geopfert wurde, nicht zart und feist genug, dann brachte es der Schüler, aller Anstrengungen ungeachtet, nicht weiter als bis zum Stimmen des Instruments.

Mit finsterer Gewalt reißt der Nix am bestimmten Tage den in sein Wasserhaus herab, dem es beschieden ist, im Fluss zu ertrinken.

»Die Stund ist da, aber der Mensch noch nicht!«, hört man ihn aus den Wellen rufen, und der, dem es gilt, muss kommen, so schnell er es vermag. Es hilft nichts, dass andere ihn zurückzuhalten suchen, es treibt ihn mit unwiderstehlicher Gewalt in sein feuchtes Grab. Am schlimmsten ist der Johannistag, denn an diesem tauchen die Nixen empor und klatschen freudig in die Hände. Wenn es dunkelt, ruft es mit zarter Frauenstimme: »Komm, komm! Wo weilst du so lang'? Ich harre dein, komm, o komm!«

Geht aber ein Mädchen vorüber, ahmt der Geist des Liebsten Stimme nach. Aus rauschenden Bergwässern tönt es wild: »Ich muss einen Menschen haben.«

Aus anderen: »Die Zeit ist um, die Stund' ist da! Wäre nur der Mensch erst da.«

Den kleinen Kindern, welche in den Brunnen fallen, gibt die Nixe wirren Flachs zu spinnen. Wenn die Müller an der Bode das Wasserhuhn pfeifen hören, meinen sie, es ertrinke eben ein Mensch darin, und ehemals warfen sie ein schwarzes Huhn hinein, um des Bedrohten Seele zu erretten.

Die Wassergeister sitzen lauernd unter der Brücke, den Lebenden zu schaden. Frommer Glaube errichtete dort der Heiligen Bildnisse, um die Bösen zunichtezumachen. Zu Gamburg an der Tauber haust solch ein arger Wicht, der ei-

nen langen Haken führt, mit dem er unvorsichtige Kinder in die Fluten hinabreißt. Einst gingen Frauen über die Brücke und hörten ihn plätschern. Eine unter ihnen vermaß sich, an das Ufer hinabzusteigen und nach dem Nix zu schauen. Als sie wieder zu den anderen kam, war sie bleich und erschrocken.

»Nun«, riefen diese ihr entgegen, »wie sieht der Wassermann aus?«

»Ach«, sagte die Frau, »ich wollte, dass ich meinen Vorwitz unterlassen hätte. Er ragte mit halbem Leib aus den Wellen hervor, hatte schwarze Locken, einen krausen Bart. Als er mich mit seinen scharfen, hellen Augen anblickte, gab es mir einen Stich ins Herz.« Von jener Zeit an blieb die Frau still und gedankenvoll, nahm sichtlich ab und starb wenige Wochen darauf.

In einem kleinen westfälischen See, der Barmsee genannt, zeigte sich vor Zeiten ein gewaltiger Schmied auf dem Wasser, der gegen ein Bestimmtes den Leuten allerlei gutes Haus- und Ackergerät schmiedete. Auf einer Wiese am See fanden einst Vorüberwandernde ein rau behaartes Kind liegen.

Der Schmied rief ihnen drohend zu: »Nehmt mir meinen Sohn nicht weg.«

Sie kehrten sich aber nicht daran, und einer von ihnen erzog den Findling zu einem fleißigen und klugen Knecht.

Als der Raue nun zwanzig Jahre alt geworden war, trat er vor seinen Herrn und sprach: »Ich muss hinweg. Mein Vater hat mich gerufen.«

Das tat dem Bauer bitter leid und er forschte, ob es denn kein Mittel gäbe, dem zu entgehen. Der Knecht verlangte ein gutes, starkes Schwert, doch dürfe nichts vom Preis ab-

gehandelt werden. Zweimal täuschte ihn sein Herr, endlich brachte er ihm ein Schwert, bei dem nichts abgedingt worden war. Damit schlug der Raue in das Wasser, dessen Oberfläche blutig rot erschien.

»Wäre Milch aufgestoßen oder ein hölzernes Tellerlein mit einem Apfel«, sprach nun der Knecht, »so möchte es mir geschenkt seien.« Sprang in den See hinab und versank.

Auch hier begegnet uns der willkürlich schaffende Volkswitz, denn einer anderen Sage nach fand eine Bäuerin das raue Kind, nahm es mit nach Hause und schnitt ihm den garstigen Pelz ab. Doch des Kindes Mutter folgte der Spur, trat an die Hecke, die den Hof umgab, und forderte zurück, was ihr genommen worden war. Ehe das Seeweib aber wieder in das Wasser versank, rief es der Bäuerin zu: »Kind geschoren, Glück verloren bis ins dritte, vierte Glied!« Und von jener Zeit an ruhte auf dem Gehöft weder Glück, noch Segen, die Ernten missrieten, das Vieh starb, die Gebäude brannten ab.

Die Nixenfrauen stehlen gern Kinder oder vertauschen ihre ungestalteten Kleinen mit den Menschengestalten, die sie jedoch unter gewissen Bedingungen zurückgeben. Wie allen Elben schrieb man auch den Nixen besondere Gewalt über Wöchnerinnen und Ungetaufte zu. Deshalb musste ein Licht im Zimmer brennen oder die Frau deckte sich mit einem Gewand ihres Mannes zu. Die Nixensöhne sind plumpe, dickköpfige Burschen, eben so hässlich und ungelehrig, wie die Nixentöchter lieblich und klug. Manche Sagen wissen es freilich besser. Die Nixen tauschen ihre Alten, die nicht mehr recht für das muntere Spiel im Wasser taugen, gegen kleine Christenkinder aus und überlassen es

den einfältigen Menschen, den alten Nick, der ihnen aufgezungen worden war, zu hegen und zu pflegen. Solch ein Wechselbalg, wie ihn Unkundige nennen, schmutzig und stumm, fast wie ein Tier, ließ sich drei Jahre lang in einem Bauernhof füttern. Einmal, zur Erntezeit, fuhr ein ungeschickter Knecht den schweren, hoch beladenen Getreidewagen so gegen das Hoftor an, dass er nicht wieder los konnte. Der Wechselbalg hockte am Fenster und sah ihm zu. »Soll ich helfen?«, fragte er plötzlich.

»Dummer Quark!«, rief der Knecht, den es wohl verdrießen mochte, dass ihm der Türpfosten nicht gewichen war, »das wirst du wohl bleiben lassen.«

Aber der alte Nicker stieg mit seinen dünnen Beinchen von der Bank herunter, kam auf den Hof gewackelt und hob den schweren Wagen wie spielend zur Seite. Da merkte der Knecht, was es mit dem Kleinen für eine Bewandnis habe, der aber verschwand nach drei Tagen.

Einem anderen, der sich wild und gefräßig zeigte, kochte die Bäuerin einmal Schuhsohlen, worauf er abzog. Solche Nicker haben nur ein Nasenloch und müssen beständig den Mund offen halten.

Zu Jiggeljaggel war eine heilkräftige Quelle. Wer darin badete, genas seines Leidens, und Kinder, die nicht gedeihen wollten, wurden von nah und fern dorthin gebracht. Ein Mann und sein Weib, denen solch ein Nicker für ihr liebes Kind in die Wiege gelegt worden war, beschlossen mit demselben die Wallfahrt zu unternehmen. Sie laden den Unhold in ein Boot und begegnen unterwegs einem Fahrzeug, in welchem Unterirdische sitzen, und zwar eben jene, die das Menschenkind gestohlen haben.

»Wo willst du hin?«, rufen sie ihrem Alten zu und lassen

verwundert die Ruder sinken.

»Sie wollen mit mir nach Jiggeljaggel und mich baden lassen, damit ich gedeihe«, entgegnet verdrießlich der Nicker.

Jene nehmen das gewaltig übel und schlagen das Kind. Als nun die Frau ihr liebes Söhnlein schreien hört, prügelt sie den Alten, und die Unterirdischen, hierüber erbost, werfen den Kleinen in das Wasser, den die Mutter mit einem raschen Griff glücklich erheischt, während sie den Wechselbalg kopfüber in die Fluten stößt. So nahm jeder, was ihm gebührte, und der Nicker entging dem gefährlichen Bad, welches ihm die elbische Art abzustreifen drohte.

Der Wassergeist erscheint manchmal mit roten, struppigem Haar wie ein Kobold, als kleines, graues Männchen oder als ein großer Mann mit einem verrunzelten Gesicht und tückisch blickenden Augen, Krallen an den Händen, grün oder rot gekleidet. Immer aber boshaft, hinterlistig, blutgierig. In vereinzelt Sagen zeigt er sich schwarz. Wer zu lange in das Wasser blickt, dem winkt er. Er ist den Menschen feindlich gesinnt, begabt selten. Nur einmal wickelte das Seemännlein die Frau, welche seinem Weib treulich beigestanden hatte, in Stroh, das sie unterwegs fortwirft. Doch ein Halm, der an ihrem Kleid hängen blieb, wurde zu Gold. Die Nixen dagegen verehren den Menschen wunderbare Geschenke. Einem jungen Paar schenkte die Wasserfrau aus besonderer Huld eine silberne Maßkanne, an der Glück und Segen hafteten, denn das darin geschöpfte Wasser wandelte sich stets zu Wein. Mehr als einmal am Tag aber durften sie das Gefäß nicht füllen. Als sie gegen das Gebot handelten, erlosch die Wunderkraft, und die Besitzer gerieten ins Elend.

So begabte die Nixe eine Frau von Alvensleben mit einem



kostbaren Ring dafür, dass sie ihr in der Nacht mit Rat und Tat beigestanden hatte. Eine Frau von Hahn empfing drei Stücke feinen Goldes, aus denen sie ein Streichmaß, einen Becher und einen Ring fertigen ließ. Andere Sagen berichten dasselbe von dem Geschlecht der Grafen von Orgewiler. Der Letzte dieses Stammes war vermählt. Seine Gattin hatte ihm aber nur Töchter geboren. Eine Zeit lang bemerkte die Gräfin, dass ihr Gemahl alle Montage zum Waidwerk auszuziehen pflege und ungebührlich lange draußen bleibe. Das erschien ihr wunderbar, allein sie enthielt sich unzeitiger Neugier und ließ es ruhig geschehen. Nach Jahren empfing sie heimliche Botschaft oder der Graf hatte vielleicht selbst einen Verdacht in ihr rege gemacht, der sie auf seine Spur brachte, genug, sie folgte ihm in der Stille nach bis zu einem entlegenen Gartenhaus. Dort fand sie ihn in den Armen einer wunderholden Frau, das Haupt schlummermüde an ihre Brust gelehnt. Die Gräfin wollte die sanft Schlafenden nicht erwecken. Lautlos nahm sie den Schleier von ihrem Haar und breitete ihn über beider Füße. Als nun die Wasserfee erwachte und das Tuch erblickte, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus, erhob laut klagend ihre Hände und sprach: »Wir müssen scheiden! Mich treibt das Geschick weit hinweg von dir und ich darf nimmer wiederkehren. Nimm diese drei Wahrzeichen, ein Streichmaß, Ring und Becher, und verteile sie unter deinen Töchtern als ein Unterpfand des glücklichsten Gedeihens.«

Uralt sind die Sagen von einer Verwandlung der Wassergeister in Tiere. Schon bei Griechen und Römern erschuf der Herr des Meeres das edle Ross und verschmähete es nicht, seine Götterart in Pferdegestalt zu bergen. Nordische Überlieferungen lassen den Seekönig als ein schönes, apfel-

graues Ross den Fluten entspringen. Wenn der Sturm seine ungeheuren Fittiche ausspannt und die Wogen haushoch emporwirbeln, jagt der Beherrscher des Ozeans in Gestalt eines ungeheuren Pferdes über die Wellen dahin.

Wieder andere Sagen, die ebenfalls an griechische Mythen erinnern, melden von einem schönen, starken Stier, der aus dem Wasser heraufsteigt und sich unter die Herden mischt. Nach unholder Geister Art wussten die Bewohner der Flüsse und Seen sich als Zugtiere auf den Wiesen darzustellen und ließen sich geduldig besteigen oder in das Joch spannen, worauf sie in ungebändigter Wildheit, Feuer und Flammen sprühend, Mann und Pflug mit sich auf den Grund des Wassers hinabrissen. Verwandte Geister trieben in Mooren und Sümpfen, wie im grundlosen Erlenbruch ihr gefürchtetes Wesen, und ohne Rettung war jeder verloren, den sein böser Stern in die Gewalt dieser tückischen Wasserelben führte.

### Die Zwerge

Wenn der Elfen ätherischer Leib aus kühlem Wellenschuß erstand oder vom dicht belaubten Gezweig der Waldbäume sich löste wie zauberisch holde Blütenpracht, dann breiteten sie ihre schimmernden Flügel, Engelsfittichen gleich, mächtig aus und schwangen sich empor zum Sonnenstrahl. In des Hauses stillen Gemächern, am dunklen Herd, wo die Flamme rötlich glüht, saß Niss Puck, der Dunkelelf, mit dem seltsamen Mützchen und den feuerfarbenen Strümpfen, voll emsiger Tätigkeit und überirdischer Kraft in das Getriebe menschlichen Sorgens und Schaffens eingreifend. Halb in die Schatten sich bergend, halb noch dem Sonnen-

glanz zugekehrt, vermittelten die Hausgeister den Übergang von Feen, Elfen und Schwanjungfrauen zu den Unterirdischen den Schwarzelfen, deren Wundergebiet die Erde in ihrem finsternen Schoß hegt. In ihrem Reich strahlt ein anderes Licht als jenes, welches die Welt erleuchtet. Die Sonne meidend, deren sengender Strahl ihren Schattenleib in Atome auflöst, regen sie sich unter dem Hügel, wenn dem lichten Tag die milde Dämmerung folgt, und tauchen empor auf die Oberwelt.

Allnächtlich stieg der König der Zwerge aus seinem Palast heraus, um eine irdische Jungfrau liebend zu umfassen. Einst hatte er zu lange verweilt, und der warme Strahl der aufsteigenden Sonne glühte schon auf den Spitzen der Berge, als er noch die Fluren durcheilte, um in sein unterirdisches Reich zu gelangen. »So muss ich denn sterben«, rief er klagend aus, warf sich zu Boden und verbarg das Antlitz im blühenden Heidekraut. Sein Knappe, rasch entschlossen, deckte den Körper des geliebten Herrn mit dem Mantel zu und wendete sich zurück, ihm Rettung zu bringen, sollte es auch das eigene Leben kosten. Indessen stieg die Sonne höher und höher, die Flur begann sich zu beleben, und eine Herde zog vorüber. Die Tiere scheuten vor dem goldverbrämten Scharlachkleid, und der Hirte, welcher neugierig hinzutritt, beschaute es verwundert und lüpfte es mit keckem Finger auf. Da sah er nichts als reichlichen Tau auf den kleinen rosenfarbenen Blüten. Das war alles, was der unbarmherzige Strahl des Tages von dem armen Zwergekönig übrig gelassen hatte.

Die Zeit, in welcher die Zwerge Macht über die Menschen haben, beginnt um Mitternacht und währt bis zur ersten Stunde des neuen Tages. Sie rechnen deshalb den neuen

Tag von zwölf Uhr ab und nennen Sonnenaufgang die Zeit, welche der Morgendämmerung vorangeht.

Ein Bauer hatte sein Feld bestellt und Erbsen darauf gesät. Die Frucht ging, von dem Licht erwärmt und von des Himmels Tau gefeuchtet, prächtig auf, und die schwellenden Schoten an den grünen Ranken versprachen ihm die beste Ernte. Als er aber zum ersten Mal die zarten Körner pflücken wollte, war ihm ein schlauer Dieb zuvorgekommen. So geschah es im ersten Jahr und im zweiten wieder. Im dritten Sommer riet ihm ein alter, kluger Schäfer, das ganze Feld in der Höhe einer Elle mit dichten Fäden kreuz und quer zu überspannen und dann vor Sonnenaufgang achtzugeben. Der Dieb werde sich dann wohl verraten. Als dies geschehen war, ging der Mann in der Morgendämmerung an seinem Acker auf und nieder, vernahm auch bald ein seltsames Rauschen und Flüstern auf demselben, konnte aber sonst nichts entdecken. Da stießen einige der Zwerge, welche ihn beraubten, unversehens mit ihren Nebelkappen an die Schnüre, verloren die Mützen, welche ihnen Unsichtbarkeit verliehen, und wurden von dem Bauer entdeckt, der sie augenblicklich festhielt und Anstalten machte, seinen Zorn an den Dieben auszulassen. Die erschrockenen Zwerge baten ihn flehentlich um Verzeihung, boten auch reiche Buße, ein ganzes Fuder Geld, nur müsse er am nächsten Morgen »vor Sonnenaufgang« an ihre Höhle kommen, um es dort zu holen. Dessen war der Bauer zufrieden. Er ließ die Zwerge frei, die im Nu verschwanden. Als er nach Hause zurückgekehrt war und den geschlossenen Handel froh erzählte, blickte der alte Schäfer ihn spöttisch an und fragte, um welche Zeit er denn zu fahren denke?

»Nun, etwa um drei Uhr«, sagte der Mann.

»Da würden sie Euch gut auslachen und Ihr könntet mit langer Nase abziehen«, entgegnete der andere, »genau um Mitternacht müsst Ihr vor dem Zwergenhügel sein.« Nun machte sich der Bauer bei Zeiten auf, und als er vor die Höhle kam, hörte er drinnen eine Menge zarter Stimmchen jauchzen und singen: »Das ist gut, dass der Bauer das nicht versteht, dass die Sonne um zwölf aufgeht!«

Da rief er mit lauter Stimme hinein, dass er da sei, und die Unterirdischen mussten ihm öffnen. Statt des versprochenen Geldes wiesen sie ihm aber ein totes Pferd und beuerten in einem fort: »Weiter können wir dir nichts geben, wir haben weiter nichts.« Ärgerlich über den Betrug, den er nicht sogleich zu ahnden wagte, schnitt der Bauer ein derbes Stück für seine Hunde ab, lud es auf den Wagen und fuhr davon. Als er zu Hause anlangte, hatte sich das Fleisch in lauterer Gold verwandelt, und unverzüglich kehrte er um, den kostbaren Rest zu holen, der jetzt samt der Höhle verschwunden war.

Die Zwerge sind kleine, behände Männlein, alt und verschrumpelt von Angesicht. Selten nur redet die Sage von Jugend und Schönheit unter den Schwarzelfen. Sie tragen graue, schwarze oder scharlachfarbene Mäntelchen, rote Strümpfe und schwarze Jacken, denn ihnen gebührt vor allen Geistern die Farbe des Feuers und der Nacht. Wo die Mythe sie anders ausstattet, fand sicherlich eine Verwechslung mit den Lichtelben, mit Nixen oder Waldleuten statt. Sie sind so klein, dass ein Zwerg unter dem Blatt des Farnkrautes Schutz findet, ja dass ihrer neun in einem Backofen zu dreschen vermögen. Die Kinder der Zwerge sind nicht größer als handhoch. Ihrer winzigen Gestalt hal-

ber nennt das Volk sie die kleinen Leute oder die Gütchen, d. h. die Guten. Einst sahen Leute die Zwerge in der Abenddämmerung auf einem Hügel sitzen und ihr Pfeifchen schmauchen, der eine hielt die Pfeife, der andere zündete an, der dritte rauchte. Dabei lachten sie vergnügt wie Kobolde. Der Zwerg Eckerchen (Eichhörnchen) lief auf der Landstraße umher und neckte die Vorüberziehenden auf alle Weise, während man nichts von ihm erblickte als eine menschlich gebildete Hand. Der Stiefelgeist auf Schloss Calenberg zeigte sich als ein winziges Ding mit einem Kinderstiefel, der ihm bis über den Leib reichte.

Da die Zwergennatur nach der ursprünglichen Vorstellung alles naiv bewegliche, gefällige, uneigennütziges, neben dem spezifisch unscheinbaren und kleinen das überraschend große, in die Augen fallende vereinigt, so ist die Vorliebe begreiflich, womit sie der Volkswitz erfasste, in Dichtung und Sage ausbildete, indem er die Kleinen als hilfreiche, gutmütige, dem Menschen geneigte, seinem Wink, seinem unausgesprochenen Bedürfnis bereite Geister darstellte. Eigentlich schlimm unter ihnen sind nur jene, welche in Gruben hausen und die unterirdischen Schätze bewachen. Allen sind zwei charakteristische Momente gemein: die Elbenfüße, welche sie sorgsam verhüllen, und das Mützchen, die berühmte Tarnkappe der Überlieferung. Von den Erdmännlein auf der Ramsflur erzählt die Sage manch hübschen Zug. Das waren kleine, wunderlich gestaltete Geister, die mancher gesehen hatte, von denen aber niemand zu sagen wusste, wie sie eigentlich ausschauten, woher sie kamen, wie sie lebten. Denn aus ihrer Höhle stieg kein Rauch empor. Sie pflückten nur wilde Beeren und gruben Wurzeln. Im Sommer zogen sie zum Bächlein herab,

wo die kaum schuhhohen Zwerge gemächlich baden konnten. Einer von ihnen stand jederzeit Wache, und nahten Menschen, so rief er es den Gesellen zu. Dann entschlüpfen sie dem Wasser und liefen den Berg hinauf zu ihrer Höhle, so schnell, als wären sie in den Erdboden verschwunden. Trotz ihrer scheinbaren Schwäche und Hilfsbedürftigkeit vermochten sie doch viel mehr als die stärksten Männer. Als der Hartbauer seinen Wagen zu schwer mit Reisigholz beladen hatte, kam ein Erdmännlein ihm zum Beistand vom Berg herab, half ihm die Last in Ordnung bringen und machte den Bindbaum fest. Dabei legte es das Seil nicht ordentlich an, und als der Bauer zog, schnellte der Baum empor und dem Erdmännlein an die Hand.

»O weh«, rief da der Hartbauer ganz erschrocken, »o weh! Möchte es wenigstens mir begegnet sein!«

Der Kleine aber lachte: »Selbst getan, selbst habe«, sprang vom Wagen herab und legte ein zerquetschtes Kraut, das er schnell zerdrückte, auf die verwundete Stelle, die im Augenblick verheilte. Danach half das Erdmännlein unverdrossen weiter, bis der Baum gerichtet und das Fuhrwerk wieder im Schick war.

Den Mähern, die sich von Sonnenaufgang bis zum späten Abend geplagt hatten, um Korn oder Heu zu schneiden, halfen die Männlein gern. Ungerufen kamen sie herbei und arbeiteten die Nacht hindurch. Wenn die Leute am Morgen wiederkehrten, sahen sie mit freudigem Staunen alles sauber gebreitet, gewendet und in Haufen gestellt. Drohte Regen oder Hagel, so heimsten die Kleinen ein, was draußen war, und schafften dadurch großen Segen. Hoch über dem Tal lag ein vereinzeltes Gehöft, mit dessen Bewohnern die Zwerge gute Nachbarschaft pflogen. Im tiefen Winter ka-

men sie an jedem Abend leise herbeigetrippelt, stiegen auf den großen, wohlerwärmten Kachelofen, und schliefen dort, bis der Tag zu grauen begann. Die neugierigen Buben und Mädchen des Dorfes lauerten den Erdmännlein aber einmal auf und sahen mit großer Verwunderung, dass sie scharlachfarbene Mäntel trugen, die bis auf den Boden hinabreichten. Da streuten sie in der nächsten Nacht fein gesiebte Asche über den ganzen Weg und fanden am Morgen darauf lauter Gänse- und Ziegenfüße darin abgedrückt. Von Stund an waren die guten Erdleute verschwunden und zogen sich weiter hinauf zur Geisflur, wo keine bösen Menschen wohnen. Daher kommt es, dass die Zwerge bald leise am Boden dahinscharten, bald trappeln, als ziehe eine Herde Schafe vorüber.

Dem kleinen Leib und den verschrumpelten Gliedern mangelt jene gewaltige Kraft, welche den Geistern eigen ist. Nur die Tarnkappe verleiht dem Zwerg, wenn sie sein Haupt bedeckt, übermenschliche Stärke und macht ihn unsichtbar. An die Stelle des Käppleins setzt die Mythe zuweilen den Mantel, die Tarnhaut, in deren Falten der Zwerg sich birgt. Doch trugen eigentlich nur die Fürsten unter ihnen den Scharlachmantel. Gewöhnlich schildert man die Zwerge als hässlich und ungestaltet, mit einem Höcker auf dem Rücken und einem langen, grauen Bart, der weit über die Brust hinabreicht. Im dritten Jahr ihres Lebens sind sie ausgewachsen, im siebten schon Greise. Schwarz und rußig haust das Zwergvolk in Höhlen und Bergen, in denen wunderbares Licht die funkelnden Wände bestrahlt. Dort häufen sie gediegene Erzstufen, edle Steine und seltsamen Schmuck, dort glühen die unterirdischen Feuer, in denen das allerkunstreichste Gerät geschmiedet



wird.

Schon in den Sagen der Griechen und Römer wurden berühmte Helden mit Schwert, Lanze oder Schild geschmückt, die aus den Händen des Schmiedegottes (Hephaistos, Vulcanus) selbst hervorgegangen waren. An seine Stelle traten in der deutschen Mythe die Zwerge. Sie schufen die mächtigen Waffen, den künstlerisch gehämmerten Panzer, der den Leib auserwählter Recken gar trefflich gegen Hieb und Stoß sicherte. Auch erschienen sie selbst im Kampf, wie der Zwergkönig Laurin in Tal, des kleinen Rosengartens strenger Hüter, der die schöne Steierin entführt und von Dietrich von Bern besiegt wird. Sie wussten nicht nur in Stahl und Eisen, sondern auch in Gold und Silber herrliche Dinge zu schaffen, Ringe und Ketten, Becher und seltene Trinkhörner, denen an Form und Verzierung, wie an zauberischer Kraft nichts auf Erden zu vergleichen war. Wenn tief unten im Schacht die Bergleute ein unerklärliches Hämmern und Pochen vernahmen, so sagten sie: »Die Erdschmiedlein arbeiten.« Das sind die kleinen Grubenzwerge, die im Bergmannskittel, mit Hammer, Schlägel und dem silberhellen Grubenlicht durch die Gänge schlüpfen. Ihr emsiges Schaffen und Poltern bedeutet dem Kundigen ein Unglück im Schacht, wenn auch gerade da, wo die Berggeister sich zeigen, die reichsten Adern köstlichen Metalles zu finden sind.

Alle Überlieferungen, mögen sie nun von der Huld des kleinen Bergmännleins oder von seiner Tücke berichten, sind nur neue Belege für den alten Satz, dass veränderlicher, undankbarer Menschensinn das ursprünglich Gute in Böses verkehrte. Anfangs brachte die Erscheinung der Grubengeister den armen Leuten vielen Segen. Doch der über-

mäßige Wohlstand machte sie hochmütig und verblendete sie zu hässlichem Undank. Sie schmähten die Spender ihres Reichtums und trieben schnöden Unfug mit der Gabe.

Da offenbarte der zürnende Geist seine wahre Gestalt, drehte mit Riesenkraft den Verächtern seiner Milde das Antlitz in den Nacken und verschüttete in seinem Grimm den Zugang in das unterirdische Reich, sodass jetzt dort, wo sonst die Schächte Gold- und Silberstufen hervorbrachten, die saure Arbeit kaum mehr das kärgliche Brot gewährte. Nur hin und wieder waltet der Zwerg noch in alter Liebe und Treue, dem wackeren Steiger hold, dem er allerlei Gutes beschert. Wen aber das beständige Rumoren verdrießt, mit dem der Geist allerlei unnütze und vergebliche Arbeit tut, schlechte Brocken einlädt und dann wieder den Karren selber leert, der hüte sich, ihn zu stören, denn er nimmt es gewaltig übel. Alte erfahrene Männer tun, als sähen sie den Gehilfen nicht. Das freut ihn, und er lässt sie ergiebige Plätze finden.

Einem armen Schmied, der im Wald mühselig seine Holzkohlen brennen musste, stieß ein altes Männlein auf, sah ihm mit Verwunderung zu und sprach endlich: »Folge mir, ich will dir andere Kohlen zeigen, die von unterirdischen Feuern geglüht worden sind.« Nun führte es ihn an einen Platz in den Bergen und hieß ihn da einhauen. Das tat der Mann und förderte die ersten Steinkohlen zutage, die ihm einen großen Reichtum brachten.

Von der schwarzen oder grauen Kutte, die es trägt, heißt das Bergschmiedlein auch Mönch. So zeigte es sich einmal zu Annaberg in der Grube Rosenkranz und hauchte mit seinem grimmigen Atem zwölf Bergleute an, dass sie auf der Stelle Todes verblichen. Ein anderes Mal spielte es in

Rossgestalt durch den untersten Schacht und streckte dem Steiger seinen langen Hals entgegen, ihn mit den rädergroßen Feueraugen anglotzend. Ein Bergmönch im Harz durchwanderte oft die Grubengänge mit einem hell strahlenden Licht. Dort war ein böser Steiger, der die Leute drückte und plagte. Ihm lauerte der Geist, als er zutage fahren wollte, auf und zerquetschte ihm den Kopf, der so viele schlimme Händel ausgedacht hatte.

Zwei Bergleuten, die immer miteinander ein- und ausstiegen, erwies sich der Mönch gegen seine Gewohnheit freundlich. Nach einer Anfahrt sahen sie zu ihrem Schrecken, dass sie nicht genug Öl mit sich genommen hatten. Ihr Tagewerk zu vollbringen und dann ohne Leuchte aufzufahren, wagten sie nicht, weil die Grube gefährlich war. Und jetzt zurückzukehren und genügend Vorrat zu holen, scheuten sie sich des strengen Steigers wegen, der ohnehin schon ihren geringen Lohn, wo er irgend konnte, schmälerte. Da kam ein Lichtlein in der Strecke daher, an deren Einfahrt sie standen. Doch anstatt des Kameraden, den sie erwarteten und von welchem sie einen Ölrest für ihre Lämpchen entleihen zu können hofften, wanderte ihnen ein riesiger Mönch mit einem flammenden Grubenlicht entgegen. Indem er der zitternden Bergleute ansichtig wurde, sprach er mit einer Stimme, von der das Gewölbe erdröhnte: »Fürchtet euch nicht, ich werde euch kein Leid antun, sondern Gutes erweisen!« Er nahm ihnen die Leuchte ab und goss von seiner eigenen Lampe Öl darauf. Dann ergriff er Hammer und Schlägel, schaffte in einer Stunde mehr, als sie die ganze Woche hindurch mit allem Fleiß hätten leisten können. Als dies geschehen war, rief er ihnen zu, dass sie keinem Menschen anvertrauen sollten, was ihnen begegnet

sei, und schlug mit der Faust an die Wand. Der Fels tat sich auf und zeigte einen langen Gang, in welchem die herrlichsten Gold- und Silberstufen sich reihten. Das blitzte und flimmerte, dass es die armen Leute blendete und sie sich abwenden mussten. Doch schon hatte der Stein sich wieder geschlossen, und nun erst fiel ihnen ein, dass sie den Schatz ohne Mühe hätten erringen können, wenn sie irgendeinen Teil ihres Anzuges oder des Handwerkszeugs hineingeworfen und somit den Zugang zu jener reichen Strecke sich offen erhalten hätten. In genügender Bescheidenheit freuten sie sich aber dennoch der unverhofften Spende, fuhren in ihrer Arbeit fröhlich fort und dankten Gott und dem guten Berggeist für das klare, schöne Öl, das ihre Lampen füllte. Dieses Öl nahm nimmer ab. Jahre vergingen, da tranken die beiden eines sonnabends im Wirtshaus einen Schoppen über den Durst, fingen an zu schwatzen und erzählten ihren aufhorchenden Genossen die Wundergeschichte. Am Montag früh, als sie wieder einfahren wollten, war kein Öl mehr auf ihren Lampen, und von da ab mussten sie wie die anderen jedes Mal frisch aufgießen.

Die Bergmannsagen erwachsen aus dem Schoß der Erde, sich selber dichtend und mit dem reichsten Glanz der Wunder geschmückt. In der finsternen Niederfahrt, im dämmernen Schacht, in der Abgeschlossenheit von allem, was auf der Oberwelt lebt und webt, liegt eine so gewaltige Poesie, eine so zwingende Macht des Außerordentlichen, dass es fast befremdend wäre, dort unten keine Blüten der Sage sprießen und treiben zu sehen. Wenn die schlagenden Wetter, im Schacht entzündet, ihre Opfer forderten, erblickte man darin den Berggeist, wie er mit zornigem Hauch seiner Lippen die Menschen tötete, durch einen Druck seiner

Hand das Werk manches sauren Arbeitsjahres vernichtend. Der leuchtende Dunst, der, tief unten am Ende der Strecke hin und her schwankend, bald näher drang, bald zurückwich, war des Bergmönchs flackerndes Grubenlicht, dessen Dämmerchein an den wunderlichen Formen zerklüfteter Felsen die seltsamsten Gebilde schuf. Einsame Stille und Dunkelheit aber waren zu allen Zeiten der nie versiegende Quell, aus welchem eine geschäftige Fantasie ihre Eingeübungen schöpfte.

Wer von Berg zu Berg die rufende Stimme sendet, dem bringt der Widerhall die Antwort der Zwerge zurück. Denn unter den bewaldeten Höhen, unter dem harten Stein wie unter des Hauses Diele trieben die Unterirdischen ihr geheimnisvolles Wesen. Aus Spalten und Ritzen blicken die Zwerge hervor. Unter den Wurzeln der Bäume schlüpfen sie zum Licht, steigen an jäher Felsenwand empor und verschwinden spurlos, wie sie gekommen waren. Ihnen öffnet sich der harte Granit, wie der Schoß der Hügel sie aufnimmt. Deshalb nennt das Volk die Unterirdischen, Bergmännlein, Erdleute, auch Wichte. Die Wichtlein sind auch Bergleute, fahren mit dem Schurzleder und der weißen Hauptkappe in die tiefsten Schächte hinab und arbeiten dort am Gestein. Sie durchbrechen die Gänge, rufen einander zu, schaffen das Gegrabene in die Eimer und winden es empor. Aber ihr eifriges Tun ist eitel Blendwerk, sie fördern damit nicht für ein Hellerlein Erz zutage.

In den Gruben zu Idria in Krain stellen die ordentlichen Bergleute ihren kleinen Genossen ein wenig Speise abseits, welche diese mit gutem Appetit verzehren. Zu gewissen Zeiten bescheren sie ihnen auch ein rotes Rößchen, wie es etwa einem vierjährigen Knaben passend sein mag. Bei

Quedlinburg im Harz und anderswo gibt es Zwergenlöcher, zu denen sonst die Leute gingen, um sich von den Kleinen schön gearbeitetes Zinn und Kupfer zu leihen, wenn sie dessen bei Festen bedurften. Dafür mussten sie ihnen von dem Festessen einen Anteil gönnen, auf den die Unterirdischen gar strenge hielten. Nicht selten entlehnten diese zu ihren Festen aber auch Geschirr von den Menschen oder baten um Lebensmittel. In dem, was sie wiedererstatteten, lag stets ein wunderbarer Segen, denn aus dem kleinsten Rest der Speise ersetzte sich über Nacht das Ganze wieder. Als ein Bauer zur Mittagsstunde eben den Pflug umkehrte, hörte er aus der Erde viele feine Stimmchen rufen: »Back' mir 'nen Flauch!«

»Mir auch!«

»Mir auch!«

Da rief er im Scherz dazwischen: »Mir auch 'nen Flauch!«

Als er nach einer Stunde wieder zu seinem Pflug kam, lag darauf ein herrlich duftendes Brot, das nimmer zu Ende ging, wie viel auch davon abgeschnitten wurde. Die Familie bewahrte das kostbare Geschenk Jahre lang, bis eine Plaudertasche das Geheimnis ausbrachte und den Zauber verdarb.

In das Reich der kleinen Leute steigt man durch eine Höhlung des Berges. Man muss drei Türen hinter sich lassen, eine aus Moos, die zweite aus Holz, die dritte aus strahlendem Erz.

Von der Letzteren führt eine Treppe tief hinab in den weiten Palast des Herrschers, wo Zimmer an Zimmer sich reiht, von dem lichten Glanz der edlen Steine erhellt. Doch lässt die Sage einzelne Zwergenfamilien auch in Scheunen und Ställen, Häusern und Kirchen wohnen. Gern erbaten

sie zu ihren Hochzeitsfesten die Prunkzimmer in Schlössern und Burgen, als würde durch den Gebrauch der Menschenwohnung und alles dessen, was Menschenhände berührten, der neue Bund mehr gefestigt.

In der Eilenburg wohnte der alte Graf mit seinem Weib nur noch allein im Haus, denn die Kinder waren von ihnen in die weite Welt gezogen, hatten sich vermählt und die greisen Eltern zurückgelassen. In einer Nacht konnte der Graf in seinem Himmelbett nicht Ruhe finden, der Schlaf floh seine Augen und er hing seinen Gedanken nach. Da war es ihm, als dringe heller Lichterglanz durch Schlüsselloch und Fensterspalten zu ihm herein. Er erhob sich im Bett und erblickte die seltsamste Prozession, die seine Augen je erblickt hatten. Voraus zog eine Schar winziger Herolde in roten, mit Gold verbrämten Samtröckchen, die auf silbernen Hörnlein liebliche Melodien bliesen. Dann folgte der Fürst der Zwerge mit seiner schönen Braut, goldene Kronen auf den Häuptern. Ihnen nach zog eine endlose Schar von Zwergen, je ein kleines Männlein mit seinem Frauchen. Als sie bis in die Mitte des Saals gekommen waren, hielt der Zug, ein Herold trat auf den Wink des Fürsten aus der Menge hervor, näherte sich dem Bett des Grafen und sprach, nachdem er sich geziert verneigte.

»Ritter von der Eilenburg, unser König und Herr entbietet dir seinen Gruß und sucht um Erlaubnis, sein Hochzeitsfest in diesem Saal zu feiern. Gleicherweise bittet er dich, weil du erwacht bist und ohne dein Verschulden unseren Zug gesehen hast, an Tanz und Mahl freundlich teilzunehmen. Willfahrest du seiner Bitte und vermag keiner deines Hausgesindes uns zu belauschen, so wird es dir und deinem Geschlecht großen Segen bringen.«

Da lächelte freundlich der alte Graf und stieg aus dem Bett, nahm eines der kleinen Weiblein, welches ihm zugeführt wurde, bei der Hand und tanzte lustig mit dem Zwergenvolk herum. Nun schlief aber die Frau von der Eilenburg im Obergeschoss, gerade über jenem Saal, den ihr Gatte für sich erwählt hatte. Ihr schien es, als vernehme sie ein wunderbares Singen und Klingen unter sich, stand deshalb auf und schaute durch eine Öffnung, die sich in dem Fußboden ihres Gemaches befand, hinunter, mitten hinein in das Hochzeitsfest. Die Zwerge, welche ihrer alsbald gewahr wurden, löschten rasch ihre Lichtlein, die Trompeter schwiegen plötzlich, und zu dem alten Herrn, der außer Atem gekommen war und auf einem Lehnstuhl ein wenig der Ruhe pflegte, trat derselbe Herold, der ihn geladen hatte, und sprach: »Edler Herr, Dank für deine Gastfreundschaft! Dieweil es aber unmöglich scheint, dass ein Mensch der vorwitzigen Neugier entsagen möge, ist unser Fest und unsere Freude gestört und verdorben worden, und deshalb sollen von nun an in deinem Geschlecht nie mehr als sieben Eilenburger sein.«

Ehe der Graf sich besinnen konnte, waren die kleinen Leute verschwunden und er fand sich allein im finsternen Saal.

Die Verwünschung erfüllte sich bis auf den heutigen Tag, denn ehe der siebte Eilenburg geboren wird, stirbt immer einer der sechs lebenden.

Unter den Elben sind es nach den Sagen aller Völker nur die Zwerge, welche im geordneten Haushalt leben und Familien bilden. Wohl hat der Nix auch Weib und Kind, aber er bedeutet unter den Geistern das, was der böse Ritter Blaubart unter den Menschen ist, und es macht eben keinen



erbaulichen Eindruck, wenn er mit den spitzen, grünen Zähnen die seinen mordgierig anfällt. Doch gleich ihm erbittet der Zwerg die Hilfe der Menschen, wenn das kleine Weiblein den Beistand der Frauen nötig hat.

Wie aus dem Erdboden trat in stiller Nachtstunde einst ein winzig Frauchen an das Bett der neuvermählten Gräfin von Rantzau. Die seidenen Vorhänge rauschten auseinander und mit silberklarer Stimme redete die Elfe also zu der Erwachten: »Fürchte dich nicht, ich bringe dir Glück! Unsere Königin bedarf deiner, denn sie liegt in Schmerzen und großer Not. Wenn du mir folgen willst, wohin ich dich führe, und du nur deine rechte Hand ihr auf das Haupt liegst, mag sie leicht genesen, dir aber wird es reichen Segen bringen. Nur hüte dich, irgendetwas von dem anzunehmen, was dir geboten wird, damit du nicht der Macht der Geister verfällst.«

Da erhob sich die Gräfin leise von der Seite ihres schlummernden Gemahls, das Frauchen leuchtete ihr voran mit einer Laterne und sie gelangten aus dem Schloss in einen langen, finsternen Gang, der abwärts führte. Endlich betraten sie ein Gemach, das kostbar mit farbigem Gestein und edlen Metallen geziert war, und in welchem eine Menge kleiner Frauen und Männlein sich bunt durcheinander drängte. Aus ihrer Mitte trat der König hervor, begrüßte höflich die fremde Dame und geleitete sie an die Lagerstätte der Königin. Da legte die Gräfin ihre Hand auf das Haupt der Kreisenden und bald genas diese eines Söhnleins, das von dem kleinen Volk mit unendlichem Jubel begrüßt wurde. Sie führten hierauf die Gräfin zu einer Tafel voll herrlich duftender Speisen in goldenem und silbernem Geschirr und luden sie ein, an ihrem Mahl teilzunehmen. Als sie nichts

davon berührte, winkte der König, und zwei wunderfeine Edelknaben trugen eine goldene Schale mit blitzenden Edelsteinen gefüllt herbei.

Allein die Gräfin blieb standhaft und die Elfe, welche sie in den Berg geführt hatte, geleitete sie darauf wieder zurück. Scheidend sprach sie: »Weil du unserem Reich einen so großen Dienst erwiesen hast, nimm diese drei hölzernen Stäbe und lege sie schweigend unter dein Hauptkissen. Das ist der Dank, die Belohnung, welche dir Glück bringen soll. Mich siehst du wohl noch wieder.«

Am folgenden Morgen berichtete die Gräfin das seltsame Abenteuer ihrem Gemahl, der dazu lachte und es einen wunderlichen Traum nannte. Da fasste sie unter das Kissen und zog die Stäbe hervor, welche sich unterdessen in lauter Gold verwandelt hatten. In der nächsten Nacht erschien die Bergfrau zum zweiten und letzten Mal.

»Lass aus den Stäben dreierlei machen, denn drei Kinder werden dir erblühen«, sprach sie, »eine Spindel, einen Becher und ein Schwert. Wer die Spindel empfängt, soll mit zahlreicher Nachkommenschaft gesegnet sein. Wer den Becher bewahrt, wird hoch steigen in der Gunst der Fürsten, das Schwert deutet auf Glück im Krieg, doch wenn einmal sein Glanz erbleicht, so kündigt das geschehenen Mord, und wenn es ganz verschwindet, Brudermord an. Du darfst dies aber niemandem vertrauen, außer deinem Gemahl.«

Die Prophezeiung erfüllte sich. Als ein Graf Rantzau ermordet wurde, erblich die helle Klinge und wurde schwarz, und da ein Bruder den anderen erstach, ohne ihn zu kennen, kam die Wundergabe abhanden. Nach einer anderen Mitteilung wurde die Frau von Rantzau durch einen Zwerg abgeholt, der ihr zum Lohn drei Stücke Gold ver-

ehrte, aus denen sie einen Hering, fünfzig Rechenpfennige und eine Spindel machen lassen sollte. Der König von Dänemark, dem diese Sage bekannt wurde, forderte einem Herrn von Rantzau den goldenen Pfennig ab, den dieser von seinen Vorfahren bekommen hatte. In dem Augenblick, wo der Junker das Erbstück überreichte, erzählen die Nachkommen desselben, empfand er ein überaus heftiges Reißen in seinen Eingeweiden.

Manche der ältesten Adelsgeschlechter weisen noch einzelne Stücke der Zwergengaben auf, so die Grafen von Hoya einen altertümlichen Ring. Einst hielten die Männlein fröhlich Gelage in der Burg zu Hoya, und weil Saal und Küche ihnen willig ausgeliehen worden und kein allzu kühnes Auge ihr Fest belauscht hatte, dankten sie dem Grafen die erwiesene Gastfreundschaft durch ein Schwert, ein Salamanderlaken und jenen Ring. Zuweilen baten die Unterirdischen ein armes Liebespaar um die Patenschaft bei dessen neugeborenen Kindern, mit unscheinbarer Gabe lohnend, die sich immer in Gold verwandelte. Zwergfrauen zeigten sich in Krötengestalt auf dem Feld und bescherten denen Glück, die sie gegen Misshandlung und Tötung schützten. Zu Hochzeit und Kindtaufe stellten die Zwerge sich gern ein, auch als ungeladene Gäste. So kamen sie einst in großer Menge, ihre Tarnkappen auf dem Haupt, zu einem Hochzeitsschmaus und setzten sich unsichtbar mit an den gedeckten Tisch. Sie speisten so wacker, dass die Gerichte im Augenblick verschwanden, wie reichlich die Brautmutter auch auftragen mochte. Hungrig standen die Gäste auf und schalten in ihrem Innern über die karge Bewirtung. Da zogen die Zwerglein ihre Kappen ab, dankten gar artig für Speise und Trank, und als sie einer nach dem

anderen hinausgingen, warf jeder von ihnen ein Goldstück in den großen Geschirrkorb, der leer neben der Tür stand, bis das Gefäß zum Rand gefüllt war.

Ein Bauer wünschte sich ein Kind, am liebsten einen Sohn, ging zu einem Zwergenloch und trug seine Bitte vor.

Aus der Öffnung schaute ein Männlein, nickte ihm freundlich zu und sprach: »Wenn du mich zu Gevatter bitten willst, wird dein Weib einen hübschen Buben haben.«

Das war dem Bauer recht. Nach etwa einem Jahr wurde ihm ein Knabe geboren und die Frau mahnte ihn an sein Versprechen.

Er aber sagte: »Es verdrießt mich, den Zwerg mein wohlgestaltetes Kind aus der Taufe heben zu sehen.«

»Wenn du ihn verschmähst«, erwiderte die Frau, »wird er es dich fühlen lassen.«

Endlich entschloss sich der Bauer, das gegebene Wort zu halten, ging abermals zum Berg und lud das Männlein in geziemenden Worten zur Taufe ein. Das zeigte sich gar vergnügt über die Ehre, sagte zu und erforschte alsdann, wer denn sonst noch gebeten sei.

»Unser Herr Christus«, entgegnete der Schalk, »die allerseeligste Jungfrau Maria und St. Petrus.«

Das vernahm das Zwerglein mit großem Missbehagen, besonders St. Peter war ihm zuwider; verehrte darum dem Kindstaufvater zwar ein schönes Patengeschenk, nahm aber seine Zusage, selbst zu kommen, alsbald zurück, und so war dem Bauer geholfen.

Wo sie sich zur Hochzeit einluden, wusste man die unerwünschten Gäste zuweilen klug abzuwenden.

Einem Hochzeitbitter lief der Zwerg nach und rief: »Ich komme auch! Ich komme mit Weib und Kindern.«

»Schon recht«, sagte der Bursche, der nicht auf den Kopf gefallen war, »wir haben schöne Musik, Pauken und Trommeln.« Da machte das Erdmännlein ein langes Gesicht und eilte schnell in den Berg zurück, hat sich bei dem Fest auch nicht blicken lassen. Gutmütig und neckisch zugleich nahmen die Zwerge manchmal einen armen hungrigen Menschen mit zum Fest und liehen ihm ihre Tarnkappe, damit er nicht gesehen werde. Aß er aber zu gierig, so lüpften sie unbemerkt die schützende Hülle, und der entdeckte Schalk musste mit Schimpf und Schande oder gar mit einer gehörigen Tracht Prügel abziehen. Leuten, die in Not waren, erwiesen sich die Männlein gern hilfreich, sie verschafften dem armen Burschen die reiche und spröde Geliebte, halfen dem Bauer aus, dessen Pferd und Wagen im Sumpf stecken geblieben waren, und wirtschafteten fröhlich in Haus und Hof. Abends, wenn alle Bewohner eines Gehöfts zu Bett gegangen waren, kamen die Unterirdischen hervor, säuberten das Gerät und setzten sich um den Tisch, auf welchen eine gutherzige Köchin ihnen eine Schüssel mit Buttermilchbrei gestellt hatte.

Schon die alten Heldenlieder berichten von Zwergen, die schöne Jungfrauen in ihren Berg entführten. Um die Tochter eines Ritters von Eulenburg ließ der Zwergfürst als eheliches Gemahl freien und schickte einen wunderbar schönen Fingerreif zum Pfand der Verlobung mit. Das Mädchen willigte ein und wurde von den kleinen Gesandten in den Berg geführt, aus dem sie nicht wiederkehrte. Ihr Geschlecht aber gedieh von Stund an durch den Segen des Ringes. Eine Hirtin wurde von einem Zwerg verfolgt, der ihr allerlei schöne Gaben in Gold und Silber bot, und weil sie ihn verschmähte, drohte er, sie mit Gewalt zu entfüh-

ren, wenn sie ihm nach gesetzter Frist seinen Namen nicht nennen könne. Da schlich ihm heimlich der Liebhaber der Dirne nach und belauschte ihn singend: »Hier sitz' ich, Gold schnitz' ich. Ich heiße Holzrührlein, Bonneführlein! Wenn das die Mutter wüsst', behielt sie ihr Mägdelein.«

In Böhmen ragt nicht weit von Schloss Aicha an der Eger ein gewaltiger Fels empor, der Heilingsfelsen genannt. Hier trieb ein ganzes Zwergenvolk sein Wesen, schlüpfte ein und aus durch eine kleine Öffnung, die zu der weiten Höhle im Innern führte. Lange Zeit wurden sie von einem finsternen, alten Mann beherrscht, der Heiling hieß. Zu ihm kam einst eine arme Frau, die sich im Wald beim Beerenlesen verspätet hatte und von der Dunkelheit überrascht worden war. Sie sah dicht am Felsen ein schönes Haus, ging hinein und erblickte den Alten an einem Tisch sitzend und emsig schreibend. Als die Frau mit bewegter Stimme um ein Nachtlager bat, nickte er, ohne aufzuschauen, und deutete mit der Hand nach einer Ecke des Gemaches. Es wurde ihr aber bald bedenklich zumute. Niemand außer ihr und dem Alten schien anwesend zu sein, und dennoch rauschte und wisperte, scharrte und trippelte es um sie her, bis ihr endlich die Furcht die Frage auf die Lippen trieb.

»Wo bin ich denn, und wer seid Ihr?«

»Ich bin Heiling«, sprach der Mann, »meine Zwerge ziehen aus, das Menschengvolk wird uns zu hinderlich. Wärest du nicht in dieser merkwürdigen Stunde gekommen, solltest du nimmer Herberge gefunden haben.«

Das Weib wollte weiter forschen, doch der Beherrscher der Bergmännlein schaute sie grimmig an, und so kauerte sie sich schweigend in eine Ecke und schlummerte endlich sanft. Als sie wieder erwachte, schien ihr die Sonne hell ins

Gesicht, sie lag auf dem Gras, gerade unter dem Heilingsfelsen, und von dem Haus war keine Spur zu erblicken. Hurtig sprang sie empor, um heimzukehren, denn es mochte um die Mittagsstunde sein. Als sie aus dem Wald hervortrat, kam ihr alles so fremd und verändert vor, die Wege waren besser, die Felder anders abgeteilt, im Dorf, das sie endlich erreichte, sahen alle Häuser neuer und schöner aus, die Leute waren ihr unbekannt, und selbst ihr eigenes Hüttchen kam ihr wunderlich vor, es war größer geworden und neu gestrichen. Nur der Eichbaum davor, den noch ihr Großvater gepflanzt hatte, stand, wie immer, lustig grünend da. Als sie in die Stube trat, erblickte sie fremde Menschen darin, die sie verwundert fragten, was sie wolle. Da lief sie jammernd im Dorf umher, dessen Bewohner sie für wahnsinnig hielten und vor die Obrigkeit führten.

Nun stellte es sich heraus, dass genau vor hundert Jahren eine Frau ihres Namens in den Wald gegangen und von dort nicht wiedergekommen war. Die Gemeinde legte zusammen und ernährte sie bis an ihren Tod.

Auch in der Zwergsage begegnet uns die Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit der Sagenwelt überhaupt, in den verschiedensten Abweichungen und Modifikationen je nach Ort und Zeit, während ihr vielleicht mehr, als einem anderen Sagenkreis, ein gemeinsamer, unveränderter, in allen Bildungen erkennbarer Grundstoff bleibt.

Durch schwere Dunstwolken, wenn sie sich zur Erde niedersenkten, wandelte das Nebelmännlein in grauem Wams und Mützchen. Durch die Spalten erzeicher Berge schlüpfen die Venediger oder Bergschmiede. Zu den Bauern in Gebirgsdörfern kamen, man wusste nicht woher, kleine

Nörger, Wald- und Holzweiblein. Sie pflegten die Kinder und sorgten für das Hauswesen, das unter ihren Händen seltsam gedieh. In der Lausitz quollen aus einem frischen, klaren Bergwasser die Querxe hervor, stahlen sich heimlich zu den Backöfen und nahmen das frische Brot heraus, bis ein gewandter Kopf sie endlich dadurch vertrieb, dass er den Leuten riet, den Brotteig zu piepen, das heißt, einige Kümmelkörner mit hinein zu backen, deren Geschmack den Zwergen widerwärtig ist.

Gar wunderlich sind die Namen, welche die Zwerge einander beigelegt haben. Wo ein unterirdischer unter den Menschen weilte, blieb er nur so lange, bis sein Name verraten wurde. In einem Bauerhof im Ober-Inntal diente eine Magd sieben Jahre hindurch mit seltenem Fleiß und großer Treue. Sie hatte jedoch ein besonderes Wesen an sich, das die Leute zurückhielt, sonderlich mit ihr zu verkehren. Eines Tages rodete der Bauer Holz auf dem Berg, da sah er plötzlich ein unbekanntes Männlein vor sich stehen, das zu ihm sprach: »Du, Holzhacker, sage zum Stizl, zum Wizl, der Torizl sei tot.«

Als der Bauer zu Hause die Botschaft ausrichtet, fing die Magd an zu jammern und rief: »Hättet Ihr mich um vieles gefragt, so hätte ich Euch vieles gesagt.« Damit lief sie fort in den Wald und wurde nicht mehr gesehen.

Einem Bauer zu Mais sagte eine Stimme, als er abends heimging: »Du, Posch, mit dei'n krummen Ross, sag' meinem Bruder Dschedrawem, der Kabeskopf sei gestorben.«

Auf der Insel Rügen wohnten in den Hünengräbern graue, schwarze, grüne und weiße Zwerge. Die Ersteren waren böse, stahlen Frauen und Kinder und schadeten den Menschen auf alle Weise. Die Letzteren zeigten sich gut



und freundlich. Jedes Völklein hatte seinen eigenen König und lebte abgesondert für sich. Als nun überall Kirchen gebaut und Glocken eingehängt wurden, mochten sie nicht mehr im Land bleiben. Eines Abends kam zu dem Fährmann in Glewitz ein kleiner Mann und forderte Überfahrt für sich und die seinen. Da ging es nun die ganze Nacht hinüber und herüber, jedes Mal war der Kahn so voll, als müsse er versinken, und doch erblickte der Schiffer nichts und vernahm nur ein Trappeln wie von einer Herde Schafe.

Als er zum letzten Mal hinübergefahren war, fragte ihn der Kleine: »Willst du deinen Lohn nach der Kopfbzahl empfangen oder soll ich dir einen Scheffel Geld geben?«

»Einen Scheffel Geld«, entgegnete der Fährmann, der das Sichere für das Beste nahm. Ehe die Zwerge von dannen zogen, sagte das Männlein: »Du hättest aber doch besser getan, wenn du deinen Preis nach der Kopfbzahl gefordert hättest«, und setzte ihm für einen Augenblick seine Mütze auf. Da sah der Schiffer das ganze Ufer mit den Unterirdischen bedeckt.

»Wir konnten drüben nicht mehr bleiben«, fuhr der Zwerg fort, »die Leute bekreuzen Brot und Getreide, stellen die Besen mit dem Stiel nach unten auf, dass wir gar nichts mehr davon nehmen dürfen.«

Als die Querxe auszogen, dingten sie um vieles Geld einen Bauer aus Hainwalde mit allen seinen Wagen, um sie über die Grenze nach Sachsen zu bringen, wo die vielen Bergwerke ihre Ruhe störten. Da sie nicht alle auf den Wagen Platz fanden, hängten sie sich überall außen an und sogar an die Speichen. Sie kehren wieder, wenn das Sachsenland an Böhmen fällt, die Glocken nicht mehr läuten und

die Eisenhämmer schweigen.

### **Die Hausgeister**

Die nähere Bekanntschaft mit den heilsamen Kräften der Natur, in Verbindung mit dem Gefühl menschlicher Abhängigkeit, Schutz- und Hilfsbedürftigkeit, erweckt in der Fantasie jugendlicher Völker leicht die Vorstellung, dass irgendwo über oder unter der Erde höher organisierte Wesen existieren, die, ausgestattet mit ganz besonderen Eigenschaften und Fähigkeiten, die Aufgabe übernommen haben, den Sterblichen in ihrem irdischen Tun und Treiben Beistand zu leisten. Was der gereifte Verstand späterer Jahrhunderte als die Wirkung der ewigen Naturgesetze erkennt, darin glaubt der kindliche Sinn früherer Zeiten, die Spuren des Waltens überirdischer Mächte zu erblicken.

So etwa hat man sich den bei allen Völkern wiederkehrenden Glauben an dienstbare Geister zu erklären, den Glauben an das zahllose Heer kleiner Gestalten, die nur emporzutauchen scheinen, um den Menschen zu nützen. Zwischen Menschen und Zwergen entspann sich ein dauernder Verkehr, und ihre Verbindung ergab sich ebenso natürlich wie der Kampf der Riesen, der dummen Duttonen, gegen die weiseren Götter. Die Großen hassten einander, während die Kleineren und Schwächeren sich zusammenschlossen zu Schutz und Trutz.

Es ist interessant, zu beobachten, wie sich der Glaube an die Hausgeister bei den einzelnen Völkern entwickelt hat, und zugleich belehrend, indem es uns einen Blick in Kultur und Charakter dieser Völker gewährt. Schon unter Griechen und Römern begegnet uns diese Erscheinung. Wir erinnern nur an den Dämon der ersteren, an die Penaten und

Laren der letzteren. In der Mythologie des Nordens ist es besonders der isländische Hausgeist, der unsere Aufmerksamkeit fesselt, da er sich mit liebenswürdiger Uneigennützigkeit den Menschen verwendet. Am frühen Morgen zum Beispiel weckt er seine Günstlinge zum Fischfang und gewährt denen, die seinem Ruf gern und freudig folgen, großen Gewinn, während er die Lässigen, Zögernden nur spärlichen Ertrag finden lässt. Ganz im Gegensatz dazu steht der polnische Coltri, ein verschmitzter Dieb, der Getreide, Frucht und Geld stiehlt, um alles seinem Herrn zuzuwenden. Er nimmt Wohnung in den unteren Teilen der Häuser, auch in den Scheunen, wo das Holz aufbewahrt wird, und schlüpft, ein kleines Männlein, ein und aus. Wo der Coltri einziehen will, streut er über Nacht Sägespäne durch das Haus und beschmutzt die Milchfässer. Bleiben die Späne liegen, trinken die Bewohner von der Milch, so fasst er dies als ein Zeichen der Zustimmung auf und lässt sich nieder. Der Hausherr weist das Gesinde an, dem Geist von allen guten Dingen mitzuteilen, welche im Haus zubereitet werden. Und dieser zeigt sich erkenntlich, indem er im Haus aufräumt, das Vieh füttert und striegelt, die müßigen Dienstleute zaust und neckt. Der Coltri bleibt dem erwählten Aufenthalt meist treu, solange noch ein Glied der Familie lebt. Zuweilen freilich, in tückischer Laune, richtet er Unfug an, aber selten ohne Veranlassung. Meist haben es die Menschen selbst verschuldet, indem sie ihn stören und beunruhigen.

Auf St. Antonius' Meierhof fand sich ein Hausgeist ein, der sich selbst *Eckerken* nannte und dann und wann in Zwergengestalt erschien. Er pflegte nachts so viele Korngarben auf die Tenne zu werfen, wie die Knechte den Tag

über auszudreschen vermochten. Waren sie aber faul und blieben hinter ihrer Aufgabe zurück, so strafte er das mit Schlägen.

Sehr oft sprach er diejenigen, die am Meierhof vorüberzogen, mit seinem feinen Stimmchen um eine milde Gabe an, bezeichnete auch das, was er haben wollte, mitunter ganz genau.

Ritter Wessel von Berffelt ritt vorüber, ohne in die Tasche zu greifen. Da ergriff ihn das erzürnte Männlein und warf ihn vom Pferd herab auf den Heideboden. Denen, die in einem Wagen sitzend, der Bitte nicht achteten, stürzte er das Gefährt um oder spielte ihnen auf anderer Weise mit. Sonst aber zeigte er sich hilfreich in Stall und Haus, hielt sich freundlich zu den Mägden und schief gern auf der Decke ihres Bettes.

Während Eckerkens Treiben nach innen und außen gerichtet war, setzten sich andere Poltergeister in einzelnen Teilen des Hauses fest, neckten die Schlafenden und machten ein arges Getöse. Ein unerschrockener Mann unternahm es, in der Kammer zu schlafen, in welcher ein solcher Geist sein Wesen treiben sollte. Lange war es still. Plötzlich fühlte der Mann, wie eine kalte weiche Hand, einem Wattausch gleich, ihm über Stirn und Wangen fuhr und ihm den Mund zu öffnen versuchte. Von Grauen ergriffen, erhob er sich, eilte hinaus, um nicht wiederzukehren.

Selbst den Gelehrten mittelalterlicher Zeiten erschien das Dasein der Poltergeister oder Kobolde ganz unzweifelhaft. Der Abt von Spanheim, Joh. Tritheim, oder wie er sich gewöhnlich in lateinischer Version nennt, Trithemius, in den letzten Dezennien des 15. und den ersten des 16. Jahrhunderts, ein gelehrter und überaus belesener Mann, dessen

historische Arbeiten einen dauernden Wert haben, berichtet die wunderlichsten Dinge von dem Wesen und Treiben der kleinen Geister.

Als der Bischof Bernhard Platner zu Hildesheim residirte, begann sich dort ein Hausgeist zu zeigen, der an Gestalt einem winzigen Bäuerlein glich und einen breitrandigen Hut zu tragen pflegte. Man nannte den wunderlichen Gast *Hedekin*, d. h. Hutchen. In Schloss und Stadt spazierte das Männlein umher, gesellte sich freundlich zu den Leuten, redete mit ihnen und gab gar höfliche und verständige Antworten, auch wenn er unsichtbar umging und nur sein Tun ihn verriet.

Damals lebte zu Winzenburg ein Graf, der die lüsternen Blicke auf die schöne und tugendhafte Gattin eines seiner Edlen geworfen hatte. Da er innewurde, dass die Frau ihm nicht hold werden mochte, sendete er den Edelmann an des Kaisers Hof, unter dem Vorwand, dass er dort wichtige Dinge ausrichten sollte. Während der Zeit schlich er sich nachts in die Wohnung der Edelfrau ein, und tat ihr den schlimmsten Schaden an ihrer Ehre an. Der Ritter kehrte danach wieder heim und sein Weib klagte ihm mit Tränen den erlittenen Schimpf. Der Edle, welcher jederzeit Zutritt in seines Lehnsherrn Schlafgemach hatte, begab sich augenblicklich dorthin auf den Weg, trat unangemeldet ein und verschloss hinter sich die Tür. Der Graf und seine stolze Gemahlin aus furstlichem Stamm ruhten noch in den Armen des Schlafes. Da rüttelte jener, der feige List verschmahnte, den Wüstling mit gewaltiger Hand aus dem Schlummer, stellte ihn über sein Vergehen zur Rede und stieß ihm sein Schwert bis ans Heft in den Leib. Die Gräfin erhob ein gewaltiges Jammergeschrei, dass um eines so ge-

ringen Weibes willen, dem doch eigentlich eine große Ehre widerfahren, ihr edler Gemahl so schmähdlich gemordet worden sei.

»Wehe dir!«, rief sie dem Ritter zu und hob ihre Hände fluchend gen Himmel, »der, den ich unter dem Gürtel trage, soll die Untat an dir und den deinen rächen, dass die Nachwelt es mit Staunen und Grauen sehen wird.«

Ohne ein Wort der Erwiderung zog der Edelmann das blutige Schwert aus dem Körper des Grafen, tötete auch die Gräfin, floh aus Gemach und Schloss und mied das Land.

In derselben Nacht, als dies geschah, trat Hütchen an des erwähnten Bischofs Lagerstätte, schüttelte ihn und rief: »Stehe auf, Bernhard, und rüste dich! Die Grafschaft Winzenburg ist ohne Herrn, und leicht wird es dir sein, sie an dich zu bringen.«

Der Bischof erhob sich schnell, sammelte alles reisige Volk, dessen er habhaft zu werden vermochte, und überfiel Schloss Winzenburg, besetzte auch das Land und hat später das Ganze mit Bewilligung des Kaisers dem Hildesheimer Stift einverleibt.

Indessen lief Hütchen nach wie vor umher und begegnete einstmals einem Bürger, der in schwere Gedanken versunken schien.

»Heda, guter Freund«, sagte der Kobold, »was ficht dich an, dass du so traurig gehst?« »Ach«, erwiderte der Mann, »ich muss eine weite Reise unternehmen. Dazu habe ich ein Weib, schön von Angesicht, doch leichtfertigen Sinnes, und ich fürchte, sie wird in meiner Abwesenheit große Torheit üben.«

»So, so!«, meinte Hütchen, »und da möchtest du, dass dir jemand das Haus behütet und dein Weib dazu?«

»Ei freilich«, rief der Mann und sah dabei von Herzen erleichtert und froh den Kobold an, »Lieberes könnte mir nicht geschehen.«

Da übernahm Hütchen das schwere Amt und der Gatte reiste ab.

Als der Letztere, nach einem Monat wiederkehrend, sich der Stadt nahte, vernahm er plötzlich ein zartes Stimmchen neben sich, welches sprach: »Bin ich froh, bin ich froh, dass du wieder da bist.« Und als der Mann verwundert um sich schaute, fuhr die Stimme fort: »Ich bin Hütchen, dem du auftrugst, dein Weib zu bewachen, aber lieber will ich die Säue in ganz Sachsen hüten, als solch ein Flittchen! Brachte sie doch alle Tage einen anderen heran, und immer abwehrend und störend habe ich so meine Kräfte erschöpft, dass ich kaum noch körperlich zu erscheinen vermag.«

Am Hof des Bischofs befand sich nun zwar kein leichtsinniges Weib, welches dem Hütchen hätte zu schaffen machen können. Dagegen lag er in fortwährender Fehde mit einem unnützen Küchenjungen, der ihm zum Verdruss tat, was er irgend ersinnen konnte.

Hütchen beschwerte sich beim Küchenmeister wiederholt über den Buben. Dieser wies ihn aber regelmäßig spöttisch ab und sagte, er solle sich seiner Haut wehren, so gut er könne.

Da kehrte der Kobold seine raue Seite heraus. Eines Abends, als der Bursche in des Küchenmeisters Abwesenheit ihm einen besonders hämischen Streich gespielt hatte, ergriff er ihn mit dämonischer Kraft, brach ihm den Hals, zerriss ihn in Stücke, warf diese in einen Kessel, setzte das Ganze ans Feuer und ging seines Weges.

Als der Küchenmeister bemerkte, welches schauerliche

Gericht in dem Kessel gesotten wurde, begann er auf den Kobold zu schimpfen und zu fluchen und forderte ihn mit giftigen Reden heraus. Dieser schwieg jedoch. Am nächsten Morgen, da der Küchenmeister des Bischofs Mahlzeit zu beschicken anfang und ein köstliches Wildbret anzurichten gedachte, trug Hütchen indes zwei ungeheure Kröten herbei und zerdrückte sie über dem Braten. Als der Küchenmeister darüber in Zorn geriet und in eine Flut von Verwünschungen ausbrach, erfassten ihn plötzlich die Geisterhände und schleuderten ihn durch das Fenster in einen tiefen Graben hinab.

Nun erzählt die Sage, wie des Geistes Walten in der Residenz immer störender und beunruhigender wurde und selbst die Wachen nicht verschonte, mit denen er sonst freundlich zu verkehren pflegte, bis der Bischof sich entschloss, ihn zu bannen. Er verwies ihn in das schlesische Gebirge, wo er unter dem Namen Rübzahl eine ganze Sagenwelt erschuf, deren Sinn gegen die Menschen gerichtet ist.

### **Die Heinzelmännchen**

Eine gute Zeit war es für die Hausfrauen, als noch die gemütlichen Heinzelmännchen in stiller Nacht die sämtlichen Haus- und Küchengeschäfte besorgten, säuberten, fegten, bürsteten, waschen, scheuerten und mit Nadel und Schere sogar Arbeiten verrichteten, zu denen menschliche Hände zu ungeschickt waren.

Eines ist allen gemeinsam, ob sie als stille Hausgeister im verborgenen Kämmerlein walten oder als Polierer in den Schlafgemächern hausen oder in zwerghafter Emsigkeit



des Menschen Tagewerk verrichten – die Scheu vor dem menschlichen Anblick! Selten nur gelang es denjenigen, welche sich besonders sympathisch zu den wunderlichen Gästen verhielten, diese zu Gesicht zu bekommen. Glaubte man sie zu sehen, starrte man auf einen Punkt hin, so verschwand der Spuk und ein spöttisches Gelächter belehrte die Leute, dass sie zwar ein Geschöpf der Laune des Kobolds, doch nicht diesen selbst gewahrt hatten.

Durch die Gasse eines Dorfes ritt ein seltsam gekleideter, kleiner, buckliger Mann. Schon dämmerte der Abend und die tiefen Schatten der Häuser ließen nur das spitze Mützchen auf dem gesenkten zottigen Haupt des Reiters und dessen blaues Wams und rote Strümpfe sowie das Gerippe seines mageren Rosses erkennen. Mitten auf dem Dorfplatz hielt er an und krächzte: »Wie ist's, Herr Schultheiß, soll ich nicht Euren Bruder von Euch grüßen, den Pfarrer zu Mascon?«

Verwundert blickte der Schultheiß, welcher im Gärtlein vor seinem Haus der milden Abendluft sich freute, nach dem sonderbaren Reiter hinüber. Da er aber nicht sofort zu antworten wusste, kicherte das Männlein spöttisch in sich hinein und trabte hinweg.

Mit demselben Abend begann eine schlimme Zeit für das hübsche kleine Pfarrhaus zu Mascon. Es lief ein Etwas die Treppen auf und ab, polterte und tobte in allen Ecken, es piff, lachte und fing endlich auch zu reden an.

»Höre du, Pfarrer«, sagte eine krächzende Stimme plötzlich dicht neben dem Studierpult des frommen Herrn, »ich habe heut deinen Bruder gesehen. Er fuhr in einem Kahn mit Weib und Kind den Fluss hinab. Da erregte ich ein tüchtiges Unwetter, stürzte den Kahn um und wollte sie

alle ertränken. Aber es ging leider nicht an.«

Der bestürzte Pfarrer machte sich sogleich auf den Weg zu seinem Bruder und fand diesen mit den seinen im besten Wohlsein. Die Erzählung von dem umgestürzten Kahn stellte sich als unwahr heraus. So erregte der Dämon durch seine Lügen mitunter große Schrecken, ehe der gute Pfarrer die Wahrheit erfuhr.

Zuweilen stellte sich der Geist ganz harmlos, verkündete nahenden Besuch, der auch wirklich eintraf, enthüllte den Täter irgendeines heimlichen Vergehens und suchte Verlorenes wieder auf. In seinem Wesen lag etwas Unbeständiges, Unstetes, Wechselvolles, er trat unter verschiedenen Rollen auf. Aber sein individueller Charakter blieb derselbe.

Ehrlicher und anmutiger als dieser, aus den verschiedenen Elementen der Teufelssage zusammengesetzt, war das Heinzelmännchen zu Hudemühlen, welches im Jahr 1584 daselbst sich aufgehalten haben soll.

Einst war Schloss Hudemühlen, so erzählten die alten Leute es, ein stattlicher Bau, fest und geräumig. Morast und tiefe Gewässer umgaben es schützend gegen feindlichen Überfall. Das Flüsschen, welches nahe vorüberfließt, heißt die Meiße und ergießt sich in die Aller. In das Schloss retteten bei Kriegsgefahr die Bewohner der Umgegend ihre Habseligkeiten, während sie selbst in die Wälder entflohen.

Die nachfolgenden Geschlechter teilten Äcker und Wiesen des reichen Grundbesitzes unter sich, jeder baute ein Wohnhaus auf das ihm zugefallene Gebiet und das Schloss verfiel. Noch zeigt man im Gemäuer der Ruine Heinzelmanns Kämmerlein. Das Schloss kam nach und nach in den Ruf, von Geistern bewohnt zu werden.

Als der Kobold seinen Einzug gehalten hatte, machte er ganz den Eindruck eines Menschen. Obwohl er nicht sichtbar wurde, redete mit feiner Stimme und gab gern Auskunft über die Familie, der er entsprossen war. Seine Mutter, sagte er, sei eine Christin im Böhmer Land, habe ihn aber vertrieben, weil er ihr gar zu winzig erschienen und unter einem besonderen Bann stehe. Zeigen dürfe er sich nicht, doch hoffe er, dereinst erlöst zu werden und dann werde man ihn sehen können. Sein eigentlicher Name sei Hinzelmann, auch Lüring, sein Weib heiße Hille Bingels.

Dem zeitigen Besitzer von Hudemühlen (etwa gegen Ende des 16. Jahrhunderts) war der neue Mitbewohner lästig, und nach mehreren vergeblichen Versuchen, sich desselben zu entledigen, wanderte er nach Hannover aus. Als er aber dorthin fuhr, schwebte ein weißes Federlein bald neben, bald vor oder hinter dem Wagen, eine Erscheinung, über welche der Schlossherr bald aufgeklärt werden sollte.

Gleich nach der ersten Nachtruhe in dem Gasthof, den der Ritter sich zum Aufenthalt erwählt hatte, vermisste er die schwere goldene Kette, welche er zu tragen pflegte, ein Gnadengeschenk Kaiser Rudolf II. Es gab dies Anlass zu einem argen Streit. Der Herr von Hudemühlen beschuldigte das Gesinde des Gasthauses, den Diebstahl verübt zu haben, und der Gastwirt, der seine Leute als ehrliche, brave Menschen kannte, geriet darüber in Wut. Mitten in dem Streit erklang dem Ritter das bekannte feine Stimmchen des Kobolds.

»Tröst' Euch Gott, Herr! Weshalb seid Ihr entflohen von Eurem Schloss, da ihr mir doch nicht entrinnen könnt. Kehrt nur wieder heim, sonst will ich Euch noch schlimmeren Unfug anrichten. Die Kette, um die ihr so viel Lärm

macht, liegt tief unter Eurem Hauptkissen.«

Der Ritter bequemte sich, nach Hudemühlen zurückzufahren. Er begriff nun, was das weiße Federlein zu bedeuten hatte, welches jetzt wieder vor ihm herschwebte und mit ihm in das Schloss seiner Ahnen einzog.

Der damals herrschende Teufels- und Hexenglaube brachte das Heinzelmännchen in schlimmen Verdacht. Man berief einen Beschwörer, der den armen Hausgeist bannen sollte. Anfänglich schwieg das Männlein, als lausche es voll Verwunderung den haarsträubenden Exorzismen des fremden Meisters. Als dieser jedoch, durch die eingetretene Stille ermutigt, dem Kobold stärker zuzusetzen anfang, wurde der Kleine unangenehm, nahm den Widersacher trotz des geweihten Kreises, in dem er stand, beim Schopf und warf ihn samt dem ganzen Apparat die Treppe hinunter.

Nicht selten bewies das Heinzelmännchen seine eigentümliche Art, zeigte sich hilfreich und gut, wie die Zwerge. Auf Hudemühlen pflegte manchmal ein Edelmann einzukehren, welcher der Jagd eifrig oblag, sonst aber, wohlwollend und gemütlich, wie er war, sich auch nicht abgeneigt fühlte, zuweilen mit dem Kleinen anzustoßen beim fröhlichen Mahl, etwa auf gute Kameradschaft oder auf eine hübsche Frau.

Eines Morgens weckte der Kobold den Jägersmann und warnte ihn vor Feuerwaffen. Doch der Nimrod achtete des Rates nicht, zog aus mit Pulver und Blei, der Spur des flüchtigen Wildes zu folgen. Da zersprang die Büchse und zerriss ihm die Hand.

Die Bewohner des Schlosses gewöhnten sich endlich an den seltsamen Gastfreund, wiesen ihm eine Kammer im ober-

ten Stock an, wo er sein Wesen nach Behagen treiben konnte, und statteten dieselbe nach seinem Wunsch mit einem kleinen runden Tisch, einem niedrigen, äußerst kunstreich geflochtenen Strohstuhl und einem ganz kleinen Bett aus, an welchem man niemals die leiseste Unordnung, zuweilen nur ein ganz leichtes Grübchen bemerkte. Auf den Tisch musste die Köchin ihm täglich eine Schüssel mit süßer Milch und eingebrocktem Weißbrot setzen. Am nächsten Morgen war diese regelmäßig geleert.

Anfangs war der Hausgeist sehr zurückhaltend, wenn einer des Gesindes ihn zu sehen begehrte. Er streckte höchstens eine seiner Kinderhände hinter Gerümpel hervor und verschwand eilig. Aber auch so zeigte er sich nur den Wenigen, denen er besonders günstig war.

Unbilden rächte das Heinzelmännchen auf mancherlei Art an Herrschaft oder Gesinde, indem es unter ihnen Zwietracht stiftete, ihnen die Stuhl wegzog, auf ihre Füße trat, sie zerrte und zapfte.

Mit den Kindern spielte es gern in Gestalt eines kleinen blonden Krauskopfes in rotem Samtröckchen. Wollten Erwachsene es belauschen, so war es plötzlich verschwunden, stieg trällernd die Treppe hinauf und sang im großen Bankettsaal, dass man es auf dem Hofe hören konnte, etwa:

*Ortgieß, lässt du mick hier gahn,  
Glücke schaft du han.  
Wultu mick aver verdrieven,  
Unglück warst du kriegen.*

Oder wie Prediger Feldmann berichtete, der als Knabe viel im Schloss war und das Heinzelmännchen selbst gesehen

haben wollte:

*Mien Duhme, mien Duhme,  
Mien Ellboeg sind twei.*

»Heinzelmann, wo hast du das gelernt?«, rief der künftige Seelsorger verwundert hinauf, von wo die feine scharfe Stimme erscholl.

»Wo soll ich es gelernt haben?«, erwiderte der Kleine, »hast du es nicht am verwichenen Sonntag selbst gesungen, als du auf der Kindtaufe so lustig warst?« Trillerte darauf munter fort, auch Schelmen- und Liebeslieder, wobei er die Stimme eines der Diener und Mädchen im Schloss so täuschend nachzuahmen verstand, dass diese in den Verdacht eines geheimen Einverständnisses gerieten.

Wie vertraut der Sagenkreis mit der Vorstellung vom Heinzelmann war, gelang es doch nicht, sie in ein bestimmtes Bild zu fassen. Die Neugier des Herrn zu Hudemühlen, der das Männlein bei Mondenschein zu suchen versuchte, blieb unbefriedigt.

Die Berührung des Geistes gab ein Gefühl der Kälte, wie die eines Toten.

Einer Magd, die ein gar zu großes Verlangen trug, den Geist zu sehen, gebot derselbe, schweigend zwei Eimer Wasser aus dem großen Ziehbrunnen auf dem Hof zu schöpfen und damit in den Keller hinabzusteigen, bevor der Tag graue.

Als sie diesem Befehl nachgekommen war und von der letzten Treppenstufe hinabstieg, erhellte sich der düstere Raum wie durch Zauber. Vor ihr stand eine hölzerne Mulde, in der ein nacktes, etwa dreijähriges Knäblein lag, die Brust durchbohrt von zwei kreuzweise gesteckten Schwer-

tern, mit Blut überströmt. Das Mädchen sank vor Schreck ohnmächtig zu Boden, Heinzelmann nahm ihr nun kaltblütig die Eimer aus der Hand und goss ihr das frische Wasser über den Kopf – damit ihr das Abenteuer nicht schade! Unter dem Volk aber bildete sich der Glaube aus, Heinzelmann sei der Geist eines gemordeten Kindes, der nicht ruhen könne, bis der Mörder entdeckt und bestraft worden sei.

Den Elfen und Alpen gleich weilte der Kleine gern bei den Frauen. Auf Schloss Hudemühlen lebten noch zwei Fräulein des Geschlechtes, Anna und Katharina, in deren Gemach das Heinzelmännchen sich am liebsten aufhielt, ihnen wundersame Dinge erzählte oder gegen die Klage führte, welche ihm unbillig begegnet waren. Fuhren sie über Land, so begleitete er sie, wie er uns schon bekannt geworden ist, in Gestalt einer Feder. Nachts pflegte er auf der Decke ihres Bettes zu ruhen, hinterließ auch wohl eine kleine Einbuchtung auf diesem.

Zogen Freier in das Schloss, dann tobte das Heinzelmännchen wie unsinnig durch alle Gemächer, warf mit Tellern und Schüsseln und machte einen so furchtbaren Lärm, dass die Ritter in der Regel sobald wie möglich aus dem verwünschten Haus zu kommen suchten.

Fand sich aber ein Unerschrockener unter ihnen, so suchte der Kobold ihn zu verwirren, wenn er das entscheidende Wort zu sprechen im Begriff stand. Galt seine Werbung der Katharina, so flüsterte eine drohende Stimme in sein Ohr: »So lieb dir dein Leben ist, nimm Jungfer Annen und lass mir Katharinen.«

Begehrte der Freiersmann aber Anna, so klang es wieder umgekehrt.

So blieben beide Fräulein unvermählt und starben in hohem Alter als einsame Jungfrauen. Auf ihren Grabsteinen liest man noch heute die wunderliche Ursache ihres ehelosen Standes.

Auch des Ergötzlichen wussten die Alten viel vom Kobold zu erzählen. War in Hudemühlen etwas verloren oder verlegt worden, so suchte er es aus den verborgensten Ecken und Winkeln wieder hervor. Im Stall striegelte er die Pferde, kämmte und flocht kunstvoll Schweif und Mähnen. Unerledigt gebliebene Arbeit der Mägde führte er aus. Man hörte sein nächtliches Tun und Treiben, und am Morgen glänzten Teller, Schüsseln und Pfannen gleich poliertem Silber.

Kamen unvermutet Gäste, so zeigte es das Heinzelmännchen dadurch an, dass es in der Nacht zuvor eifrig beschäftigt war und die Mägde tüchtig zum Scheuern und Putzen anhielt. Dafür forderte es seinen Platz bei der Tafel inmitten der Gäste. Es musste ihm auch von allem mit vorgelegt werden, Wein, Fisch und Braten. Den Wein genoss es, nachdem es fein sittig mit den Gästen angestoßen hatte, die Speisen aber fand man später entweder unter dem Tisch oder in irgendeiner Ecke.

Henning Steinhoff, Schreiber des Ritters zu Hudemühlen, zeigte eine besonders feindselige Gesinnung, einen maßlosen Hochmut gegen das Männlein, und tat ihm allen möglichen Tort an.

Heinzelmännchen vergalt ihm das durch allerlei List und Tücke, deren er sich dann gegen die anderen rühmte, und forschte dem Treiben des Herrn Henning so eifrig nach, dass dieser keinen Augenblick vor ihm sicher war. Einst schlich der Schreiber in der Nacht auf Socken durch die Ga-



lerie, welche zum Stübchen der herrschaftlichen Kammermagd führte. Wie sacht er sich aber auch durch den stillen mondbeglänzten Gang stahl, Heinzelmännchen hatte ihn jedoch gehört und schlüpfte ihm verstohlen nach. Er ließ ihn auch ungestört in die Zelle der Liebsten eintreten, unterbrach dann aber die trauliche Schäferstunde mit entsetzlichem Gepolter. Am anderen Tag hatte der Kobold das Abenteuer Meister Hennings in höchst possierliche Reime gebracht und sang diese mit seiner hellen, durchdringenden Stimme in Halle und Saal fortwährend ab, dass die Leute im Schloss vor Lachen bersten und Herr Henning mit seinem Liebchen vor Scham fast vergehen wollten.

Viele Jahre lang hatte Heinzelmännchen zu Hudemühlen auf diese Weise strenge Zucht geübt. Da reisten die Edeljungfrauen Anna und Katharina einst zu ihren Verwandten nach Estrup in der Grafschaft Hoya. Als der Hausgeist die Vorbereitungen zur Abfahrt erblickte, nahm auch er Abschied von Schloss und Kämmerlein, versprach auch wieder zu kommen, hat aber nicht Wort gehalten.

Nach Art der Zwerge oder unterirdischen hinterließ das Männlein segenbringende Gaben, die es sorgfältig zu bewahren bat, damit die Nachkommen der Leute zu Hudemühlen ein blühendes Geschlecht bleiben möchten bis in die entferntesten Zeiten: ein wunderbar künstlich geflochtenes Kreuz, welches klang, wenn man es rüttelte, einen nicht minder seltsam geformten Hut aus Stroh, und endlich einen perlengestickten Handschuh. Geraume Zeit erhielten sich die Glück bringenden Geschenke im ungestörten Besitz der Familie. Dann kam das Kreuz abhanden, der Hut wurde dem Kaiser Ferdinand III. (etwa um 1645) verehrt, und nur den Handschuh bewahrt noch einer der Sprosse

des weitverzweigten Geschlechtes.

Die Sage erzählt, dass Heinzelmann die Edelfräulein Anna und Katharina ebenfalls in Gestalt einer Feder, welche auf der Landstraße neben dem Wagen hinflog, auf ihrer Reise nach Estrup begleitet habe, dass er dort von der Frau vom Haus und ihrer eben erblühenden holden Tochter in einer Weise freundlich aufgenommen und gepflegt worden sei, dass er später, als Anna und Katharina ihre Heimreise antraten, es vorzog, sie allein ziehen zu lassen und seinen Wohnsitz in Schloss Estrup für die Dauer zu nehmen.

Die zu Estrup erzählten viel Gutes von ihm. Er pflegte das Vieh, dass es herrlich gedieh, hielt unter den Dienstleuten strenges Regiment und füllte Scheuern und Böden mit Korn und Früchten.

Einst klagte eine adelige Witwe bei Estrup, welche mit den Grafen von Hohn in einen bösen Prozess verwickelt war, dem Männlein vertrauensvoll ihre Not. Er erteilte ihr so vortrefflichen Rat, wie sie dem mächtigen Feinde begegnen solle, dass seine Klientin den Prozess gewann.

Dem jungen Fräulein verehrte er die wertvollsten Schmucksachen, ließ sich aber niemals vor ihr sehen. Nur den Kindern und ihrem Lehrer, einem stillen sinnigen Mann, ebenso der Magd, welche ihm aufwartete, zeigte er sich zuweilen im roten Samtröckchen, mit krausem gelbem Haar.

Der Gemahl der Edelfrau, ein tapferer Kriegsheld, tummelte sich draußen in der Welt. Er hatte seit langer Zeit keine Kunde von sich gegeben, und die Besorgnis der Edelfrau um den geliebten Gatten, von dem man nicht wusste, wie es ihm gehe und ob er überhaupt noch am Leben sei, steigerte sich mit jedem kommenden Tag. Das betrübte den

Heinzelmann. Er tröstete die bekümmerte Frau und verhiess ihr, selbst auszugehen, um Nachricht über den Edelmann einzuholen. Nach zwei Tagen kehrte er zurück und berichtete umständlich, was der Herr getan und gesagt habe.

Bald darauf traf ein Schreiben von diesem ein, in welchem Heinzelmanns Angaben Wort für Wort bestätigt wurden.

Der Krieg nahm ein Ende und der Edelmann kehrte heim.

Als er innewurde, welcher Gast mittlerweile in sein Haus eingezogen war, machte er seiner Frau Vorwürfe und begann den armen Kleinen hart zu verfolgen, der kläglich bat, ihm nur ein Eckchen in dem großen weiten Schloss zu gönnen.

Einst in der Nacht, bei hellem Mondschein, erwachte das Fräulein. Es war ihr, als vernehme sie eine Stimme, die leise ihren Namen rufe.

»Heinzelmann«, fragte sie, in der Meinung, der Kleine habe sein Lager wie sonst zu den Füßen ihres Bettes gesucht, »bist du es?«

»Wohl bin ich es«, entgegnete er klagend, »dein Vater bedrückt mich schwer, und ich mag um deinetwillen nicht Rache an ihm nehmen. Darum ziehe ich aus, um nimmer wiederzukehren, und mit mir zieht auch das Glück von hier. Leb' wohl, leb' wohl!«

Immer leiser tönte die Stimme, sie entfernte sich mehr und mehr und schien zuletzt aus den Lüften herabzukommen. Dann wurde es still, und als das Morgenrot emporstieg und die von Tränen feuchten Wangen der jugendlichen Schläferin bestrahlte, war des Hausgeistes Segen von Schloss Estrup geschwunden.

## Die Pugen

Unter den boshafte Werken, die den Hausgeistern schuldgegeben wurden, war auch der Weichselzopf, eigentlich Wichtel- oder Gütchenzopf genannt.

In stiller Nacht, wenn Tier und Menschen ruhten, schlichen die schalkhaften Kobolde durch Stall und Schlafkammer, ließen sich unhörbar nieder und flochten den Tieren Schwanz und Mähne, den Menschen das Haupthaar zu einer unentwirrbaren filzigen Masse zusammen. Und die Geistergewalt wirkte so stark auf das garstige Geschlecht, dass die Zöpfe, wenn sie auch gleich abgeschnitten wurden, sich doch immer von Neuem am Kopf erzeugten. Ja selbst die abgetrennten Haare wuchsen fort und entzogen demjenigen Saft und Kraft, dem sie einst angehört hatten.

Diese Dämonen nannte man Gutichen, Gütchen, Erdmännchen, Wichteln, Hellekäpplein. Bald sollten sie ihren Ursprung dem unterirdischen Geisterreich entlehnen, bald mit Schwert oder Dolch in Brust und Rücken Zeugnis geben der schmachlichen Ermordung ihres einstigen leiblichen Daseins, die sie nicht zur Ruhe kommen ließ. Andere noch sahen in ihnen irreführende Schatten der Gestorbenen, deren Seelenzustand sich in guten und schalkhaften oder geradezu bösen Taten offenbarte, zur Warnung und zum Schrecken des lebenden Geschlechtes.

Dem Menschengesicht selten sichtbar, huschte das Graumännlein um Haus und Scheune und verschwand in den mütterlichen Boden, aus dem es entsprossen war. Es kam, um die Wirtschaft zu ordnen. Den Rechtschaffenen stand es mit Rat und Tat bei, die Bösen schreckte es, Verzweifelnden

reichte es nicht selten die rettende Hand. Kluge Äuglein leuchteten ihm aus dem verwitterten uralten Antlitz, das ein graues Käpplein beschatteten.

Im roten, spitzen Mützchen auf dem dicken Wackelkopf, die langen dünnen Arme in die graue Zwillichjacke begraben, die Beinchen mit den seinem geschlechtseigenen roten Strümpfen bekleidet, lief der lustige Niss Puck zur Nachtzeit behänd umher auf Korn- und Futterböden, in denen er sich ein weiches Grübchen zum Ruhen gebildet hatte. Aus dem dunklen Winkel glühten seine Augen feurig hervor, allein er selbst war kalt anzufühlen. In den Niederlanden war der Glaube verbreitet, Hände und Angesicht des Kobolds seien grün.

Das Klopferle, welches an die Türen und bei Nacht auch an die Bettwand, um die Schläfer zu schrecken, anpocht, ist unsichtbar oder höchstens einem Schatten gleich.

Wirkliche Poltergeister werden die Kinder, welche Steine schleudern, das Hausgerät ins Feuer werfen oder gar den Leuten das Haus über dem Kopf anzünden. Daher sagt man: »Es geht Holter de Polter!«, um das Toben der ausgelassenen Geister zu bezeichnen.

Ein solches böses Poppele begegnete einst in Gestalt eines Wanderers einem Müller, als dieser nachts auf seinem hübschen Wägelchen heimkehrte, und bat demütig, eine Strecke mitgenommen zu werden. Der Weg führte durch einen Wald, und die zwei fuhren schweigend eine Weile miteinander fort. Der Müller blickte verwundert um sich, denn es schien ihm, als wolle heute der Wald kein Ende nehmen. Plötzlich bemerkte er, dass die Geldkatze, die er um den Leib geschnallt hatte, leer und leicht geworden war. Sofort fiel sein Verdacht auf das Männlein, das neben ihm saß.

Der Kleine erriet seine Gedanken und sprach: »Ich war es nicht, doch blickt einmal zurück. Vielleicht seht ihr etwas.« Der Müller stieg ab, strängte die Pferde los und sah mitten auf dem Weg einen blanken Taler liegen, weiter hin noch einen, dann einen dritten und so immer fort. Er lief die ganze Nacht hindurch, um sein Geld, welches der Kobold ihm zum Schabernack verstreut hatte, wieder zusammenzulesen.

Auch die Hausgeister nehmen allerlei Gestalt an, denn die Macht der Verwandlung erstreckte sich über das ganze Geisterreich. Vorzugsweise ist es die menschliche Form, die Niss Puck sich wählt, wie das Heinzelmännchen als blond gelockter Knabe am liebsten sich zeigte und das Hütchen in Bauerntracht durch Hildesheims Gassen und Gässchen schlüpfte.

Noch sieht man in Bauernhäusern am Rhein und in Hessen die Nische, in denen der Hausgeist zu sitzen pflegte oder wohin ihm die gütige Hausfrau den mit Speise gefüllten Napf zu stellen gewöhnt war. Auch zeigte er sich wohl in Tiergestalt. Nahe liegt die Verwandtschaft des kleinen Wichtes mit den Schatzdrachen, des Heinzelmannes Name schon deutet auf den Katermann oder die Katze, seine Federgestalt auf Vögel. Als er von einem Handwerker, um sich seiner zu entledigen, in einen Korb gelockt, über einen Kreuzweg getragen und dann ausgeschüttet worden war, fand ein anderer ihn an dieser Stelle als rot- und schwarz gefleckten Vogel, bunt wie eine Elster, der ohne Unterlass rief: »Ich bin herrenlos! Nimm mich mit.«

Der Mann willfahrte ihm und wurde reich.

Was dem einen lästig schien, deuchte dem anderen begehrenswert, und es gab der klugen Leute genug, welche

für Geld und gute Worte Auskunft erteilten, wie die Pugen zu fangen seien. In Auerbachs Hof zu Leipzig konnte man sie kaufen. Sonst fanden die Leute sie in alten Häusern, in hölzernen Truhen, in Balken usw.

Eine Schüssel Grütze, mit Butter gekocht, am geeigneten Ort aufgestellt, lockte die Pugen herbei. Auch süße Milch schien ihnen zu behagen. Beim Melken der Kühe, beim Bierbrauen tanzten die Kleinen lustig umher, um, wenn einige Tropfen Milch oder Bier verschüttet wurden, sie begierig aufzusaugen. Waren die Hausfrauen zu sparsam, gönnten sie dem winzigen Völklein nichts, so stieß es hinterlistig die vollen Gefäße um und machte sich eilig davon. Wenn der Puck Arbeit hatte, war er über die Maßen fleißig, wengleich jedem von ihnen eine bestimmte Grenze in seiner Tätigkeit gezogen sein sollte. In einem Bauerngehöft musste der Kobold die ganze Wirtschaft beschicken. Aber der Besitzer war schlau, übertrug ihm nicht zu viel auf einmal, weil Niss sonst sich einen anderen Herrn hätte suchen müssen, sondern ließ ihn hübsch nach und nach seine Arbeit verrichten. Wenn der Kleine mit einer Last erschien, rief der Bauer: »Lad ab und hole mehr«, ohne dass er ihm Rast gönnte. Das verdross den Puck und er beschloss, seinen Herrn zu überlisten. Er kam eines Tages mit einem großen Sack voll neuer holländischer Dukaten. Darüber freute sich der Bauer und in dem Wunsch, den herrlichen Kobold, der ihm solche Schätze zutrug, sich ja zu erhalten, rief er ihm diesmal zu: »Nun lade ab und ruhe aus, es ist genug für heute und morgen.«

»So ist es auch für immer genug«, versetzte der Geist mit höhnischem Gelächter. »Nun du mich hast ruhen heißen, gnade dir Gott!« Von Stund an begann es im Hause zu pol-

tern, Tag und Nacht, und ließ nicht nach, bis der Bauer auszog.

Nicht immer schützte selbst dieses äußerste und letzte Mittel gegen die Lärmgeister, die sich manchmal in Scharen einfanden.

Mit dem letzten Stück des Hausgerätes trug man sie häufig in die andere Wohnung hinüber, wo das Unwesen von Neuem begann.

Zwei Familien hatten ihre Wohnung verlassen müssen, weil die Pugen ihnen weder Tag noch Nacht Ruhe ließen, alle Vorräte verschleppten und die Speisen benaschten. Der Umzug war schon beendet und die Mägde hatten nur noch ihre Besen aus der alten Wohnung zu holen. Sie nahmen sie auf die Schultern und schritten miteinander fort, als sie unterwegs jemand trafen, der sie fragte, wohin sie wollten.

Noch ehe sie antworten konnten, rief eine dünne Stimme aus dem Besen: »Wir ziehen um!«

Die Mägde sahen einander erstaunt an. Die Schlaueste von beiden zwinkerte bedeutsam mit den Augen, schritt einem Teich zu, welcher am Ende des Dorfes lag, und tauchte dort blitzschnell die Besen ein und ließ sie stecken. Fortab wurden sie nicht mehr beunruhigt.

Im Wasser aber starben alle Fische, und wer abends an dem Teich vorüberging, konnte die Kleinen immer rufen hören: »Wir sind gezogen, sind ausgezogen!«

Ein anderes Märchen erzählt: Es waren zwei Kobolde, die verschiedenen Herren dienten, und fleißig Korn, Heu und Stroh zusammenstahlen, um es ihren Herren zuzutragen. Nun entstand eine große Teuerung im Land und es fehlte beiden Herren an Futter für das Vieh. Da machten sich in einer Nacht beide Pugen auf, das, was da fehlte, herbeizu-



schaffen, gerieten aber zufällig ein jeder an die Scheune des anderen und packten hier so viel sie konnten, auf. Mitten auf dem Weg trafen sie zusammen. Jeder betrachtete den Packen des anderen, und jeder erkannte augenblicklich seine Waren. Zornentbrannt über den frechen Diebstahl warfen sie Heu und Stroh fort, stürzten aufeinander los und prügelten sich, bis der Tag anbrach.

Ein Hausgeist konnte nur dreimal verkauft werden, der dritte Mann musste ihn behalten. Wer im Besitz desselben starb, war verpflichtet, ihm ein neues Unterkommen zu verschaffen, und zwar ein Mann bei einer Frau, eine Frau bei einem Mann.

Das gemütliche Element, welches wir in der Zwergenwelt antreffen, ist auch diesen Naturen besonders eigentümlich und in dem Wesen und Charakter der Hausgeister notwendig gegeben. Gern näherten sie sich der gastlichen Flamme des Herdes, um sich zu erwärmen, zündeten auch wohl selbst in kalten Nächten ein Feuer an, und die Reiser, welche sie von dem aufgespeicherten Vorrat dann zurückließen, brannten länger, als das ganze aufgewendete Bund. Zuweilen bescherte Niss Puck den fleißigen und frommen Mägden blanke Taler, die ihnen aus der Asche hervorblinkten, oder ließ die Kohlen des Feuers sich in Gold verwandeln.

Warm schien die Maisonne auf Hof und Garten. Das Federvieh trippelte und scharrte im Hof umher. Voll Lust schnatterten Gänse und Enten an dem kleinen Weiher. Alles ergab sich den wonnig belebenden Strahlen. Um den Brunnen standen oder saßen die Knechte in ihren festlichen Samthosen, mit schneeweißen Hemden angetan, während die Jacken an den Stalltüren hingen, um, wenn die Glocke

zum Kirchlein rief, sogleich übergeworfen zu werden.

Auch Niss Puck, der Fleißigste aller Hausgeister, feierte die sonntägliche Ruhe. Voll freudigen Behagens saß er in der Giebelluke, allen, die unten standen, sichtbar, grinste lachend hinab, streckte bald das eine, bald das andere Bein in die warme Luft hinaus und wackelte dabei in kindischem Ergötzen mit dem dicken Kopf hin und her.

Einer der Knechte, ein vorwitziger Mensch, schlich leise auf den Boden und versetzte Niss Puck hinterrücks einen so derben Stoß, dass er in den Hof hinabflog. Man hörte ein heiseres Kreischen, und unten auf der Erde lag ein Häuflein Scherben. Der Geist war verschwunden. Dieser Mutwille aber blieb nicht ungerügt. Nachts, als alles schlief, glitt Puck in die Kammer, in welcher der Knecht schlief, fasste ihn um den Leib und trug ihn in den Hof, wo er ihn quer über den offenen Brunnen legte, sodass die geringste Bewegung ihn in die Tiefe hinabschleudern musste.

Indessen hatte es Niss Puck so böse nicht gemeint. Als der Knecht erwachte, übersah er sogleich die gefahrvolle Lage, in der er schwebte, half sich behutsam hinweg, verfiel aber infolge des gehabten Schreckens in eine Krankheit.

Wehe der Magd, die, eben an die Stelle der Vorgängerin getreten, den Hausgeist nicht mit übernahm und mit aller Vorsicht und Sorgfalt pflegte. Solcher Säumigen drohte die Sage schwere Bedrängnis, denn der entrüstete Kobold verschleppte alles, dessen er habhaft werden konnte, und schuf ihr täglich Verdruss. Er zerbrach ihr das Geschirr unter den Händen und verdarb ihr die Speisen. Was sie noch so sorgfältig gesäubert hatte, wurde auf unerklärliche Weise beschmutzt, und geriet sie darüber in Zorn oder wurde sie von der Hausfrau gescholten, dann saß der Kobold im

Schornstein und kicherte schadenfroh in sich hinein.

Unter den in Ungarn lebenden Deutschen herrscht der Glaube an einen drei Zoll hohen Hauskobold, das Büfelkele, seiner eigentlichen Natur nach dämonisch wie der kleine Teufel, der den Bojaren betrog. Besonders gern haust das Büfelkele im Pferdestall, wo es der Tiere sorgsam wartet, auch den Stall säubert, den Knechten, Fuhrleuten oder Kuttschern Beistand leistet, ihnen Geld, Lebensmittel, Wein und Bier zuträgt. Allein der Begünstigte darf weder die Kirche besuchen, noch zu Hause beten. Zwei Personen können den Geist ungestraft besitzen, einen Dritten führt er mit sich fort in die Hölle.

Die überaus mannigfach gestalteten Sagen von Hausgeistern, Kobolden, Polterern, Erdmännlein, sogenannten guten Leuten, die sich in einigen Gegenden gänzlich vermischen, während sie in anderen streng auseinandergehalten werden, machen eine genaue Klassifikation dieser fantastischen Gebilde unmöglich.

Bald hat der Kleine den Charakter eines harmlosen Mitbewohners des Hauses, der neben freundlichen Beweisen seines Wohlwollens manche Tücke verübt, bald tritt er als prophetischer Geist auf, wie das Klopferle, welches, im Weinkeller spukend und pochend, ein gutes Weinjahr verheißt, oder als abwendender Genius, wie das kleine Männlein, welches, um Haus und Hof vor Feuersbrunst und Pest zu bewahren, in nächtlicher Weile das Schutzwasser umhersprengt.

Zu Tübingen im Nonnenkloster trippelte das Einfüßle umher, ein ganz kleines, schwarzes Männlein mit schwarzer Kapuze und nur einem Bein, auf dem es geschwinder laufen konnte, als andere mit zweien. Es war zwar necki-

scher Natur, schadete aber niemanden. Mutwillige Knaben, welche in der Nähe des Klosters bei dämmerndem Abend spielten, ließen sich einfallen, das Einfüßle herauszufordern. »Einfüßle, komm!«, riefen sie.

Da hüpfte das Männlein so geschwind herbei, dass die unnützen Buben erschrocken davonliefen, bis auf einen, der in der Eile stolperte und fiel. Das machte dem Einfüßle großes Vergnügen. Laut lachend huschte er zurück in das Klostergebäude.

Verwandt mit dem Heinzelmann auf Hudemühlen steht die Sage vom Hausgeist Langemantel in Tirol. Dort erhob sich, etwa eine Stunde von Innsbruck, Schloss Weiherburg an einem Teich, von welchem es den Namen führte. In einem Saal des alten, merkwürdigen Gebäudes erteilte einst Kaiser Maximilian I. Anfang des 16. Jahrhunderts den Venezianern Audienz, und lange noch bewahrte man den hölzernen Thron, auf dem der Herrscher gesessen hatte, als die Feindseligkeiten zwischen dem mächtigen Venedig und den Tiroler Mannen durch ihn beigelegt wurden. Schloss und Herrschaft verblieben viele Jahre hindurch in dem Besitz der Familie von Weinhart. Während dieser Zeit geschah es, dass Freund Langemantel dort sein spukhaftes Wesen trieb. Mit einem langen nachschleppenden, schwarzen Mantel angetan, eine reich gefaltete, altväterliche Krause um den Hals, das kleine gelbe Antlitz halb versteckt unter dem breiten Bart, der ihm bis auf die Brust reichte, einen hohen, spitzen Hut nach Tiroler Weise auf die Härchen gedrückt, durchwandelte der Hausgeist Schloss und Garten, Hof und Stall, bei Tag und bei Nacht.

Er machte sich dadurch nützlich, dass er das Wächteramt über Teiche und Gärten, Ställe und Vieh übernahm. Die

Leute im Schloss, welche gewohnt waren, ihr Eigentum selbst zu bewachen, hatten anfangs dem Hausgeist gegenüber einen schweren Stand, weil er jeden misshandelte, der als Wachposten ausgestellt wurde. Als man später gewahr wurde, dass er die Diebe viel besser von der Besetzung abhielt, als dies je vorher geschehen war, ließ man ihm sehr gern die unbestrittene Herrschaft.

Überall aus diesen Sagen blickt die bewegliche, leichte Natur der kleinen Geister hervor, die bald im Gütchenbrunnen saßen, aus dem die Neugeborenen geschöpft wurden, bald in den Stallungen, Winkeln und Ausdachungen der Häuser, in jedem umgrenzten unscheinbaren Raum, den die kombinierende Fantasie erfand. Vieles ertrugen sie, was ihrer Natur widersprach, aber sie flohen unsaubere Orte, wie ein zu lautes, geräuschvolles Leben. Dann suchten sie wohl ein anderes Land zu ihrem Aufenthalt, weckten in finsterner Nacht den Fährmann am Rhein, um sie für reiche Belohnung an das jenseitige Ufer zu führen. Doch musste er sich der Neugier enthalten, denn es ziemt Menschaugen nicht, des Geistervolkes Überfahrt zu schauen.

### **Die Astrologie**

Einer tiefblauen, schimmernden Halle gleich, ruht scheinbar der Himmel über der Erde, in seinem unergründlichen, unmessbaren Raum, nach der alten Vorstellung, der Götter Heimat bergend. Droben lenkte der Sonnengott seinen Strahlenwagen durch die reine Ätherluft, schiffte die Mondgöttin in keuschem Silberglanz, schleuderte der Donnerer Blitz und Schlag, von der entfesselten Stürme wildem Flügelschlag getragen, bis die aufgetürmte Wolke barst und

die belebende Flut aus der Regengöttin gesenktem Krug zur dürstenden Erde niederrieselte. Unerreichbar menschlichem Wollen und Vollbringen thronte der Vornehmste der Götter in der leuchtenden Höhe, und von diesem Hochsitz aus überschaute er die unter seinen Füßen ruhende Erde, Segen oder Missgeschick spendend allem, was da lebt. Darum wendet der Betende Hände und Angesicht zu des Himmels blauer Ferne hinauf, wie Blatt und Blüte in bewusstlosem Sehnen sich zum Licht kehren, und die Seelen der Dahingeschiedenen steigen empor, Opferdüften gleich. Helden und Jungfrauen, gottgeweihte Tiere, ja selbst Lebloses erhob der himmlischen Machtgebot zu gleicher Höhe und versetzte ihre Gestalten in jene Räume, da die Sterne kreisen, leuchtende Goldblüten in den finsternen Locken der Nacht.

In entsprechender Wechselwirkung sollten die Himmelsgebilde ihren mächtigen Einfluss auf alles ausüben, was über der Erde, auf ihr, ja selbst in ihrem dunklen Schoß lebte, sich regte und gedieh. Sonne, Mond und Sterne schauten nicht bloß mit strahlendem Auge in das bunte Gedränge hinab, sondern begannen sich einzumischen in das mannigfaltige Getriebe, sobald, – und dies geschah in einer sehr frühen Zeit, – der menschliche Geist sich Wahrnehmungen nach außen zu bilden vermochte, indem er sich über die erste Stufe kindlicher Anschauung erhob. Doch während noch hier und dort ein Volk in naturgemäßer Ehrfurcht seine Knie vor den Gestirnen beugte, begannen schon Chaldäer und Ägypter den strahlenden Lichtkörpern tiefer nachzuforschen, ihre Bahnen zu berechnen und die Erde mit dem, was darauf ist, in vielfache, innige Beziehungen zu ihnen zu bringen. Diese Kunde von den wirklichen oder ein-

gebildeten Bewegungen und Kräften der Sterne umfasst den weitesten Begriff der Astrologie, der sich im Verlauf der Zeit in mancherlei zersplitterte, als dessen gewichtigster Teil die Kunst zu betrachten war, nach Jahr, Monat, Tag und Stunde das Horoskop oder die Nativität zu stellen, das heißt, eines neugeborenen Menschen künftiges Geschick vorherzusagen, so wie seine Geisteskräfte und körperlichen Anlagen zu enthüllen.

Mächtig vor allem und lebensweckend ist das Sonnenlicht. Darum galt und gilt die Sonne als das alldurchdringende Auge des Höchsten der Götter. Wie einst die Parsen sie das Auge des Ormuzd nannten, die Griechen das des Zeus und unsere deutschen und nordischen Urväter das Auge Wotans oder Odins darin erblickten, bildeten christliche Vorstellungen den Gott des Himmels und der Erde als ein von Strahlen umleuchtetes Sonnenaugenauge, dessen Licht in alle Finsternisse, selbst bis in die Tiefe des menschlichen Herzens dringt. »Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen«, sagt ein schlichtes Wort, des Volkes uraltes Glaubensbekenntnis in den einfachen Spruch zusammenfassend. Die Sonne gibt Leben, Licht, Wärme und Freudigkeit, darum heißt sie die liebe Sonne, froh begrüßt von jedermann.

Die Sommersonnenwende wurde besonders festlich begangen als der Tag, an welchem das Tagesgestirn sich der Erde mit reicheren Segnungen wieder zuwendet und seine Strahlen Wachstum und Gedeihen schaffen. Die Sonne verkündet dem Landmann den Wechsel der Witterung. Heller, klarer Sonnenauf- oder -untergang deutet einen heiteren Tag, häuft sich aber dabei dickes Gewölk in Ost oder West, so steht ein Unwetter bevor. Ein starker, roter Schimmer bei

Auf- und Untergang geht heftigen Winden vorher, ein schwärzlicher Dunst zeigt im Sommer Hitze und Trockenheit, im Winter strenge Kälte an.

Kranke Kinder, besonders solche, welche ohne sichtbare Ursache nicht gedeihen wollten, musste man nackt auf einen Sandhaufen legen, welchen die Mittagssonne mit ihren schärfsten Strahlen trifft, damit diese das unbekannte Übel aus den Knochen brennen. Von wunderbarer Wirkung sollte Sonnenwärme bei geheimnisvoll bereiteten Mitteln sein. Daher setzten kluge Frauen ihre Kräutertränke, Ameisen-, Maikäfer- und anderen Spiritus zu gewissen Zeiten und während einer bestimmten Anzahl von Tagen dem Sonnenlicht aus. Bewölkter Himmel deutete gleichsam ein Zürnen der Sonne an, und um die Verhüllung von ihrem leuchtenden Antlitz zu entfernen, sang das Volk allerlei Reime, die sich noch bis heute im Munde der Kinder erhalten haben. Eines dieser Liedchen heißt: *Leiwe Sonn', kumm wedder mit dine goldne Fedder, mit dine goldnen Stroahlen, wi wull'n uns beed' vermoahlen.*

Neben dem vollen, runden, freundlich strahlenden Sonnenantlitz erhob sich das bleiche Angesicht des Mondes zu nicht minderer Bedeutung. Doch schon der Umstand, dass der Volkswitz den spitzbübischen Mann mit seinem Dornenbündel oder die tanzlustige Jungfrau mit ihrem Spinnrocken in den Mond verwünschen lässt, deutet auf eine weniger segensvolle Beimischung des Nachtgestirns. Alle wunderbaren Künste, die zu ihrer Vollendung des Sternenhimmels bedurften, wurden im bloßen Mondenschein geübt. Der Mondstrahl weckte den Erschlagenen zu einem Scheinleben auf, und schauerliche Märchen erdichtete der Aberglaube von den geheimnisvollen Kräften, die im Monden-



licht zwischen Erde und Geisterwelt die schwanke Brücke erbauen sollten. Alle Krankheiten stiegen mit dem zunehmenden Mond, sanken mit dem abnehmenden, wie Flut und Ebbe des Meeres durch das anziehende oder abstoßende Mondlicht hervorgerufen werden. Eigentlich günstig war nur der Neumond. Bei seinem jungen Licht zog das Heer der Krieger mutiger in die wilde Schlacht. In den Tagen, welche darauf folgten, berieten die Völker vorzugsweise, was zum Nutzen und Frommen der Gesamtheit ihnen zu tun oblag. Alles, was wachsen und gedeihen, was glücklich vonstattengehen sollte, musste im Neumond begonnen werden, Geld zählen, Häuser bauen, heiraten, säugende Kinder und Tiere entwöhnen, Kräuter und Tau sammeln, ja sogar Haar und Nägel schneiden. Der Vollmond schloss diese Seite des Aberglaubens völlig ab, und das Volk rechnete von der ersten Nacht, in welcher das Himmelslicht seine Scheibe gefüllt hatte, die Zeit des abnehmenden Mondes. Während der vierzehn Tage, die darauf folgten, mussten alle sympathischen Kuren vollbracht, Holz gefällt, Häuser abgetragen, Ehen getrennt werden. Wehe der törichten Hausfrau, die nicht den abnehmenden Mond erharren wollte, um Federn in die Betten zu füllen! Sie stachen an allen Ecken und Enden hervor und zerstreuten sich, man wusste nicht wie. Wäsche gelingt nur bei abnehmendem Licht. Eine serbische Sage droht dem Linnen, wenn es zur unrechten Zeit gesäubert wird, mit Vermondung. Es bauscht sich wild empor, als scheue es das Wasser, und zerreißt in zehnfach kürzerer Zeit. Gräben, die im Neumond gezogen werden, füllen sich bald wieder mit Gras und Erde. Die nach dem Vollmond gegrabenen klüften sich von selbst aus und werden allmählich breiter und

tiefer. Getreide und Kohl müssen im Neumond gesät werden, Rüben und Kartoffeln im abnehmenden Licht. Wenn die Estin zum ersten Mal wieder die schmale, silberne Mondsichel wie ein leichtes Wölkchen am Himmel stehen sieht, begrüßt sie den Neumond: »Sei begrüßt, Mond, dass du alt werdest und ich jung bleibe.« Der Leidende wendet sein Antlitz dem Nachtgestirn zu und fleht: »Du magst zunehmen, mein Übel möge abnehmen.« Oder: »Wie du abnimmst, mindere sich mein Schmerz.« Wer im Spiel seinen Rücken dem Mond zukehrt, verletzt die Ehrfurcht gegen das bleiche Licht und zieht sich Verlust zu. Tief eingewurzelt ist der Glaube, dass der Vollmondschein, wenn er das Haupt, besonders aber das Antlitz der Schläfer trifft, ihnen Unglück bringt. Der Mondstrahl vergiftet das Blut und treibt den Schlummernden zu bewusstlosem Wandern auf das Dach des Hauses, wenn er nicht gar, wie die Seemannsage kündigt, ihn blind macht für immer. Eine Leiche im Haus zur Zeit des abnehmenden Mondes deutet auf großes Unglück. Ist es die des Familienhauptes, so vergeht bald der ganze Stamm.

Auch der Mond ist ein Wetterprophet. Die schmale Sichel muss hell und klar am Abendhimmel stehen, um gutes Wetter zu bedeuten. Vermag sie in den drei ersten Tagen nicht durch Dunst oder Gewölk zu dringen, so verkündet das trübe Luft für den ganzen Monat. Roter Mondaufgang zeigt Wind an, ein bleiches Licht bringt Regentage. Schwebt der Mond am Abendhimmel in einem Dunstkreis, der einen Hof um das Gestirn bildet, so erhält sich die Witterung klar und trocken. Dagegen ist ein Hof im Morgengrauen ein sicheres Zeichen stürmischer, unfreundlicher Tage. Nebensonnen wie Nebenmonde gehen einer lang anhaltenden

Regenzeit voran.

Nicht unwichtiger deuchten der Sage die Verfinsterungen der Sonne und des Mondes, die Wolken des Himmels, der Regenbogen, Nebel und Tau und der Wind. An alle knüpfte sie die lichten Fäden, aus denen sich das tägliche Wunder unserer Erdbewegung zusammenfügt, alles zog sie hinein in den magischen Kreis, altgewohnte Ereignisse mit dichterischem Schmuck umkleidend.

Auf die gesamte Naturbevölkerung übt die Verdunkelung des Sonnenlichtes, wie die erbleichende Scheibe des Mondes einen Eindruck des Schreckens und der Furcht. Selbst das muntere Lied der Vögel schweigt, die Blumen falten ihre duftigen Kelche und ängstlich drängen die Tiere der Herde sich aneinander, als bedrohe eine Gefahr ihre unbeschützten Scharen. In alten Kalendern pflegte man die Sonnen- und Mondfinsternisse so abzubilden, dass fabelhafte Ungetüme, Wölfe oder Drachen, die Gestirne in ihren Rachen halten, bereit, dieselben zu verschlingen.

Schon die ältesten Vorstellungen knüpften den Weltuntergang an ein so schreckenvolles Ereignis. Mond und Sonne dachte man sich in rastloser Bewegung um die Erde, fliehend vor dem Sonnenwolf und dem riesenhaften Mondhund, die ihnen nachjagen. Wenn sie die Gestirne erreichten und diese zu verschlingen begannen, trat die Verfinsterung ein. Dann versammelte sich in Eile alles, was sich zu regen vermochte, um mit lautem Geschrei, mit dem hallenden Klang der Streithörner, dem Geklirr metallener Becken, dem dumpfen Rasseln der Kriegstrommeln die Ungeheuer von ihrem frevelhaften Beginnen abzuschrecken und den verfolgten Himmelslichtern Frist zum Entweichen zu verschaffen. An der Nordküste Afrikas sah ein europäischer

Reisender während der totalen Verfinsterung der Sonnenscheibe die Mauren wie unsinnig hin und her laufen und mit den Flinten nach derselben schießen, um den Sonnenräuber in die Flucht zu jagen, während eisgraue Moslems auf den Boden niedersaßen und ihren Todesgesang anstimmten. Wer kennt nicht die unschuldige List, welche der große Kolumbus auf der Insel Jamaika anwandte, um die rebellischen Einwohner seinem Willen zu unterwerfen! Ein furchtbarer Sturm hatte das Schiff des greisen Entdeckers durch den mexikanischen Meerbusen an die Küste Jamaikas geführt und dort zerschellt. Mit trüben Blicken sahen die Verschlagenen auf das weite Meer hinaus, das sie von dem Vaterland trennte. Wenn nicht, was kaum zu erwarten stand, ein spanisches Schiff seinen Weg durch die Wasserwüste an jener Insel vorüberkam, mussten sie dort sterben und verderben, oder gar den wilden Eingeborenen zum Opfer fallen. Da erboten sich zwei der Begleiter des kühnen Mannes, der Spanier Mendez und der Italiener Fiesko, auf zusammengebundenen, ausgehöhlten Baumstämmen nach Haiti hinüber zu schiffen, um von dem spanischen Statthalter Hilfe zu fordern. Doch dem Raben gleich, der aus der Arche als Kundschafter entsendet wurde und nicht wiederkehrte, zogen jene Wackeren aus und schienen verschollen, denn Woche auf Woche verrann und kein Mast tauchte aus den Fluten empor, den am Ufer Harrenden Hilfe zu bringen. Sechsmal hatte der Mond seine lichte Scheibe gefüllt, mit jedem Wechsel seines hellen Glanzes erblich die Hoffnung auf Erlösung mehr und mehr, und die Mannschaft des gestrandeten Helden zog plündernd und raubend durch das Land, ohne Achtung noch Gehorsam für die Befehle ihres Herrn, dessen Herz seinem finsternen Geschick

zu unterliegen begann.

Indessen hatten die Freibeuter die nächste Umgebung völlig ausgesogen und die Indianer flohen tiefer in das Land hinein, mit sich nehmend, was sie fassen konnten, um es vor den weißen Räubern sicherzustellen. Wie tief der edle Kolumbus auch durch den Ungehorsam der Spanier gekränkt sein mochte, wollte er doch ihr elendes Leben so lange wie möglich fristen und setzte endlich der hartnäckigen Weigerung der Farbigen, ihnen Früchte, Milch und Fleisch zu liefern, die böse Kunde entgegen, dass der Mond in der nächsten Nacht sein Angesicht verdunkeln werde; denn der mächtige Gott der Weißen zürne ob der Not seiner Kinder. Die Eingeborenen lachten hierzu, als aber in der nächsten Nacht eine der vollständigsten Mondfinsternisse in Szene ging und das freundliche Antlitz des Mondgottes sich nach und nach mit einem düsteren Schleier zu decken begann, stürzten sie heulend herbei zu den Füßen des großen Mannes und flehten ihn um Gnade an. Kolumbus kündete ihnen die Verzeihung seines Gottes, wenn sie nach wie vor die Fremdlinge mit Lebensmitteln versehen würden, und die abergläubischen Insulaner, nur zu froh, das Nachtgestirn wieder in seinem leuchtenden, ursprünglichen Glanz zu erblicken, waren zu allem bereit. So vermochte die Kenntnis der Gestirne den großen Mann vom drohenden Untergang zu erretten, denn wenige Wochen später tauchte das lang und schmerzlich ersehnte Schiff am Horizont auf und führte Kolumbus aus dem neu entdeckten Erdteil nach Spanien zurück.

Sonnenfinsternisse sollen Erkältung des Erdballs bewirken, Mondfinsternisse ungewöhnliche Trockenheit desselben, beide verkünden ein unfruchtbares Jahr. Doch be-

schränken sich diese Einflüsse angeblich nach dem Planeten, unter dessen Herrschaft die Verfinsterung sich ereignet. Der Saturn, als ein kaltes Gestirn, erzeugt Schnupfen, Rheumatismen, Fieber und Schwindsucht als Folge der Finsternis, Jupiter hingegen Überfluss an Früchten und gesunde Luft. Während Mars heiße Luft und Gewitter, böse und ansteckende Krankheiten und ein dürres Jahr schafft, erweist sich Venus mild und gütig, sanfte Regen, gesunde Luft, reiche Ernten hervorbringend. Merkur bezeichnet seine Herrschaft durch heftige Wetter, auszehrende Krankheiten, tägliche Fieber und Beängstigungen.

Auch die Wolken des Himmels entgingen der astrologischen Deutung nicht. Aus ihnen sah die einmal angeregte Fantasie wunderbare Gestalten sich entwickeln. Geharnischte Reiter auf flüchtigen Wolkenrossen durchstürmten die Luft, mächtige Gebäude türmten sich in grauen Massen auf, selbst Zahlen, Schwerter und Kreuze erschienen in der Dunsthülle, Krieg, Hungersnot, Pestilenz und manches andere den zitternden Bewohnern der Erdoberfläche verkündend. Aus dem Gewölk sollte es Blut, Steine und Ungeziefer regnen, und solche astrologische Wunder mussten den Wahn erzeugen, als ereigneten sie sich nur, um Unheil zu bringen, der ewigen Liebe und Güte Gottes zum Trotz. Mehr auf die Wirklichkeit gegründet ist alles, was mit den Bauernregeln zusammenhängt, nämlich der Einfluss der Himmelserscheinungen auf die Luftbeschaffenheit und den Ertrag des Bodens. Ballen sich die Wolken gleich weißen Gebirgen oder Schneehaufen und zerfahren sie bald wieder, so steht klares, helles Wetter zu erwarten. Rötlich überhauchte, graue Wolken zur Zeit des Sonnenaufganges bringen Regen, bei Sonnenuntergang Wind. Schwärzliches Ge-

wölk, wenn es auch scheinbar zerteilt wird oder hinwegzieht, kehrt in zwei, auch drei Tagen zurück und entlädt seine Regengüsse. Geht der Zug der Wolken von Süd nach Nord, so treten Regen und Wind ein. Ist das Verhältnis umgekehrt, folgt bewegte Luft, das Gewölk verschwindet von Ost nach West, der Horizont klärt sich und verspricht dauernd schönes Wetter. Das sogenannte Wetterleuchten, Blitze ohne Donner bei heiterer Luft, zeigt Hitze und Trockenheit an.

Fantastischer noch gestaltete der Wahn die Nebel, jenen weichen, erkältenden, schmiegsamen Dunst, der sich wie ein zarter, bläulicher Schleier um Wald und Berge zieht, oder wie ein weißes, wallendes Meer Fluss und Wiese bedeckt, bis des Morgenrots starker Atemzug ihn in tausend Teile zerpfückt und weit hinwegführt. Im grauen, übel riechenden Dampf, der in seinem Schoß den Keim böser Krankheiten trägt, hauste das Nebelmännlein, verlockte schadenfroh den Wanderer vom gebahnten Weg in Sumpf, Morast oder zu einer jäh abstürzenden Schlucht und wich dann zornig und beschämt dem heiligen Klang der Nebelglocke. Morgennebel ist ein sicherer Wetterprophet: Fällt er, so klärt sich der Himmel. Steigt er aber und verdichtet er sich zu Wolken, so bringt das unfehlbar Regen. Über Gewässern und Moorgegenden erhebt sich oft mitten am Tag trüber Dunst, durch den die Lichtstrahlen zur Erde niedergehen. Man sagt alsdann: Die Sonne zieht Wasser. Diese Erscheinung bedeutet Regen. Senken sich die Nebel aber wieder herab und verflüchtigen sich, so erhält sich das Wetter schön und beständig.

Regen und Tau dienten nicht nur zu allerlei Zauber, man schrieb ihnen auch eine gewisse Einwirkung auf Menschen

und Pflanzen zu. Wie die grünenden Knospen der Bäume und Sträucher nach einem linden Frühlingsregen sichtbar schwellen, sich öffnen und die zarten Blättchen hervordringen lassen, wächst auch der Menschengrößling, dessen jugendlichen Scheitel der Mairegen trifft. Wo es der Braut auf ihrem Weg zur Kirche in den Kranz regnet, fließt dem neu begründeten Hausstand so viel Silber zu, wie vom Himmel Tropfen fallen. Bedeutsamer noch erscheint der Tau. Vor Sonnenaufgang von den Roggenähren gestreift oder aus den Fugen der Grabsteine geschlüpft, heilt er zehrende Fieber. Maitau diente den Alchemisten zu ihren Mischungen. Tautropfen aus Rosen, Lilien oder Veilchen sollten die Sommersprossen vertreiben. Heilend und verschönernd dachte man sich auch den Tau am Tag der heiligen Walburga und am Johannistag. In Elsenne bei Brüssel steht ein heiliger Baum. Wenn das Wasser nach einem Regen von seinen Zweigen niedertropft, so bringt es denen, welche sich darunter stellen, nicht nur Glück, sondern heilt auch alle ihre etwaigen Gebrechen. Regen in ein offenes Grab bezeugt, dass des Verstorbenen Seele in die himmlische Heimat eingehen durfte. Mannigfache Sagen erzählen von einem plötzlichen Regen aus heiterer Luft, der als ein göttliches Wunder die Unschuld zum Tode Verdammter erwies. Regen am Johannistag schadet den Nüssen, in manchen Gegenden sagte man dies auch vom St. Margarethentag. Man soll Kindern Regenwasser zu trinken geben, dann bekommen sie eine schöne Stimme. Ein Sonnenregen fällt wie Gift auf Korn und Blätter.

Tau verkündet einen schönen Tag, wenn er reichlich und lange an Gras und Zweigen perlt, verzehrt er sich hingegen schnell, so zeigt dies für den Nachmittag ein Gewitter an.



Als ein besonderes Zeichen der göttlichen Gnade gilt der Regenbogen, und die Sage knüpfte manch liebliche Verheißung an die farbige Brücke, welche vom Himmel zur Erde führt. Wo sie den Boden berührt, blühen Schätze daraus hervor, oder ein goldenes Schüsselchen fällt herab. Solche Regenbogenschüsseln sind in der Sonne aufgehäuft, aus der sie nach heftigen Regengüssen herniedergleiten, ein Gabe Gottes für fromme Kinder, besonders für die Sonntagskinder. Auf der aus drei Farben stark gebauten Brücke geleiten Engel die Seelen der Gerechten gen Himmel, eine Vorstellung, welche an den mytischen Traum Jakobs (1. Mose 28, V. 12) erinnert, wonach die Engel auf einer Himmelsleiter auf- und niederstiegen.

Die Esten nennen den Regenbogen des Donnergottes Sichel, andere Bezeichnungen sind die Wetterrute, der Himmelsgürtel. Ihm wohnt nach einer serbischen Sage die Kraft bei, männliches, was darunter hinweggeht, in weibliches, und weibliches in männliches zu verwandeln. Die drei Hauptfarben unterliegen nun mannigfaltiger Abwechslung und bieten dann sieben ineinander verschmelzende Schattierungen dar. Überwiegt das leuchtende Grün, so folgt noch mehr Regen, flammendes Rot bedeutet Wind.

Wenn aus Tau und Regen weiße Dünste in den Luftraum emporstiegen und die Nebel sich dann zu dichten Wolkenmassen zusammenballten, war dieser Vorgang eines der greifbaren Wunder, unnachahmlich zwar, doch deutlich erkennbar dem Auge unserer Voreltern. Wenn aber plötzlich der Wind seine brausenden Fittiche zu regen begann, ohne dass man ihn sah, ohne dass man wusste, von woher er kam und wohin er zog, wandelte die unbegreifliche Erscheinung sich in einen Gott, der aus dunkler Felsenkluft

hervorbrach und im Zorn die Oberfläche der Erde arg verwüstete.

Einer nahe verwandten, aber großartigen Anschauung begegnen wir schon im tiefen Altertum. Der homerische Aiolos, »ein Freund der unsterblichen Götter«, welchem Zeus die unbeschränkte Macht über die Winde verliehen hatte, wurde dadurch zu einem Gott zweiten Ranges erhoben. Auf alten Holzschnitten finden wir die Winde als blasende Gesichter oder Häupter abgebildet, in den Sagen treten die vier Hauptwinde als Zwerge auf, häufiger noch als vier riesige Söhne einer alten Frau in der Felsenhöhle. Unter den Russen hießen die Winde Stribogs, eines Gottes Enkel, und das Volkslied legt ihnen den Namen eines Herrn bei. Auf den nördlichen Eilanden Europas vergleichen Überlieferungen und Gesänge den Wind mit einem Adler, der seine Klaue in die Wolken schlägt, mit dem Habicht, der einen ganzen, sommerlangen Tag fliegt, ohne zu ermüden, manchmal auch mit dem Sperber oder dem Geier. Alle diese mythischen Vorstellungen beruhen auf der gewaltigen unsichtbaren Macht des Elementes und stehen daher in einem inneren Zusammenhange.

Das Tosen des Windes erschien den Menschen als etwas dämonisches. Das Mittelalter dachte sich den Teufel und die Hexen im Sturm vorüberbrausend. Wo ein Gehängter zwischen Erde und Himmel schwebt, stimmt der Wind die schaurige Totenklage an und heult in bangen Stößen. Säuselnder Hauch des Windes, der das Ährenfeld leichte grüne Wellen schlagen lässt, bringt ein fruchtbares Jahr. Sturm in der Neujahrsnacht führt Todesgeruch mit sich und deutet auf ansteckende Seuchen.

Von allem wunderbaren Spuk, der dem Wind anhaftete,

ist wenig bis auf unsere Tage gekommen, und das liegt in seiner Natur begründet, die allgegenwärtig immer dieselbe, keine eigentümlichen Züge von dauerndem Interesse für die Mythe bietet.

Wir freuen uns des Ostwindes, weil er heiteren Himmel und klare Luft schafft, des Südwindes, der uns Wärme und Sonnenschein für die Sommerfrüchte bringt, des Westwindes mit seinen erquicklichen Regengüssen nach langer Trockenheit und des Nordwindes, wenn wir, im warmen Stübchen geborgen, auf die winterliche Flur hinausschauen.

Das unzählbare Heer der Sterne kreist seit Jahrtausenden in ungestörter Harmonie durch den weiten Raum des Äthers, unbekümmert um den forschenden Blick, der seine Bahn verfolgt, die Gesetze seiner Bewegung zu ergründen strebt und mit dem kunstreichen Mechanismus der Sonnen-, Mond- und Sternenuhren die Zeit zu messen weiß.

Diejenigen, welche mit wahrem Eifer und blindem Glauben die Geschicke der Sterblichen aus der Zusammenwirkung aller himmlischen Erscheinungen zu folgern unternahmen, mussten notwendig sehr erfahren in der Sternkunde sein. Andere, denen es mehr um die bloße Sterndeutung ging, erwiesen sich geradezu als absichtliche Betrüger, und es trat zwischen Astronomen (Sternkundigen) und Astrologen (Sterndeutern) dasselbe Verhältnis ein, wie es zwischen den Chemikern und Alchemisten vorhanden war. Von den Chaldäern und Ägyptern übertrug sich die Kunst der Sterndeutung auf die Römer, sobald die einst so strengen und reinen Sitten der Republik unter der Herrschaft der Kaiser erschlafften und zugrunde gingen. Je grausamer und despotischer die Fürsten sich zeigten, desto abergläubischer sind sie auch, und die Kaiserzeit der alten Römer um-

fasst die Blüte der Astrologie in Italien. Von hier aus wanderte die Sterndeutung durch fast alle Länder Europas und setzte sich besonders in Spanien, Frankreich und Deutschland fest, wo die Astrologen von einem Fürstenhof zum anderen zogen, und überall mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit belohnt wurden.

Die Sumer teilten den Kreis in 360 Grad. Die gebräuchliche Einteilung des Himmelssaals war diejenige in zwölf Häuser, deren jedes von einem Zeichen des Zodiakus oder Tierkreises beherrscht wurde. Vier dieser Zeichen sind den Menschen, vier den Säugetieren entnommen, nämlich jenen Zwillinge, Jungfrau, Schütze und Wassermann, diesen Widder, Stier, Löwe und Steinbock. Die letzten vier gehören verschiedenen Abteilungen an, Fische, Krebs, Skorpion und Waage.

Die Astrologie wusste nur von fünf Planeten, zu denen sie als sechsten und siebenten Sonne und Mond zählte: Saturn, Jupiter, Mars, Venus und Merkur. In den astrologischen Berechnungen fanden sich außerdem noch das Drachenhaupt und der Drachenschwanz und die fünf Aspekte, welche von großer Wichtigkeit waren. Die Zusammenfügung die den ganzen Zirkel von 360 Graden, in den der Tierkreis eingeteilt wird, umfasste: der Gegenschein, der nur 180 Grad, der Geviertaspekt, der 90 Grad, der Trigonus, der 120 Grad, und der Gesechstaspekt, der 60 Grade maß. Kepler fügte noch einige Unterabteilungen hinzu, welche die angeblichen Wirkungen der Himmelszeichen bis zu ihren leisesten Kraftäußerungen herab genau bestimmten.

Die Idee der Sterndeutung wurde von den Astrologen aus dem allgemein angenommenen Satz hergeleitet, dass jedes

Erschaffene seinen Zweck habe, dass nach dem allweisen Plan Gottes jedem Wesen, möge es groß oder klein, herrlich oder dürftig ausgestattet sein, ein bestimmter Platz in der Schöpfung angewiesen worden, auf dem es nach Kräften zu wirken habe, um keine Lücke in der allgemeinen Harmonie zu verursachen. Dieser Satz, – an und für sich unbestreitbar, solange er nicht mit dem großen Irrtum verbunden wird, dass alles um der Menschen willen da sei, denn Gott erschuf die Dinge nach seiner unerforschten Weisheit um ihrer selbst willen und zu Zwecken, die dem menschlichen Verstand nicht immer einzuleuchten vermögen, – dieser Satz führte zu der weiteren Annahme von den Kräften und mächtigen Einflüssen der unserer Erde an Größe überlegenen Himmelskörper, indem man sich ganz naiv die Frage vorlegte: Wozu sollten diese mächtigen Gestirne vorhanden sein, wenn nicht zum Nutzen und unmittelbaren Einfluss auf den Erdball, den wir gerade bewohnen?

Jede Himmelsfigur, jeder einzelne Stern empfing seine Deutung, aus deren Vereinigung alsdann das Gesamturteil hervorging. Viele stimmen in ihren Eigenschaften überein, z. B. der Schwan mit der Leier, die Andromeda mit dem großen Hundstern, der kleine Hundstern mit dem Haupt des Herkules. Von den zwölf Zeichen des Tierkreises sollten Widder, Löwe und Schütze feurig, heiß und trocken sein. Stier, Jungfrau und Steinbock irdisch, kalt und trocken. Zwillinge, Waage und Wassermann luftig, heiß und feucht. Krebs, Skorpion und Fische wässrig, kalt und feucht. Diese Annahme erlitt durch die vier Jahreszeiten einige Veränderungen. Wenn die Sonne im Frühling die Zeichen des Widders, Stieres und der Zwillinge durchläuft, ist die Luft warm und feucht, im Sommer geben Krebs, Löwe

und Jungfrau trockene Hitze, im Herbst Waage, Skorpion und Schütze kühle Trockenheit, im Winter Steinbock, Wassermann und Fische nasskalte Tage.

Diese Bedeutungen erhielten sich unangefochten bis zu der Zeit, als Amerika entdeckt wurde. Kaum begannen nun die Sternkundigen jene Himmelshälfte zu durchforschen, welche ihre strahlenden Lichtkörper über die Tropenwelt dahinziehen lässt, als sie mit Erstaunen und Schrecken bemerkten, dass die Einflüsse der Gestirne jenseits des Ozeans denen der heimischen Sternbilder oft gerade entgegengesetzt waren. Was hier Kälte brachte, gab dort Hitze, was in Europa Trockenheit bedeutete, wies in Amerika auf großen Regen.

Auch die Planeten wurden einer Sonderung, nach diesen Eigenschaften, unterworfen, besonders der Mond in seinen vier Phasen. Die Sonne, der Jupiter und die Venus erzeugen gutes Wetter, klare Luft und sanften Wind. Gewitter, Regen, trübe Luft rühren von dem Saturn, dem Merkur und dem Mond her. Der Merkur schafft besonders stürmisches Wetter, der Saturn an sich große Kälte, auch Nebel. Der Mars bringt Hitze, zusammen mit Saturn und Merkur Sturm und Ungewitter, heftigen Regen oder Schnee.

Ganz besonders ergötzlich schildern astrologische Schriften den Einfluss der Gestirne auf die Pflanzenwelt. Die Zeichen des Tierkreises sind gewissermaßen die Schutzgötter derselben, und die Sympathie oder vielmehr deren Gründe sind unseren profanen Augen ganz verloren gegangen. So gehörte dem Wassermann das Drachenkraut, dem Stier das Eisenkraut, dem Widder die Salbei, dem Löwen die Kartoffel, dem Skorpion der Beifuß, der Waage das süß duftende Heliotrop. Wenn sich auch begreifen lässt, weshalb man

den Sonnenwirbel der Sonne, Eisenkraut dem Mars und das Mondkraut dem Mond zulegte, ist doch die Verbindung zwischen dem Apfelbaum und dem Mond, zwischen Ölbaum und Venus, Baldrian und Jupiter schwer zu entziffern.

Von Körnern und Samen wurden beispielsweise die Linsen dem Mond, der Fichtensame der Venus, der Kümmel dem Saturn zugeeignet. Die Tiere unterlagen gleichem Gesetz. Von allen diesen wunderlichen Kombinationen hat sich nun im Volksglauben nur das erhalten, was zu den sogenannten Bauernpraktiken gehört. Säen und pflanzen soll man im zunehmenden Mond, unter dem Zeichen des Widlers, der Waage, des Krebses und Steinbocks oder auch im Stier, der Jungfrau, dem Schützen und den Fischen, wenn nämlich die Aspekte günstig sind. Bäume werden am besten zur Zeit des Stiers, der Jungfrau, des Steinbocks oder am Tag Allerheiligen versetzt, Weinberge mit frischen Senkern bepflanzt. Frühlingsanfang, abnehmender Mond, Zeichen des Wassermanns sind die gewähltesten Zeiten zum Pfropfen und Beschneiden derselben. Gärten müssen gepflegt und beschickt werden, wenn die Waage oder der Wassermann regieren, Äcker werden umgepflügt vom neuen Licht bis zur Vollmondnacht, wer von seinen Feldern Gras schneiden will, bereite und dünge sie bei zunehmendem Mond, denn im abnehmenden werden sie tüchtig gemacht zur Hervorbringung reicher Frucht. Jupiter und Venus sind dem Baumobst günstig, wenn es bei klarem Wetter zur Zeit des abnehmenden Monds gebrochen wird. Weder Würmer noch Fäulnis rühren das Bauholz an, welches vom 12. November bis zum 12. Januar gefällt ist, weil der Saft dann noch nicht in die Bäume getreten ist. Am besten

eignen sich dazu die Tage des abnehmenden Lichts und die Himmelszeichen der Jungfrau, des Stiers und des Steinbocks. Brennholz dagegen muss im ersten Viertel, unter dem Schutz Jupiters und der Venus, geschlagen werden. Das für den Haushalt bestimmte Vieh muss man bei abnehmendem Mond schlachten, damit das Fleisch schmackhaft sei und sich gut aufbewahren lasse. Schafschur im zunehmenden Licht gibt reicheren Ertrag der Wolle. Viele dieser Lehren einer natürlichen Astrologie hat der Gebrauch zu besserer Einprägung in Reime gebracht, andere erhielten sich in Form von Sprichwörtern.

Eine wunderbare Sympathie bestand nach der Meinung der Astrologen zwischen den Metallen und Steinen im Innern der Erde, den Mineralien, und den Gestirnen. Edles und unedles Gestein, ja selbst die Perlen in ihrer Muschelhülle auf dem Grund des Ozeans sollten den Einfluss der Sterne empfinden und dadurch gebildet werden. Und weil dem einfachen Verstand solche Dinge gar zu unwahrscheinlich dünken mussten, boten Luft und Wasser sich zu Vermittlern zwischen dem Äther und allem demjenigen dar, was im tiefsten Erdschacht verborgen lag. Es erzeugte die Sonne das klare Gold, der Mond das Silber, Jupiter das Zinn, der kriegerische Mars Stahl und Eisen, Venus das Kupfer, Saturn stumpfes Blei und der veränderliche Merkur das unruhige Quecksilber. Eben so eigneten die Edelsteine sich den Planeten zu: Diamanten und Perlen der Venus, Saphir und Smaragd dem Jupiter, dem Mond Bergkristall und Korallen.

In den ältesten Kalendern fanden sich Tafeln mit eigenümlichem Vermerk. Mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, später vom Christfest bis auf den



Dreikönigstag, feierte man die heiligen zwölf Nächte. Wie das Wetter in dieser abgeschlossenen Zeit sich gestaltete, sollte Tag um Tag einen Monat des neuen Jahres bezeichnen, und die Aufgabe der Kalendermacher war es, diese Witterungsverhältnisse genau zu beobachten und zu Nutz und Frommen ihrer Leser aufzuschreiben. Außerdem lieferten sie eine stetige Übersicht über die Tage, welche besonders günstig für allerlei Unternehmungen sein sollten, und beschäftigten sich dabei selbst mit den geringsten Ereignissen eines wohlgeordneten Hauswesens in entsprechender Breite und Gründlichkeit. Man sollte um Martini Gänse schlachten, vom Tag des heiligen Bartholomäus bis zum St. Hedwigstag Vögel fangen, von Mariä Himmelfahrt bis zu St. Aegidi Hirsche schießen, anderes Wildbret aber vom Tag Simon Judä bis zum 25. November.

Von der Wahrheit mancher Prophezeiungen mochten sie nun aus den Linien der Hand oder aus den Sternen geschöpft sein, sollen viele einzelne, sogar historische Züge den Nachkommen Zeugnis geben. Julius Cäsar empfing einst die Warnung eines sterndeutenden Wahrsagers, sich vor dem fünfzehnten Tag des März zu hüten, weil in der Stunde seiner Geburt der Mars in dem Zeichen des Skorpions, Saturn und der Mond im Wassermann, Venus, Jupiter und Merkur in den Zwillingen und im Löwen gestanden haben sollen. Als Cäsar sich an diesem Tag zum Senat begab, traf er auf seinem Weg den Wahrsager und rief ihm spottend zu: »Heut ist ja der 15. März.«

»Gewiss«, sagte der Mann, »und er ist auch noch nicht vorüber.«

Cäsar, der auch von anderer Seite gewarnt worden war, betrat dennoch den Saal, in welchem der Senat seiner harr-

te. Die Verschworenen umdrängten seinen Stuhl, und von dreiundzwanzig Dolchstichen durchbohrt, sank der mächtigste der Römer tot zu Boden.

Nicht minder bekannt ist die Sage von dem Ende des griechischen Dichters Aischylos, dem ein Sterndeuter verkündete, dass ihm von oben her etwas Schweres auf den Kopf fallen und ihn töten werde. Der Bedrohte mied seitdem die Häuser und Straßen und hielt sich auf freiem Feld auf, um der Gefahr zu entgehen. So lag er einst, in tiefe Betrachtungen verloren, in der Nähe von Gela in Sizilien, als ein Adler mit einer gefangenen Schildkröte in den Klauen über ihm schwebte und das Tier, dessen harte Schale er zu zerbrechen begehrte, auf das Haupt des ruhenden Aischylos herabfallen ließ, weil er den kahlen Schädel des großen Mannes für einen Stein ansah.

Einer Geliebten König Ludwig XI. von Frankreich, um 1480, wurde ein naher Tod von seinen Astrologen vorausverkündet. Als sie bald darauf wirklich starb, empfand der König einen so lebhaften Kummer, in den sich, vielleicht nicht ungegründet, ein gewisser Argwohn mischte, dass er die Unglückspropheten zu töten befahl. Einer von ihnen trat in das Gemach des Königs und wurde spöttisch ersucht, sein eigenes Horoskop zu stellen. Schnell gefasst entgegnete der Schlaukopf: »Ich habe in den Sternen gelesen, dass mir ein hohes Alter beschieden ist, denn ich werde genau drei Tage vor Euer Majestät sterben.« Diese List rettete ihm das Leben, denn abergläubisch bis zum Übermaß, wie alle Tyrannen, wagte der König nicht, den gegebenen, blutdürstigen Befehl ausführen zu lassen.

Nach der Meinung der Astrologen war jeder Teil der Erde mit allem, was auf ihm lebt, einem Planeten unterworfen.

Zuweilen erstreckte sich diese Begrenzung nur auf die Länder Europas, welche in sieben Erdstriche zerfielen. Schon die Ägypter erachteten die von den Gestirnen selbst gebildete Figur des Kreuzes bei allen astrologischen Berechnungen als namentlich viel bedeutend, weil ihrer Vorstellung nach die Sterne die meiste Gewalt haben sollten, wenn sie in den vier Ecken des Himmelskreises stehen und ihre Strahlen in der Form des Kreuzes sich begegnen. Den Tierkreis dachte man sich in vier Trigone (Drittteile) eingeteilt.

Das erste Trigon ist dem Feuer, der Wärme ergeben. Es wird regiert durch die Zeichen des Widders, des Löwen und des Schützen, stellt das allein Männliche dar unter den Planeten Jupiter und Sonne und ist ein Trigon des Tages. Das zweite gehört der Erde, ist trocken, weiblich, Trigon der Nacht, wird beeinflusst von dem Mond und der Venus, in ihm bewegen sich der Stier, die Jungfrau und der Steinbock. Das dritte Trigon ist wieder männlich, dem Tag eigen, der Luft und der Feuchtigkeit, deshalb gehört es dem Saturn und Merkur unter den Zeichen der Zwillinge, der Waage und des Wassermanns. Das vierte endlich ist zwar dem feindseligen Mars gewidmet, dennoch aber als das Trigon des Wassers weiblich und kalt, der Nacht zugeeignet. In ihm regieren der Krebs, der Skorpion und die Fische.

Die Gestalten des Tierkreises haben im Lauf vieler Jahrhunderte die ihnen eigentümlichen Formen eingebüßt und es erklärt sich von selbst, dass eine Zeit, welche für sie nur die kalten, nichtssagenden, abgeschliffenen Zeichen kennt, wie sie in jedem Kalender zu finden sind, nicht mehr berührt werden kann von der Poesie einer frühen, fantasiereichen, schöpferischen Vergangenheit, wo die Edelsteine

noch als erstarrte Tränen des höchsten Gottes auf die Erde herabsanken. Anders bildeten einst Perser und Inder ihre Himmelszeichen. Da war der Orion mit Schwert und Speiß, über seiner Hand zwei Leuchter, die ihn mit seinem Namen anreden. Ein Jüngling stand in einem Schiff, ein anderer saß auf dem Thron, mehrere lenkten einen Wagen. Hier schwankte ein Alter, trunken von Wein, dort ruhte eine entseelte, weibliche Gestalt. Ein Kind leitete Stier und Kuh. Aus dem Leib eines Elefanten und eines Löwen war eine männliche Figur mit roten Füßen gebildet. Ein zweiter Mann trug einen erzenen Schild, das Tympanum schlagend. Unmöglich ist es, alle die bunten Gestalten zu schildern, deren Beschreibung uns der berühmte Astrologe Albumasar aufbehalten hat. Leider entschwand die Deutung dieser Figuren dem Bewusstsein der Sammler und schon die Griechen bedienten sich zu ihren astronomischen Berechnungen der Zeichen, welche jetzt noch üblich sind.

Die Gestirne rauschen, der Sage nach, mit harmonischem Klang durch den Äther. Der weise Grieche Pythagoras organisierte die Musik der Sphären folgendermaßen: Zwischen Erde und Mond ist ein voller Ton, vom Mond zum Merkur ein halber, von diesem zur Venus abermals ein halber, von der Venus zur Sonne ein voller Ton und ein halber. Zwischen Sonne und Mars ist ein ganzer Ton, zwischen Mars und Jupiter ein halber, vom Jupiter zum Saturn ein halber, vom Saturn bis zum Tierkreis ein voller Ton und ein halber, im ganzen also sieben Töne.

Allen Berechnungen des Sternenlaufes legten Astronomen wie Astrologen die große Konjunktion zugrunde, nämlich das Zusammentreffen des Jupiter mit dem Saturn, welches alle zwanzig Jahre stattfindet, wegen der veränder-

ten Stellung der Gestirne zum Tierkreis aber auf demselben Punkt erst nach achthundert Jahren wiederkehrt, und zwar in dem Trigon des Zodiakus, welches dem Feuer, als dem edelsten Element, geweiht ist. Die erste große Konjunktion im feurigen Trigon fand im Jahr 4000 vor Christus statt und fiel also mit der Annahme von der Erschaffung der Welt und dem Leben Adams zusammen. Die zweite ereignete sich 3200. Es lebte Enoch, Städte waren gegründet, Künste blühten und mit der zunehmenden Zivilisation nahm die Gleichheit der Menschen unter sich ab, denn es gab bereits Herrscher und Beherrschte. Die dritte fällt auf das Jahr 2400, als die Sintflut das verkommene Geschlecht von der Erde zu tilgen berufen war und Noah sich in der Arche barg. Die vierte Konjunktion trifft das Jahr 1600 und deutet auf das nächste große Ereignis der Befreiung des jüdischen Volkes aus ägyptischer Knechtschaft durch Moses und die Wiederherstellung des Monotheismus in erhöhteren Formen. Die fünfte ereignete sich 800 v. Chr., da Babylon mächtig wurde über alle Länder und der Prophet Jesaja die Sünde seines Volkes mit harten Worten geißelte. Dies war auch die Hochzeit der keltischen Stämme in Europa. Zur Zeit der Geburt Christi endlich begegneten die strahlenden Gestirne einander zum sechsten Mal. Die stolze Roma stand auf dem Gipfel ihrer Macht, der sich die ganze bekannte Welt in zitternder Ehrfurcht beugen musste. Von hier an begann sie herabzusteigen zu allmählichem Verfall, der sich indessen ungleich schneller vollzog, als das langsame Emporklimmen einer Nation von Hirten zu der höchsten Ehre und Gewalt eines geordneten Staatslebens. Die siebte Konjunktion fand neue Gebieter der Erde, der Schwerpunkt des Staates hatte sich geteilt. In Rom herrsch-

te die christliche Kirche und über sie der Statthalter Christi, während die Politik und das Schwert ihren Kaisersitz in Byzanz aufschlugen.

Mitten in Europa hatte das Volk der Franken den gewaltigen Aufschwung genommen, zu dem Karl der Große sie mit starker Hand emporleitete, und das Riesenkind Deutschland begann seine kräftigen Glieder zu regen. Das war im Jahr 800 nach Christus. Der Islam war mal gerade 166 Jahre alt.

Die achte Konjunktion, 1600, eröffnete das ewig denkwürdige Jahrhundert des blutigen Glaubenskampfes, in welchem Deutsche gegen Deutsche die Freiheit ihrer Überzeugung mit Leib und Leben, Hab und Gut versuchten. Die Oberfläche der Erde hatte eine neue Gestalt gewonnen, aus dem Ozean waren Länder von ungeheurer Ausdehnung aufgetaucht, der Kompass und die Buchdruckerkunst wurden die gewaltigsten Stützen eines hohen, geistigen Lebens und die Erfindung des Schießpulvers verdrängte von den Schlachtfeldern die rohe Kraft und schloss damit zugleich die romantischen Tage der Ritterlichkeit ab. Die Chinesen bewahrten die geheimen Mischungen des Schießpulvers bereits Hunderte von Jahren.

Der italienische Mathematiker Cardano, im 16. Jahrhundert, fand durch Berechnungen, dass die Herrschaft Mohammeds im Trigon des Wassers entstanden sei, die Macht der Perser im irdischen, das Reich Alexanders des Großen im luftigen, die Glanzperiode der heidnischen Römer im feurigen Trigon, und er zieht daraus seine Schlüsse. Aus den Berechnungen der großen und anderer Konjunktionen, dem Erscheinen der Kometen, aus Mond- und Sonnenfinsternissen leiteten überspannte Köpfe den Zeitpunkt des so

oft vergeblich angekündigten Weltunterganges ab. Da viele Köche den Brei verderben, stimmten keine der Berechnungen. Es waren zu viele Faktoren in der Gleichung.

Nach der Astrologie ist es jene, der Sonne, dem Mond, den Planeten sowie anderen Sternen innewohnende Kraft, welche die Erde und was sie bewohnt, erhält und zur Tätigkeit bewegt.

Licht, Größe, Gestalt, Kreislauf und Lage erweitern und beschränken dabei die Äußerungen und Beziehungen auf die Elemente, auf Tag und Nacht, auf die Zustände des menschlichen Körpers, auf die fünf Sinne. Die Planeten sollten einen entschiedenen Einfluss auf die Lebensalter ausüben.

Saturn ist seinem Wesen nach kalt und trocken, ein unfreundliches Gestirn. Er regiert den Tag, am Menschen das Ohr, die Blase, die Nieren, die Knochen, bezieht sich auf Greise, Väter, Vorfahren, auch auf Waisen. Er beherrscht das 69. bis 98. Lebensjahr. Das von ihm herrührende Übel entsteht langsam und dauert lange. Er verursacht melancholisches Temperament, Hass, Armut, Finsternis und Einsamkeit, aber auch tiefe Nachforschungsgabe, ein treffliches Gedächtnis, große Vorsicht. Sein Zeichen bedeutet Erbschaft, Wanderungen, Kerker und Trauer. Maß, Gewicht und der Ackerbau gehören ihm.

Jupiter ist heiß und feucht, ernährend und beglückend. Ihm gehört das 57. bis 68. Lebensjahr. Er ist ein Planet des Tages, regiert des Menschen Lunge und Arterien. Was der Saturn Übles stiftet, mildert der Jupiter. Die unter seinem Licht Geborenen können Verborgenes deuten, sind empfänglich für Freundschaft, Religion und Recht, für die reinste Weisheit. Er regiert die Geschicke der Herrscher so-

wie aller bedeutenden Menschen. Ihm und Mars gehört die Fortpflanzung der Geschlechter.

Mars dagegen ist heiß, trocken, scharf und grausam, ein Planet der Nacht. Ihm weihte man die Jahre von 41 bis 56, am Menschen die Nieren und Venen. Alle hitzigen, krankhaften Zustände des Körpers rühren von ihm her. Den Gebärenden ist er, als Gegensatz der Venus, gefährlich. Er beeinflusst tyrannische Gemüter, erregt Krieg, plötzliche Unglücksfälle, schnellen Untergang, Verwegenheit, Übermut, Streit. Gesetzlose Zustände, Unterdrückung und Gewalt leitet er und schlägt tiefe und schreckliche Wunden.

Der weibliche Planet der Nacht, Venus, ist kalt, feucht, mild. Ihrem Einfluss unterliegt die Jugend von 15, der Mann bis zu 40 Jahren. Steht sie unter glücklichem Aspekt, so mildert sie die böse Vorbedeutung des Mars. Ihr gehören der Geruch, die Leber und das Fleisch. Frauen und Frauenliebe, Schwestern, Zutrauen und Mitgefühl werden von ihr beherrscht und hervorgerufen. Sie gibt Sinn für glänzende Wissenschaften, für die Musik, für Beredsamkeit und allen Schmuck des Lebens. Doch erweckt dieser Planet auch sinnliche Genusssucht, Anlagen zur Verstellung und zu leichtfertigem Witz.

Merkur endlich zeigt eine gemischte Natur, zwar männlich, doch halb der Nacht, halb dem Tage gehörend, unsicher und zweideutig. Er wirkt auf die Knabenjahre vom 5. bis zum 14. auf den Verstand, die Galle und Zunge. Von ihm rührt die Geschicklichkeit in äußerlichen Dingen, doch gibt er auch Wohlredenheit, Trieb zu den Wissenschaften, zur Dichtkunst, leitet Entdeckungen und facht den Ehrgeiz an. Seine Kraft erstreckt sich bis auf Quellen und Gewässer.

Sonne und Mond sind Hauptquellen des Lebens. Die Son-



ne ist das männliche Gestirn des Tages, heiß und kraftvoll, alles regierend, was rechts am Menschen ist. Außerdem beherrscht sie das Antlitz, das Gehirn, Herz und Nerven. Ihr Wirken empfinden die Könige, doch bezeichnet es auch die Väter und Brüder. Gesetze und Verfassungen, Würden, Ruhm und Sieg lenkt die Sonne, sie erweckt Verlangen nach Gold und Freude an Schätzen.

Der Mond ist das weibliche Gestirn der Nacht, feucht und kalt, beherrscht die Kehle, den Magen, den Leib, alles was links ist. Seine Wirkungen sind vorübergehend, von Einfluss auf Matronen und Mütter. Er gibt gelegene Zeit zu Unternehmungen, regiert das Studium, schadet aber manchmal durch schwache Sinne und ein schlechtes Gedächtnis.

Das Drachenhaupt hat die Natur der Venus und Jupiters und verstärkt glückliche Aspekte. Der Drachenschwanz hingegen entspricht dem Mars und Saturn, deren üble Wirkung er schwächt.

Die neun Monate, welche der Geburt eines Menschen vorhergehen, werden von den Planeten in auf- und absteigender Linie beherrscht: von Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond, Saturn, Jupiter. Tage und Stunden sind den Planeten zugeteilt, doch so, dass um ein Uhr nachmittags der astrologische Tag beginnt und der nächstfolgende Mittag die vierundzwanzigste Stunde desselben bildet. Ist z. B. ein Mensch um zehn Uhr morgens geboren, so rechnen die Astrologen dies als die zweiundzwanzigste Stunde des vorigen Tages. Diesem Ablauf folgt in China und Südostasien die Mondberechnung. Das Jahr ist kein Sonnen-, sondern ein Mondjahr. Die im Verhältnis der Planeten zueinander oder zu Sonne, Mond und Erde stattfindenden

Veränderungen galten für sehr wesentlich und wurden als Störung, Verunglimpfung, günstige oder unfreundliche Beobachtung derselben untereinander bezeichnet. Ein Planet, der Sonne nah, ist günstiger als in anderen Punkten seiner Bahn. Eben so glücklich wirkten höherer Glanz und größere Nähe. Sein rascherer Gang bringt Glück und Macht, langsam ist er unheilvoll und feindselig. Im Norden aufsteigend, ist er für Deutschland günstiger, als wenn er sich zum Südpol der Sternenbahn wendet. Sterne, welche der Sonne allzu nahe kommen, verbrennt sie, d. h., sie schwächt ihre Strahlen durch höheren Glanz; dies Geschick trifft besonders Mond und Venus.

Die oberen Planeten sind östlich von der Sonne wirksamer, die unteren westlich, darum wirken sie auch nach Osten schnell, nach Westen langsam. Unglückliche Konstellationen sind die Quadratur und der Gegenschein, glückliche mit besonderer Macht die Konjunktion und Opposition. Auch Gedrittschein (Trigone) und Gesechschein sind günstig. Die Zukunft deutete man aus den Konjunktionen, Gegenwart und Vergangenheit aus den getrennten Sternen. Immer wechselnd, in ewiger Bewegung zeigt sich uns das Bild des gestirnten Himmels. Scheinbar ungleichen Laufs, in unentwirrbarer Richtung kreisen die leuchtenden Gebilde, nie wiederkehrend in die Stellung, welche sie vordem eingenommen, Zeugen und Gleichnis der unaufhaltsam und unwiederbringlich verrinnenden Zeit. Leeren Laufs eilt der Mond, losgerissen von einer Konjunktion und noch an kein neues Gestirn unter demselben Zeichen gebunden. Bedenklich für die Deutung der Konstellation ist es, wenn ein Gestirn rückläufig wird. Zwei nahe Sterne wirken aufeinander, bis ein dritter zwischen sie tritt.

Um nun Gunst oder Ungunst, Schmerz oder Freude, mit einem Wort: Alle Ereignisse zu überschatten und zusammenzustellen, welche aus den Gestirnen für einen bestimmten Menschen zu ersehen sind, also sein Horoskop zu errichten, muss man von dem Punkt gerade über seinem Scheitel nach allen zwölf Weltgegenden, in gleicher Entfernung den Horizont gleichmäßig abteilend, zwölf Kreise ziehen und dadurch die zwölf himmlischen Häuser bilden. Das erste Haus rechnet man von dem östlichen Punkt an, wonach der Ordnung des Tierkreises die Bahn sich aufwärts wendet. Es ist das aufsteigende Haus oder das Horoskop. Es bezieht sich auf das Leben und die Natur des Menschen, seine Neigungen, seine Stärke und sein Ich. Das zweite Haus oder die untere Pforte deutet das Vermögen, auch Unterstützung von Gleichgestellten oder Niederen. Das dritte Haus umfasst Brüder, Schwestern, Verwandte, anhängliche Freunde. Es deutet Treue und gewissenhaften Sinn, manchmal auch kleine Reisen. Das vierte Haus bezieht sich auf die Eltern, auf ihr Vermögen und daraus fließendes Erbe. Im Schoß dieses Hauses ruhen die unterirdischen Schätze, nicht bloß gemünztes Gold und Silber, sondern auch unbehauene Stufen edlen Metalles, reiche Erzadern und kostbare Steine. Das fünfte Haus umfängt das gute Glück. Es verheißt Trost und Stütze durch Söhne und Töchter, reiche Geschenke, Frieden und Freude im traulichen Familienkreis, die Gegenwart! Im sechsten Hause wohnt das böse Glück, welches Krankheit schafft, Schwäche und Verfall. Von den Zeichen, die es regieren, hängen die Diener des Hauses ab. Im siebten, der Angelpunkt des Abends genannt, ruht die Ehe, verfolgt von dem Gegensatz, der offenbare Feinde, Hader und Streit bezeichnet. Die

Todespforte öffnet sich im achten Haus. Es ist die Stätte des Geheimnisvollen, von der die Geisterwelt in das blühende Leben ragt. Furcht, Angst und Schrecken, Gift, Krankheit und Tod sind die wankenden Schatten, welche den Sterblichen von hier aus bedrohen, die Bindung an Begegnungen. Das neunte Haus, die gute Göttin, deutet Religion und Weisheit, auch Reisen in entfernte Länder, Ahnungen und Prophezeiungen. Im Herzen des Himmels erhebt sich das zehnte Haus, das königliche, aus ihm gehen Ruhm, Ehre und Würden hervor. Das elfte Haus ist der gute Geist, das zwölfte der böse. Wie das Erstere Hoffnung, Liebe und Treue schmücken, bietet das Letztere ein unerquickliches Bild, in welchem sich Mühsal und Trauer, Kerker und schnöde Widersacher verwischen.

Das erste, vierte, siebente und zehnte Haus bilden die Angeln des Himmelsgebäudes, die ihnen vorangehen, sind die fallenden, von geringer Bedeutung, unwichtiger als die, welche ihnen nachfolgen.

Manche Astrologen begannen nicht mit dem Scheitelpunkt, sondern legten ihrer Berechnung den Pol des Äquators oder den des Tierkreises zugrunde. Wie sehr hier die Meinungen aber auch voneinander abwichen, musste doch der Punkt des aufsteigenden Hauses als ein Gleichnis vom Beginn des Lebens den Anfang jedes Themas, wie man das Horoskop (Radix) nannte, bilden. Man setzte die Entfernungen der Planeten voneinander und bezeichnete die Sterne am Himmel, welche von dem Anfangspunkt des ersten Hauses gerade so weit entlegen waren. Diese teilte man nach ihrer Bedeutung den Häusern zu, mochten sie sich der Stellung nach in denselben befinden oder nicht. Ihre Stellung zueinander, zu den Zeichen des Tierkreises, ihre Stär-

ke oder Schwäche, Glück oder Unglück bedeutend, wurde nun auf das Sorgfältigste geprüft und die gegenseitigen Beziehungen reiflich erwogen, um danach das Gesamturteil zu bilden. Zum (Aber-) Glauben in der Astrologie kommt es, ausgehend von der Einflussnahme der Gestirne auf den Radix. Nach dem Satz der Hermes Trismegistos: Wie oben so unten – ist die Astrologie ein Abbild zur Erkenntnis; keine Einflussnahme auf Geschehen oder Objekte. Es ist eine subjektive Sichtweise – Astrologie hat keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit!

Um zu wissen, ob eine beabsichtigte Unternehmung glücklich ausfallen werde, ob den verbündeten Genossen Vertrauen zu schenken, welche Stunde einem Plan am günstigsten sei, befragte man die Sterne. Möge hier ein Beispiel folgen, wie solche Fragen beantwortet wurden. Ein Freund forschte nach dem Jugendgenossen, der weit hinaus in die Fremde gezogen war, und beehrte dessen Schicksal zu erfahren. Das aufsteigende Haus des mit Sorgfalt errichteten Themas war im zwanzigsten Grad des Löwen, der Herr desselben, die Sonne, in der Mitte des Himmels. Wie glücklich auch diese Konstellation sich zeigte, stand doch der schadenbringende Saturn nur zwei Grad von dem Glückspunkt entfernt. Im Haus des Todes leuchtete Venus im Geviertschein (Quadrat) mit dem aufsteigenden Punkt wie mit Saturn, Hass, Feindschaft, Krankheit oder Tod verheißend. Der Mond war verbrannt unter den Sonnenstrahlen und wendete sich von dem Haus des Todes zu dem Herrn des aufsteigenden. Alle diese Zeichen deuteten dem Eingeweihten an, dass der Gesuchte nicht mehr unter den Lebenden wandle, und die Prophezeiung soll sich erfüllt haben.

Es war unmöglich, dass eine so fruchtbare Esoterik, wie die Astrologie, nicht den nächstliegenden geheimen Künsten hätte dienen sollen: der Magie, der Alchemie und der Wahrsagekunst, besonders der Chiromantie. Ein unter dem Einfluss der Gestirne verfertigtes Schutzmittel gegen allerlei Gefahren des Leibes ist der Talisman, dessen roheste Spuren sich unter den krausköpfigen Negern Afrikas in der Form von Zetteln mit arabischer Inschrift finden, welche von den Priestern gefertigt und zur Abwehr des Bösen sowohl um den Hals der Menschen als auch den der Pferde gelegt werden. Der König der Franken, Childerich, befahl einst, zu Paris einen neuen Graben zu ziehen. Da fanden die Arbeiter, als sie die Erde bis zu einer gewissen Tiefe aufgewühlt hatten, eine erzene Platte, auf welcher Feuer, eine Schlange und eine Wasserratte abgebildet waren.

Dieser Talisman sollte die Übel zurückhalten, von denen die Stadt bedroht werden mochte, und kaum war das Sinnbild derselben seiner unterirdischen Ruhe entrissen, so brachen schwere Heimsuchungen über sie herein. Bischof Gregor von Tours, der zu jener Zeit lebte, berichtet von einer gewaltigen Feuersbrunst, die halb Paris in einen Trümmerhaufen verwandelte, von zahllosen Ungeziefer, Ratten und Schlangen, die sich in den Kloaken sammelten und die Einwohner aus ihren Häusern vertrieben. Solcher Talismane gab es in allen Ländern, gegen die Pest, gegen widrige Winde, gegen Heuschrecken und Mäuse, gegen wilde Tiere.

Ein Talisman, sagen die Sternkundigen, ist das Siegel, der Charakter, die Gestalt eines Zeichens des Tierkreises, eines Planeten oder einer Konstellation, auf den entsprechenden Stein geschnitten oder in das betreffende Metall gegraben,

welche beide Sympathien mit den Gestirnen haben. Zu der Anfertigung des Wunderwerkes muss eine Stunde des Tages gewählt werden, in welcher das Gestirn, dessen Zeichen man braucht, an einem klaren und heiteren Himmel steht. Dann grabe man es in Stein oder Metall, an einem glücklichen Ort und unter Erfolg verheißenden Aspekten. Wie nun die Sonnenstrahlen, in einem Brennspiegel gesammelt, Verbrennliches vernichten, entwickeln die Sternbilder in ihren Gleichnissen auf dem Talisman ähnliche Kräfte, Böses verzehrend – denn nur abwehren konnten solche Zaubermittel, nicht selbstständig Gutes wirken. Ein Talisman, welcher Saturns finsterem Einfluss widerstehen, gleichwohl durch die Kraft desselben Schutz empfangen sollte, wurde aus Blei gefertigt, dem grauen, feuchten, melancholischen Metall. Jupiters Zeichen erforderte dagegen das weiße, ätherische Zinn. Dem Bild des Mars entsprach am besten das Eisen, weil es hart, trocken und hitzig ist wie er. Der leuchtenden Sonne, welche den Mittelpunkt aller Planeten bildet und das Weltall mit ihren Strahlen überglänzt, das schimmernde, weiche, königliche Gold. Dem Kupfer wohnt eine mächtig hervorbringende Kraft bei, darum gesellt es sich der Venus, während das ihm in seinem Urstoff Verwandte flüssige und flüchtige Quecksilber dem Merkur verbunden war. Der Mond endlich, der treue Genosse nächtlicher Wanderer, drückt das Bild seines schlanken Hornes oder der hellen, weich gerundeten Scheibe in den matten Glanz des Silbers ein, welches die Mutter der Metalle heißt.

In gegossenen Talismanen wurde durch die Kraft des Feuers eine raschere Bewegung der Metallgeister hervorgebracht. Nun durfte der Verfertiger nicht verabsäumen, das

Bild des himmlischen Zeichens deutlich auszuprägen, damit die Sympathie der Metalle, Steine und Gestirne auf die Menschen übergehe. Da jeder Planet einen Teil des menschlichen Körpers beherrschen sollte, schrieb man ihm auch die Fähigkeit zu, in der entsprechenden Stunde die Krankheit desselben zu heilen. War das Leiden durch dämonische Gewalt hervorgerufen, so kam es darauf an, die Stunde desjenigen Planeten, welcher dem Urheber des Übels entgegen stand, genau zu treffen und alsdann die Heilkräuter zu suchen. Die Steine, in deren Oberfläche Sternbilder gegraben wurden, mussten natürlich unter denen gewählt sein, welche den Planeten zu eigen waren und man ritzte daher das Zeichen der Sonne in einen Hyazinth oder Rubin, den Mond auf Smaragd, Mars auf Amethyst, Merkur auf Topas, Jupiter auf Saphir oder Beryll, Venus auf Diamant oder Carneol, Saturn auf Chaloedon. Die Talismane wurden von den gläubigen Seelen in kostbarer Verhüllung auf der bloßen Brust getragen.

Die Astrologie war ein Glied mehr an jener wundersamen Kette, die sich von den ersten Zeiten der Menschheit bis zu der Höhe der Kultur hinaufgewunden hat, gebildet unter dem Naturdienst und dennoch fortentwickelt unter der aufgehenden Sonne des Christentums und noch bis gegen Anfang des 18. Jahrhunderts mit gelehrtem Apparat ausgestattet. Es liegt dem empfänglichen Gemüt nur allzu nahe, im Aufblick zu dem nächtlich gestirnten Himmel, an dem die fernen Welten lautlos in ihrer reinigen Glanz vorüber ziehen, sich in ein unbestimmtes, ahnungsreiches Sehnen zu verlieren. In solcher Stunde knüpft das Überirdische die längst zerrissenen Fäden an unsere Seele. Eine Empfindung überfällt uns, als solle sich die unergründliche Weite vor



uns auftun und wir die Ewigkeit schauen von Angesicht zu Angesicht. Und das ist die ausgesprochenste Ahnung einer Fortdauer nach dem Tod, dass die Gewölbe des Himmels mit ihren unzählbaren Sternen niemals sich zu uns herabzusenken scheinen, sondern dass der im Erdenleib gefangenen Seele gleichsam die Schwingen wachsen, mit aller Kraft des Hoffens und Verlangens hinauszubringen.

### **Aus dem Leben berühmter Astrologen**

Nicht zu trennen sind die Lehre und ihre Bekenner, die Kunst und ihre Ausübenden. Alle Zeiten haben Sternkundige hervorgebracht, unter diesen aber manche, deren Neigung zu mystischen Begriffen sie von der reinen Wissenschaft ab, über die Grenze des klaren Verstandes hinaus in die nebelhaften Fernen fantastischer Deutungen verlockte. Bedeutend in beide Richtungen war **Claudius Ptolemäus**, möglicherweise in Ptolemais Hermeiou in Ägypten geboren. Seine Lebenszeit fällt in das 2. Jahrhundert nach Christi Geburt. Eine Zierde der alexandrinischen Schule, von den späteren Griechen mit übertriebener Huldigung der »Göttliche und Weiseste« genannt, gilt er für einen der größten Astronomen des Altertums, dessen umfassender und starker Geist nicht bloß die Sternkunde und ihre Abzweigungen, sondern auch die mathematischen Wissenschaften mit wahren Feuereifer ergriff. Eines seiner Hauptwerke, von den Arabern *Almagest* genannt, besteht aus vielen Büchern, welche beinahe vierzehn Jahrhunderte lang die Hauptquelle aller Astronomie bildeten. Der wenigen, zu seiner Zeit bekannten Hilfsmittel ungeachtet verstand er es, durch sorgfältige Beobachtungen der Sonne und des Mondes die

Größenverhältnisse dieser Gestirne und ihre Bewegungen zu bestimmen, wenn sich auch in diese Lehrsätze mancher Irrtum mischte. Er stellte die Regeln auf, nach denen Sonnen- und Mondfinsternisse und ihre Phasen zu berechnen waren, während er aus den teilweisen Verfinsterungen auf den eigentlichen Durchmesser der Gestirne sowie auf die Gründe der Ab- und Zunahme der Mondscheibe schloss. Er glaubte, die Erde sei als eine schwere, unbehilfliche Masse keiner Umdrehung fähig und bilde die Mitte des Weltalls, während alle Planeten, Sonne und Mond nicht ausgeschlossen, sich um dieses Zentrum her bewegen.

Sein Katalog der Fixsterne ist die älteste Aufzeichnung dieser Art, welche bis auf unsere Zeiten aufbewahrt wurde, er handelt von 1022 Sternen. Das zweite Hauptwerk des Ptolemäus ist eine Geografie, in welcher er, so weit dies mit den unsicheren und mangelhaften Hilfsmitteln überhaupt möglich war, die Lage aller bekannten Orte auf der Erdoberfläche nach den Graden der Breite bestimmte.

Seine Verdienste um die Sternkunde sind zu groß, die Irrtümer, denen er in der Sterndeutung unterlag, zu tief in den Anschauungen seiner Zeit begründet, als dass man den gelehrten Ägypter mit der Masse abergläubischer Nachahmer vermengen dürfte. Indessen erschien doch auch ihm wahrscheinlich und glaubwürdig, was Pythagoras über die Musik der Sphären annahm. Er vermochte seinen philosophischen Geist nicht zu der Überzeugung zu erheben, dass die tausend und aber tausend strahlenden Weiten, welche durch den dunkelklaren Äther ihre ungeheuren Schwingungen vollenden, ihren Schöpfer in erhabenem Schweigen anbeten. Ein drittes Werk handelt von der Macht und dem Einfluss der Gestirne auf die Atmosphäre, den Zustand

und das Wirken des Menschengeschlechtes sowie auf das Leben der Erde. Diese Kunde schöpfte er aus den wunderbaren Wissensquellen seiner Heimat, wo der Strahl der Sonne selbst den empfindungslosen Stein der Memnonsäule zu Liebesgruß und Schmerzensruf entzünden konnte. Ptolemäus hinterließ in seinen hundert Sprüchen ein deutlicheres Bild der ernsten, nachdenklichen Sternphilosophie, als vielfache Beschreibungen es zu geben vermöchten. Es erscheint daher berechtigt, einige derselben hier folgen zu lassen.

»Bei der Wahl der Tage und Stunden gebrauche feindselige Gestirne, wie ein guter Arzt zur Kur sich der Gifte, wie wohl mäßig, bedient. Liebe und Hass, wenn sie in die Tat ausbrechen, verhindern die Urteile. Sie mindern das Große und vergrößern das Kleine. Wenn du ein Urteil über das Leben eines Greises fällst, urteile nicht, bevor du ermessen hast, wie viele Jahre er noch leben kann. Die Sonne ist Quelle der lebenden Kraft, der Mond jene der natürlichen. Die Sterne, welche durch zehn geteilt werden können, zeigen die Anlagen eines Geborenen zur Kunst an. Meteore und Haarsterne haben nur untergeordneten Einfluss. Ein Geist, zur Erkenntnis geschickt, erreicht mehr als einer, der sich auch noch so viel in der Wissenschaft geübt hat. Niemand vermag die Mischungen der Gestirne zu verstehen, wenn er nicht zuvor die natürlichen Unterschiede und Mischungen erkannt hat.«

Unter den Anhängern der alexandrinischen Schule befanden sich außer und nach Ptolemäus manche der Sterndeutung kundige Männer. Keiner errang einen bedeutenden Namen, und als die Araber endlich Ägypten mit ihren zahlreichen Scharen überfluteten, schien es, als wären die

letzten Überreste des geheimnisvollen Wissens von ihnen nach Ost und West mit fortgerissen worden. Eine kurze Blütezeit der Astrologie unter der Herrschaft der Kalifen erschuf neue Sekten der sterndeutenden Chaldäer, bis sie endlich dort zu Grabe getragen wurde, wo ihre Wiege stand.

Während die Astrologie im Osten allmählich erlosch, wanderte sie im 8. Jahrhundert mit den Mauren gen Westen, überschiffte die Säulen des Herkules und gewann neuen Boden in dem Reich, wo der Lorbeer grünt, Myrten und Orangen ihre würzigen Düfte zu der tiefen Himmelsbläue und der glühenden Sonne emporsenden. Dort an den Höfen der maurischen Könige in Spanien entwickelte sich ein vielfarbiges und viel gestaltetes Zauberwissen – schlechtes Metall in edles Gold umzuwandeln, Wunden mittelst Spruch und köstlicher Salbe über Nacht zu heilen, die Schrift der Sterne zu enträtseln. Von Spanien aus verbreitete sich dieses Wissen nach Frankreich, Italien und Deutschland, drang selbst in die nordischen Reiche, nach England, Dänemark und Schweden.

Am 24. September 1501 gebar Clara Micheria in der norditalienischen Stadt Pavia einen Knaben, dessen Leben und Charakter sich so wunderlich gestalten sollten, wie die Anzeichen bei seiner Geburt. Der seltsame Mann, der an jenem Tag das Licht der Welt erblickte, war **Gerolamo Cardano** (lateinischer Name: **Hieronimus Cardanus**), derselbe, dessen wir oben erwähnt haben. Er selbst erzählt, dass sein Vater und seine Mutter nicht eher beisammen wohnten, bis er sein 7. Lebensjahr überschritten hatte. Der Vater trieb zu Mailand das Gewerbe eines Advokaten und rühmte sich eines besonderen Schutzgeistes. Als aber der junge

Gerolamo einst gefährlich erkrankt war, wurde er von den Seinen dem heiligen Hieronymus geweiht, und diese Verleugnung des Spiritus familiaris trug ihre guten Früchte, denn der Knabe genas wider alles Erwarten. In einem Alter von 20 Jahren begann er in Pavia seine Universitätsstudien, vollendete dieselben in Padua und errang ein Diplom als Meister der Künste. Bald darauf empfing er von der Fakultät die Würde eines Doktors der Medizin. Gerolamo hielt sich abwechselnd in Mailand und Pavia auf. Das gelehrte Kollegium der Ärzte, in das er aufgenommen werden wollte, wies ihn anfänglich unter dem Vorgehen zurück, dass seine Herkunft keine legitime sei. Obwohl er jener berühmten Vereinigung späterhin angehörte, weiß man doch nicht, ob er imstande gewesen ist, diesen beleidigenden Zweifel zu lösen. Sein unruhiger Geist trieb ihn zu mannigfachen Studien. Er war nicht nur Professor der Mathematik, sondern beschäftigte sich auch ziemlich eingehend mit der Astronomie, deren mystischer Teil einen mächtigen Reiz auf sein Gemüt ausübte. Im Jahr 1547 wurde ihm durch die Vermittlung eines Freundes die Übersiedlung an den Hof des Königs von Dänemark unter überaus günstigen Bedingungen angeboten. Gerolamo lehnte jedoch unter dem Vorgehen ab, dass ihm die nordische Luft nicht zusage und er als Katholik in lutherischen Ländern nicht leben wollte. In Wirklichkeit mögen jedoch andere Gründe seinen Entschluss bestimmt haben, denn der große Gelehrte, der in seinen Werken wahrhaft abscheuliche Gedanken über das Wesen der menschlichen Seele aufstellt, war als arger Gottesleugner geradezu verschrien.

Eine Reise nach Schottland entfernte ihn 1552 auf beinahe Jahresdauer von seiner Heimat. Der Erzbischof Hamilton

von St. Andrews, Primas des Reiches, litt seit Jahren an heftigen Atmungsbeschwerden, die ihm das Leben zu einer unerträglichen Pein machten. Vergebens boten die Ärzte des Königs von Frankreich und die Leibmediziner des deutschen Kaisers ihre Geheimmittel auf, um dem hohen Kranken Linderung zu verschaffen. Das Übel verschlimmerte sich immer mehr, die Pausen, welche zwischen den einzelnen Anfällen lagen, verkürzten sich fort und fort in gefahrdrohender Weise. Endlich wendete sich der hoffnungslose Erzbischof an den Italiener Gerolamo. Schon die ersten Medikamente, welche dieser seinem Patienten mit eigenen Händen fertigte, schienen Wunder zu wirken, die furchtbaren Beängstigungen ließen nach, der Atem wurde frei, und binnen zwei und einem halben Monat war der Prälat so weit hergestellt, dass ihn Gerolamo verlassen konnte. Ehe er schied, überlieferte er ihm die Arzneien, welche das Übel in der Wurzel auszurotten fähig waren. Er soll bei dieser Gelegenheit seinem hohen Pflegling eine Deutung der ihm noch bevorstehenden Schicksale gegeben und gesagt haben: »Von dem Erstickungstod, gnädiger Herr, sofern er in den Fehlern Eurer Organisation begründet war, vermochte ich Euch zu befreien. Doch ist es nicht in die Hand schwacher Sterblicher gelegt, ein unerbittliches Schicksal von dem Bedrohten abzuwenden. Euer Los ist unwandelbar, so steht es in den Sternen geschrieben, die Euch das schmachlichste Ende, nämlich dasjenige durch Strick und Henkershand, verkünden.« Achtzehn Jahre später erfüllte sich die unheilvolle Prophezeiung. Der allzu ehrgeizige Hamilton wurde von einer Kommission, welche Maria de Guise, die Regentin Schottlands, gegen ihn ernannte, zum Tod durch den Strang verurteilt und im Jahre

1570 gehenkt.

Von Schottland kehrte der astrologische Arzt durch die Niederlande heim, begrüßte im Vorüberziehen die deutschen Gauen am Ufer des Rheins und betrat endlich wieder die italienische Erde, auf der ihn mancherlei Verdrießlichkeiten erwarteten. Gerolamo war ein seltsames Gemisch von frommem Aberglauben und früher Verleugnung aller Gebräuche, aller Sitten, jedes christlichen Bewusstseins. Besser, als Schilderungen von unmöglichem Inhalt, zeichnen sein fratzenhaftes Bild seine eigenen Berichte und das, was die Zeitgenossen von ihm erzählen.

»Der Schmerz«, lautet sein Selbstbekenntnis, »ist meinem Leib ein Bedürfnis, welches ich befriedigen muss, wenn die Natur es mir versagt. Ich biss mich in den Arm, nagte meine Lippen blutig oder zerrte meine Finger, bis die Empfindung des Wehs sich in Tränen löste. Der Schmerz an irgendeinem Teil meines Körpers leitete die heftigsten seelischen Erschütterungen ab, die mich oft so peinigten, dass ich mein Leben gewaltsam zu enden beschloss. Während der Geist mit den Verfinsterungen rang, die sich seiner zu bemächtigen trachteten, und eine verzehrende, alles menschliche überwältigende Unruhe mich durchraste, geißelte ich meinen Leib mit Peitschenhieben.« Diesen Stimmungen gegenüber, aus denen einzelne Züge dem Bild Torquato Tassos zum Modell gedient zu haben scheinen, als der unglückliche Dichter, vom Wahnsinn halb geheilt, Italien durchirrte, machten sich in Gerolamos leidenschaftlichem Gemüt furchtbare Reaktionen geltend. »Die Seele«, sagt er, »ist nichts anderes als das Element des Verstehens in den Erdregionen. Es tritt in die Menschen ein, soweit es die Materie, aus der sie gebildet sind, zulässt, und führt sie

auf Schlüsse und zu Handlungen, welche man verständig nennen kann. Wäre der Stoff, aus dem die Tiere bestehen, ein zur Aufnahme dieses Elementes geeigneter, so würden sie nicht minder verständig handeln. Wie die Dinge aber nun einmal liegen, strahlt der Verstand in den Menschen von innen heraus, während er die Tiere gewissermaßen nur umleuchtet.«

Dieser Satz, der an sich nur überspannt oder höchstens paradox zu sein scheint, enthielt eine entschiedene Verachtung aller Menschenwürde, die sich allerdings aus den Seltsamkeiten des gelehrten Mannes erklärt. So wäre es nach ihm nur der Ton, der Grundstoff, dessen größere oder geringere Feinheit den Menschen oder das Tier ausmacht, einer der gefährlichsten Lehrsätze, da hiernach die Seele eines Hundes von gleichem Wert mit der Seele eines Menschen erscheinen würde. Dessen ungeachtet wies er alle Gunst des Königs von England zurück, weil er ihm nicht die Ehre jener Titulaturen erzeigen wollte, die der Papst ihm abgesprochen hatte. Noch erstaunlicher lautet das eigene Bekenntnis des philosophischen Mannes über ein Gebet, zu welchem er die Anweisung im Nachlass seines Vaters fand. Wer am ersten Tag des April, früh um acht Uhr, eine Bitte an die Heilige Jungfrau richtet und diese mit einem Paternoster und einem Ave Maria begleitet, darf der Erhörung sicher sein. Gerolamo will dieses Gebet in besonders dringlichen Fällen mit gutem Erfolg gesprochen haben.

Nicht zu verwundern ist, dass seine Grundsätze ihm viele Feinde schufen, dass Verfolgung über ihn hereinbrach und er endlich, im Jahre 1570, in Bologna eingekerkert wurde. Nach einigen Monaten ließ man ihn zwar wieder frei, doch



nur, um seine Kette zu verlängern, denn obwohl ihm gestattet wurde, in seinem eigenen Haus zu leben, blieb er doch unter strenger Aufsicht. Im Jahre 1571 entwich er nach Rom und lebte dort bis an seinen Tod 1575. Sein Dasein fristete er durch Unterstützungen des Papstes, der sich des völlig Mittellosen erbarmte.

Üble Nachrede beschuldigte den mit wahrhaft glänzenden Geistesgaben ausgestatteten Mann eines leichtfertigen Wandels, und er selbst gesteht zu, dass ihm in seinem 74. Lebensjahr die Galanterie gegen schöne Frauen Magenweh verursacht habe. Seine weißlichen Augen erlaubten ihm, in der Nacht so sicher wie am Tag um sich zu schauen. Er bedurfte noch im spätesten Alter keiner Brille, obwohl er in den Zeiten seiner Jugend die nächtlichen Ruhestunden oft zu wilden Gelagen benutzt hatte. In Gesellschaft machte es ihm Vergnügen, durch unangenehme Erörterungen alle Anwesenden verdrießlich zu stimmen, und er erzählte zu passender oder unpassender Zeit alles, was ihm einfiel, unbekümmert um die Folgen. Das Spiel liebte er leidenschaftlich. Tage lang überließ er sich demselben und verlor mitunter nicht nur alles Geld, sondern auch die nötige Kleidung, den Schmuck und die Geräte seiner Frau. Einst völlig entblößt von Mitteln, legte er, um öffentlich erscheinen zu können, ein Kostüm an, welches er in Schottland gekauft hatte, und stolzierte nun vor den Augen der erstaunten Römer im wollenen Plaid mit nackten Beinen durch die Stadt. Ganz Bologna setzte er einst dadurch in Aufruhr, dass er auf einem dreirädrigen Karren durch die Straßen fuhr. Zuweilen schritt er langsam, ernst und feierlich daher, wie ein gelehrter Mann, der in tiefe und geistreiche Gedanken versunken ist. Dann fuhr er plötzlich auf und rannte wie toll

davon.

Gerolamo hinterließ zahlreiche Werke, in denen er von den wunderbaren Dingen redet, welche ihm begegnet sein sollen. Wie sein Vater, behauptete auch er, einen Schutzgeist um sich zu haben, der ihn im Traum von den nahenden Ereignissen unterrichtete oder ihn dieselben wie in einem Zauberspiegel schauen lasse.

Überdies rühmte er sich der Kunst, aus den Flecken der Fingernägel die Zukunft deuten zu können, und verfiel in prophetische Entzückungen, wann und wo es ihm beliebte. Diese großen Vorzüge vor anderen gewöhnlichen Sterblichen schützten jedoch weder seine Person, noch die Glieder seiner Familie vor Unglücksfällen, die, zumeist durch eigene Schuld herbeigeführt, oft genug über sie hereinbrachen.

Sein ältester Sohn, Giovanni Battista, war zum Doktor der Medizin promoviert worden und vermählte sich mit einem jungen Mädchen, welches ihm nicht nur kein Heiratsgut zubrachte, sondern ihn überdies noch in Bezug auf ihre Unbescholtenheit betrog. Wild und ungebärdig, wie sein Vater, benutzte der junge Gerolamo die Kenntnis der Arzneimittel, die ihm zu Gebote stand, und vergiftete sein Weib. Er wurde eingezogen, in das Gefängnis gesetzt und einem Verhör unterworfen. Er leugnete sein Verbrechen auch keineswegs, rühmte sich desselben vielmehr als einer Sühne der seiner Ehre angetanen Kränkung. Anders sahen jedoch die Richter, unter denen sich persönliche Feinde des alten Gerolamo befanden, die Sache an. Ihren Hass besänftigte kein Milderungsgrund, und sie verurteilten Giovanni Battista zum Tod. Er wurde im Alter von 25 Jahren um Mitternacht in seinem Kerker enthauptet. Als Hieronymus Cardanus diese Nachricht empfing, geriet er in einen Zorn, der

an Wahnsinn grenzte. Er sah das, was sein Sohn getan hatte, als einen von der Ehre gebotenen Racheakt an, als das einzige Mittel, die ihm zugefügte Schmach zu tilgen. Und er sprach jedem Richter der Welt das Recht ab, in einem solchen Fall einen freien Mann zu verurteilen. Indessen verhallten die Ausbrüche seines Schmerzes und seines Unwillens fruchtlos, denn die Mitwelt hatte sich gewöhnt, ihn als einen Magier und Abtrünnigen zu betrachten und keine Stimme erhob sich zur Unterstützung des beleidigten Vaters.

Ebenso wenig Freude erblühte ihm aus seinen anderen Kindern. Der zweite Sohn war ein entschiedener Taugenichts, dessen leichtsinnige Handlungen ihn häufig ins Gefängnis führten. Der eigene Vater sendete ihn dorthin, in der vergeblichen Hoffnung, durch einsame Stunden den verirrtten Geist zum Nachdenken zu führen. Selbst der Umstand, dass ihm ein Ohr abgeschnitten wurde, blieb ohne alle Wirkung auf den jugendlichen Verbrecher, der endlich enterbt und auf immer aus dem elterlichen Haus gestoßen wurde. Außer diesen beiden Söhnen hatte Gerolamo noch eine Tochter, welche aller Wahrscheinlichkeit nach dem gelehrten Mann sehr unbedeutend erschien, denn er weiß von ihr nur zu sagen, dass ihn zweierlei an ihr geärgert habe: erstens, dass er ihre Aussteuer bezahlen musste, und dann, dass sie ihn nicht durch Enkel belohnt habe.

In seinen Werken springt er oft von dem Gegenstand ab, den er behandelt, sobald in seinem raschen Geist ein anderer Gedanke sich Bahn bricht. Niemals gab er sich die Mühe, Übergänge für den Leser zu vermitteln und ließ schwierige Punkte, die ihm völlig geläufig waren, unerörtert, was seiner Schreibart etwas Verworrenes gibt. Zuletzt

sank er zu einem Verfertiger kleiner Kalender herab. Er soll sein Ende aus den Sternen auf das Jahr 1575 oder 1576 vorhergesagt haben.

Nicht minder romantisch gestaltete sich das Leben eines anderen berühmten Astrologen. Im Jahre 1546 wurde dem Herrn Otho de Brahe auf Kund-Strup in Schonen ein Sohn geboren, welchen er **Tycho** nannte und dem Rang seines Hauses gemäß zu erziehen beschloss. Deshalb sollte der Knabe die Rechte studieren. Wenn nun auch die Lehrer über des Vaters Wahl die Köpfe schüttelten, weil der aufgeweckte Knabe ein seltenes Vermögen bewies, schwere mathematische Lehrsätze zu fassen und große Aufgaben zu lösen, so dachten sie doch, dass, was in einem so heiklen Punkt des Wissens sich frühzeitig biege, auch im Jus ein Häkchen werden und was Rechtes lernen werde. Tycho bewegte nun gar andere Dinge in seinem Kopf. Auf das Jahr 1560 hatten die gelehrten Sternseher eine Sonnenfinsternis angekündigt. Monat, Tag und Stunde, und selbst die Minute vorherbestimmt.

So war denn endlich von nichts anderem mehr die Rede, als von dem bevorstehenden Ereignis. Staunend und mit weit geöffneten Augen sog der 14-jährige Tycho die Kunde all der Dinge ein, die sich vor seinen begierigen Sinnen ereignen sollten. Als nun wirklich zu der so lange vorher festgesetzten Zeit und im bezeichneten Augenblick der düstere Mondschaten das helle Sonnenlicht zu verdunkeln begann, gelobte er sich mit teuren Eiden, dass er sein Leben und alle Kräfte seines Geistes daransetzen wolle, einer jener Männer zu werden, denen der Himmel ein offenes Buch ist mit deutlich lesbaren, goldenen Lettern der Sternenschrift.

Die kalte Jurisprudenz vermochte nicht, ihn der göttli-

chen Wissenschaft zu entfremden. Er bezog die Universität zu Leipzig, auf welcher alle berühmten Rechtsgelehrten jener Zeit studiert hatten, zeigte sich aber als ein unbegabter, lauer Schüler der Themis. Dafür oblag er heimlich um so inniger der Sternenkunde.

Reisen durch Italien und Deutschland, welche er demnächst unternahm, füllten seine Seele mit neuen Vorstellungen und machten seinen Willen unlenksamer. In die nordische Heimat zurückgekehrt, gab er sich ohne Rückhalt seinen Neigungen hin und führte dadurch eine gewisse Spannung mit seiner Familie herbei, die sich zu einem förmlichen Bruch gestaltete, als er bald darauf ein Liebesverhältnis mit der schönen Tochter eines Bauern zu Kund-Strup anknüpfte und in der Reinheit seiner Empfindung die Jungfrau zur ehelichen Gemahlin erkor. Er trug den Hass seiner Familie wie ein Mann und lebte der Wissenschaft und seiner Gattin, bis König Friedrich II. von Schweden den Zwist schlichtete und die Parteien versöhnte.

Kaiser und Fürsten hatten vergebens den raschen, ehrgeizigen Tycho zu fesseln gesucht. Er wusste sich frei zu erhalten inmitten der glänzenden Anerbieten und blieb seinen nordischen Eilanden treu. König Friedrich schützte diese Anhänglichkeit nach Gebühr, er überließ dem Herrn von Brahe die Insel Ven, deren steile Ufer hoch aus dem Öresund emporsteigen, und wies ihm genügende Mittel an, anzubauen. Dort erstand die glänzende Sternwarte, welche Tycho aufrichten ließ und der himmlischen Muse zu Ehren Uraniborg nannte. Neben dem Schloss ragte der Stjerneborg in die Lüfte empor, ein gewaltiger Turm, auf dessen Höhe in klaren Nächten das Fernrohr den Himmel nach allen Richtungen zu durchforschen vermochte. Dort soll Ty-

cho mit seiner Schwester Sophie, welche in sein Haus gezogen war, aus den verschiedensten Stoffen im chemischen Prozess die große Medizin gesucht, aber nicht gefunden haben. Dort folgte sein Auge den leuchtenden Schweifsternen, wenn sie wie eine Kriegesrute hoch und drohend am Himmel standen, in ihrem regellosen Gang, in Kern und Wesen seinem eigenen Sinn nicht allzu unähnlich, wie die Zeitgenossen behaupten wollen. Dort schuf er aus dem alten System des Ptolemäus ein neues, zwar nicht minder geistvoll, aber eben so irrig. Auch ihm erschien der Erdball feststehend, unbeweglich, Sonne, Mond und Sterne im abweichenden Reigen um ihn her. Neues fand er in den Bewegungen des Mondes. Neues in der Berechnung der Sternbahnen, viele Gestirne entdeckte sein Auge mithilfe der Instrumente, welche er dazu fertigte. Gern teilte er von den wunderbaren Rezepten mit, die er in seinem chemischen Laboratorium gegen Krankheiten erfand, welche bis dahin für unheilbar galten, und, ein echter Ritter seines Heldenlandes, trieb er in mäßigen Stunden Poesie und schöne Wissenschaften.

Seiner lebhaften Fantasie, dem feurigen Drang, der ihn beseelte, ein Adept zu sein, mussten Alchemie und Astrologie gleich verderblich werden. Wer einmal den Vorhang zu lüften wagt, der die Geisterwelt von der Wirklichkeit scheidet, vertraut sich dem ungewissem Meer an, ohne zu ahnen, wohin die Wogen ihn schaukeln werden, und läßt nicht selten den Fluch des Lächerlichen auf das Werk, dem er sich allzu bereit hingegeben hat. Bald klagten Spötter den gelehrten Astronomen an, dass ihm die Sterndeutung den Kopf verdreht habe. Er glaube an Gespenster, an Ahnungen, an üble Vorbedeutungen in solchem Grad, dass

der Anblick eines alten Weibes genüge, ihn von einem Ausgang zurückzuhalten, möge der Zweck, den er verfolge, auch noch so dringend und wichtig sein. Eine Mühe, die ihn von ihrem luftigen Sitz herab mit ihrer unschönen Stimme begrüße, ein Hase, der über seinen Weg laufe, seien dem großen Mann sichere Verbote eines nahenden Missgeschicks.

König Friedrich starb, ihm folgte Christian IV. Unglücklicherweise hatte Tycho, der in seiner heftigen, spöttischen Weise manchen Feind gewann und manchen Freund verlor, viele Widersacher bei Hof. Es hielt nicht schwer, den Astronomen zu verunglimpfen, dessen Horoskope nicht immer eintreffen mochten, der aber eine beträchtliche Pension bezog, welche auf die beschränkten Mittel des königlichen Haushaltes einen ziemlich drückenden Einfluss übte. Dem jüngeren Fürsten gegenüber zeigte sich das Wesen Tychos auffahrend und undankbar, der Same der Zwietracht, der längst ausgestreut war, begann aufzugehen, und endlich entzog der erzürnte König dem Gelehrten Geld und Schutz und zwang ihn auf diese Weise zur Wanderung in die Fremde. Im Jahre 1598 verließ Tycho de Brahe sein geliebtes Dänemark für immer. Er wandte sich zunächst Deutschland zu, und folgte dann einer Einladung Kaiser Rudolphs II. nach Prag. Königlich empfangen und kaiserlich gehalten, mit reichen Geschenken und hohen Ehren überhäuft, starb er bereits im Jahre 1601, wie man sagt, an den Folgen einer Erkältung. Zeitgenossen berichten, was ebenso unzuverlässig ist, er habe im fürstlichen Kreis nicht gewagt, die Tafel zu verlassen, um einem natürlichen Bedürfnis zu genügen, und sei an den Folgen davon gestorben.

Tycho wird uns geschildert als ein schöner, wohlgewachsener Mann mit dunklem Haar und Bart, mittelgroß, feurigen Auges, edelmütig und wohlthätig, solange er nicht gereizt wurde. Er dichtete, ohne sich an die Regeln des Versbaues zu kehren, scherzte gern, ertrug aber selbst keinen Scherz, bestand hartnäckig auf der einmal gefassten Meinung und duldete niemals Widerspruch.

Ein ganz anderes Verhältnis als diese gelehrten Männer Gerolamo und Brahe nahm Nostradamus zur Astrologie ein, im vollsten Sinne ein Jünger derselben. **Michel Nostradamus** oder de Nostredame wurde 1503 in Saint-Rémy-de-Provence, im Land der Troubadours, geboren. Sein Leben verfloss zum größten Teil in abenteuerlichem Umherziehen. Obwohl Doktor der Medizin, beschäftigte er sich viel und leidenschaftlich mit den geheimen Wissenschaften, besonders mit der Astrologie, dichtete zu Salons seine prophetischen Zenturien und erwarb sich durch allerlei Künste das Wohlwollen Heinrichs II. und seiner Gemahlin, der Ränkevollen, abergläubischen Katharina von Medici. Mit den natürlichen Gaben eines Hofpropheten mehr als hinreichend ausgestattet, unverschämt und kriechend zugleich, bewahrte er den Fürsten gegenüber eine gewisse äußere Würde, unter der sich die schlaueste Berechnung und tiefe Kenntnis der menschlichen Schwächen verbargen. Ein besonderer Zufall kam ihm sehr zustatten.

Der unerwartete Tod Heinrichs in der Blüte seines Lebens schien mit allen Nebenumständen von Nostradamus vorherverkündet zu sein. Der König veranstaltete zu Paris glänzende Feste zu Ehren der Vermählung seiner Schwester, der Prinzessin Margarethe, mit dem Herzog von Savoyen, Emanuel Philibert. Bei dem Turnier ritt er selbst gegen



den Führer seiner schottischen Garde, den alten, wackeren Gabriel de Montgommery, dessen Lanze zersplitterte, während die des Königs unversehrt blieb. Erhitzt vom Wein spornte Heinrich sein Ross und wiederholte den Stoß, ehe der überraschte Gegner Zeit gewann, eine frische Lanze zu ergreifen. Montgommery behielt in der Verwirrung den zersplitterten Schaft in der Hand und traf damit das Helmgitter des Königs so unglücklich, dass er ihm das Auge durchbohrte und Heinrich an der empfangenen Wunde starb. Dieses traurige Ereignis soll im 35. Quatrain der ersten Zenturie ungefähr so vorausgesagt worden sein: »Den jungen Löwen übermag der alte auf kriegerischem Feld. Seltsamer Streit! Die Augen ihm durchs goldne Gitter raubend, zwei Wunden eine, sterbend dann, – grausamer Tod!«

Die Herzogin Margarethe und ihr Gemahl verschmähten von jener Zeit ab den Rat des wunderbaren Propheten nicht. Katharina und Karl IX., ihr Sohn, würdigten das bescheidene Haus zu Salons ihrer hohen Gegenwart, und es schien sich für Nostradamus eine Reihe der herrlichsten Aussichten zu eröffnen, als er plötzlich im Jahre 1566 starb.

Bedeutender und berühmter war **Jean Baptiste Morin**. Geboren am 23. Februar 1583 in Villefranche, offenbarte er frühzeitig glänzende Anlagen des Geistes, welche zu Aix in der Provence, wo er Philosophie studierte und zu Avignon ausgebildet wurde. Auf der gelehrten Schule dieser alten und berühmten Stadt widmete Morin seine Zeit der Medizin und wurde zum Doktor promoviert, als er sein dreißigstes Jahr vollendet hatte.

Der Erzbischof von Boulogne, Claude Dormi, nahm ihn wenige Monde später in seinen Schutz und sendete ihn von

Paris aus, wohin Morin inzwischen gegangen war, in die ungarischen Bergwerke, um dort wissenschaftliche Untersuchungen über die Natur der geförderten Metalle anzustellen. Indessen mochte der wiederholte Aufenthalt in den tiefsten Schächten dem gelehrten Mann eine Neigung zu seltsamen, wenn nicht gar übernatürlichen Dingen eingeblöst haben, denn er veröffentlichte bei seiner Rückkehr ein Buch über die drei Regionen der Erde. Dieser Lehrsatz fand manche Anhänger und unter ihnen war Herr du Vair, anfänglich erster Präsident des Gerichtes zu Aix und in reiferen Jahren Schüler des ehemaligen Mathematikers, später, unter Ludwig XIII., Großsiegelbewahrer von Frankreich. Diese gewichtige Persönlichkeit munterte den Schriftsteller auf, sich seinem früheren Studium wieder zuzuwenden, und das würde geschehen sein, wenn nicht eine neue Verbindung, welche Morin in dem Haus seines Gönners, des Erzbischofs, angeknüpft, ihn mit dem Hofastrologen dieses geistlichen Herrn in mannigfaltigen Verkehr gebracht hätte.

Dieser, der Schotte Davison, war zu jener Zeit nichts mehr und nichts weniger als ein Hofastrologe, dürftig in Bildung, reich an Intrigen und beständig auf der Hut, durch seine Prophezeiungen die Gunst des Hochmögenden nicht zu verscherzen. Die medizinischen Kenntnisse seines neuen Freundes weckten in der Seele des Astrologen eine lang schlummernde Begier und eine unbezwingliche Sehnsucht, seine bisherige Beschäftigung beiseite zu werfen, um in tüchtigem und nützlichem Studium einen neuen Lebensquell zu finden. Die späte Arbeit wurde glänzend gekrönt. Davison hielt in der Folge besuchte Vorträge über Chemie, welche ihm einen so großen Ruf brachten, dass er erster

Leibarzt der Königin von Polen wurde. Wie den Schotten die Unzuverlässigkeit der Astrologie zur Medizin hinüberführte, schreckte die Unsicherheit der Arzneikunde Morin zurück und warf ihn in die Arme der trügerischen Sternedeutung. Im Jahr 1617 fand er das erste wichtige Resultat in der neuen Wissenschaft und eilte, seinen Herrn davon zu benachrichtigen, dem Erzbischof drohe eine große Gefahr, Tod oder mindestens Gefängnis. Der Prälat, obwohl nicht unempfänglich gegen die Macht der Gestirne, lächelte spöttisch über eine Warnung, die seines hohen Amtes unwürdig schien. Er wurde kurz darauf in der Tat verhaftet und in den Kerker geworfen, weil er sich in verschiedene Staatsintrigen eingemischt hatte. Von diesem Zeitpunkt an, nämlich vom Jahr 1617 bis 1621, fand Morin eine Zuflucht bei dem Abbé de la Bretonniere und widmete sich wiederum der Medizin als einer Wissenschaft, die im gemeinen Leben sichere Basis hat. Erst 1621 bot sich dem Astrologen ein neuer Beschützer in der Person des Herzogs von Luxemburg, der von Morin nicht gerade günstig geschildert wird. Die besonderen Wohltaten des astrologischen Wissens gingen an diesem kriegerischen Herrn verloren, und der fortgesetzte Undank desselben trieb endlich Morin aus seinem Palast. Durch den Tod des Professors Sainclair war eine überaus günstige Stellung frei geworden, um welche Morin sich mit Erfolg bewarb, wie man sagt, begünstigt durch Maria von Medici. Im Jahr 1630 wurde er als königlicher Professor der Mathematik vereidigt.

Freunde suchten ihn zu einer Ehe mit der reichen Witwe seines Vorgängers zu bewegen. Er empfand jedoch eine natürliche Abneigung gegen jede Heirat, weil er in den Sternen gelesen hatte, dass Venus ihm Unglück bringt. Man-

cherlei Widerwärtiges hatte sich für ihn auch aus dem Verkehr mit Frauen ergeben. Einst empfing er sogar in einem wegen einer Frau veranlassten Streit mehrere schwere Wunden. Als er endlich, dem Drängen nachgebend, sich im Feierkleid, mit Degen und Perücke zur Wohnung der Frau Sainclair begab, fand er die Türen geöffnet und alle Räume schwarz ausgeschlagen, die gute Dame war mittlerweile gestorben und sollte eben zu ihrer letzten Ruhestätte geführt werden. Diese Bestätigung des astrologischen Urteils erschien Morin wie ein Zeichen seines guten Engels, und er fand darin die Kraft, allen Überredungskünsten zum Trotz unvermählt zu bleiben.

Bevor der Sterndeuter das Hôtel Luxemburg auf immer verließ, schleuderte er eine böse Prophezeiung in das Herz des undankbaren, fürstlichen Bewohners, dem er tödlichen Ausgang einer Krankheit, die ihn ergreifen sollte, binnen zweier Jahre verhieß.

Als das Ende des Fürsten zu der vorher bestimmten Zeit wirklich eintrat, wollte man behaupten, dass Morin in diesem Fall mehr als Arzt, denn als Sternkundiger gesprochen habe. Indessen war der Herzog nicht der Einzige, den der Unwille des Astrologen traf. Man berichtet gleichzeitig, dass der allmächtige Minister Frankreichs, der Kardinal von Richelieu, das Missgeschick hatte, Morins Zorn zu erregen. Die seefahrenden Mächte, von der Wichtigkeit der Mathematik für Seekarten und neu entdeckte Länder durchdrungen, hatten nämlich einen bedeutenden Preis für denjenigen ausgesetzt, dem es gelingen würde, die geographische Länge genau zu berechnen. Morin glaubte, das Problem gelöst zu haben, und erhob Ansprüche auf die hunderttausend Livres, welche Holland, so wie auf die dreimal

hunderttausend, welche Spanien für den Entdecker hinterlegt hatte. An dem Kardinal war es, durch seine Vermittlung den Preis für Morin zu erwirken, als es sich unglücklicherweise herausstellte, dass die Berechnung des Letzteren unrichtig sei. So lange Richelieu lebte, durfte der ergrimnte Astrologe nicht wagen, seinem Zorn Luft zu machen. Er musste wider seinen Willen das Horoskop des mächtigen Mannes stellen, andere kleine Dienste nicht zu erwähnen, welche der Kardinal von ihm forderte und Morin nicht abzulehnen wusste.

Die einzige Befriedigung seiner rachgierigen Laune bestand in einer empfindlichen Kälte und Zurückhaltung, die Richelieu nicht einmal zu bemerken schien. Im Palast der Eminenz war es auch, wo Morin dem edlen, jugendlichen Schwärmer, dem Marquis von Einqmars, begegnete, ohne ihn zu kennen. »Dieser bleiche Jüngling«, sagte der Astrologe, nachdem er ihn eine Weile aufmerksam betrachtet hatte, »wird durch das Schwert des Nachrichters sterben.« Einqmars, der Liebling des Königs, ging mit dem verwegenen Plan um, Richelieu, den Erbfeind des französischen Adels, von seiner usurpierten Höhe herabzustürzen. Der Anschlag misslang, und Einqmars wurde, von dem feigen Ludwig XIII. verleugnet, ins Gefängnis gesperrt und enthauptet.

Nach dem Tod des Kardinals gab der gekränkte Mathematiker allen Empfindungen des Hasses Ausdruck, welche er so lange in seines Herzens Tiefen verschlossen hatte. Er warf dem allgewaltigen Minister vor, dass er die Übel heraufbeschworen habe, welche die europäischen Staaten zerfleischten. Mit gerechtem Unwillen verweilte er bei der Kriegserklärung, welche Frankreich im Jahre 1635 an Spa-

nien machte. Keiner der gesetzgebenden Faktoren war dabei zurate gezogen worden, weder Adel, noch Geistlichkeit, noch Generäle, – nicht einmal die Sterne! Sehr viel günstiger urteilte Morin über den Nachfolger Richelieus, den Kardinal Mazarin, der seine Dienste mit einer pünktlich ausgezahlten Rente von zweitausend Franken jährlich belohnte.

Der Astrologe schwang sich durch glückliche Prophezeiungen zu hohen Ehren auf, am meisten durch sein Horoskop Ludwigs XIII. Der König lag zu jener Zeit schwer krank in Lyon, und die Königin Mutter, Maria von Medici, forschte angstvoll nach dem Ausgang des Leidens. Die Astrologen stimmten darin überein, dass Ludwig sterben würde. Da beauftragte sie den Kardinal von Berulle, das Horoskop noch einmal durch Morin stellen zu lassen, und die Antwort lautete beruhigend: Zwar sei die Krankheit des Königs von schwerer und bedenklicher Art, doch werde er genesen.

Als diese Vorhersagung sich wörtlich erfüllte, wurde Morin fürstlich belohnt, die falschen Propheten aber auf die Galeere geschickt. Zu gleicher Zeit wusste er sich durch einige nützliche Winke bei Vautier, dem ersten Leibarzt des Königs, dergestalt in Gunst zu setzen, dass dieser seine förmliche Anstellung als Hofastrologe und Beirat der königlichen Leibmedici beantragte. Die Sache zerschlug sich zwar, doch blieb der gelehrte Astrologe in steter, unmittelbarer Verbindung mit dem Hof. Eines Morgens ließ er den König ersuchen, sein Gemach nicht zu verlassen, weil ihm ein Unglück drohe, und die Achtung vor den Aussprüchen des Mannes war so groß, dass Ludwig dieser Warnung Folge zu leisten beschloss. Nach aufgehobener Tafel von Lan-

geweile geplagt, stieg er jedoch in den Garten hinab, um Vögel zu fangen, fiel auf der Treppe und verletzte sich. »Sagt es nur Morin nicht«, schärfte er seiner Umgebung ein, »er triumphiert zu sehr.«

Richelieu wünschte dringend zu wissen, wie lange der große Feind der katholischen Liga, Gustav Adolf von Schweden, leben werde. Er sendete daher einen Zettel an Morin mit dem Auftrag, ihm das Horoskop der Person, deren Geburtsstunde sich darauf verzeichnet fand, zu stellen. Die Berechnung wäre richtig ausgefallen, wenn nicht die Angabe des Kardinals einen Fehler enthalten hätte, denn es war zwar die Stunde, doch nicht die Minute der Nativität bemerkt. Nach dem Tod des schwedischen Helden gelang es Morin, wie er selbst behauptet, das erbeutete Schwert desselben in seine Hände zu bekommen, auf welchem er talismanische Zeichen enträtselt haben will.

Im Ganzen glücklich, unterlag die prophetische Gabe des viel gesuchten Mannes doch auch manchem Irrtum. Als er den Tod Richelieus voraus verkündete, fand sich eine Differenz von zehn Stunden. Seine Gönnerin, Maria von Medici, musste den Verfolgungen ihrer Feinde weichen, ungewarnt von Morin, der ihr Horoskop erst auszuarbeiten begann, als die hohe Frau Frankreich für immer verließ. Weder ihre tränenreiche Flucht noch ihr klägliches Ende zu Köln wusste Morin vorherzusagen, obwohl er ihrer Huld einen großen Teil seines Glücks verdankte. Es schien zuweilen eine gefährliche Blindheit über ihn zu kommen.

Wie mancher andere unternahm der Staatssekretär Graf Chavigny nichts ohne den Beistand seines getreuen Astrologen und Freundes, der von jedem Besuch Chavignys bei dem allvermögenden Kardinal eine Art Prognostikon stel-

len musste. Mit der ängstlichsten Treue befolgte der Graf jede Anweisung, die er von Morin erhielt, und es schien in der Tat, als könnten die Sterne günstige Stunden für politische Unternehmungen, für Heiraten und Reisen, kurz für alle wichtigen Momente des Lebens schaffen und erforschen helfen. Endlich verhiess Morin dem Staatssekretär eine Krankheit, welche nicht eintrat. Stattdessen wurde Herr von Chavigny verhaftet und ins Gefängnis geworfen.

Der Todestag Ludwigs XIII. sollte eine Quelle schwerer Anfeindungen und bitterer Kränkungen für den Propheten werden.

Damals lebte der berühmte **Pierre Gassendi** in Paris, Professor der Mathematik, Philosoph, Astronom und Astrologe zugleich. Gassendi zeigte schon als Kind, kaum vier Jahre alt, die reichsten Anlagen.

Eines Abends stritt der kleine Sternseher, dem es leicht wurde, stundenlang unbeweglich zu liegen, wenn er dabei nur den Nachthimmel unverhüllt über sich sah, mit seinen Gefährten über die Bewegung der Wolken und des Mondes. Als dieselben behaupteten, die Wolken ständen still, der Mond ziehe vorüber, führte Gassendi sie unter einen Baum und hieß sie durch die Zweige emporschauen, um sich zu überzeugen, wie das Gewölk in raschem Zug seinen Stand verändere und die Mondscheibe immer den gleichen Ort behaupte. In der Folge wurde der sanfte, geistvolle Jüngling mit den Würden der gelehrten Welt überschüttet, sodass er in einem Alter von 16 Jahren Professor der Redekunst, mit 24 Jahren Professor der Philosophie und Theologie, Probst zu Digne, seiner Heimatstadt, und nebenher ein tüchtiger Astronom war. Anfänglich trieb er die Sternkunde nur aus Vorliebe für die Deutung derselben. Da ihm



aber früh genug die Richtigkeit der Astrologie klar wurde, gab er das unnütze Studium auf. Indessen befähigten ihn die einmal erworbenen Kenntnisse zu mannigfachen Verbindungen mit den Astrologen seiner Zeit, besonders mit Morin, der den Glauben an die Unfehlbarkeit der prophetischen Kunst bis zum Fanatismus trieb.

Gegen Ende des Monats April 1643 kam der Astrologe zu Gassendi und teilte ihm mit, dass er das Horoskop des kranken Königs durchforscht habe. Der 3. Mai sei ein gefährlicher Tag für denselben, aber erst am 8. werde er sterben. Ludwig XIII. war zu dieser Zeit von den Ärzten bereits aufgegeben und sein Tod für die ersten Tage des Mai vorhergesehen. Gassendi hatte zu viel von den Einflüssen der mystischen Wissenschaft in sich aufgenommen, um ganz vorurteilsfrei zu sein. Ihm schien es nicht unmöglich, dass die Astrologie einen Triumph feiern könnte, und er harrte deshalb auf den Tod des Königs mit jener Spannung, welche der Lösung eines wichtigen Problems notwendig vorhergeht. Ludwig überlebte das von Morin gesteckte Ziel um sechs volle Tage, und hierauf erwies sich die Unzulänglichkeit seines Horoskops.

Im Jahr 1642 hatte Gassendi zwei Briefe gegen die Anhänger des ptolemäischen Systems geschrieben und veröffentlicht.

Morin fühlte sich dadurch getroffen und beleidigt. Ein von ihm verfasstes Buch erging sich in den heftigsten Ausdrücken gegen Gassendi, der zwar eine Erwiderung schrieb, aber, nachdem er sich mit Morin ausgesöhnt hatte, versprach, sie nicht drucken zu lassen.

Weniger mild dachten hierüber seine Anhänger. Sie versahen das Buch noch mit einer fulminanten Vorrede und

gaben es ohne Wissen und Willen Gassendis heraus. Dieser richtete sofort ein entschuldigendes Schreiben an Morin, dessen Empfindlichkeit aber in einem Grad verletzt war, dass er die Unziemlichkeit beging, das Schreiben Gassendis, von einer Schmähschrift begleitet, zu veröffentlichen. Ein zweiter Brief Gassendis hatte dasselbe Schicksal, und nun brach dieser allen Verkehr mit einem Mann ab, der so wenig philosophische Würde zeigte. Dafür überschütteten heißblütige Freunde Morin mit Spott und witzigen Parodien, bis der aufs Äußerste gereizte Astrologe seinem Gegner für das Jahr 1650 eine tödliche Krankheit verhieß. Die Drohung der Sterne blieb jedoch unerfüllt, Gassendi befand sich gerade zu dieser Zeit wohler denn je. Über Morin ergoss sich aber infolgedessen eine wahre Sintflut boshafter Humors, mit so viel Ernst vermischt, dass er fast um seinen ganzen früheren Ruhm gebracht wurde.

Für den Ärger, welchen ihm diese Federkriege verursachten, suchte ein günstiges Geschick den Philosophen zu entschädigen, indem es ihn ab und zu in seinen Berechnungen unterstützte. Die Königin Christine von Schweden erklärte ihn für den gelehrtesten Astrologen der zivilisierten Welt, und Maria Luise von Gonzaga glaubte um so bereitwilliger an ihn, da er ihr eine Königskrone verhieß. Sie bezahlte mit fürstlicher Freigebigkeit die Kosten seines Werkes über die Astrologie, an das er dreißig Jahre seines Lebens gewendet hatte. Die Veröffentlichung desselben war ihm aber nicht völlig beschieden, denn kaum verließen die ersten Druckbogen die Presse, als er 1656 starb.

In seinen hinterlassenen Werken entwickelt Morin viel angefochtene und wunderliche Theorien, z. B. die Lehre von den Atomen, kleinen, schimmernden, einzeln kaum

sichtbaren Stäubchen, aus denen sich nach einem festen Gesetz die ganze Schöpfung von selbst zusammenfügt. Wie Gerolamo versteht er es, sich in so überschwänglichen Ausdrücken zu preisen, dass selbst dem begeisterten Anhänger die Worte des Lobes dadurch von den Lippen genommen werden. Jedoch teilt er auch die Selbstanklage des ihm in vielen Dingen so ähnlichen Kollegen, indem er Ungünstiges berichtet, aber in einer Weise, welche eben nur die Genialität seiner Natur bis in die Schattenpartien erläutern soll. Er ist es, von dem eine bekannte Geschichte anekdotengleich erzählt wird.

Vater und Mutter erkrankten einst zur selben Zeit an gefährlichen Übeln, und man verzweifelte an ihrem Auskommen. Der kleine Jean Baptiste lag mit dem Bruder in einem Bett und beide sprachen, wie Kinder es pflegen, von dem schlimmen Ereignis, welches sie bedrohte, ohne nur daran zu denken, dass die Eltern ihre Worte vernehmen möchten.

»Höre«, sagte der künftige Philosoph zu seinem Bruder, »wenn einer sterben muss, so wäre es mir lieber, wenn es die Mutter träfe.« Dieser kindliche Wunsch wurde von der Mutter belauscht, die seit diesem verhängnisvollen Augenblick den Knaben mit solchem Hass verfolgte, dass sie ihm ihren Fluch gab, ihn enterbte und der Beichtvater sie nur mit äußerster Mühe dazu vermochte, die Verwünschung zurückzunehmen und Jean Baptiste ein kleines Legat auszusetzen.

Umfangreich, aber durchaus wertlos würde eine Geschichte aller jener wunderlichen Gestalten des 16. und 17. Jahrhunderts sein, die von Land zu Land zogen, immer aber, im Gefühl der Nichtigkeit ihrer Kunst, mit zweideutiger Treue verschiedenen Parteien zu dienen wussten. Für

sie gab es, wie für die Jünger der Alchemie, gewisse Stationen, an denen sie nicht zu landen wagten, andere, wo sie, mit offenen Armen empfangen wurden, reicher Belohnung sicher waren. Von dem Hoflager des freigebigen, ritterlichen Königs der Ungarn, Matthias Corvinus, lockten reiche Versprechungen den stattlichen **Galeotti Martivalle** zu den Franzosen hinüber, wo er seine hochgespannten Erwartungen nicht sonderlich befriedigt sah, denn Ludwig XI. war ein Fürst, der es liebte, wohlfeile Hoffnungen statt klingender Münze auszusäen. Er hielt den gefangenen Astrologen eng im goldenen Käfig, scheinbar frei, doch gut bewacht. Mehr als einmal hing das Leben des Sterndeuters an dem Seidenfädchen seiner Prophezeiungen, mehr als einmal streckte des Königs guter Freund und Gevatter, der furchtbare Tristan L'Hermite, seine blutige Hand nach ihm aus. Das hinderte nun den schlauen Italiener nicht, Intrigen anzuspinnen und sich den Zufall, der nicht selten die Schurken unterstützt, dienstbar zu machen, sodass Galeotti aus den mannigfachen Gefahren siegreich hervorging und sich den Ruf eines weisen und gelehrten Mannes bewahrte.

Nicht minder ränkevoll und eben so glücklich durchschiffte William Lilly, der berühmteste englische Astrologe, das stürmische Meer der politischen und bürgerlichen Kriege. Heute richtete er das Horoskop seines unglücklichen Fürsten, König Karls I., und verhiess ihm, dass er mit starker Hand das rebellische Parlament besiegen werde. Morgen sendete er den Führern eben jenes Parlaments die Nachricht, dass sie über den König triumphieren würden, und strich dann frech die Belohnungen ein, die ihm von beiden Seiten geboten wurden. Dieser ehrenwerte Mann starb 1681 in Ruhe und Frieden auf einem hübschen Land-

gut, zu welchem ihm seine Verrätereien die Mittel geliefert hatten.

Wie Lilly zwischen Karl I. und dem Parlament seine Rolle spielte, wie Galeotti Ludwig XI. an den Kardinal Balue und diesen wieder an Karl den Kühnen von Burgund verkaufte, so verriet auch Battista Seni, der Astrologe des Herzogs von Wallenstein, seinen Herrn an den Kaiser. Er las aus den Sternen das Los des ehrgeizigen Mannes und deutete es auf ein selbstständiges Reich, auf ein mächtiges Königtum, diesen heißesten Wunsch des verblendeten Herführers. Er war es ohne Zweifel, der in Wallensteins Gemüt die verderbliche Idee entzündete, sich von dem Kaiser loszureißen, und der ihn verriet, als seine Einflüsterungen Früchte zu tragen begannen.

Mitten in jene Zeit fällt die Erscheinung des großen Kepler, der in der Selbstverleugnung des wahren Genius jenen goldgierigen Betrügern ehrgeiziger Fürsten gegenübersteht. **Johannes Kepler** war der Sohn adliger Eltern, deren Vermögen durch allerlei Unglücksfälle verloren gegangen war, sodass ihm als einziges Erbe eine reine Frömmigkeit, reiche Anlagen des Geistes und Herzens und jenes Missgeschick verblieb, welches oft ohne erklärliche Ursache eine Familie Jahre hindurch verfolgt und zugrunde richtet. Keplers Eltern lebten zu Wiel in Württemberg, von dort ging der Jüngling nach Tübingen, um zu studieren, und wurde 1591, in einem Alter von zwanzig Jahren, Magister. Zwei völlig heterogene Wissenschaften, Theologie und Mathematik, reizten sein empfängliches Gemüt, sodass er einige Zeit lang zwischen beiden schwankte. Doch, obgleich er mit entschiedenem Talent mehrere gute Predigten verfasste und auch hielt, gewann endlich die Mathematik das Über-

gewicht und er folgte gern einem Ruf, der ihm die Professur zu Grätz in Steiermark verlieh. Ein Kalender, den er in jener Zeit verfertigte, erwarb ihm großen Ruhm, und er hätte für sich und seine Familie einer sorgenfreien Zukunft entgegensehen können, wenn nicht die religiösen Streitigkeiten jener Zeit eine so drohende Gestalt angenommen hätten, dass an Ruhe oder Frieden gar nicht zu denken war. Im August des Jahres 1600 mussten mehr als tausend protestantische Bewohner von Grätz unter ihnen auch Kepler mit Weib und Kind, Stadt und Land verlassen.

Tycho de Brahe lud ihn ein, nach Prag zu kommen, und machte ihm Hoffnung, dass der Kaiser ihm ein gutes Jahresgehalt aussetzen würde. Nach vielfachen Unterhandlungen ging Kepler auf den Vorschlag ein. Rudolf II., der seinen Wert nicht entfernt zu schätzen wusste und ihn nur als Gehilfen und Schreiber des dänischen Astrologen betrachtete, ernannte ihn zwar zum kaiserlichen Mathematiker, zahlte ihm aber so wenig, dass Kepler, der in Grätz das Eingebachte seiner Frau verloren hatte, nicht selten mit der bittersten Not zu kämpfen hatte. Dazu kam, dass er auf der Reise von Grätz nach Linz und von dort nach Prag an einem böartigen Wechselfieber erkrankt war. Ehe noch Tychos hochmütiges und verschlossenes Wesen sich der unbestreitbaren Größe seines bleichen, schüchternen und doch so überaus standhaften Gefährten ergab, starb er, und Kepler verfasste eine Elegie auf seinen Tod.

Nun war der deutsche Gelehrte der kaiserlichen Huld gänzlich anheimgegeben, welche ihm jährlich eine sehr geringe Summe versprach und auch diese nur höchst unpünktlich zahlte. Kepler verstand nicht in hochtönenden Worten zu lügen, noch weniger aus Blei Silber und aus die-

sem Gold zu zaubern! Diesem Mann, einem unserer größten Astronomen, erging es so dürftig, dass er wörtlich schrieb: »Ich befinde mich in der Notwendigkeit, um Ihre Kaiserlichen Majestät nicht Schande zu machen, prophetische Almanache zu verfertigen und am Hofe zu verkaufen, die einzigen Bücher, die man daselbst kauft und liest.« Diese prophetischen Almanache kamen so sehr in Aufnahme, dass sie lange Zeit einen bedeutenden Handelsartikel ausmachten. Das Volk nannte sie »Planeten«, jeder Jahrmarktskrämer in Dörfern und kleinen Städten hielt deren feil, und man konnte sie noch lange auf Jahrmärkten um einen Silbergroschen das Stück kaufen. Leider erging es dem genialen Mann nicht besser unter Kaiser Matthias und nach diesem unter Ferdinand II., denn er klagte beständig, dass ihm nur ein kleiner Teil dessen ausgezahlt worden, was man ihm schuldete. Im Jahr 1613 musste er auf dem Reichstag zu Regensburg erscheinen, um an den Verhandlungen über Kalenderverbesserung teilzunehmen. Kepler zeigte sich gleichtütig in Physik und Optik, ausgezeichnet in der Astronomie. Er fand die nach ihm benannten Regeln von der Bewegung der Planeten. Ihm gebührt das unbestrittene Verdienst, die Wissenschaft von der Bahn abergläubischen Wahnes einem würdigeren Ziel zugelenkt zu haben. Die Horoskope, welche er von Zeit zu Zeit stellen musste, machten ihm wenig Freude, obwohl er Ansichten hegte, die ihn der Astrologie nicht ganz abhold zeigten.

Nach ihm hat die Sonne eine Seele, zwar keine denkende, doch eine vegetierende. Sie zieht, sich immer um sich selbst drehend, die Planeten an, welche sich gleichfalls um ihre eigene Achse bewegen und deshalb nicht in die Sonne geraten, sondern sie in einer Ellipse umkreisen, wobei sie ihr

abwechselnd eine freundliche und eine feindliche Seite zuwenden. Diese wird angezogen, jene abgestoßen. So ahnte er in diesem wenig philosophischen Raisonement die Rotation der Sonne um sich selbst, die Galilei, sein berühmter Zeitgenosse, 15 Jahre später durch das Teleskop wirklich sah.

Keplers Entdeckungen erfüllten ihn selbst mit einer so hohen, reinen Freude, dass er sprach: »Ich wollte ganz Kursachsen nicht dafür nehmen, wenn ich das alles nicht sollte gefunden haben.« Dieses Bewusstsein erhob ihn über das Elend seiner Existenz.

Im Jahr 1629 bot ihm die Universität Rostock die Professur der Mathematik. Gleich darauf ernannte Wallenstein ihn zu seinem Astrologen, doch Kepler, der eben im Begriff war, sein letztes Werk, eine Mondbeschreibung, »Keplers Traum«, erscheinen zu lassen, und sich überdies zum Reichstag nach Regensburg begab, um die rückständigen Gelder des so schlecht gezahlten Jahresgehaltes in Empfang zu nehmen, starb dort 1630. Nach ihm betrieb sein Schwiegersohn, Jakob Bartsch, die Herausgabe des Buches, welche jedoch durch den Tod desselben abermals verzögert wurde. Erst auf die dringendsten Bitten seiner Mutter entschloss sich der älteste Sohn Keplers, Ludwig, ein schon berühmter Arzt zu Königsberg, die verhängnisvolle Mondwelt endlich an das Licht zu fördern.

### **Die Alchemie (Goldmacherkunst)**

Von dem gebildeten Europäer, der mit vornehm-gleichgültiger Miene Haufen Goldes an der Spielbank des Lebens gewinnt oder verliert, bis hinab zu dem unzivilisierten Wil-



den, der seine Jagdbeute, seinen Schmuck aus gelbem Metall, seine Zahlmuscheln hingibt für einen Krug Feuerwasser, – von der höchsten bis zur niedrigsten Staffel huldigt alles der Macht jenes furchtbaren Götzen, des Goldes, vor welchem der Höllenfürst selbst zurückzuweichen scheint.

So alt die Welt auch sein mag, der Durst nach Habe und Besitz ist nur um ein Geringes weniger alt. Weder die Umwälzungen der Erde, noch die großen kulturhistorischen Bewegungen vermochten ihn zu verlöschen. Zu allen Zeiten sind es nur wenige glänzende Namen, die sich darüber erhoben.

Es gab eine lange Epoche in der Geschichte der Welt, in der man es nicht verstand, mit Zahlen zu operieren wie mit Münzen, ein Papier gleichzustellen den Tonnen Goldes.

In jenen unschuldsvollen Tagen vermochten einzelne Gesetzgeber freilich noch der Sittenverderbnis, welche in dem Hang zum Luxus und zur Verschwendung wurzelt, wirksam zu steuern durch Münzen von Leder und Eisen, deren Schwerfälligkeit in der That Hausse und Baisse unmöglich machten, den Besitzer stets nur auf das nächste, notwendige denken ließen.

Allein auch diese frühe Zeit trug sich mit habsüchtigen Gelüsten. Tyrannische Fürsten häuften ungeheure Schätze auf und schwelgten im Gefühl ihrer Macht. Fromme Seelen erbauten der Gottheit prächtige Tempel, deren Wände und Kuppeln von gediegenem Gold strotzten. Wer es nicht vermochte, so reicher Gaben Herr zu werden, sann auf Mittel, welche ihm den Besitz erzwingen helfen sollten. Sicherlich war es der schwächere Teil der Menschheit, der es versuchte, der Gewalt die List entgegenzusetzen, auf geheimnisvollen, wenn auch nicht immer ungefährlichen Weg dasjenige

zu erringen, wonach das Herz beehrte, Gold und Macht. Der Reiz der glänzenden Metalle machte die Habsucht erfinderisch. Man strebte, die vorhandene geringe Masse künstlich zu vermehren. So entwickelten sich die Versuche, unedles Metall in edles, Kupfer, Blei und Silber in Gold zu verwandeln.

Länger als siebzehn Jahrhunderte unserer Zeitrechnung beherrschte den menschlichen Geist die Vorstellung, dass es möglich sei, der Natur gewissermaßen nachzuschaffen und dasjenige ihr zum Trotz zu erzeugen, mit welchem sie in ihrer Fülle die Begehrlichen allzu sparsam versehen haben sollte.

Der Ursprung dieser Kunst reicht weit in die Fabelzeit hinauf, und wenn es Adam nicht war, der mit dem ersten unvollkommenen Schmelztiegel zu operieren begann, so war es der zauberkundige, unehrerbietige, rebellische Sohn Noahs, Cham, von dem Ägypten Chemia genannt worden. Näher lag es noch, die hervorragenden Gestalten des alten Bundes mit dem Schimmer der Gold erzeugenden Magie zu umkleiden: den weisen Tubalkain, der so herrlich in Erz und Eisen zu bilden wusste, Salomo, dessen Schlüssel das Reich der Geister öffnete und schloss, Moses, der mit einem Schlag seines Stabes die Wasserbäche aus den Felsen lockte und die bittere Quelle in eine süße umwandelte.

Das heidnische Altertum stand nicht dagegen zurück. Wir sehen Jason ausziehen, das Fell des geheiligten Widlers, das goldene Vlies heimzubringen. Vielleicht war es auch nur das Symbol jener kostbaren Urkunde, wie das edle Metall zu bereiten sei. Nicht unebenbürtig reiht sich der phrygische König Midas hier an mit der ihm von Bacchus verliehenen Kraft, durch bloße Berührung Gold zu er-

schaffen. Und wer dürfte der eben so schönen wie verbrecherischen Königin von Ägypten, der Cleopatra, jede Wissenschaft der Alchemie absprechen, wenn edle Perlen sich durch ihre Kunst flüssig erzeugten und sie dem üppigen Antonius den wunderbaren Trank darreichte?

Aus Ägypten kam die älteste Kunde des geheimnisvollen Prozesses, der mit dem Namen der Alchemie belegt wurde.

Doch nennen die Alchemisten nicht Cleopatra oder einen der Könige als Stifter ihrer Kunst, obwohl auch von diesen manche Sage redete, sondern eine mythische Persönlichkeit, den Hermes Trismegistos. Ihn rühmt zuerst Iamblichos als einen Mann, der zwanzigtausend, nach anderen mehr als sechsunddreißigtausend Bände verfasste, in denen alle Wissenschaften behandelt waren.

Von dieser ungeheuren Anzahl ist aber nur die berühmte Tabula Smaragdina übrig geblieben, welche Alexander der Große auf seinem Zug nach Ägypten, als er des Hermes Grabmal entdeckte, in demselben gefunden haben soll. Wenngleich der Ursprung dieses Werkes nicht so hoch hinaufreicht, als man anzunehmen geneigt war, so ist es doch das älteste alchemistische Denkmal, welches wir kennen.

Hermes Trismegistos, d. h. dreimal der Größte, wird seit dem 5. Jahrhundert in allen alchemistischen Schriften als der Vater der Scheidekunst erwähnt. Aus seinem Namen erstand die Bezeichnung *hermetischer Verschluss*, wie die Alchemie auch hermetische Kunst genannt wurde.

Bedeutend früher als alle anderen Völker sollen die Chinesen mit dem Geheimnis der Goldbereitung vertraut gewesen sein, und Missionare versicherten, aus den von ihnen an Ort und Stelle angestellten Untersuchungen das Resultat geschöpft zu haben, dass schon 633 v. Chr. ein be-

rühmter Alchemist die Herrlichkeit des himmlischen Reiches habe vermehren helfen.

Die ersten sicheren Nachrichten über künstliche Gold- und Silbererzeugung datieren aus dem 4. Jahrhundert und finden sich bei griechischen Schriftstellern. Anfänglich erstrebte man nur eine nachhaltige Färbung unedler Metalle, und diese Produktionen ließen bald auch das Verlangen rege werden, die innere Beschaffenheit zu übertragen. Besonders hervorzuheben unter den älteren Alchemisten ist der Bischof von Ptolemais, Synesius, der den Destillationsprozess genau schildert. Zu Anfang des 7. Jahrhunderts Zosinus, der über chemische Gerätschaften und Öfen, Stephanos Alexandrinos, der über neun Ausführungen der Goldbereitung schrieb, sämtlich aus der Alexandrinischen Schule.

Das Vordringen der Araber nach Afrika, von dort nach Europa, bezeichnet einen neuen Abschnitt in der Geschichte der Alchemie. Eine bloße Färbung der Metalle genügt ihnen nicht. Sie fordern eine Verwandlung derselben mit allen eigentümlichen Bestandteilen. Der erste Alchemist von Ruf lebte an der arabischen Hochschule zu Sevilla. Er hieß Geber. Arabische Handschriften desselben befinden sich in den Bibliotheken zu Leyden, Paris und Rom. Schwere und Eigenschaften der Metalle waren ihm genau bekannt. Er hielt Kupfer für eine zur Erzeugung von Gold und Silber besonders geeignete Masse. Von den Arabern verbreitete sich die Neigung zu alchemistischen Versuchen in das Abendland, wahrscheinlich um die Mitte des 9. Jahrhunderts. Bischof Haimo von Halberstadt, ein Schüler des gelehrten Alouin, den er nach Tours in Frankreich begleitete, empfing dort die ersten Anregungen zu alchemistischen

Studien.

Doch erst im 13. Jahrhundert beginnen die auf den arabischen Hochschulen gesammelten Kenntnisse Wurzel zu fassen, und zwar in Spanien und Frankreich durch Raimundus Lullus, Arnoldus Villanovanus, in Deutschland und England durch Roger Bacon, Albertus Magnus.

Raimundus Lullus erblickte das Licht der Welt im Jahre 1235 zu Palma, auf der Insel Mallorca.

Geburt und Tod dieses seltsamen Mannes werden übereinstimmend berichtet, wie abweichend auch sein Leben geschildert ist.

Nach einigen war er das Kind vornehmer und reicher Eltern, deren Vermögen er im lustigen Lagerleben des aragonsischen Kriegsheeres verschwendete. Seine Mittellosigkeit, – er selbst fingierte eine göttliche Botschaft, – berief ihn zu anstrengendem Studium der damals bekannten Sprachen, die er zu St. Jago de Compostella und in Montpellier erlernte. 1281 wendete er sich nach Paris, widmete sich der Theologie und ließ sich in den Minoritenorden aufnehmen. Roger Bacon und später Arnoldus Villonavanus, mit dem er längere Zeit in Neapel zusammenlebte, weihten ihn in das Studium der Alchemie ein. Seine Reisen durch den Orient erweckten in ihm den Gedanken, die Mauren auf der Nordküste Afrikas zu bekehren, und durch das Gold, welches aus seinen Schmelztiiegeln hervorging und zur Prägung englischer Rosenobels benutzt worden sein soll, suchte er den britischen Herrscher, Eduard II., für seinen Plan zu gewinnen. Wie man sagt, nahm dieser Fürst das Gold, verwendete es jedoch zu einem Krieg gegen Frankreich, und Raimundus machte sich nun allein auf, seine große Mission zu erfüllen. Eingekerkert zu Bugia und einige Jahre lang

gefangen gehalten, ging er nach erfolgter Freilassung von Neuem ans Werk und predigte in Algier und zuletzt in Tunis das Christentum. Endlich steinigten ihn die Muselmanen. Sein Leichnam wurde nach Mallorca gebracht und dort begraben. Auf seinem Grab steht die Jahreszahl 1315. Andere Schriftsteller behaupten, er sei nicht tot gewesen, sondern geheilt worden und habe 1330 noch in Italien den Stein der Weisen gesucht, dessen Herstellung ihm bis zur höchsten Vollkommenheit gelungen sei. Dann erst wäre der König von England, durch seine Kunst mit reichen Schätzen ausgerüstet, zu einem Kreuzzug von ihm aufgefordert worden, doch ohne Erfolg, worauf Raimundus gegen 1333 spurlos verschwunden sei.

Romantischer gestaltet eine andere Sage das Leben des berühmten Adepten. Raimundus war Seneschall am Hof des Königs von Mallorca. Dort lebte die schöne Eleonore, deren Reize die Männerwelt bezaubern. Gefesselt von der rührenden Schwermut, welche ihre Stirn, den nonnenhaften Gewändern gleich umschleierte, mit denen sie ihre Gestalt verhüllte, ließ Raimundus in jugendlicher Glut mit heißem Flehen nicht ab, bis sie ihm nächtlichen Besuch gestattete. Als er mit leidenschaftlich erregten Blicken ihr Gemach betrat, und liebeglühend die herrliche Gestalt mit seinen Armen umfassen wollte, löste Eleonore das Band, welches ihre Gewänder zusammenhält, schlug den in Tränen schwimmenden Blick zu ihm auf und flüsterte mit bebender Lippe: »O, Raimundus, ich bin das unglücklichste Geschöpf, welches die Erde trägt. Ich liebe dich mehr als mein Leben, das ich willig opfern würde, wenn es dich glücklich machen könnte. Und nun sieh!«

Mit diesen Worten enthüllte sie ihren Busen und er schau-

te mit Entsetzen die furchtbaren Verwüstungen, welche das hartnäckigste aller Übel, der Krebs, den herrlichen Formen bereitet hatte. Voll tiefen Schmerzes schlug er die Hände vor sein Angesicht und in dem stillen Gemach vernahm man lange Zeit nur das halberstickte Schluchzen der beiden Liebenden. Endlich ermahnte sich Raimundus. Zärtlich umschlang er die Weinende, deren Leid sie ihm noch teurer machte, und gelobte feierlich, nicht zu ruhen und zu rasten, bis die Geheimnisse der Arzneykunst ihm ihre tiefsten Tiefen erschlossen hätten, damit er die Geliebte dauernd von dem schrecklichen Übel zu befreien vermöge. Dann schied er und ein Schiff trug ihn nach Spanien.

Schnell verrann die Zeit dem eifrigen Forscher, langsam schlich sie der Harrenden auf ihrer Insel in den blauen Wogen des Mittelmeeres dahin. Endlich kehrte Raimundus zurück, und seinen Wundermitteln gelang die Besiegung des tödlichen Übels.

Das Studium der Philosophie, der Chemie, Medizin und Theologie hatte nun neue Kräfte in der bisher schlummern- den Seele des jungen Müßiggängers erweckt und er widmete sich demselben mit stets wachsender Neigung. Mehrere nützliche Erfindungen gingen aus seinen Versuchen hervor, unter denen die des Branntweins sich für das Gemeinwohl vielleicht am wenigsten heilsam erwies. Zahllose Schriften werden ihm zugeeignet, wie einst dem Trismegistos. Doch herrscht in ihnen dieselbe Verworrenheit der Begriffe und Ausdrücke, und überdies jene religiöse Magie, die den folgenden Jahrhunderten besonders eigen war. Nach ihm bildete sich die Sekte der Lullisten, die von Papst Gregor XI. gegen 1374 in den Bann getan und durch die Inquisition verfolgt wurde.

Lehrer und Zeitgenosse des Raimundus war der nicht minder gelehrte und berühmte Arnold von Villeneuve oder Arnoldus Villanovanus aus Katalonien. Auf der Hohen Schule zu Barcelona lauschte er den Vorträgen des Johannes Casa Mila, eines Arztes von bedeutendem Ruf. Nachdem er lange Zeit hindurch Philosophie und Medizin studiert hatte, ließ er selbst sich als Lehrer in Barcelona nieder und wurde wie Pietro von Apone nach verschiedenen Orten berufen, wo seine Kenntnisse in der Heilkunde nahezu Wunder bewirkten. Durch geheim gehaltene chemische Arzneien soll er mehrere Päpste und den König von Sizilien vom drohenden Tod gerettet haben, die ihn mit so reichen Spenden belohnten, dass seine Nachkommen in der Provence lange Zeit hindurch zu den wohlhabendsten Familien des Landes gezählt wurden, und die öffentliche Meinung den gelehrten Mediziner zu einem erfahrenen Adepten stempelte.

Man erzählt von ihm, dass er am römischen Hof im Beisein aller Kardinäle einen gewaltigen Klumpen Kupfer in das lauterste Gold verwandelt habe, und es ist nicht zu leugnen, dass er sich viel mit den kabbalistischen Wissenschaften beschäftigt hat.

An das Krankenbett des Königs Peter von Aragonien berufen, erkannte sein geübter Blick sofort die unvermeidliche Katastrophe. Als aber nach seiner Vorhersagung der Tod dieses Fürsten wirklich eintrat, gab man ihm die Schuld, er habe durch seine Prophezeiung den traurigen Ausgang hervorgebracht. Durch den Bannstrahl des Erzbischofs von Tarragona vertrieben, wendete sich Arnoldus nach Paris, ohne Ruhe zu finden. Als Goldmacher und Zauberer verfolgt, entwich er von einer Stadt zur anderen,



von Frankreich nach Italien, wo ihm endlich der König von Sizilien einen Zufluchtsort gewährte. Sechzehn Jahre verlebte er dort unter dem Schutz dieses Fürsten, der ihn 1312 nach Frankreich schicken wollte, um Papst Clemens V., welcher zu Avignon krank lag, mithilfe seiner berühmten chemischen Mittel zu heilen.

Allein das Schiff, auf dem er die Überfahrt machte, scheiterte während eines furchtbaren Sturms und das Meer begrub den seltenen Mann.

Arnoldus glaubte nicht nur an die Macht des Steins der Weisen und an die Möglichkeit, unedle Metalle in edle zu verwandeln, sondern teilte auch die in jenen Tagen vielfach ausgesprochene Ansicht, dass flüssig und trinkbar gemachtes Gold eine wunderbare Heilkraft besitze. Solche Goldmedikamente wurden bereitet, indem man entweder eine glühende Goldplatte in Wein ablöschte, oder durch scharfe Flüssigkeiten und allerlei Mischungen eine goldfarbene Medizin hervorbrachte. Sicher ist, dass Arnoldus sehr wohl mit metallischen Mitteln umzugehen wusste. Schon er verordnete die graue Quecksilbersalbe, stellte durch Destillation verschiedene Öle her, empfahl den aus Rotwein erzeugten Weingeist und schrieb viel über Gifte und Gegengifte.

Während eines Zeitraums von nahezu hundert Jahren verlautet nichts von neuen chemischen Entdeckungen, obwohl die Zahl der Goldsuchenden sich fast bis ins Unglaubliche vermehrte und Leute aller Stände Habe und Leben an die Erforschung der magischen Geheimnisse setzten. Das 14. Jahrhundert bietet nur einige bedeutende Namen. Im Jahre 1317 drohte eine Bulle des Papstes Johann XXII. der Ausübung und Verbreitung der Goldmacherkunst schwere Strafen an. Leo Africanus berichtet von den

Arabern, dass sie sich bis zum Ende des 15. Jahrhunderts eifrig mit der hermetischen Kunst beschäftigten. Sie suchten einesteils die Vervielfältigung der Metalle ins Werk zu setzen, anderenteils die Wundertinktur zu erlangen. Beide Bestrebungen fanden beinahe immer ihren Ausgangspunkt in der Falschmünzerei und man sah damals in den größeren Städten an der Nordküste Afrikas eine große Anzahl Leute, welchen die Hände abgehauen waren, eine landesübliche Strafe für die Verfertigung falschen Geldes.

Aus dem 14. Jahrhundert sind noch zu erwähnen die Alchemisten Hollandus, Vater und Sohn, die das Dasein des Steines der Weisen als unzweifelhaft voraussetzten, und von denen der Ältere ihn als Panazee (Universalheilmittel) empfahl.

Zu größerem Ruhm gelangten Nicolas Flamel, 1330 zu Pontoise geboren, und dessen Frau Pernella, die aus dürftigen Verhältnissen zu großem Reichtum emporkamen, wie man sagte, mittels des wunderwirkenden Steines, in Wahrheit aber durch glückliche Handelskombinationen. Ein dauerndes Gedächtnis hat ihnen die edle Verwendung des so gewonnenen Gutes gegründet. Sie unterstützten Witwen und Waisen, stifteten Hospitäler, erbauten Kirchen.

Das 15. Jahrhundert weist mehrere überaus gelehrte Adepten auf. Selbst im Land der Sarmaten erhob sich die Kunde des geheimnisvollen Wirkens. Der erste Alchemist jener Nation war ein politischer Mönch, Vincenz Koffsky, der 1488 zu Danzig starb. In Italien erlangte Graf Bernhard von Trevigo die Goldtinktur, welche ihm viele Schätze und langes Leben brachte. Bedeutender noch waren zwei englische Alchemisten, Thomas Norton und George Ripley. Der Letztere war schon früh in den Augustinerorden getreten,

reiste viel umher und kehrte endlich nach England zurück, wie man sagt, im wirklichen Besitz des Geheimnisses. Die ihm zugeflossenen Reichtümer soll er zu frommen Stiftungen verwendet und ein zurückgezogenes Leben geführt haben.

Keiner der Genannten erreichte nun die bedeutungsvolle Höhe des Basilius Valentinus, welcher das 15. Jahrhundert abschloss. Man weiß weder das genaue Jahr seiner Geburt noch seines Todes. Selbst seine Existenz wurde von vielen angefochten, obgleich er mehrere schätzenswerte Schriften hinterließ, deren Inhalt Kaiser Maximilian I. veranlasste, Nachforschungen über ihn anzuordnen, die nun zu keinem Resultat führten. Erst später erwies sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, dass Basilius Mönch in dem Benediktiner-Kloster zu St. Peter in Erfurt gewesen war und aus dem Elsass stamme. Obwohl auch er keinen Zweifel in die Macht des Steines der Weisen setzte, weicht er doch in manchen Punkten von dem Hergebrachten ab. In ihm entwickelten sich die Ansichten, welche Lullus aussprach, mit großer Entschiedenheit und dies macht ihn zu einem der wichtigsten Vertreter jener mystischen Richtung. Nach ihm vermag nur durch keusches Leben und unablässiges Gebet eine Offenbarung erlangt zu werden, die den Alchemisten in den Stand setzt, den Wunderstein zu finden. Ihm gipfelt die Wissenschaft in der Erschließung des göttlichen Geheimnisses, und von diesen Betrachtungen voll, leugnet er die Verwandlung unedler Metalle in Gold und Silber, welche gewöhnliche Menschen ohne Gebet und Fasten nur mithilfe chemischer Mischungen in ihren Schmelztiiegeln vollbracht haben wollten. Seine Ansicht über die Täuschungen, denen die Adepten sich hingaben oder zu denen sie

andere leichtgläubige Personen verlockten, basiert auf der richtigen Voraussetzung, dass aus Vermengungen edler und unedler Metalle das Feuer im Reinigungsprozess das Gold geschieden habe, aus einer bloßen Vermischung von Eisen, Zinn, Blei oder Kupfer aber Gold zu erzielen, sei ohne den Stein der Weisen unmöglich.

Von außerordentlicher Wichtigkeit für spätere Entdeckungen sind die chemischen Präparate, welche man ihm verdankt. Er stellte das Spießglanz und die Salzsäure her, Knallgold, Bleizucker und grünen Vitriol. Seine Erfahrungen sind mannigfaltig, die Beobachtungen, welche er machte, zeugen von scharfem und klarem Verstand, solange sie das mystische Gebiet nicht berühren.

Er beschäftigte sich zuerst eingehend mit den Eigenschaften der verschiedenen Gifte und deren Wirkungen bei der Heilung kranker Körper, indem er das Herkommen der Erfahrung unterordnete und dabei in bittere Klagen über die Unwissenheit der Ärzte ausbricht. Seine Schriften sollen in einer Mauer unter dem Refektorium des Klosters gefunden worden sein. Aus ihnen schöpfte Paracelsus angeblich seine ganze Weisheit. Später kaufte die Königin Christina den größten Teil derselben auf und ließ sie nach Schweden bringen.

In der Geschichte des 16. Jahrhunderts verbindet sich die Alchemie vorzugsweise mit der Medizin und fast alle Ärzte von einigem Ruf widmen diesem Studium einen Teil ihrer Zeit.

Paracelsus darf mit Recht als der Schöpfer jener veränderten Richtung betrachtet werden. Er stellte die Kabbala oder geheime Philosophie, die Magie, Astrologie und Alchemie, welche Letztere nach seiner Auffassung richtiger durch

Chemie bezeichnet wird, als die vier Hauptstützen der medizinischen Wissenschaft dar. Allmählich tritt jedoch ein bestimmter Unterschied der Begriffe ein, Chemiker und Alchemisten trennen sich, weil ihre Zwecke sich voneinander zu sondern beginnen. Bis dahin war die hermetische Kunst fast nur von Geistlichen ausgeübt worden, und Arnoldus Villanovanus ausgenommen, gehörten die Alchemisten dem Mönchstand an. Jetzt beginnt eine neue Ära für die Erzeugung edler Metalle: Geistliche und Weltliche, Ärzte, Gelehrte, Fürsten und Abenteurer, besonders während des 17. und 18. Jahrhunderts, wetteifern in der geheimen Kunst. Durch sie sollen die geleerten Kassen wieder gefüllt werden, und in einer Art von Trunkenheit opfern die Wunder-süchtigen enorme Summen zu einem völlig nutzlosen Zweck.

Die strenge Zurückgezogenheit, in welcher jeder für sich allein möglichst verborgen und ungestört der magischen Kunst oblag, wurde durch die ungemaine Verbreitung derselben unterbrochen. Nur die Bedeutenderen hielten sich nach wie vor abgesondert, während der große Haufen sich in Gesellschaften zusammenschloss. Schon im 15. Jahrhundert hatten solche Vereinigungen unter den maurischen Alchemisten stattgefunden, die sich nächtlich in den Moscheen versammelten, um über ihre Arbeiten und die erlangten Resultate Bericht abzustatten und Erörterungen anzustellen. Der ersten hermetischen Verbindung zu Paris kann nicht füglich ein Einfluss beigemessen werden, um so mehr den Rosenkreuzern, deren Orden im Abendland alle Anhänger der Goldmacherkunst in ein gemeinsames Streben zusammenschmolz. Mit ihm verwechselten Uneingeweihte nicht selten eine Gesellschaft in Südfrankreich, die, nach ih-

rem Stifter Rose *Collegium Rosianum* genannt, nicht nur die Veredlung der Metalle und die Herstellung des Steines der Weisen anstrebte, sondern auch das Perpetuum mobile zu finden sich bemühte.

Im 17. Jahrhundert gründeten Geistliche und Ärzte zu Nürnberg die alchemische Gesellschaft, deren Sekretär für einige Zeit Leibnitz war, der sich später zurückzog, aber eine gewisse dauernde Neigung zur Alchemie nicht unterdrücken konnte.

Die letzte Vereinigung dieser Art scheint eine hermetische Gesellschaft gewesen zu sein, die nur zwei wirkliche Mitglieder zählte. Sie veröffentlichten im Jahr 1796 in dem Reichsanzeiger, einer der meistgelesenen Zeitungen, einen Aufruf an die Anhänger der Alchemie, in welchem sie, unter dem Schein einer Verbindung von erfahrenen und viel wissenden Adepten, dieselben zur Mitteilung aufforderten, wie und mit welchen Mitteln sie bisher gearbeitet und was sie durch ihre Bestrebungen erzielten. Auf ihre Zuschriften sollten eingehende Antworten erteilt, Belehrung und Aufklärung nicht versagt werden. Überaus zahlreich waren die Erwiderungen aus allen Ständen, denn alle verlangten nach dem Stein der Weisen, alle hofften jetzt endlich eine Unterweisung zu empfangen, die ihnen ohne Mühe das geheimnisvolle Reich erschließen werde.

So war es nun nicht gemeint. Die beiden Repräsentanten hielten den Steinkohlenteer für eine Masse, deren Bearbeitung zu großen Resultaten führen müsste. Im Übrigen vertrösteten sie die Wissbegierigen so gut es gehen wollte und wussten ihre Antworten so geschickt abzufassen, dass niemand die wahre Sachlage argwöhnte, um so weniger, als bald ein hermetisches Journal erschien, dem mehrere Trak-

tate über die interessante Materie folgten.

Es bildeten sich Zweigvereine und die Muttergesellschaft ernannte sogar Ehrenmitglieder, denen ein wirkliches Diplom in lateinischer Sprache erteilt wurde. Einige Jahre hindurch herrschte große Rührigkeit unter den Anhängern der hermetischen Kunst, selbst Chemiker von Ruf beteiligten sich daran. Seit dem Jahre 1804 begann der Eifer zu erkalten und die gewaltigen Schwingungen der nach Mystik begierigen Geister hörten allmählich auf. Nach 1819 erlöschten die letzten allgemeinen Bewegungen, um anderen Interessen Raum zu geben.

Höchst wichtig für die Kenntnis jener Zeit ist ein Passus der Schrift, welche den Vorträgen im Karlsruher hermetischen Verein zugrunde gelegt wurde und 1802 im Druck erschien. »In unserem Blut«, sagt der Verfasser, »liegt eine zähe Materie verborgen, Gluten genannt, die mit der Animalität nähere Verwandtschaft als mit dem Geist hat. Dieses Gluten ist der Sündenstoff. Diese Materie kann durch sinnliche Reize verschieden modifiziert werden und nach der Art der Modifikation unterscheiden sich auch im Menschen die Neigungen zur Sünde. In ihrem Ausdehnungszustand bewirkt diese Materie Hochmut und Stolz. In ihrem höchsten Attraktionszustand Geiz, Selbstliebe, Egoismus, in ihrem Repulsionszustand Wut und Zorn, in der Zirkelbewegung Leichtfertigkeit, in ihrer Exzentrizität Völlerei, in ihrer Konzentrizität Neid, in ihrer Essenzialität Trägheit.« Ein so bequemes System hebt die Verantwortlichkeit des Individuums auf, – wer kann denn für die ungünstige Beschaffenheit des seinem Blute innewohnenden Glutens?

Nur vereinzelte alchemistische Bestrebungen begegnen uns noch im 19. Jahrhundert. Im Jahre 1837 sendete ein thü-

ringischer Alchemist dem weimarischen Gewerbeverein eine Tinktur zu, welche nach näherer Untersuchung schon etwas Gold enthielt und dadurch anderen Metallen eine schwache Goldbeimischung mittheilte.

Die vielfachen Betrügereien, deren die Anhänger der hermetischen Kunst sich schuldig machten, indem sie die angeblich in gutes Gold oder Silber verwandelten unedlen Metalle in den Handel beförderten, riefen strenge Maßregeln gegen sie hervor. Päpstliche Bullen wetteiferten mit kaiserlichen und königlichen Dekreten, welche schwere Strafen über diese Art der Eigentumsschädigung verhängten. Indessen trug das maßlose Verlangen, sich Schätze zu erwerben, bei den meisten, wenn nicht bei allen, den Sieg über die Furcht davon, und der Zauber des Goldes lockte so mächtig, dass selbst die Nachfolger der Fürsten, welche ein Verbot erlassen hatten, der hermetischen Kunst mit Eifer anhängen und zahlreiche Jünger um sich versammelten. So geschah es im Orient, so im Abendland. In dem einen Staat verfolgt, eingekerkert und bestraft, sahen die Alchemisten sich in einem anderen mit offenen Armen empfangen. Sie flohen vom Kontinent nach England. Heinrich IV. hatte daselbst alle alchemistischen Bestrebungen auf das Strengste untersagt. Heinrich VI. dagegen forderte sogar die Geistlichen auf, sich mit der Golderzeugung zu beschäftigen, um die ungeheure Schuldenlast zu tilgen, welche das Land fast erdrückte. Es bildeten sich bald privilegierte Assoziationen, deren falsches Gold und Silber, zu Geld geprägt, die Länder jenseits des Kanals überschwemmte, die sich durch Grenzsperrre zu schützen suchten, wenn sie nicht gar Gleiches mit Gleichem vergelten, wie es in Frankreich geschah. Dort lebte zurzeit König Karl



VII. ein berühmter Adept, Jaques Le Coeur oder kurz Jaques-Coeur genannt, der angebliches Gold für die Münze lieferte. Das Volk, aufgebracht über den Betrug, verlangte energische Bestrafung des königlichen Helfershelfers, nun wurde er im Jahre 1453 nur des Landes verwiesen.

Englische Schriftsteller erzählen von einem gewissen Richard Carter, der sich in der Gunst Eduard IV. so festgesetzt hatte, dass dieser Fürst ihn zu ungestörter Beschäftigung mit der Alchemie sich drei Jahre lang in Schloss Woodstock aufhalten ließ. Indessen erfuhr man nichts Näheres über die Resultate dieser Forschungen, und da keine falschen Münzen in den Verkehr befördert wurden, so werden seine Versuche wahrscheinlich ohne Erfolg geblieben sein.

Auf der Plassenburg hauste der Burggraf von Nürnberg, Johann von Brandenburg mit dem Beinamen des Alchemisten. Dort loderte ununterbrochen das Feuer unter den Schmelztiegeln, dampften die Metalle in Gold schaffender Verbindung des grauen Wunderpulvers, wanderten fahrende Adepten ab und zu, und der alte heimische Schatten der sagenreichen Burg, die weiße Frau, musste den fremden Lärmgeistern weichen.

Aber auch zarte Frauenhände verschmähten nicht die vielverheißende Beschäftigung. Kaiserin Barbara, die Gemahlin Sigismunds, arbeitete fleißig in ihrem Laboratorium, verwandelte vor den Augen Sachverständiger Kupfer in Silber, beides gemischt in Gold, und niemand wagte, die Richtigkeit dieser Prozesse, welche die hohe Frau vollbracht, anzuzweifeln. Vielmehr fand das Produkt zu seinem eingebildeten Wert Aufnahme.

Nur wenige Fürsten vermochten sich dem allgemeinen

Wahn zu entziehen, wie Papst Leo X., der einem Alchemisten für seine kostbare, dem heiligen Vater gewidmete Schrift einen leeren Beutel mit dem Bemerken reichen ließ. »Wer so hoher Künste Meister ist, bedarf nur der Gefäße, um das Gold zu sammeln.«

Mannigfach waren die Beschäftigungen im Bereich der Alchemie, und je nach der Art des Verfahrens oder der Erfolge empfangen sie verschiedene Bezeichnungen. Die Kunst selbst nannte man die hermetische, nach dem schon erwähnten Stammvater derselben, dem Hermes Trismegistos, Alchemie nach dem Arabischen, die heilige Kunst nach dem Beispiel der Byzantiner; Goldmacherei im verächtlichen Sinne; nach der *Tabula Smaragdina* die Kunst oder das Werk der Sonne. Sofern sie sich die Aufgabe stellte, Metalle zu sondern, zu schmelzen, zu läutern, hieß die Alchemie die metallische; sofern es ihr Geschäft war, nicht bloß die Metalle, sondern auch die Erden-, Tier- und Pflanzenstoffe zu verbrennen, zu destillieren, überhaupt zu trennen und zu vereinigen, gab man ihr den Namen der spagirischen. Danach nannten sich die Ausübenden selbst Alchemisten oder Spagiriker; Adepten zum Unterschied von den Suchenden, die das angestrebte Ziel noch nicht erreicht hatten.

Das 16. und 17. Jahrhundert, bis tief in das 18., weisen eine Unzahl Fürsten auf, deren geheimnisvolle Beschäftigung immer eine Menge Abenteurer in das Land und an den Hof lockte, überaus schlaue gesponnene Betrügereien veranlasste und dem Staat schwere Summen kostete. Nicht alle verfahren dabei so sparsam wie Kaiser Rudolf II., welcher von 1576 bis 1612 regierte. Er teilte ganz die Neigungen eines reichen Privatmannes, wenig geeignet für die

Verhältnisse seiner Zeit. Über sein Grab hinweg brausten schon die ersten Stöße jenes furchtbaren Orkans, der länger als dreißig Jahre die deutschen Gauen verheerte und die Länder mit den Trümmern unzähliger Städte und Dörfer bedeckte.

Zu Prag, in der Burg der Böhmenfürsten, war es, wo dieser deutsche Hermes Trismegistos, wie seine Schützlinge ihn verehrend nannten, mit eigenen hohen Händen Schmelztiegel und Destillierkolben regierte, unterstützt von kunstverständigen Dienern und seinem, in der Alchemie wohlerfahrenen Leibarzt Thaddaeus von Hayek. Karawanen von Adepten pflegten alljährlich herbeizuziehen, um ihre Fertigkeit im Betrug zu erweisen, und der Kaiser überhäufte sie dafür mit Titeln und Würden.

Mit großem Pomp und vielverheißenden Reden trat um das Jahr 1515 ein Alchemist am kaiserlichen Hof auf, der sich Edward Kelley nannte, britischer Untertan war und Wunder zu leisten versprach.

Mehrere Produktionen, an denen der Kaiser selbstverständlich teilnahm, ergaben eine Verwandlung des Quecksilbers in Gold, welche dem Adepten den Freiherrntitel und die höchste Gunst des Fürsten eintrug. Doch nicht zufrieden mit dem, was er vor seinen eigenen Augen sich hatte bilden sehen, verlangte Rudolf nun auch genaue Angabe, wie der Stein der Weisen zu finden sei. Als der edle Brite dies nicht vermochte, begann sich der kaiserliche Gnadenhimmel mit gefahrdrohenden Wolken allmählich zu umziehen. Sechs Jahre lang harrete Rudolf der Lösung des Problems. Dann, als Kelley immer noch nichts zutage förderte und man gewahr wurde, dass er mit möglichst guter Manier sich dem herannahenden Sturm zu entziehen

suche, wurde er ins Gefängnis gesteckt und bedroht. Gleichzeitig entstand das Gerücht, dass er sich in seiner Heimat verschiedener Fälschungen schuldig gemacht habe, dass er ursprünglich Notar gewesen und aus dieser Stelle schimpflich verjagt worden sei. Er versuchte aus dem Kerker auszubrechen, tat dabei aber einen so unglücklichen Fall, dass er an den Folgen dessen seinen Tod fand.

Kaum war nun einer dieser irrenden Ritter vom Schauplatz abgetreten, als auch schon andere heraufzogen wie schnell verschwindende Meteore. Der Hofalchemist des verstorbenen Kurfürsten zu Sachsen, Sebalt Schwertzer, bot dem Kaiser seine Dienste an, der den erfahrenen Mann gern aufnahm und zum Berghauptmann im St. Joachimsthal machte, wo er bis zu seinem Tod blieb.

Doch dies war nur einer der seltenen Fälle, in denen fürstliche Huld die mannigfachen Kenntnisse der mit der Chemie Vertrauten in angemessener Weise zu verwerten verstand. Andere, wie Herzog Friedrich von Württemberg, gingen mit blindem Eifer und in dem angemessenen Verlangen nach Gold und Schätzen auf das vermeinte Ziel los und erreichten nichts!

Dieser Herzog hatte in der Stadt Großsachsenheim ein Laboratorium erbaut, in welchem gewandte Taschenspieler ihn um sehr bedeutende Summen betrogen, bis endlich die Landstände im Namen des durch unerhörte Steuern schwer bedrückten Volks Einspruch erhoben.

Im Jahr 1595 erschien ein Alchemist, Georg Honauer, welcher Quecksilber vor des Herzogs Augen veredelte. Er hatte Kohlen, mit Gold ausgegossen, in den Schmelztiegel geworfen, dann das Quecksilber verdampfen lassen und das angeblich gewonnene Metall zutage gefördert. Als der Her-

zog Verdacht zu schöpfen begann, unterblieb die Prozedur mit den Kohlen, hingegen versteckte Honauer einen Knaben, den er mit der nötigen Masse versehen hatte, so geschickt, dass der Schmelztiegel dennoch die erstrebte Quantität Gold enthielt, obwohl der fürstliche Herr selbst das Laboratorium verschlossen und den Schlüssel in Verwahrung genommen hatte.

Das waren Erfolge, welche zu neuen Versuchen anregten, und der Alchemist fand bei diesen Experimenten so gut seine Rechnung, dass er nach zwei Jahren um zwei Tonnen Goldes reicher, und der Herzog um ebenso viele ärmer geworden war. Er gelangte nicht zum Genuss seiner Schätze, denn die Betrügerei wurde entdeckt. Man steckte den Entlarvten in ein von Flittergold überzogenes Gewand und hing ihn an einem eisernen, auf gleiche Art vergoldeten Galgen auf, der zu abschreckendem Beispiel aufgerichtet blieb.

Denselben tragischen Abschluss fand ebenfalls zu Stuttgart ein weit ausgesponnener Roman, der an verschiedenen Höfen begonnen und fortgeführt worden war.

In den Niederlanden trat 1602 ein Abenteurer auf, der den Stein der Weisen wirklich zu besitzen behauptete und die Möglichkeit der Metallverwandlung durch vielfache Proben erhärtete. Er legte unter Eingeweihten sich den Namen Kosmopolites bei, war aber von Geburt ein Schotte und hieß Alexander Setonius, mit dem Zusatz Scotus nach seiner Heimat. Auf seinen Kreuz- und Querzügen berührte er auch Straßburg, wo von ihm eine seltsame Geschichte erzählt wird.

Eines Tages erschien in dem Laden des Goldschmieds Güstenhöver ein Unbekannter und bat, dass ihm die Werk-

statt des Meisters für kurze Zeit überlassen werden möge, ein chemisches Präparat darin zu fertigen. Güstnhöver ertheilte gern die Erlaubnis. Der Fremde war Setonius. Indem er schied, verehrte er dem Goldschmied einen Teil der bereiteten Goldtinktur. Allein die verhängnisvolle Gabe trug dem armen Mann böse Früchte, denn er brachte in törichter Freude selbst die Kunde seines seltenen Schatzes in die Öffentlichkeit, stellte Proben an, die sämtlich gelangen, und erwarb sich dadurch den Ruf eines geschickten Adepten. Uneingedenk der klugen Warnung des fürstenkundigen Albertus Magnus und des weisen Tritheim, die Höfe zu meiden und die edle Kunst in schützender Einsamkeit zu bergen, folgte der Unbesonnene einem Ruf, der ihn nach Prag in das Laboratorium Kaiser Rudolfs beschied. Dort sollte er Gold schaffen, den Stein der Weisen bereiten. Als er in Seelenangst und Reue sich unfähig zu beidem bekannte, schloss man den Unglücklichen, weit entfernt ihm zu glauben, in ein enges Gefängnis ein, aus dem er nicht wieder befreit wurde.

Nach dieser traurigen Episode traf den eigentlichen Urheber derselben ein ähnliches Schicksal. Setonius zeigte seine Kunst bald hier, bald da. So kam er nach Crossen in Sachsen, wo Kurfürst Christian II. eine Probe zu sehen wünschte. Der Alchemist, um allen Verdacht eines Betrugers von sich abzuwenden, ließ seinen Diener oder Gehilfen mittels des Wundersteines vor den Augen des entzückten Fürsten Blei in Gold verwandeln.

Doch in Christians Seele erwachte jene furchtbare Gier, welche ihn, wie einst den grausamen Ritter, der das Gold der Tidiashöhle um den Preis eines Menschenlebens erkaufte, zu tyrannischem Beginnen trieb. Setonius wurde

gewaltsam nach Dresden geschleppt und dort, um das kostbare Geheimnis seinen schweigsamen Lippen zu erpressen, mit der Folter bedroht. Dem Schwur getreu, nach welchem jeder, der in die wundersame Bereitung eingeweiht war, nichts von derselben verlauten lassen durfte, ohne Leben und Seligkeit auf das Spiel zu setzen, verweigerte der unglückliche Adept jede Auskunft. Selbst die schrecklichste Pein der Tortur, welche jener als edel und deutsch gerühmte Fürst an dem Bejammernswerten ausüben ließ, dass man befürchtete, ihn unter den Händen seiner Henker den Geist aushauchen zu sehen, vermochte nicht, ihn zu bewältigen. So blieb er denn vorläufig in schwerer Haft. Christian erteilte den Befehl, ihm diese so unerträglich wie möglich zu machen, damit er endlich bekenne. Da erschien in der Hauptstadt ein Pole, der sich Michał Sędziwój nannte, durch einschmeichelndes Betragen und allerlei kurzweilige Stückchen die Gunst des regierenden Herrn zu gewinnen wusste und den Sinn desselben in einer Weise umgarnte, dass Christian II. wie von selbst auf den Gedanken kam, die Halsstarrigkeit des Gefangenen durch List zu überwinden. Zu solchem Unternehmen erwies Sędziwój sich wie geschaffen, und es wurde Befehl erteilt, den Günstling des Fürsten ungehindert bei Tag und bei Nacht Zutritt zu der Zelle des Adepten zu gestatten.

Fast schien es, als ob das verglimmende Leben des Letzteren in der Gesellschaft des jungen Edelmannes neu angefacht werde, der mit tröstendem Wort die finsternen Schatten so wohl aufzuhellen wusste, die des Gefangenen Seele umdüsterten. Da waren eines Morgens beide verschwunden und der betrogene Kurfürst sendete ihnen vergebens seine Reiter und seine Flüche nach.

Śędziwój rettete seinen Schützling nach Krakau, allein dort starb Setonius an den Folgen der erlittenen Misshandlungen. Selbst der Tod löste das Siegel nicht, welches die Lippen des Adepten verschloss. Nur den Schatz der wunderwirkenden Masse, den er allen Nachforschungen Christians zum Trotz heimlich verborgen und jetzt gehoben hatte, hinterließ er scheidend seinem Befreier.

Mit dem Ererbten reiste der Pole von Krakau nach Prag, wo Kaiser Rudolf ihn ehrenvoll empfing und selbst mit dem Teil des Wundersteines, den er von dem Alchemisten überkam, Metallverwandlungen ins Werk setzte. Edler als Christian, ließ er den Fremden ungehindert seines Weges ziehen, denn das Schicksal des armen Goldschmieds mochte ihm Weisheit gelehrt haben, oder er hielt den Śędziwój, und mit Recht, nur für den Besitzer, nicht für den Erfinder des Elixiers.

Vergebens steht die uralte Mutter Erfahrung warnend an dem Eingang der Fürstenhöfe. In eigenwilligem Begehren, in selbstgeschaffener Verblendung wogt die Menge der Ehrgeizigen an ihr vorüber und deutet falsch die mahnende Stimme, welche ja nur zu dunkler Mittelmäßigkeit zurückzulocken scheint. So starrte vergebens zu Württemberg der eiserne Alchemistengalgen ins weite Land hinaus. Auch Śędziwój sah ihn nicht, als er an ihn vorüber in Stuttgarts Martern einzog, voll hoher Freude über den ehrenvollen Empfang, den ihm der Herzog zu teil werden ließ, wie über die ihn umdrängenden Höflinge, in deren Mitte der Hofalchemist Johann Müller von Mühlentfels ihm grüßend entgegentrat, holde Worte aus den beredten Lippen, Gift und Hass im neiderfüllten Herzen.

Der Hofalchemist war ein Mann von seltenem Wesen.



Seine Geschichte bildet eine Episode für sich in dem Roman der Gold Erzeugenden. Wunderbar hatte das Schicksal mit ihm gespielt, für jetzt ihn aus der Tiefe zur Höhe geführt und es seinem Witz und seinen Künsten überlassen, dass er nicht hinabstürze. Nun zog an dem Himmel stolzer Erwartungen ein neuer Stern empor, und diesen auf andere minder gefährliche Bahnen zu lenken, gebot ihm schon die Pflicht der Selbsterhaltung.

Übrigens verachtete der Edle von Mühlenfels den Stein der Weisen aus Herzensgrund. Es schien ihm gar unwichtig zu sein, ob er dieses ungeheure Geheimnis besitze oder nicht. Hatte er doch in hoher Herren Gegenwart lebendigen Hühnern die Füße abgeschnitten, diese zu Asche verbrannt und dabei geschickt aus dem weiten Ärmel seines Gewandes Goldblättlein in den Tiegel fallen lassen, die sich dann in probehaltiger Gediegenheit erwiesen. Hatte er nicht zu Prag im Angesicht der kaiserlichen Majestät Blei in den Tiegel geworfen, dieses mit dem goldhaltigen Zauberstab umgerührt und das plumpe schlechte Metall in edles verwandelt? War nicht der halb eiserne, halb goldene, mit schwarzem Firnis überzogene Nagel, eingetaucht in die siedende zischende Masse, in einem Moment verwandelt worden? Wie zum Spaß vermochte er das alles und noch mehr, und lachend verehrte der Kaiser ihm ein schönes Geschenk mit dem unschätzbaren Pergament, das seinen plebejischen Namen »Müller« in denjenigen eines »Herrn von Mühlenfels« umwandelte, und ihn die Handhabung des Schermessers mit der geheimnisvollen, edleren des Schmelztiegels vertauschen ließ.

Şędziwój schritt in den Gefühlen des Stolzes über den huldreichen Empfang des Fürsten in dem ihm angewiese-

nen Gemach auf und ab und dachte an die nächsten Tage, in denen er seine Kunst und sein Wissen dem scharfen Blick seines hohen Gönners darlegen sollte. Die Dämmerung senkte purpurne Schatten in die dichten Laubgänge des Lustgartens, in die Sędziwój träumerischen Auges jetzt hinabschaute. Am fernen Horizont hob sich die schmale Sichel des Neumonds und der Abendstern blinkte freundlich über der Lichtung in den Gebüsch. Mit der zunehmenden Dunkelheit wichen die lieblichen Eindrücke des Tages in seiner Seele, es stiegen nach und nach trübe Gedanken in ihm auf und eine unerklärliche Schwermut bemächtigte sich seiner.

Das Bild des bleichen sterbenden Setonius erhob sich vor ihm und schien sich zu verkörpern. Es war ihm, als sehe er die abgezehrte Rechte desselben wie damals drohend gen Himmel gehoben und als höre er aufs Neue die Worte: »Fluch dem frevelnden Begehren des Sterblichen nach Gold und Macht, dreimal Fluch den gleisnerischen Heuchlern, wie sie an Fürstenhöfen lauern, Honig auf den Lippen, Galle in den Herzen!«

Und tief unten in der lautlosen Finsternis begann sich aus verdichteter Nebelmasse in immer bestimmteren Umrissen eine Gestalt zu bilden, die, in Grabtücher gehüllt, ihre knöchernerne Hand zu ihm emporhob und wie aus unmittelbarer Nähe den warnenden Ruf vernehmen ließ: »Hüte dich! Herzog Friedrich sinnt Verrat. Gedenke an Kurfürst Christian!« Ein Schauer überfiel Sędziwój, seine Hände umfassen krampfhaft die Stäbe des Eisengitters. In seiner Seele wurde es hell, und deutlich sah er die Fäden des verderblichen Netzes, in das er geraten und welches sich über ihm schließen würde, wie über so vielen. In welcher Absicht

konnte man ihn in dieses entlegene Gemach des einsamen Turms mit den festvergitterten Fenstern geführt haben? War er vielleicht schon jetzt ein Gefangener? Hastig schritt er zur Tür, riss sie auf und blickte hinaus in die dunklen Gänge.

Nichts regte sich. Sollte er fliehen? Fliehen vor einem Bild seiner erregten Fantasie, vor trügerischem Spuk, den die Nachtluft verweht, sobald sie ihn geboren!? Gegen die Furcht, welche sein Herz erfasst hatte, kehrte nun der Ehrgeiz seine Waffen: Wenn er floh, büßte er Gold und Ruhm und den stolzen Ruf eines wirklichen Adepten ein.

Ruhelos durchmaß er das Gemach, ohne einen festen Entschluss fassen zu können, bis der Morgen graute, reges Leben im Schloss erwachte und es schon zu spät war, um unbemerkt hinwegzuschleichen. Jetzt erschien auch der Diener des Herzogs, um ihn zu seinem Herrn zu beordern, der den Adepten freundlich empfing und bald ein tiefsinniges Gespräch über die edle Kunst mit ihm begann.

Nach der Mittagstafel wurden die herrlich aufgeäumten Rosse vorgeführt, und hinaus ging es aus den engen Mauern der Stadt durch Flur und Wald, an den mit Büschen bewachsenen Ufern des Neckar entlang. Sędziwój fühlte sein Herz von dem Druck jener seltsamen nächtlichen Erscheinung erleichtert. Vom Herzog getrennt, sprengte er munter einer Anhöhe zu, deren Gipfel ihm die lieblichste Fernsicht über Stadt und Land verhieß. Durch die weite Ebene mit wellenförmigem Grün strömte der breite, schimmernde Neckar, der sich um die Mauern von Württembergs Hauptstadt schlang. Heiß brannte die Sonne auf den spitzen Giebeldächern der Stadt. Jenseits reihten sich Hügel an Hügel und stiegen zu dämmernder Ferne auf, bis alles in leisen

Duft um das höhere Gebirge am Rand des Horizontes zusammenfloss.

Mitten aus dem dunklen tiefen Grün der Wälder unweit des Hügels, aus welchem Sędziwój sich befand, ragte ein seltsamer Gegenstand mit schwarzen Armen empor, wie ein Wegweiser – auf der Spitze eines Sandbergs. Der Pole mühte sich vergeblich, die Bestimmung dieser wunderlichen Erscheinung zu erraten. Jetzt zuckte ein Sonnenstrahl darüber hin, und es glänzte und flimmerte rötlich-golden.

»Was schaut Ihr so nachdenklich zum Goldberg?«, fragte plötzlich eine Stimme neben ihm, deren Klang, obwohl tief und männlich, doch eine seltsame Empfindung in dem Angeredeten hervorrief. Er blickte auf, und der Hofalchemist von Mühlenfels hielt sein Ross dicht neben ihm an, in gedämpften Tönen also fortfahrend: »Ihr schaut nach dem Warnungszeichen, das unser gnädigster Herr dort vor acht Jahren errichten ließ, da es zum ersten Mal gebraucht wurde. Wisst Ihr, was es ist?« Er neigte sich hinüber zu Sędziwój, legte die Lippen fast an sein Ohr und sprach: »Der Galgen ist es, mein fremder Junker, an dem Georg Honauer erblich, der arme Tropf! Im flittergoldenen Kleid, das verhängnisvolle Gerüst geschmückt mit dem edlen Metall, welches er selbst gefertigt hatte, hing er da. Nehmt ein Beispiel daran, dass Ihr nicht ebenso vergoldet werdet!«

Damit setzte er dem Pferd die Sporen ein und trabte hinweg, dass der lange flatternde Mantel, den er stets umgeschlagen trug, sich im Wind hoch aufbauschte.

Sędziwój, so wenig Bedeutung er auch den Worten des Hofalchemisten beimessen mochte, fühlte sich doch im Angesicht des schwarzen Gerüsts, in Erinnerung an das Schreckbild der verwichenen Nacht, in der unheimlichen

Stille des Walds tief bewegt. Zwar war der Unterschied zwischen ihm, der die kostbare Tinktur in Wirklichkeit besaß, und Honauer als einem bloßen Betrüger zu offenbar und entschieden, als dass in ihm Befürchtungen vor einem ähnlichen Geschick hätten aufsteigen können. Aber wie sehr er sich bemühte, seine aufgeregten Gefühle zu beschwichtigen, es gelang ihm nicht. Vielmehr las seine erhitzte Einbildung, als er zum Gefolge des Herzogs zurückgekehrt war, drohende Gefahren in dem Auge des Fürsten.

Zum zweiten Mal senkte sich die Nacht auf die Erde herab.

Mit unruhigem Sinn betrat der Alchemist das stille Gemach, welches nur matt von den blassen Streiflichtern des Monds erhellt wurde und versank bald in einen leichten Schlummer.

Ein Traum setzte die Gedanken fort, denen er sich wachend hingeeben hatte. Ihm schien es, als drängen finstere, wilde Gesellen in sein Gemach, mit Schwert und Dolch die Herausgabe des Wunderelixiers von ihm fordernd. Dann sah er sich in einem feuchten unterirdischen Gewölbe, von dessen Wänden schreckliche Geräte herabhingen. Starke Fäuste ergriffen ihn, um Arme und Beine schlangen sich Seile, an denen er emporgezogen werden sollte. Aber mit der Kraft der Verzweiflung rang er sich los und stieß einen gellenden Schrei nach Hilfe aus, der schaurig von der gewölbten Zimmerdecke widerklang und ihn erweckte.

Der Alchemist fühlte seine Glieder von Fieberschauern gerüttelt, ein kalter Schweiß bedeckte seine Stirn. Rasch sprang er auf und raffte in wilder Hast alles zusammen, was sein war.

Hinaus aus diesen Räumen trieb es ihn, auf denen der

Fluch lastete! Vielleicht war es hier, wo vor ihm die anderen eingeschlossen geschmachtet hatten, von denen das Gerücht ging, der Herzog habe sie langsam verhungern oder zu Tode foltern lassen.

Und war das alles vielleicht auch eine Fabel? Keine Fabel war der Galgen, den er mit eigenen Augen gesehen und der so drohend auf Stadt und Schloss herabschaute, keine Täuschung der unheilvolle Blick des Fürsten und die warnende Stimme des toten Meisters!

Ungewöhnlich lange dauerte es an jenem Tag, ehe der Herzog seinem Pagen den Befehl gab, Sędziwój zu ihm zu beordern, denn seit früher Stunde schon harrete der Hofalchemist von Mühlenfels im Vorzimmer seines gnädigsten Herrn, dem er wichtige Dinge mitzuteilen hatte. Als endlich der Fürst rief »Sędziwój soll kommen!«, geschah es nachlässig und kalt, nicht mit dem lebendigen Verlangen von Tag zuvor. Eben so langsam kehrte der Bote zurück, trat gleichsam wider Willen in des Fürsten Gemach und blieb scheu und vorsichtig der Schwelle nahe, als er berichtete: »Gnädigster Herr, der Alchemist ist fort! Wild zerstreut sind die Kissen des Lagers, in Unordnung die Geräte, das Gitter des Fensters durchbrochen.«

Da sagte Herzog Friedrich mit spöttischem Lächeln: »Hab' mir's gedacht! Lasst ihn laufen, er findet auch anderswo einen Galgen!« Er wandte sich wieder zu dem von Mühlenfels und winkte dem Pagen, sie allein zu lassen.

Die heißen Strahlen der Sonne vermochten sich kaum einen Weg in das Dickicht des Waldes zu bahnen, in welchem angenehme Kühle herrschte. Dort auf der kreisrunden Lichtung brannte ein helles Feuer, von wunderlichen Gestalten umlagert, welche begierig auf die saftige Keule

eines erlegten Hirsches schauten, die an eisernem Speißbriet, während hin und wieder ein wechselnder Ruf in fremder Zunge die Stille unterbrach. Aus der Ferne wurde derselbe beantwortet, als seien Posten ausgestellt, um die Lagernden vor unwillkommenen Überraschungen zu schützen.

Nun aber tönte er länger und lebhafter, die kauernenden Gestalten erhoben sich, Männer und Frauen liefen durcheinander, denn auf dem Pfad, der sich in Schlangenlinien der Lichtung näherte, ließen sich eilige Tritte vernehmen. Ein bärtiger Mann erschien, ein schweres Bündel auf der Schulter, die Erscheinungen vor ihm mit forschenden Blicken musternd. Hinter ihm schaute ein kleiner schwarzäugiger Zigeunerbube blinzeln hervor, und seine Gegenwart, wie das verabredete Zeichen, welches er gab, brachten Ruhe in die aufgeregte Schar zurück, die den Fremden neugierig umdrängte.

»Fürcht' dich nit«, sagte er und suchte den Zögernden vorwärts zu schieben, »gute Leut', die da, - meine Leut'.«

Dann berichtete er mit schneller Rede und in einem seltsamen Kauderwelsch den anderen, wie er den Fremden, indem derselbe über die Landesgrenze zu kommen gewünscht, irrend im Wald getroffen hatte. Eines der aufmerksamsten Frauen unterbrach ihn, eine braune wilde Dirne, mit brennenden Augen und kirschroten Lippen.

»Schweig«, rief sie dem Knaben zu, »Fiametta wird ihm jetzt sagen, was die Sterne verkünden und der Tag ihm bringt.«

Sie neigte sich über die Rechte des Mannes, die er ihr nur widerstrebend ließ, und schaute lange mit glänzenden Blicken in seine flache Hand. Dann umdüsterte sich ihr Ge-

sicht und sie rief: »Wer einen Schelm und Betrüger heißen will, der nenne ihn Alchemist.« Und als der Fremde ihr unwillig die Hand entzog, fügte sie rasch hinzu: »Hüte dich vor dem roten Löwen, dem grünen Drachen, der weißen Taube!«

Şędziwój, denn er war es, dem das braune Kind Ägyptens die Zukunft so enthüllte, staunte, als er diese Worte vernahm. Dann winkte er dem Mädchen, beiseitezutreten, und sprach mit gedämpftem Ton: »Was weißt du von unseren Geheimnissen und wer lehrte es dich?«

Die Zigeunerin antwortete nicht sogleich, aber mit einer bezeichnenden Gebärde ihre Arme nach Erde, Luft und Wald ausstreckend, sagte sie: »Die Geister reden mit uns, wie mit ihresgleichen. Die Tiefen erschließen sich unserem Blick und der Sterne Reigen zieht sichtbar über unser Haupt dahin in melodischen Klängen. Der purpurne König wird ertrinken in seinem Bad«, fuhr sie wie in Begeisterung fort. »Nimmer umfängt er die Jungfrau in Liebesglut, nur dem wahren Meister bleibt sie hold. Hüte dich vor Betrug! Ich sehe geharnischte Reiter dir folgen, der Boden zittert unter der Rosse Huf, sie suchen dich und den Schatz, den du trägst, der dir Verderben bringt!«

Şędziwój blickte finster umher und griff nach dem Dolch in seinem Gürtel, als gedenke er, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen.

Doch das Mädchen legte die kleine Hand auf seinen Arm und gemahnte ihn dringend: »Stärke dich erst mit Speise und Trank, teile unser Mahl und lösche den Durst aus jener Quelle. Dann will ich dich zu einem alten Bau führen, der schon Jahrhunderte lang den Stürmen trotzt, dass er dir Obdach biete, bis die eiserne Wolke vorüber ist.«



Mit lächelnder Anmut ging sie voran, dem Feuer zu, um welches die anderen schon gelagert waren und des Bratens harrten, den einer von ihnen soeben kunstgerecht zerteilte.

Unweit der Grenze Württembergs, do wo der Schwarzwald seine wildromantischen düsteren Züge mit dem Lauf des Rheins parallel führt, lagen in einer Schlucht verborgen Turm und zerfallene Trümmer einer Burg, welche eine seltsame Laune oder vielleicht ein wichtiger Beweggrund gerade auf jenem Fleckchen Erde hatte erstehen lassen. Von dem Gebäude selbst war nichts mehr sichtbar als die nördliche Umfassungsmauer, an der sich eine Wand von dunkelgrünem Efeu hinaufrankte. Den äußersten, nach Westen vorspringenden Punkt dieses Überrestes bildete ein fester und hoher Turm, dessen untere Fenster in Schießscharten bestanden, während nach oben zu die Form derselben, sich allmählich vergrößernd, unter dem höchsten Mauerkranz schmale hohe Fensteröffnungen zeigte, durch welche Licht auf eine gewundene Treppe fiel, die zu der Plattform hinaufführte.

Dieser Turm besaß nur ein einziges Gemach, welches zu sicherem, wenn auch nicht behaglichem Aufenthalt dienen konnte.

Es befand sich im Erdgeschoss und empfing spärliches Licht durch die Schießscharten, deren schräge Richtung dem Sonnenstrahl nicht erlaubte, hineinzudringen, selbst wenn er Eingang in die Schlucht gefunden hätte. So wie der Turm stand, dämpften noch die hohen Bäume des Waldes die kümmerliche Helle. Das Auge eines Eintretenden bedurfte einiger Zeit, ehe es sich an das matte Dämmerlicht des Raums zu gewöhnen vermochte. Eine niedrige spitzbogige Tür, aus festem Eichenholz gezimmert und mit star-

kem Eisenblech gefüttert, bildete den Eingang dieser Art von Feste, deren überaus starke Quadern wohl einem heftigen Anprall zu widerstehen vermochten. Ein Ausdruck von befriedigtem Sicherheitsgefühl überflog das gebräunte Antlitz, des Alchemisten, als er vor diesem Zufluchtsort angekommen war und das Ganze mit scharfen Blicken musterte.

»In Wahrheit, du hast mich wacker geleitet, Fiametta«, sprach er nun. »Wenn ich erst völlig geborgen sein werde, will ich dir lohnen, wie ich nur vermag. Verbitt' es nicht«, fuhr er mit seltsam weicher Stimme fort, als die Zigeunerin eine abwehrende Bewegung machte, »ein hübsches Halsband von Gold mit roten Korallen müsste nicht übel zu deinem schwarzen Haar und deinen blitzenden Augen stehen.«

»Ich bitt' dich«, rief Fiametta angstvoll, »geh hinein und verschließ die Pforte hinter dir. Draußen umlauert dich Verrat, hier drinnen bist du sicher wie der Falke in seinem Nest. Und wenn du von außen gedrängt werden solltest ...«

Sie vollendete nicht, denn es rauschte zwischen den Bäumen wie Männertritt und Waffenklang. Ehe Sędziwój die Tür zu erreichen vermochte, nach welcher das bestürzte Mädchen mit ausgestrecktem Arm wies, glitten schwarze Gestalten wie aus dem Boden gewachsen zwischen ihn und das rettende Asyl.

»Es ist zu spät«, murmelte Fiametta, »der Marder schlich uns nach mit leisem Tritt. Wehe dir und mir - wehe ihm!«

»Freilich ist es zu spät«, klang es spottend mit gedämpfter Stimme nach, und ein bewaffneter Mann, vom Haupt bis zu den Füßen in einen weiten schwarzen Mantel gehüllt,

das Antlitz, tief verborgen unter einer dunklen Samtmaske, legte seine schwere mächtige Hand auf die Schulter des Polen.

»Herr«, fuhr er fort, »Ihr seht, wir sind in der Überzahl, ergebt Euch dem Geschick, das über Euch verhängt ist.«

Aber Sędziwój sprang zurück, indem er den Dolch aus der Scheide riss. Vielleicht hatte er die Absicht, in den Wald zu entfliehen, aus dem er gekommen war. Vielleicht hoffte er noch den schützenden Bau zu erreichen, dessen geöffnetes Tor nur wenige Armeslängen von ihm entfernt war. Allein auf einen Wink des Verhüllten stürzten sich die übrigen verummten Gestalten von hinten auf den Polen, ergriffen ihn mit starken Fäusten. Während einer ihm die Waffe entrang, warfen die anderen ihn trotz seines verzweifelten Widerstandes zu Boden und schnürten ihm Hand und Fuß mit festen Stricken.

»Halt«, rief Fiametta in wild aufloderndem Grimm und packte mit ihren kleinen Händen des verhüllten Mannes Arm, ihn zornig schüttelnd. »Ist das der Schutz, den du mir verhiest? Rettest du so sein Leben, das mächtige Feinde bedrohen? Lass ihn los, gleich auf der Stelle lass ihn los oder ich töte dich!«

Ein raues höhnisches Lachen war seine Antwort, als er ihre Hände wie eine Feder von sich abschüttelte.

»Schweig, Törlin«, sagte er dann, »was kümmert dich der fremde Mann? Zieh deines Weges und danke Gott und der heiligen Jungfrau, wenn wir dich ungehindert von dannen ziehen lassen. Nicht sein Leben begehre ich, nur den kostbaren Schatz, den er an sich trägt. Den will ich um jeden Preis besitzen.«

»Wer einen Schelm und Betrüger nennen will, der heiße

ihn einen Alchemisten«, sagte die Zigeunerin. »Du hast mich verraten und dem Verrat folgt die Strafe auf dem Fuß. Du sollst ihm nicht ein Haar krümmen, sag' ich dir, ihn nicht berauben, ich will es nicht.«

Der Vermummte trat mit einer raschen Bewegung dicht zu ihr hin. »Nicht?«, erwiderte er spottend. »Du willst es nicht? Aber ich will es! Ich will mich nicht in diesen Handel verwickelt haben, ohne den Preis davonzutragen, der in meinen geschickten Händen das Samenkorn zu reicher Saat der Ehren und des Ruhmes werden soll. Doch wozu der törichten Worte so viele! Schon zu lange habe ich dich angehört. Hinweg mit dir, dass ich nicht in Versuchung gerate, dich mit ihm in diesen Turm werfen zu lassen.«

Die Zigeunerin lachte wild und spöttisch auf bei dieser drohenden Rede. »Wag' es, mich zu berühren«, sagte sie und zog ein Pfeifchen hervor, das an einer Schnur in ihrem Busen hing.

»Wisse, dass keiner ist unter der braunen Schar, der nicht sein Leben zehnfach für mich gäbe. Denn ich bin edel geboren, aus königlichem Stamm und die vertriebenen Kinder Ägyptens kennen die Treue, die du so schmäählich brichst.«

»Schweig!«, schrie der Vermummte zornig, ergriff sie mit Ungestüm beim Handgelenk und schleuderte sie von sich, dass sie vor Schmerz laut auffuhr. »Schweig! Oder ich durchbohre ihn vor deinen Augen mit meinem Schwert. Doch höre, was ich dir sage«, fuhr er nach einer Pause fort. »Ich weiß, dass du deine Schwüre hältst. Schwöre mir bei Himmel und Erde, bei der Asche deiner Eltern, bei dem höchsten Geist, den Ihr verehrt, dass kein Laut über das, was du hier gesehen hast, deinen Lippen entschlüpfen soll, dass du niemals einem Menschen vertrauen willst, was du

von diesem Manne sahst – willst du? Wo nicht, tue ich, was mich vielleicht reuen wird, denn sein Leben ist mir nützlicher als sein Tod!«

»Wohlan«, sagte Fiametta nach kurzem Besinnen »Ich will gehorchen, und selbst von den meinen soll niemand wissen, was hier geschehen. Aber«, fuhr sie mit erhobener Stimme fort, »wehe dir, wenn du ihn mit einem Finger verletzt! Ich bin ein Funke, ich würde für dich zur Flamme werden, die einen Holzstoß anzündet, und wenn ich selbst darüber zu Asche brennen müsste!«

»Leeres Geschwätz!«, unterbrach sie der Verlarvte, »nichts als Worte und der leere Schall tötet nicht.«

Aber die Drohung der Zigeunerin hatte doch etwas Unheimliches, Unbehagliches für ihn.

Er wiederholte seine Aufforderung. Fiametta leistete den Schwur, stieg leicht und gewandt die steile Seite des Berges hinan und verschwand im dichten Waldgebüsch.

»Nun, mein edler Herr«, sprach der Vermummte, indem er sich zu dem am Boden liegenden Polen wendete, »gebt das wundersame Pulver heraus, um dessen willen man Euch verfolgt. Ich werde es in sichere Obhut nehmen. In nicht gar ferner Zeit wollen wir mehr darüber reden, denn ich hoffe, dass die geheimnisvolle Kunst ihrem aufmerksamsten Schüler die Wege zu den höchsten Ehren bahnen soll.«

Erwartungsvoll schwieg er nun, allein der Pole rührte sich nicht. Seine düster gefaltete Stirn, die festgeschlossenen Lippen und die finster blickenden Augen schienen genugsam Zeugnis abzulegen, dass er nur der Gewalt weichen, nimmermehr aber freiwillig jenes ausliefern würde, was den eigentlichen Kern und Zweck seines Daseins bil-

dete.

»Ihr schweigt?«, fuhr der andere fort, »nun, wie Ihr wollt. Zu hoch ist der Preis, um den ich ringe, dass nicht Gewalt entschuldigt wäre!« Er winkte und einer der Bewaffneten begann das Gewand des Alchemisten sorgsam zu durchsuchen, ohne dass der gefesselte Pole sich dem zu widersetzen vermocht hätte.

Sędziwój schloss die Augen, dunkle Zornesglut bedeckte seine Wangen. Aber plötzlich erblasste er, denn der Mann, der ihn plündern sollte, hatte den Schatz entdeckt, der in einer schweren metallenen Kapsel auf der Brust des Alchemisten ruhte.

Gierig entriss der Führer ihm die kostbare Beute. »Es ist genug«, sagte er dann, »tragt ihn jetzt hinein und schließt die Tür hinter ihm.«

Sędziwój fühlte sich emporgehoben, fortgeschleppt und auf den Boden jenes Gemaches niedergelegt, das ihm zu Schutz und Schirm hatte dienen sollen. Dann schloss die Tür sich und er sah sich allein und gefangen.

Wie lange er so gelegen, wusste er kaum. Als der verräterische Überfall stattfand, neigte die Sonne bereits zum Untergang. Schnell folgte tiefe Dämmerung und finstere Nacht. Als er allmählich wieder zum Bewusstsein kam, schimmerte ein schwacher Lichtstrahl durch die Schießscharten hinab. Der Alchemist versuchte, seine steif gewordenen Glieder zu regen. Allein die Stricke, mit denen er gefesselt war, hinderten jede Bewegung. Vollkommen hilflos lag er da. Was tun? Vermochte lauter Ruf durch das steinerne Gemäuer nach außen zu dringen, dessen Festigkeit ihm kurz zuvor so wünschenswert erschienen war? Und wenn zufällig des Wegs Kommende ihn vernahmen, konn-

te nicht dadurch sein Aufenthalt verraten werden? Konnten nicht eben jene die vom Herzog ausgesandten Verfolger sein? Vergebens bemühte er sich, einige Verbindung in das Erlebte zu bringen. Nur eines stand ihm mit vernichtender Gewissheit fest, dass er den Talisman nicht mehr besaß, dessen Kraft die goldenen Pforten der Fürstengunst erschloss, den Weg zu Ruhm und Ehre ihm bahnte. Ein Strom der bittersten Empfindungen wogte in seiner Brust empor und Tränen entstürzten seinen Augen, wie er sie nie gekannt hatte. Es tat ihm seltsam wohl, die heftige Erregung ausströmen zu lassen, und er begann allmählich ruhiger zu werden und die zerstreuten Gedanken zu sammeln auf den einen Punkt: Wie hinauskommen? Er richtete seine Augen zur Decke des Gemachs und bemerkte einen dunklen Schatten, in dem er mit angestrengtem Blick eine Falltür erkannte, die nach oben führen musste.

Dort winkte vielleicht Rettung, eine Möglichkeit zur Flucht. Doch selbst wenn es ihm glückte, bis zur Plattform des Turmes vorzubringen, wie sollte er hinabgelangen?

Unruhig warf Sędziwój sich hin und her, als er plötzlich einen harten Gegenstand unter sich fühlte. Zur Seite gewendet, fand er ein geschlossenes Messer und daran einen schmalen Streifen beschriebenen Pergaments. Was konnte ihm jetzt, da er weder Hand nach Fuß zu rühren vermochte, die Gabe nützen, die vielleicht nur während seiner Bewusstlosigkeit durch eine der Schießscharten hineingeworfen war? Wer konnte ihn retten wollen? Fiametta? Sie allein? Das war unmöglich, und hatte sie nicht schwören müssen, das Geheimnis niemandem zu anvertrauen?

Sędziwój fühlte seine Gedanken sich von Neuem verstricken, aber er riss sich mit Gewalt empor und überlegte, wie

er zuerst die Fesseln lösen mochte, die alle anderen Versuche zur Rettung abschnitten.

Mühsam schleppte er sich zu einem Vorsprung der steinernen Wand, gegen den er mit aller Macht die Stricke zu reiben begann, welche seine Hände umschlangen, auch wenn er dabei sich die Haut an vielen Stellen blutig riss. Er machte eine äußerste Anstrengung, dehnte seine zerschundenen Glieder mit voller Macht, und das Seil zerriss. Dann griff er nach dem Messer und trennte das Band um seine Füße. Matt erhellt waren noch die kleinen Öffnungen, deren einer er sich näherte, um den Inhalt des Pergamentstreifens zu entziffern. Er enthielt nur die Worte: »Wache und lausche.« Und der Pole lauschte mit angestregten Sinnen, wenn er auch nichts vernahm als das leise Rauschen der Bäume, oder den hellen Schrei eines Raubvogels, der vorüberzog.

Die Minuten schienen sich endlos zu dehnen, vielleicht war der rettende Ruf schon erklingen und er hatte ihn nicht gehört! Wenn er doch hinauszudringen vermocht hätte, wie jene Steinchen, welche der Zahn der Zeit von dem starken Bau abgelöst hatte und die er, in gedankenvoller Pein von seiner Hand zusammengedrückt, durch die Öffnung hinauswarf. Er erbebte, denn hatte er nicht unklug gehandelt, auch nur das geringste Lebenszeichen von sich zu geben? Da knisterte es draußen wie das Geräusch eines über Kieselerde hinschreitenden Fußes.

Eine Stimme flüsterte gleich darauf: »Bist du wach, Fremdling?«

»Wohl bin ich's!«, rief Sędziwój rasch, »doch wer bist du und was bringst du mir?«

»Freiheit!«, sagte die Stimme und fuhr in gedämpften zit-



ternden Tönen fort: »Die Tochter des Südens hat ihre Ohren betören lassen von dem treulosen Wort des verlarvten Räubers und sie will, sie muss dich retten, den sie wider Willen ins Verderben stürzen half.«

»Fiametta«,« rief der Pole fast mit einem Schrei des Entzückens. Aber er bekämpfte mit Gewalt die Aufregung seines Innern und lauschte aufmerksam den Worten der Zigeunerin, als sie wie nach Atem ringend in kurzen Absätzen fortfuhr.

»Du musst um jeden Preis die Falltür erreichen, welche sich über deinem Kopf befindet. Stoße sie auf! Wenn es dir gelingt, sie zu öffnen, so steige hindurch und verschließe sie hinter dir. Dann wende dich links. Hinter einem Haufen alten Gerölles findest du, was Dich sicher von der schwindelnden Höhe hinabtragen wird. Eile! Längst überschritt der Sonnenwagen die Mittagshöhe. Wenn die Nacht einbricht, musst du dich in die Ferne gerettet haben. Deine Verfolger werden mit dem Mondlicht wieder hier sein. Ich bin ihnen nachgeschlichen und belauschte sie. Tritt zurück.«

Sędziwój wich unwillkürlich zur Seite. Es rauschte empor. Durch die Schießscharte glitt eine Stange herab, dann noch eine, dann kurze Stäbe. Der Gefangene sammelte das seltsame Gerät, und ein Ruf der freudigsten Überraschung entfuhr seinen Lippen. Die Stäbe bildeten die Glieder einer festen, ziemlich hohen Leiter und schnell fügte er die getrennten Teile zusammen.

Die Falltür befand sich in einer Ecke des Gemachs, und wenn nur eine Handbreit an der Höhe der Leiter fehlte, war es ihm unmöglich, die schwere Tür aufzuheben, weil er von unten ihre ganze Last zu tragen haben musste. Sein

Herz pochte stürmisch, als er mit den Augen die Entfernung maß. Jetzt erstieg er die Sprossen, so rasch es seine durch die Fesselung noch erstarrten Glieder erlaubten. Doch wie vom Schwindel gepackt, sank er zurück, und ein kalter Schweiß überrieselte ihm den Leib.

Wieder näherte er sich der Schießscharte und rief: »Fiametta!«

Als dem Lauschenden keine Antwort gegeben wurde, raffte er abermals Steinchen zusammen und schleuderte sie durch die Öffnung. Allein er harrte vergebens. Er vernahm nichts, als das einförmige Rauschen der Bäume. Eine fieberhafte Angst ergriff ihn. Von Neuem erklimm er die Leiter und stemmte seine zitternde Schulter gegen die Falltür, die in ihren Fugen zwar erbebt, aber nicht wich.

Sędziwój schöpfte Atem, und ein schwacher Strahl der Hoffnung belebte sein Herz. Die Höhe der Leiter reichte also aus. Wenn die Falltür seinen Anstrengungen endlich nachgab, war er fürs Erste gegen die Wut der Verfolger geschützt.

Als er so, ausruhend auf den Sprossen saß und hinabschaute, sah er erst, dass auch an der inneren Seite der Eingangstür schwere Befestigungen angebracht worden waren, um einem Sturm von außen wirksamen Widerstand entgegensetzen zu können.

Zwei kolossale Eisenriegel oben und unten mussten das Eindringen nahezu unmöglich machen. Schnell wie der Gedanke in ihm entstand, glitt der Alchemist von der Leiter hinab und schob die Riegel vor, die sich ungleich leichter handhaben ließen, als er gehofft hatte. Es konnte nicht allzu lange Zeit verfließen sein, seit diese Riegel zum letzten Mal bewegt worden waren. Vielleicht hatten die Zigeuner, zu

deren Bande Fiametta gehörte, diesen Schlupfwinkel ehe-  
dem benutzt.

Von Neuem bestieg Sędziwój die Leiter. Allein auf hal-  
bem Weg hielt er lauschend inne, denn es klang wie  
Stimmengemurmel von draußen. Deshalb hatte die kluge  
Fiametta seine Zeichen nicht beantwortet. Himmel, so nahe  
der Rettung und vielleicht dennoch verloren!

Ein Schlüssel wurde in das Schloss gesteckt und darin  
umgedreht und die schwerfällige Klinke hob sich. Allein  
die Tür gab dem Druck nicht nach, zu fest hielten die Ei-  
senriegel sie.

Nun schien es, als solle Gewalt angewendet werden, denn  
die Fugen der Pforte knackten und Stäubchen rieselten an  
der Mauer herunter. Mehr wartete der Gefangene nicht ab.  
Hurtig erklimm er die Leiter, und die gewaltige Aufre-  
gung, in der er sich befand, verlieh ihm Riesenkräfte. Er  
presste seine Schulter gegen die Falltür und drückte sie mit  
aller Gewalt hinauf, ein Mal und noch einmal und wieder.  
Nur widerstrebend, hob sie sich ein wenig. Dann, mit lau-  
tem Krachen, flog sie empor, eine Wolke finsternen Staubs  
auf den Alchemisten hinabsendend.

Heftige Schläge dröhnten unten gegen die Eingangstür,  
als Sędziwój die Leiter vorsichtig emporzog, sobald er oben  
festen Fuß gefasst hatte. Dann senkte er die schwere Klap-  
pe wieder und sah sich in dem Raum um, in welchem er  
sich befand.

Von dem Inneren des Turms führte eine schmale gewun-  
dene Treppe mit verfallenen Stufen weiter hinauf. Ein Hau-  
fen alten Gerölls versperrte den Zugang, und als Sędziwój  
dasselbe hinwegzuräumen begann, entdeckte er darunter  
ein zusammengerolltes starkes Tau von beträchtlicher Län-

ge.

Nur einen Augenblick atmete der Flüchtling auf, dann begann er die Treppe zu ersteigen und sah sich nach kurzer Zeit oben auf der Plattform, über deren zackiges Mauerwerk er ungesehen hinabschauen konnte.

Vor der eisenbeschlagenen Tür hielt auf falbem Ross derselbe tief verhüllte Mann, der ihn so schmählich beraubt hatte. Mit lautem Zuruf ermunterte er die Männer, deren Kraft sich vergeblich gegen die Riegel abmühte, welche den Zugang in das Innere des Turms versperrten. Indem Sędziwój so hinabschaute, fasste der Wind des Reiters schwarzen Mantel und bauschte ihn auf wie dunkle Flügel. Ein halb unterdrückter Ruf des Zornes entschlüpfte den Lippen des Lauschers, denn er erkannte den Hofalchemisten von Mühlenfels, wie er ihn gesehen hatte, als derselbe ihm spöttisch das unheilvolle Denkmal auf dem Goldberg wies.

*Ha, dachte er, könnte ich dich mit diesen Steinen zermalmen! Aber deine Stunde wird kommen, räuberischer Wicht, dann rechnen wir ab!*

Nun näherte sich Sędziwój der entgegengesetzten Seite der Plattform und blickte spähend hinab. Wo der Turm sich mit der Mauer verband, zeigte sich die günstigste Gelegenheit zur Flucht, weil die vorspringende Ecke der Ruine ihn vor den Augen derjenigen schützen musste, die sich am Eingang noch immer vergeblich abmühten. Hinter der Mauer wucherte dichtes, hohes Farnkraut, bis zu dem Gipfel hinauf, wo der Wald sicheren Schutz gegen weitere Verfolgung bot.

Nur einen Moment lang hatte er sich aufgerichtet und wollte eben hinter der Zinne des Turms seine vorige Stel-

lung wieder einnehmen, da teilten sich drüben die dichten Gebüsch. Aus ihrer gelichteten Mitte schimmerte ein buntes Gewand, ein rotes Kopftuch hervor. Der Alchemist strengte sich an, mehr zu entdecken, allein die Erscheinung war verschwunden, und nur die grünen Wipfel des Gesträuches schwankten hin und her, wie vom Winde bewegt. Er befestigte das Seil an dem Turmkranz und glitt unhörbar daran hinab. Selbst wenn die Stürmenden am Eingang weniger geräuschvoll verfahren wären, hätten sie wohl kaum das leise Anschlagen des Taus an die Mauer vernommen.

Der Pole sank in die weiche Fülle der hohen Kräuter, die den Boden bedeckten, glitt auf Händen und Füßen vorwärts, jener Stelle zu, wo Fiamettas Gewand ihm sichtbar geworden war. Er wandte nicht einmal das Haupt, um nach seinen Verfolgern auszuschaun, denn die fortdauernden Stöße gegen die eisenbeschlagene Tür waren ihm ein sicheres Zeichen, dass seine Flucht völlig unbemerkt von statten gehen konnte. Das herabhängende Seil befestigte er an einer Wurzel, um zu verhüten, dass es, vom Abendwind bewegt, dieselbe verraten möchte.

Endlich umging ihn das niedrige Unterholz. Wenige Augenblicke später wagte er es, sich aufzurichten. Die nächsten Schritte führten ihn der Zigeunerin entgegen, die mit Freude sprühenden Blicken auf ihn schaute. Ehe er ihre Absicht erriet, sank sie vor ihm nieder, neigte ihr dunkellockiges Haupt auf seine Füße und stammelte: »Vergib, o vergib!«

Wie eine leidenschaftliche Regung flammte es auf in dem Herzen des jungen Mannes. Doch noch schwebte das Schwert über seinem Haupt.

Hastig zog er das Mädchen empor und flüsterte leise: »Komm hinweg, Fiametta, jeder Augenblick kann uns Verderben bringen. Erst wenn die Fluten des Rheins uns auf günstiger Welle hinabtragen, dürfen wir uns sicher schätzen.«

Fiametta schaute ihn unter Tränen lächelnd an und deutete nach jener Stelle zurück, von der noch immer die fruchtlosen Schläge erdröhnten.

»Der Fuchs kläfft vor der Höhle des Löwen«, sagte sie, »aber er wird seine spitzen Zähne zerbrechen und nicht hineindringen. Siehst du dort oben den Flug der Raben? Sie wittern Beute. Der Lügner soll seinen Leib zu ihrer Speise bereiten, ehe des Mondes Scheibe zum zweiten Mal sich füllt!«

Einen zornigen Blick noch schleuderte sie hinüber, dann ergriff sie die Hand des Flüchtlings und führte ihn durch das Dickicht zu einem schmalen gewundenen Pfad, der um das Gestein sich aufwärts schlang.

Es war ein mühevolleres Wandern durch den tiefen schweigsamen Wald, der jede Fernsicht unmöglich machte. Nur hin und wieder streifte das Auge durch ein wogendes Meer von Baumwipfeln, aus dem braunes oder graues Gestein auf die milden Pilger im letzten Abendlicht herablickten. Sie sprachen wenig, anfänglich aus Besorgnis, die Verfolger auf ihre Spur zu leiten.

Doch mit der steigenden Sicherheit wuchsen auch die bitteren und schmerzlichen Empfindungen des Alchemisten, hervorgerufen durch den Verlust seiner kostbaren, wohl nimmer zu ersetzenden Habe.

Diese Gefühle übertäubten sogar die Ermattung seiner Glieder, den Hunger und Durst. Er erwog immer aufs

Neue, wie er dem Räuber die kostbare Beute wieder abzu-jagen vermochte, als die Zigeunerin plötzlich stehen blieb und aufmerksam die Bäume am Saum des Wegs prüfte.

Des Alchemisten Hand griff unwillkürlich nach seinem Gürtel, wo er sonst die Waffe zu tragen pflegte.

Allein Fiametta sagte abwehrend: »Die Dämmerung erlischt, schon blinken Sterne, morgen steigen wir hinab in eines anderen Herren Land. Doch heute mußt du noch auf feindlicher Erde ruhen. Ich kann nicht weiter! Seit du gefangen im Turm lagst, drang kein Schlaf in meine Augen. Meine Lippen berührten weder Trank noch Speise.« Sie schaute empor zum dunkelnden Abendhimmel, als ob sie nach dem Stand der wenigen matt blinkenden Gestirne ihren Weg zu richten gedächte. Alsdann wendete sie sich nach rechts und drang durch Gestrüpp und Ranken aufwärts bis zu einer dunklen aufgehäuften Masse von großen Steinen, die regellos umhergeworfen schienen.

In der Mitte dieses fast abgerundeten Haufens, wohin zu gelangen, ohne kundige Führung mühsam und sogar gefährlich sein mochte, zählte Fiametta die Blöcke. Bei dem siebten derselben hielt sie an und ahmte den Ruf des Käuzchens nach, das in altem Gemäuer nistet.

Śędziwój sah voll Erstaunen den größten der Blöcke, wie von unsichtbarer Hand gefasst, sich langsam zur Seite bewegen. Es öffnete sich ein unterirdischer Raum, mäßig groß, von einer Fackel im Hintergrund nur schwach erleuchtet.

»Tritt ein«,« sagte die Zigeunerin zu ihm, »wir sind unter Freunden.«

Zwei dunkle Gestalten tauchten unter dem Stein empor, der allmählich und geräuschlos die Höhle schloss. Auf ei-

nen Wink der Zigeunerin trugen die beiden Brot und Wein herbei und breiteten Matten auf die Erde. Dann schlüpfen sie hinaus.

Den fragenden Blicken ihres Schützlings begegneten Fiamettas dunkle Augen, aber ernst und ruhig. »Der Wein ist gut«, sagte sie, »das Brot frisch. Morgen wirst du Herbergen treffen, wo es reicher zugeht. Allein hier bist du sicherer, denn meine Freunde wachen.«

»Schwörest du nicht jenem Frevler, zu schweigen, auch gegen die deinen?«, fragte Sędziwój voll Verwunderung.

Fiamettas ernste Züge erhellte ein Lächeln. »Wohl«, entgegnete sie, »aber ich habe nicht gelobt, mich unter fremden Schutz zu stellen. Die Kinder des Südens forschen nicht, woher und wohin? Wenn ich gebiete. Ich sendete jene zwei hierher mit dem Nötigen und sie verstanden ohne Wort, dass mir Gefahr droht. Jetzt durchstreifen sie die Gegend und wenn Verfolger nahen, werden sie dieselben schlaue auf andere Spur zu locken wissen.« Sędziwój war noch nicht ganz befriedigt. Er beehrte zu wissen, was er teilweise erraten hatte.

Doch Fiametta sagte nur: »Morgen.«

Dann, nachdem sie etwas Speise eingenommen, verließ auch sie die Höhle und der Alchemist versank wider seinen Willen in einen tiefen wohltätigen Schlummer.

Der verkappte Reiter auf dem falben Ross sah endlich die Unmöglichkeit ein, jene kleine spitzbogige Tür, welche zu dem Innern des Turms führte, mit Gewalt zu öffnen. Er gebot daher den Männern, mit ihrem Werk innezuhalten und fügte hinzu: »Zwei von euch mögen sich ein Lager im Wald bereiten und bis Mitternacht ruhen. So lange müssen die



anderen wachen und auf die nächste Umgebung acht haben, damit der Gefangene nicht entweicht. Hier nehmt« – er warf ihnen eine Handvoll blanker Münzen hin – »und harret mein, bis ich zurückkehre.« Damit lenkte er sein Ross auf denselben Weg, auf dem Fiametta und der Pole den Abend zuvor gekommen waren. Maske und Bart, die ihm lästig zu werden schienen, nahm er ab und barg sie auf seiner Brust.

Gedankenvoll ritt er dahin. Plötzlich scheute das Ross und tat einen mächtigen Sprung zur Seite, sodass der Reiter beinahe das Gleichgewicht verloren hätte. Indem er mit einem Ausdruck des Zorns um sich blickte, gewahrte er zwischen den gabelförmigen Ästen eines dicht belaubten Baumes jenen Zigeunerknaben, der den verirrtten Sędziwój auf sein Geheiß nach der Lichtung geführt hatte.

»Komm herunter!«, rief er ihm zu. »Ich habe mit dir zu reden.«

Aber der Knabe rührte sich nicht, sondern entgegnete nur: »Redet immerhin, ich höre.«

»Gezücht!«, murmelte der Reiter. Dann fuhr er lauter fort: »Wo ist Fiametta?««

»Wo ist der Morgenstern?«, sagte der Knabe mit unverkennbarer Trauer, »zwei der unseren zogen aus, sie zu suchen.«

Jener schien einen Augenblick nachzudenken, dann hob er eine Menge Silbergeld aus der Tasche und hielt es hoch empor, damit der Knabe es besser sehen konnte.

»Das soll dein sein«, sprach er in überredendem Ton, »und weit mehr noch, wenn du meine Fragen ohne Rückhalt beantworten und meinem Wink gehorchen willst.«

Die schwarzen Augen des Burschen blitzten heller als die

Abendröte, deren letzter Strahl auf den Wipfeln der hohen Tannen allmählich verglomm. Dann ließ er sich rasch an dem knorrigen Stamm des Baumes hinab, doch nur so weit, bis er eine seiner Hände denen des Reiters nähern konnte.

»Du bist ein vorsichtiger Spitzbube, meiner Treu!«, rief der Fremde lachend, indem er die Münzen, eine nach der anderen, in die geöffnete Hand des Knaben fallen ließ. »Hier hast du und nun rede.«

»Fragt, Herr«, sagte der Knabe mit schlaudem Lächeln, »Ihr besitzt einen Schlüssel, der Felsen zu öffnen vermag, Jakomos Herz liegt offen vor Euch.«

»Gut, gut! Wo ist Fiametta?«

»Ich weiß es nicht«, entgegnete Jakomo, wie er sich selbst genannt hatte. »Sie verschwand aus unserem Lager mit dem Fremden, den Ihr sicherstellen wolltet vor Verfolgern und den sie zu einem Schlupfwinkel führen sollte.«

»Höre, Bursche«, sagte der Reiter und zügelte sein ungeduldiges Ross, »ich will, ich muss sichere Kunde von Fiametta und ihrem Tun haben. Was du zu erspähen vermagst, trage mir zu. Am östlichen Saum des Walds liegt eine einsame Hütte, nur bewohnt von dem Einsiedler, den das Volk wie einen Heiligen verehrt.«

»Ha!«, rief der Knabe, »der weise Phileta!«

»Du kennst ihn?«, fuhr der Reiter mit gehobener Stimme fort. »Wohlan, wende dich an ihn mit allem, was mich betrifft, denn es könnte sich leicht ereignen, dass mehrere Tage vergehen, ehe ich wiederkehre.«

»Sorgt nicht, Herr«, sprach der Knabe, »ich will Euch redlich dienen.«

Der Fremde wendete sein Ross. Bald verhallten in der Ferne die Hufschläge desselben und abendliche Stille brei-

tete sich über das Dunkel des Waldes aus. Nun verließ auch der Knabe den Baum und strebte der Lichtung zu, auf welcher die Zigeuner am Mittag gelagert hatten.

In seinem Schlafgemach schritt Herzog Friedrich auf und nieder. Voll Erwartung und Ungeduld zog er bald die schweren Fenstervorhänge zurück und lauschte in die stille Nacht hinaus, bald beugte er sich auf den alten bestäubten Folianten hin, der aufgeschlagen auf dem runden Eichentisch inmitten des Zimmers lag. Mitternacht war längst vorüber. Schon begannen die Kerzen in dem Gemach des Fürsten niedrig und trübe zu brennen, da vernahm des Lauschenden Ohr plötzlich rasche Hufschläge. Bald darauf ertönten Schritte im Vorgemach, der Herzog blickte gespannt zur Tür, der Kammerdiener öffnete, und der Hofalchemist von Mühlenfels trat ein.

»Ha, seid Ihr es endlich!«, rief ihm Herzog Friedrich entgegen, dessen vom Nachtwachen bleiches Gesicht, dessen am Schmelztiegel gerötete Augen einen seltsamen Kontrast zu dem vollen, blühenden Antlitz des ehemaligen Barbiers bildeten. »Sprecht, was bringt Ihr?«

Mühlenfels, der ehrerbietig stehen blieb, während der Herzog sich erschöpft in einen Sessel niederließ, schien sich zu besinnen, als müsste er weit ausholen.

»Lange«, sprach er, »opferte ich meine Zeit und meine Kräfte umfassenden Studien, welche das höchste Ziel zu erreichen strebten, – die Erlangung jener wunderbaren, alle Kräfte der Natur in sich vereinigenden Essenz, von welcher wenige Tropfen reichen, gemeines Metall in edles Gold zu verwandeln, Menschen von langjährigem Siechtum zu befreien, die Schwäche des Alters zu heilen, langes Leben ...«

»Ich bitte Euch, erspart mir das!«, unterbrach der Herzog diese Tirade des Alchemisten, der in die marktschreierische Geschwätzigkeit seines ehemaligen Standes zurückzusinken schien. »Zwei Nächte wart Ihr abwesend, um den Inhalt des wundersamen Destillierkolbens zu prüfen, den ihr zubereitet hattet. Sagt, was Ihr fandet und ob das Werk glücklich ist.«

»Mein gnädigster Herr, es ist geglückt!«, entgegnete feierlich der Alchemist, zog eine kleine Phiole von ungewöhnlicher Gestalt hervor, in der sich eine graue körnige Substanz befand, »Ihr seht mich bereit, die Probe zu machen, wann und wo Ihr es befiehlt.«

»Täuscht mich nicht, Mühlenfels«, sagte der Herzog fast drohend. »Mein furchtbarster Zorn würde Euch treffen. Seht Euch vor!«

Statt der Antwort näherte Mühlenfels sich der Tür des Schlafgemachs, öffnete sie und rief dem Kammerdiener zu: »Basilik! Seine herzogliche Durchlaucht befehlen, dass Ihr sogleich das Kohlenfeuer zündet und einen Schmelztiegel mit der nötigen Apparatur bereithaltet.« Darauf sich zu dem Fürsten wendend, fügte er mit tiefer Verneigung hinzu: »Ich bitte Euch, wählt selbst das Metall, welches Ihr verwandelt zu sehen begehrt.«

Der Herzog, noch immer ungläubig, folgte dem Alchemisten in das Nebengemach, wo Basilik schon eifrig beschäftigt war. Dann wurde ein mäßig großer Tiegel zur Hälfte mit zerstücktem Blei gefüllt, das Herzog Friedrich selbst unter den dort aufgeschichteten Blöcken gewählt hatte, und nun entstand eine lautlose erwartungsvolle Stille, bis das Metall, von der Hitze ergriffen, langsam in sich zusammenschmolz und mit einer feinen grauen Haut sich

überzog. Daraufhin öffnete Mühlenfels die Phiole, schüttete daraus ein wenig, in Jungfernwachs verhüllt, auf die Masse, und streckte die Hand nach dem Stäbchen aus, welches der Herzog selbst ihm darreichte, um die Mischung umzurühren. Ein leichter Duft stieg empor, kräuselte sich in seltsamen Figuren und ließ im Tiegel ein rötlich glänzendes Metall zurück.

»Werft es in Wasser!«, rief der Herzog, »lasst es schnell erkalten, – nicht länger trag' ich diese Pein!«

Kaum hielt er sich zurück, bis die abgekühlte Masse gelb und goldig ihm entgegenleuchtete. Mit zitternden Händen griff er hinein und eilte, die Probe zu machen. es war Gold, gutes Gold, jedes Korn – da waltete kein Zweifel mehr, wer auch immer das Pulver bereitet haben mochte. Herzog Friedrich stand noch über die Masse gebeugt, mit angehaltenem Atem, mit klopfenden Pulsen und weit geöffneten Augen, als schaue er in das geheimnisvolle Reich im Schoß der Erde, wo Gold- und Silberstufen in endlosem Glanz sich türmen, blinkendes Edelgestein leuchtet in farbigem Schmelz.

»Es ist wahr!«, sagte er endlich wie zu sich selbst, denn er vergaß, dass noch andere an diesem Triumph der heiligen Kunst teil hatten. »Es öffnet sich die Pforte zu den verborgenen Schätzen der Erde, und mein, mein ist die zauberische Blume, deren Kraft die Schranken sprengt, die mich noch zurückhielten.«

Da fiel sein Blick auf die schweigenden Zeugen dieser unangemessenen Freude und ein Schatten überflog die erregten Züge. Doch bald glättete sich die verfinsterte Stirn wieder, er streckte dem Alchemisten die Hand entgegen, die dieser ehrfurchtsvoll an seine Lippen drückte, und sprach

mit Huld: »Das Gold Eures Wissens und Könnens hat sich bewährt, wie keines je zuvor, und was jener prahlerische Sędziwój ...«

Mühlenfels zuckte zusammen, seine Wange erbleichte.

Aber der Herzog bemerkte es nicht, sondern fuhr mit gehobener Stimme fort: »Was jener Sędziwój zu schaffen verhiess und nicht zu leisten imstande war, habt Ihr vollbracht. Ruhm und Ehre sollen Euch dafür in reicher Fülle zuteil werden. Doch jetzt geht zur Ruhe, Ihr bedürft derselben nicht minder als ich!«

Ein unheimlicher Klang durchzitterte das Gemach, als der Herzog diese Worte sprach, und zum anderen Mal erbleichte die Wange des so gnädig Entlassenen, denn es überfiel ihn wie schwere Ahnung des künftigen Geschehens.

»Was war das?«, fragte der Herzog und schaute suchend umher. »Seht nach, Basilik, ob eine der Phiolen sprang. Nicht? Nun, es war vielleicht nur Täuschung. Gute Nacht, oder besser, Guten Morgen!« Damit ergriff der Herzog mit eigenen Händen das Gefäß, welches die kostbare Beute dieser Nacht enthielt, trug es in sein Schlafgemach und schob den Riegel vor. Der Hofalchemist aber schwankte hinaus, wie zu Boden gedrückt von geheimer Schuld, und Basilik schaute ihm verwundert nach.

»Dort ist die Grenze«, sprach Fiametta, und deutete mit der ausgestreckten Hand auf die zur Ebene gedehnte Talöffnung am Fuß des Berges, auf welchem die beiden standen, hinablickend zu den Wassern der Murg, die sich eilenden Laufs dahinschlängelte, hinaufschauend zu dem klaren Sommerhimmel, in dessen Bläue nur hier und da vereinzelt

te Wölkchen wie duftige Silberflocken schwammen.

»Drüben, wo die Berge aufhören«, begann die Zigeunerin von Neuem und war bemüht, ihrer Stimme größere Festigkeit zu geben, »drüben senkt das Land sich hinab zu dem grünen Wasser, das du Rhein nennst. Dorthin, den goldenen Sonnenball über dir, rechts das fließende Wasserlein, gelangst du zu der Stadt mit dem prächtigen Münster, nach der dir der Sinn steht und wo du Freunde zu finden hoffst.«

Sie schwieg. Mit geisterhaft prophetischem Blick, als senke die magische Entzückung ihrer rätselvollen Stammeltern sich herab auf das heimatlos irrende Kind des dunkelfarbigem Geschlechts, schaute sie in der Sonne glänzendes Licht.

»Du stürmst hinauf«, sprach sie, »hinauf zur Burg des Löwen mit dem geflügelten Wort auf der Pergamentrolle, welche der Bote und sein schnelles Ross dahintragen. Der Pfeil wird treffen. Eine finstere Schar zieht hinaus, den armen Sünder in der Mitte, schreiend im Flug über ihm die Raben. Begierig streckst du die Hände nach dem Kleinod aus, um dessen Besitz du dein Leben wagen würdest. Doch es zerflattert in Luft und du wirst unter den Suchenden bleiben.«

»Du willst mir nicht folgen«, fragte der Pole mit innigem Ton, »willst zurückkehren in jene Schluchten, in denen Verrat auf dich lauert?«

»Die Kinder Ägyptens verraten nicht ihr eigenes Blut«, unterbrach Fiametta ihn mit Heftigkeit. »An ihrem Feuer ist mein Platz, in ihrem Zelt meine Ruhestätte. Dem Christen, dem ich folge, bringt mein Wissen nur Verderben.«

»Ich werde dich schützen«, sagte der Alchemist, »wenn du auf den Arm der deinen so fest vertraust, weshalb riefst

du sie nicht herbei, als der Frevler mich binden ließ und mir mein Eigentum entriss?«

»Der Wald ist unsere Heimat«, rief Fiametta, »und jener würde uns vertrieben haben, hätte ich offenen Widerstand geleistet. Den Zigeuner schützen eure Fürsten nicht so viel wie den Hund, der in ihrem Stall schläft.«

»Wann sehe ich dich wieder?«, fragte Sędziwój, der in ihren Augen las, dass keine Überredung ihre Entschlüsse wankend machen konnte.

»Wenn die Zeit sich erfüllt und du einsam bist«, entgegnete das Mädchen und hob ihre Blicke voll heiliger Glut auf zu ihm. »Lebe wohl!«, sagte sie. Ihre Stimme bebte, ihre schlanken Glieder zitterten. »Der Sonne Strahl webe über dir mild und hold, der Mond verletze dich nicht mit seinem kalten Schein. Lebe wohl!«

Und ehe er etwas zu erwidern vermochte, ehe ein Entschluss ihn drängte, sie zurückzuhalten, war sie im Gebüsch verschwunden.

»Fiametta!«, rief er schmerzvoll. Aber nur das Echo trug den Namen leise und traurig zurück.

Jacomo durchstreifte suchend die Gegend um den Turm, allein die Wächter verscheuchten ihn und drohten ihm mit strenger Strafe, falls er sich wieder in ihrer Nähe zeigen würde. So umkreiste er sie in weitem Bogen und seinen scharfen Blicken entging das Seil nicht, welches er von der Zinne des Turmes straff zur Erde reichen sah. Dieses ihm wohlbekanntes Zeichen überzeugte den Burschen, dass ein Gefangener von dort seine Freiheit gesucht habe und glücklich entkommen sei. Rasch verknüpfte sich in seinem regsamen Geist die ganze Folge der Ereignisse und er



wusste sogleich, dass dem Reiter im schwarzen Mantel viel daran gelegen sein müsse, die Art dieser Rettung genau zu kennen. Doch wagte er nicht, ihm mitzuteilen, was er erraten hatte, denn der Turm galt in mannigfacher Beziehung für einen sicheren Zufluchtsort und eben das Tau bewies ihm, dass bei jener Entweichung Leute seines Stammes tätig gewesen seien.

Je weiter der Tag vorrückte, desto weniger vermochte er seine Neugier zu zügeln. Und kaum begannen die tieferen Schatten der Nacht sich herabzusenken, als Jacomo sich durch das Farnkraut dem Turm näherte, unbemerkt von den Männern, die ja nur von Zeit zu Zeit an der noch immer wohlverriegelten Tür rüttelten oder zu den Fensteröffnungen träge emporblickten.

Jacomo schlang das Seil fester um die Wurzel, an die es Sędziwój geknüpft hatte, dann schaute er bedächtig umher und kletterte ohne große Mühe hinauf. Als er den Turmkranz erreicht hatte, verschwand er in der Treppenöffnung und schritt vorsichtig tastend hinab, denn es war misslich, Licht anzuzünden, dessen Schein durch die Fenster bemerkt werden musste.

Am Fuß der gewundenen Treppe berührte die Hand des Knaben jene Leiter, die es dem Polen möglich gemacht, die Falltür zu erreichen, mühsam hob er die schwere Klappe empor, lauschte, und als er keinen Laut unter sich vernahm, versuchte er, in das Turmgemach zu gelangen. Glücklicherweise erreichte er von der Öffnung aus die Sprossen und durchsuchte nun den Raum, der sich völlig leer erwies.

»Ah«, sagte er zu sich selbst, »hier verbarg also Fiametta den Fremdling, hierher wusste sie die Stäbe zu schaffen, die ich wiedererkenne, denn ich, Jacomo, habe sie ge-

schnitzt. Sie erzählte ihm, wo das Seil versteckt lag, es war also ihr Wille, dass er entkam, gewiss geleitet sie ihn, bis er in Sicherheit ist. Silber erschließt wohl meine Zunge«, fuhr er im Selbstgespräch fort, »aber sie wird nichts verraten, was Fiametta Schaden brächte.« Er erstieg die Leiter und tastete nach der Falltür. Vielleicht hatte er sie nicht sicher oder nicht weit genug zurückgelegt, oder er stieß unvorsichtig daran. Sie schwankte und schloss sich plötzlich über ihm mit einem Geräusch, das laut schallend nach außen drang.

Erstaunt liefen zwei der Wächter herbei, denn die beiden anderen waren zu einem erfrischenden Trunk in das nächste Dorf zurückgekehrt. Als sie durch die Tür noch immer keinen Eingang gewinnen konnten, eilten sie um die Mauerecke und erblickten nun das Seil. *Hier*, dachten sie, *wolle der Gefangene entweichen, der sich ohne Zweifel noch im Turm befindet*. Sie harrten im Farnkraut versteckt, doch es rührte sich nichts und es schien gewiss, dass irgendjemand bei der beabsichtigten Flucht beteiligt war. Wie konnte sonst das rettende Seil so fest um jene Wurzel geschlungen sein?

Nach vergeblichen Harren und Erwägen schlich der eine von ihnen vorsichtig zurück. Sein lauter Ruf zog den zweiten Wächter herbei. Offen stand die Tür, leer war das Gemach, die Leiter verschwunden.

»Zünde eine Fackel an«, gebot endlich der Entschlossenste von ihnen. Auf dem Boden zerstreut sahen sie die Überreste der Stricke, mit denen sie ihren Gefangenen so fest geschnürt erachtet hatten, unter ihnen ein Pergamentstreifen und ein Messer. Was auf dem Ersteren geschrieben stand, vermochten sie, des Lesens unkundig, nicht zu entziffern. Ein unheimliches Gefühl überkam sie in der stillen Nacht.

War der Gefangene vielleicht einer von den Fahrenen, die ihr höllischer Meister durch die kleinsten Öffnungen ent schlüpfen lassen konnte? Zu welchem Zweck sonst die kabbalistischen Zeichen auf jenem Pergament, jener donnerähnliche Klang, die Befestigung des Seils? Und wenn sie dem Ritter, auf dessen Geheiß sie den Turm bewachten, auch die volle Wahrheit mitteilten, würde er, statt ihnen zu glauben, sie nicht vielmehr anklagen? Kurz war die Beratung: die treulosen Hüter beschlossen, sich eiligst davonzumachen und ihre Person allen Nachforschungen zu entziehen.

Bald lag der Platz in ununterbrochenem Schweigen da. In den Wipfeln der hohen Waldbäume flüsterte der Nachthauch. Über sie hinauf schiffte die Sichel des Mondes, deren blasse kalte Strahlen des Turms öde Zinne trafen.

Als die beiden anderen Wächter am Morgen des nächsten Tages ihr Amt antreten wollten, fanden sie die Gefährten verschwunden, die Tür des Turms offen. Da folgten auch sie demselben Entschluss und entflohen.

Der Verhüllte im schwarzen Mantel, der Edle von Mühlentfels, kehrte nicht zu jener Stelle zurück, wo er so schwer gegen den Fremden gesündigt hatte. Wie konnte er auch jetzt den Hof verlassen. Gleich dem Sonnengold, blendend und erdrückend zur selben Zeit, häuften sich die Strahlen fürstlicher Huld auf sein Haupt, und fast schien ihm ein Gefangener in dem wohlverwahrten Käfig der herzoglichen Gemächer zu sein. Dort beugte er seine Stirn in heuchelnder Demut, wenn er aber hinaustrat unter die Schar der Höflinge, lag der freche Stolz des Niedriggeborenen in jedem Zug seines Angesichts.

Nun saß er in dem Laboratorium seines fürstlichen Herrn

und schaute mit geheimen Seufzern auf die Massen unedlen Metalles, welche noch verwandelt werden sollten, ohne dass die Arbeit ihm selbst Erkleckliches einzubringen verhielß. Welch' ein Tor war er, den Glück bringenden Schatz nicht für sich bewahrt zu haben! Floss der Löwenanteil nicht in die alles verschlingende Kasse des Herzogs? Und ihm blieb nichts als die Ehre, nichts als der falsche Ruhm, jene wundersame Tinktur bereitet zu haben, von der er doch nicht ein Stäubchen zusammenzubringen vermochte.

Plötzlich ertönten mehrfache Tritte auf dem Steinboden des Nebengemachs.

Die Tür flog auf, der fürstliche Herr erschien im vollen Schmuck, das Schwert an der Seite, wie zur Fehde gerüstet. Eine Schar von der Leibwache füllte hinter ihm das anstoßende Zimmer, aus deren Mitte Meister Hans im roten Mantel trat und dem gnädigsten Herrn in das Laboratorium folgte, das er sorgsam hinter sich verschloss.

Herzog Friedrich hielt ein offenes Schreiben in der Hand und seine Blicke verkündeten Unheil.

»Da, lest!«, rief er und warf seinem getreuen Adepten die Schrift fast ins Gesicht. Dann schränkte er die Arme übereinander und wartete. Nichts regte sich. Man vernahm nur das Rascheln des Pergaments in den bebenden Händen des Schuldbeladen. Kalter Schweiß bedeckte seine Stirn. Sędziwój hatte sich in einer langen und ausführlichen Beschwerdeschrift an den Herzog gewandt, legte ihm in besonnener und klarer Darstellung die Fäden jenes abscheulichen Gewebes bloß und forderte Gerechtigkeit, Gerechtigkeit für des Herzogs Ehre und für die schmähliche Beraubung, die an ihm selbst vollzogen war.

»Nun, was sagt Ihr dazu?«, unterbrach der erzürnte Fürst

die peinvolle Stille. »Denkt nicht, Euch mit verstecktem Trug zu lösen, Eure Taten zeugen wider Euch. Nicht ein Adept seid Ihr, nicht einmal ein Forscher oder Suchender, ein verächtlicher Dieb, ein Straßenräuber, entweiht Ihr mit Eurer Gegenwart den Boden selbst, auf dem Ihr steht. Wo ist das Eigentum jenes polnischen Edelmannes? Gebt heraus, was Eure Hände nie berühren sollten, augenblicklich!«

Vernichtet sank der unglückselige Barbier zu den Füßen seines strengen Gebieters, allein Herzog Friedrich stieß ihn wild zurück.

»Den Wissenden habt Ihr verräterisch hinweggelockt, und dadurch alle die glänzenden Erfolge vereitelt, deren Ruhm mein Haus verherrlichen sollte«, rief er, »aber ich werde eine Rache an Euch nehmen, wie sie solchem Tun gebührt. Wo ist der Schatz?«

Mühlenfels zog die kleine Phiole hervor und stellte sie auf den Tisch im Laboratorium. »Dies?«, sagte der Herzog spöttisch, »geht doch, ich bin besser unterrichtet.« Ein Gedanke schien in ihm aufzublitzen. »Meister Hans«, fuhr er zu diesem gewendet fort, »verlass uns. Ich werde dich rufen lassen, wenn ich deiner bedarf.«

Der Henker ging und der Fürst blieb allein mit dem armen Sünder. Was dieser ihm bekannt und ob er ihm den ganzen Raub ausgeliefert, erfuhr niemand. Aber in einer der nächsten Nächte erblickte der Mond den Edlen von Mühlenfels im flittergoldenen Kleid an dem Alchemistengalgen.

Śędziwój kehrte nicht an den Hof zu Stuttgart zurück, obwohl der Herzog mit huldvollen Verheißungen ihn einlud

und ihm die Wiedererlangung seines Elixiers in lockende Aussicht stellte. Denn es schwebte ihm das Schicksal derer vor, welche die Höhle des Löwen nicht wieder verlassen hatten.

Hier und da tauchte die Erscheinung des Alchemisten in den darauffolgenden Jahren noch auf, doch was er vollendete, eine bloße Färbung der Metalle, war der heiligen Kunst nicht würdig. In das Gebirge zurückgezogen, in einsamer Hütte unablässig dem Studium der hermetischen Wissenschaft ergeben, sah er niemanden um sich, wie die Sage kündigt, als eine braune Frau mit dunklen, flammenden Augen. Diese Frau nannte er Fiametta.

### **Der Stein der Weisen**

An die Vergangenheit knüpft sich der Menschen Wünschen, Sehnen und Hoffen. Aus dem Schatten dessen, was hinter ihnen liegt, webt ihre geschäftige Fantasie sich die Gestalt eines verlorenen Paradieses, eines goldenen Zeitalters.

Am lebendigsten prägt sich dies in den Formen des geheimnisvollen Verkehrs mit übernatürlichen Dingen aus. Aus den Tagen der Urväter drang nicht das ganze künstliche System desselben vollendet zu uns herab, sondern die Gegenwart schuf es nach eigenem Behagen und verwies es dann in die Jugendzeit der Völker, mit der es sich nach und nach fast untrennbar vermischte.

So entsproßen auch die goldenen Zweige, an denen eines der seltsamsten Erzeugnisse menschlicher Spekulation, die Idee des Steins der Weisen, wie ein Zauberapfel reifte. Vielleicht entstand dieselbe in den ersten Jahrhunderten christ-

licher Zeitrechnung und die Sage führt ihr Entstehen auf die schimmernden Blüten jenes verhängnisvollen Baumes im Garten Eden zurück, der mit lieblicher Frucht die Sinne reizte.

Mit dem Bewusstsein der Sünde und der nur zu gerechten Strafe sollten die ersten Menschen auch die Kunde vom Lebensgeist mit sich hinweggetragen haben, der ihnen in kommenden Zeiten die so schnöde verlorene göttliche Jugend wiederzugeben bestimmt war. Allein das Böse hatte den Spiegel ihrer Seele getrübt, die kostbare Wissenschaft begann allmählich in den entarteten Gefäßen zu erlöschen.

Die Wenigen, denen es vergönnt blieb, des heiligen Geheimnisses zu pflegen, starben aus, nachdem sie ein überaus hohes Alter erreicht hatten. Nun begann ein rastloses Suchen und Forschen jüngerer Geschlechter nach dem Verlorenen: Elixier, Tinktur, Stein der Weisen, gesegneter Stein oder gesegnete Erde, Lebenswasser, Lebensholz, Goldsamer, Jungfrauenmilch, Naturfeuer genannt.

Unendlich verschieden preisen die Anhänger der Kunst, jene untergegangene Essenz von Neuem hervorzurufen, ihre Bestandteile, Kraft und Aussehen. Köstliches Edelstein sowie das lauterste Gold sollten die Elemente bilden. Zuweilen wurden Pflanzenstoffe dazu angegeben, etwa der Saft von Primeln oder Rhabarber.

Unmöglich ist es, alle die Irrwege zu bezeichnen, in denen die Verfertiger sich verloren. Die heterogensten Stoffe wurden versucht, selbst die ekelhaftesten. Glas von roten Kirchenfenstern, Rebenasche, Blut, Erde, Haare, Korn, Pech, Salpeter, Schwefel und Arsenik.

Man dachte sich einen beliebigen Grundstoff, mit dem gearbeitet werden musste, und nannte das erste Erzeugnis

den grünen Löwen. Aus diesem entstand das Rabenhaupt. Dann flog der weiße Schwan auf, dem wieder der rote Löwe folgte. Eine andere Mischung hieß der graue Wolf.

Der zahllosen Vorschriften ungeachtet, welche alchemistische Werke über die Bereitung des Wundersteines gaben, gelang es nicht einmal, den Grundstoff aufzufinden. Außer der *tabula smaragdina* sollte die Memphisitische Tafel sichere Unterweisung gewähren. Sie enthielt nun nichts als:

*Himmel oben, Himmel unten  
Sterne oben, Sterne unten  
alles oben, alles dieses unten  
Dieses nimm und werde glücklich!*

Andere Werke zeigten sich mitteilbarer. Doch aller Breite ungeachtet waren sie nicht minder unverständlich wie die eben angeführte Formel. Ein originelles Buch dieser Art enthielt gar keine Buchstaben, nur Bilder. Der Alchemist und sein Weib suchen den Grundstoff in den Perlen des Taues, die sie mit ausgespannten Tüchern auffangen, gleich wie die chinesischen Kaiser diese keuschen Tropfen der Natur in kupferne Becken sammeln ließen, um die Perlen des Paradieses in solchem Bad zu schaffen.

Es gab fast keinen Stoff, an dem die Alchemisten sich nicht versucht hätten. Das Misslingen ihrer Operationen schoben sie auf die erdenklichsten Ursachen, weil sie nicht begreifen mochten, dass die Sache an sich unmöglich war. Die Erfüllung ihrer Wünsche hing ja von so vielen Umständen ab, die außerhalb aller menschlichen Berechnung lagen. Da kamen körperliche und geistige Dispositionen des Experimentierenden in Betracht, die Stellung und der Ein-



fluss der Gestirne und vor allem die göttliche Gnade, welche das große Geheimnis verlieh.

Um das Verfahren der Alchemisten zur Erringung des teuren Schatzes dem Leser anschaulich zu machen, mögen einige dieser seltsamen Berichte hier einen Platz finden.

Zu Leipzig lebte am Anfang des vorigen Jahrhunderts ein ergrautes Männlein, wohlbekannt unter den Kupferstechern, denen es allerlei hilfreiche Dienste bei ihrer Beschäftigung erwies. Die Leute hatten für den Alten einen Namen erdacht, der ihm absonderlich gutstand, man nannte ihn allgemein den *Scheidewasserhans*.

Zu ihm kam einst ein Alchemist und bat, es sich in seiner Werkstatt eine Weile gefallen zu lassen und ihm Beistand zu leisten, denn er habe den grünen Löwen in seinem Bad unter der Bernhardinischen Eiche.

Das gefiel dem Scheidewasserhans, dem das Geheimnisvolle gerade dasjenige Feld war, auf welchem er sich am liebsten bewegte. Er ging also mit dem Künstler und unterhielt ihm sorgsam das Feuer unter der Phiole, die im heißen Sandbad stand.

Als das Werk dem Abschluss nahe war, musste der Alchemist es auf einige Zeit verlassen, band dem Hans den köstlichen Schatz auf die Seele und fügte hinzu: »Gib wohl acht auf das Feuer und fürchte dich nicht, es möge im Laboratorium erscheinen, was da wolle, denn selbst der böse Feind wird dir nicht schaden können, so du nur deine Pflicht erfüllst.«

Damit entfernte er sich und Hans blieb allein, den beweglichen Ermahnungen nachzudenken, die er doch nicht ganz ohne Grauen vernommen hatte. Nach kurzer Zeit erschien in dem verschlossenen Gemach eine ungeheure Katze,

sträubte den Rücken und setzte den guten Hans durch ihre langen Krallen und die großen rollenden Augen in nicht geringe Bestürzung. Er schürte sein Feuer jedoch weiter und gab sich das Ansehen, als inkommodiere ihn der eigentümliche Gast nicht im geringsten, worauf das Tier seltsam zu hüpfen und zu springen begann, die Phiole in immer engeren Windungen umkreiste und sich endlich in die wohlverlötete destillierende Masse stürzte, in der die gewaltigen Formen alsbald zu der Gestalt eines kleinen Wurmes zusammenschmolzen.

Als der Alchemist nach Hause kehrte und erfuhr, was sich zugetragen, rief er voll Entzücken aus: »So habe ich endlich den Schelm gefangen, nach dem ich lange getrachtet habe!« Aus diesen Worten entnahm der Scheidewasserhans, wie es dem Alchemisten nur um den bösen Geist zu tun gewesen, was ihn so verdross, dass er von Stund an das Laboratorium verließ und es nie wieder betrat.

Der Teufelsbeschwörung dieses Gold suchenden Laien steht die Geschichte eines geistlichen Alchemisten gegenüber, bei der leider Ort und Zeit nicht angegeben sind. Erasmus Franziskus in seinem Kunst- und Sittenspiegel erzählt folgendermaßen:

Es lebte ein überaus frommer Bruder, welcher Tag und Nacht auf den Knien lag und Gott bat, ihm das hohe Geheimnis zu offenbaren, wie der wunderbare Stein zu bereiten sei.

Einst, in der heiligen Christnacht, lag er auf den kalten Steinen des Kirchenflures hingestreckt und rang in inbrünstigem Gebet um die Erhörung seiner Bitte.

In dieser Sehnsucht, in der Aufregung seines Herzens kam es wie eine feierliche Weihestunde über ihn, sodass er

plötzlich innewurde, sein Flehen müsse zu Gott gedrungen sein. Eine überaus liebliche Stimme ertönte aus der Höhe: »Christoph, stehe auf und preise Gott, denn dein Gebet ist erhört!«

Hierauf geriet er in eine Entzückung, ließ aber nicht nach mit Bitten, sondern forschte nur um so dringlicher, was es denn sei, woraus dieser teure Schatz bereitet werden müsse? Worauf die Stimme ihm entgegnete: »Brot! Brot! Brot!«

Nun erhob sich Christoph mit Preis und Dank und legte sich fröhlich zur Ruhe. Anderen Tags aber machte er sich zu einem der vielen deutschen Fürsten auf, an deren Höfen die alchemistischen Künste Schutz und Pflege fanden, und bat um eine Unterstützung zu seinem Vorhaben, welche ihm denn auch bewilligt wurde. Für das empfangene Geld kaufte er eine gläserne Retorte, so groß, dass sie zwei Tonnen Bier zu fassen vermochte und dazu eine große Menge des besten und schönsten Weizens.

Das Korn mahlte er selbst auf einer Handmühle, sammelte Maientau und läuterte ihn, formte aus dem Mehl, welches er damit anfeuchtete, große runde Brote, die in einem nicht gar zu heißen Ofen langsam gebacken wurden. Dann schälte er die Rinde von denselben ab, teilte sie den Armen aus und schüttete die noch warmen Brotsamen in den gläsernen Kolben, unter dem er Tag und Nacht ein gelindes Feuer unterhielt.

Während der ersten drei Tage, in welchen er die Glut unter dem Destillierkolben unterhielt, entfloss demselben ein gelbes Wasser von unangenehmem Geruch. Dann aber begann ein herrliches, saphirblaues Gewölk sich zu bilden, von Feuerstrahlen durchlodert, als ob ein Wetter durch den klaren, sternfunkelnden Nachthimmel blitze, und nun end-

lich tropfte aus der vollendeten Mischung in die bereitgehaltenen Gefäße eine rubinrote Flüssigkeit, deren Duft alle Wohlgerüche Indiens übertraf und deren Heilkraft so bedeutend war, dass einige Tropfen genügten, um Kranke, die seit vielen Jahren auf dem Siechbett lagen, mit neuem, frischem Lebenshauch zu durchströmen und selbst Totkranke wieder zu heilen.

Eine wunderbar heilende, verjüngende, das verstockte Herz zu frommer Buße leitende Kraft sollte dem großen Magisterium innewohnen, welches ja auch die Krankheit der Armut vernichtete.

Vielleicht hatte die bilderreiche Sprache des Orients selbst jene Annahme veranlasst, denn Geber sagt in einem seiner Werke: »Bringt mir herbei die sechs Aussätzigen, dass ich sie heile«, nämlich Silber, Quecksilber, Kupfer, Blei, Eisen, Zinn, welche in Gold verwandelt werden sollten, da die Araber unedle Metalle als kranke bezeichnen.

Späteren Alchemisten gilt die medizinische Eigenschaft des Steins der Weisen als eine evidente Wahrheit, und sie suchen durch eigene Erfahrung zu erhärten, was die Theorie anderer empfahl. Salomon Trismosin gab vor, dass er sich in seinem hohen Alter durch einen einzigen Gran der Tinktur vollkommen erneut habe. Sein gekrümmter Rücken richtete sich wieder auf, die gelbe gerunzelte Wange hob sich in blühender Fülle und die ergrauten Locken flaterten schwarz und kraus um die geglättete Stirn.

Johann Isaac Hollandus gebietet, von der Tinktur so viel wie ein Weizenkorn in Wein zu legen. Wenn der Kranke diesen Trank genießt, so dringe die Kraft desselben durch das Herz in alle Säfte und bringe eine stärkende Ausdünstung hervor. Wiederhole man dies während der

nächstfolgenden neun Tage, so fühlen sich die Glieder leicht und luftig, wie abgelöst von allem irdischen Druck, und der Genesende vermeine, im Paradies zu atmen. Einem Gesunden erhalte das Wunderelixier das Leben in frischer Kraft bis zu dem Augenblick, der ihm von Gott gesetzt sei.

Nicht alle Alchemisten dachten gleich billig, vielmehr bildeten sie sich ein, dass der Stein der Weisen, gleich Nektar und Ambrosia der Götter, demjenigen ewige Jugend verleihe, der davon genieße.

So dachten die Derwische in Kleinasien, welche einem französischen Reisenden erzählten, dass wirkliche Adepten mindestens tausend Jahre alt würden. So glaubte auch Artephius im 12. Jahrhundert, der um das Jahr 100 unserer Zeitrechnung das Licht der Welt erblickt haben wollte, des venezianischen Rosenkreuzers nicht zu gedenken, dessen Lebensdauer seine Anhänger auf mehr denn vierhundert Jahre schätzten.

Der Glaube an das wirkliche Vorhandensein geheimnisvoller Kräfte, unter deren Einfluss große Schätze mit geringer Mühe zu erwerben seien, lockte nach allen Seiten hin zu kläglichem Verderben. In wilder Habgier ermordete einer den anderen. Fahrende Alchemisten fanden unter den Händen ihrer Diener oder den Dolchen neiderfüllter Kunstgenossen ein jähes Ende, wie Denis Hachaire 1556 zu Köln, oder wie der Mönch, den Hans von Dörnberg um das Jahr 1483 unweit Marburg erschlug.

So erwürgten drei Adepten 1570 zu Wittenberg den Sebastian Siebenfreund, um ihm die kostbare Tinktur zu entreißen, deren Bereitung ein alter Bruder seines Klosters ihm gelehrt haben sollte. Allein die Mörder fanden nichts und

hatten die Blutschuld vergeblich auf ihr Gewissen geladen.

Diejenigen, welche ungestraft an den Höfen die Kunst der Verwandlung geübt hatten, denen ungemessene Habsucht kein gewaltsames Ende zu bereiten vermochte, starben in Armut und verwünschten in freilich zu später Reue die unfruchtbare Mühe, welcher sie ihr Leben geopfert.

Obwohl die Bereitung des Steins der Weisen nur mithilfe guter Geister und unter kräftigem Gebet sich vollziehen sollte, schloss sich doch der Glaube an dämonische Einwirkungen dem verhängnisvollen Wahn leicht an. Als im Jahr 1670 König Friedrich III. von Dänemark sein Laboratorium nach Kopenhagen verlegen wollte, musste es künstlich über Wälle und Gräben transportiert werden. Denn Homunkulus, der böse Geist, welcher dem Hofalchemisten Burrhus diente, war einst von diesem in den inneren Raum des Gebäudes gebannt worden und drohte zu entweichen, falls das Band der Mauern gelöst würde.

Ein Alchemist, Wilhelm Constantinus, war mit mehreren seiner Gesellen Tag und Nacht beschäftigt, die wunderbare Materie zu finden, aber vergebens. Endlich zitierten sie den Teufel, der zwar erschien, über die Bereitung des Elixiers aber nichts zu sagen wusste, als: »Arbeitet!«

Zu dem alten wackeren Herzog Erich von Braunschweig, demselben, der durch sein humanes Benehmen gegen Luther auf dem Reichstag zu Worms berühmt geworden ist, kam einst auch einer dieser fahrenden Sänger, der sich anmaßte, den Fürsten lehren zu wollen, wie aus Kupfer Silber zu machen sei, damit er die auf seinem Land haftenden Schulden binnen kurzer Zeit tilgen könne. Da fragte ihn Erich, ob solches Silber auch wohl die Probe halten werde. Der Meister entgegnete ihm, das Silber bleibe gut bis in das

neunte Feuer, das heißt, man dürfe es neunmal umschmelzen und verarbeiten, dann aber nehme es allmählich wieder ab und kehre zu seinen ursprünglichen Bestandteilen zurück. »Du, du!«, rief Herzog Erich dem Erschrockenen zu, »ich hab' meinen grauen Kopf mit Ehren vor allen Fürsten des Reiches getragen und du willst mich zu einem Betrüger machen? Hebe dich weg von meinem Land oder ich lasse dir die Augen ausstechen!«

Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg zeigte dieselbe eiserne Strenge, wenn auch nicht gepaart mit gleicher Rechtschaffenheit, denn er erlaubte einem Weib, Schlüters Ilse, Gold zu machen. Als es sich jedoch fand, dass ihre Tiegel doppelte Böden hatten, zwischen denen sie edles Metall verbarg, um den Betrug vollführen zu können, ließ der ergrimmete Fürst sie in einem eisernen Stuhl verbrennen.

Unter den Abenteurern, welche im 16. Jahrhundert das zivilisierte Europa durchzogen und sich den Ruf wirklicher Adepten zu verschaffen wussten, erscheint ein besonders gewandter Italiener, der mit frecher Stirn Kaiser und Fürsten betrog. Um das Jahr 1578 gesellte er sich auf der Landstraße zu einem Mönch, der in Angelegenheiten seines Ordens nach Rom reiste, und wanderte einige Tage mit ihm. Vielleicht gab die Unvorsichtigkeit des frommen Bruders ihm die gefährliche Kunde von dem Wunderelixier, das sich im Besitz desselben befand. Vielleicht erspähte es der Fremde, der sich Mamugnanus nannte. Genug, er erschlug im tiefen Wald den Arglosen, beraubte ihn seines Schatzes und zog von jener Zeit an als Adept im Land umher. In Venedig betrog er die Edlen der Stadt gröblich, verwandelte mithilfe der Tinktur vor ihren Augen Bleistangen in Gold, bis sie das Elixier selbst oder die Anweisung dazu ihm mit

bedeutenden Summen abkauften. Dann verschwand er und das kostbare Rezept erwies sich als völlig unbrauchbar.

Zehn Jahre hindurch gelang es ihm, eine glänzende Existenz zu führen, bis das geraubte Mittel erschöpft war und der Betrüger es für gut fand, den Schauplatz seiner Taten zu wechseln. Unter dem Namen Antonius Bragadinus ging er nach Deutschland. Kaiser Rudolf II. empfing den Alchemisten besonders gnädig, der denn auch vor den Augen des hohen Protektors verschiedene Metalle in Gold verwandelte. Zwei Jahre später kam er auf seinen Kreuz- und Querzügen nach München und versuchte, den Kurfürsten durch eine Mischung von Kohlenstaub und Goldpulver zu täuschen. Der Betrug wurde nun entdeckt und Bragadinus musste, mit dem flittergoldenen Rock bekleidet, am Galgen büßen.

Besonders streng zeigten sich die Leipziger Rechtsgelehrten gegen betrügerische Adepten. Als der Hofalchemist Kurfürst Augusts, David Beuther, dieser Wissenschaft angeklagt wurde und man ihm schuld gab, dass er die Bereitung des Steins wohl verstehe, aber zum Schaden seines gnädigsten Herrn geheim halte, fällten sie das Urteil: Er sei mit dem Staupenschlag zu bestrafen. Außerdem solle ihm der Henker zwei Finger der rechten Hand abnehmen und ihn der peinlichen Frage unterziehen. Selbst nach abgelegtem Geständnis dürfe er nicht frei werden, sondern müsse, um Sachsen das geheimniss zu wahren, innerhalb der Landesgrenzen eingekerkert bleiben!

Wahrscheinlich wurde nur der Staupenschlag an ihm vollzogen. Der Unglückliche versprach, zu bekennen, und als man ihn hierauf entfesselte, wandte er sich um und sank tot zu Boden, durch ein schnell wirkendes Gift, das er



verborgen bei sich trug, aus den Händen seiner grausamen Peiniger auf immer befreit.

Dieser europäischen Art, Alchemisten zu strafen, reiht sich die ergötzliche Weise eines morgenländischen Kalifen an, dessen Neigung zu dem Werk der Sonne allgemein bekannt war und einen seiner Ärzte bewog, die von ihm verfasste Schrift über Metallveredlung dem hohen Gönner vorzulegen. Der Kalif, entzückt über die Widmung, befahl, dem Arzt eine reiche Belohnung aus seinem Schatz zu spenden. Dann ließ er das angegebene Verfahren in seinem Laboratorium versuchen. Da es jedoch unglücklich ausfiel und nichts als die völlige Unzulänglichkeit der Theorie ergab, rief der Kalif: »Nehmt ihm das Geld und gebt ihm die Bastonade!« Und der erhabene Befehl wurde stracks vollzogen.

Das trübe Schicksal des Polen Sendivogius und seines Meisters Seton war nun nicht ohne Eindruck auf die Bedeutenderen unter der Gold bereitenden Schar geblieben. Von jener Zeit an tauchen sie auf, rätselvollen Erscheinungen gleich, um spurlos wieder zu verschwinden. Erst in weiter Ferne wagen sie es, das schützende Dunkel von Neuem zu verlassen. So der weise Philaletha, der von 1640 bis etwa zum Jahre 1688 wie ein Wundertäter die Welt in Erstaunen setzte. Auf sein Geheiß erschien vor Kaiser Ferdinand III., als er mit seinem Hofstaat in Prag weilte, ein Edelmann, der sich von Richthausen nannte, und übergab dem Herrn einen Gran rötliches Pulver, durch dessen Kraft in des Kaisers Gegenwart drei Pfund Quecksilber in zwei und ein halbes Pfund lauterer Gold sich verwandelten. Von dem gewonnenen Metall wurde eine Denkmünze gefertigt, welche auf der einen Seite den Sonnengott mit den Attributen

Merkurs, des Götterboten zeigt, um die Verbindung des Goldes mit dem Quecksilber anzudeuten.

In buntem Gemisch mit wandernden Abenteurern neigen sich auch die den geheimen Wissenschaften zu, welche das System des Paracelsus weiter auszuführen bemüht waren. Hatte doch ihr Vorbild und Meister sich oft genug mithilfe des Schmelztiegels aus drückender Geldverlegenheit errettet! Im Württemberger Land war es, wo er seinem Diener befahl, einen Zentner Blei einzukaufen, dasselbe in Stücke zu zerlegen und in einem Gefäß über Kohlenfeuer zu schmelzen. Darauf warf Paracelsus ein blutrotes Pulver hinein, hieß den Diener die Mischung wohl umrühren und in eine eiserne Form gießen. Als es erkaltet war, glich es dem lautersten und schönsten Gold.

»Ja doch, es muss Gold sein«, rief Paracelsus, »mit Blei kann ich nichts anfangen«, schickte das Gold zum Münzmeister, dass er es prüfe, und ließ sich den Wert desselben in gemünztem Gold zahlen.

Reich an wunderlichen Schicksalen ist das Leben eines seiner Anhänger, des berühmten Leonhard Turneysser, geboren zu Basel 1531, Sohn eines Goldschmieds. Schon als Jüngling verriet er mannigfache Talente, die ihn auf das Studium der Alchemie hinzuweisen schienen, denn er wusste mit frecher Stirn vergoldete Bleistangen als gediegenes Metall an den Mann zu bringen. Die Behörden seiner Heimat, weit entfernt, diese Äußerung seines Genius mit günstigen Augen zu betrachten, leiteten vielmehr eine heftige Verfolgung gegen ihn, der er sich durch die Flucht entzog, indem er sich abwechselnd in England und Frankreich umhertrieb, Kriegsdienste nahm, dann wieder seinem früheren Beruf, der Goldschmiedekunst oblag, wie Zeit und

Gelegenheit es eben forderten. Sein abenteuerndes Leben führte ihm Bruchstücke mannigfachen Wissens zu und er beschloss, die Summe desselben am Bergbau zu versuchen. In Tirol, wo er zu diesem Zweck sich aufhielt, erweckte er das Interesse Erzherzog Ferdinands, der ihn mit fürstlicher Huld zu weiteren umfassenden Studien ausrüstete, indem er ihn Reisen machen ließ durch fast ganz Europa, einen Teil Asiens und Afrikas. Indessen fand Turneysser Geschmack an der Medizin, und als er nach neunjähriger Abwesenheit zurückkehrte, wurde er Leibarzt des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg. In dieser Stellung befleckte der Abenteurer sich mit dem Blut des oben erwähnten Mönches Siebenfreund, den er und zwei andere zu Wittenberg ermordet haben sollen. Es gelang ihm nun, seinen Anteil an diesem Verbrechen von sich abzuwälzen und sich nach dem bald erfolgten Tod Joachims auch bei dem Nachfolger desselben in Gunst zu erhalten. Endlich als Betrüger entlarvt und schimpflich ausgewiesen, irrte er zwölf Jahre lang umher, meist in Italien, kehrte endlich als ein Bettler wieder und endete im Jahre 1596 sein viel bewegtes Leben.

Turneysser war einer jener Taschenspieler an fürstlichen Höfen, welche den Zorn der Ketzerrichter so lebhaft regemacht hatten. Er zeigte zu Berlin den Teufel in ein Gläschen gebannt. Nach seiner Verweisung erkannte man in dem zurückgelassenen Gefangenen einen in Öl aufbewahrten Skorpion.

Einer von der seinen verschiedenen Richtung folgten Libavius, van Helmont und andere, die, ihrer vielseitigen Bildung ungeachtet, doch als Kinder ihrer Zeit sich erwiesen, als sie dem allgemein herrschenden Wahn über Metallveredlung sich nicht zu entziehen vermochten. Libavius, an-

fänglich selbst Mediziner, später Sprachgelehrter und Historiker, glaubte fest an die Möglichkeit, unedle Metalle in Gold zu verwandeln, sowie aus diesem eine überaus heilkräftige Arznei zu mischen, obwohl ihm selbst das Experiment natürlich nicht gelang. Er starb 1616 zu Coburg als Direktor des Gymnasiums.

Dem ehrlichen deutschen Gelehrten reiht sich würdig der viel begabte phantastische Johann Baptist van Helmont, ein brabantischer Edelmann an. Sein zur mystischen Philosophie geneigtes Gemüt ließ ihn alle Eitelkeit verachten und ergoss sich dagegen im jugendlichen Strom seiner Gefühle. Aber unbefriedigt von ihren Offenbarungen, wendete er sich zur Magie, von dieser zur Theologie, die ihn mit hoher Begeisterung erfüllte. Freiwillig entsagte er allen Vorteilen seiner Geburt, trat die reichen Erbgüter, deren Besitz ihm zufiel, einer Schwester ab und versenkte sich mit schwärmerischer Innigkeit in den Dienst der Leidenden und Armen. Es begreift sich, dass er zu diesem Zweck auch die Heilkunde studierte.

Anfänglich bekannte van Helmont sich zu der alten Schule des Hippokrates und Galen. Erst als er deren Unzulänglichkeit erkannte, neigte er sich dem System des Paracelsus zu, dessen eifrigster Schüler er wurde. Seine Bildung vervollständigte sich durch die Erfahrungen, welche zehnjährige Reisen durch Frankreich und Italien ihn machen ließen. Da er später sich mit einer Dame vermählte, die ihm ein ansehnliches Vermögen zubrachte, vermochte er es, in der Zurückgezogenheit ganz seinen Neigungen zu leben. Dieser beneidenswerten Existenz machte der Tod im Jahre 1644 ein Ende.

Seiner gründlichen Bildung ungeachtet, blieb van Hel-

mont fast in allen mystischen Irrtümern jener Zeit befangen. Gern versenkte er sich in die Betrachtung seines Ich und bildete sich ein, seine Seele in der Gestalt eines hell leuchtenden Kristalls erblickt zu haben. Fest stand ihm die Überzeugung von dem Dasein guter Geister, den Erdenpilgern zu Schutz und Schirm zugesellt. In frommer Entzückung meinte er den eigenen Genius in allen bedenklichen Lagen seines Lebens mit körperlichem Auge wahrgenommen, seinen himmlischen Ratschlägen gelauscht zu haben.

In den Ansichten dieses berühmten Mannes herrscht eine eigentümliche Mannigfaltigkeit, die sich nur durch die mystische Richtung einigermaßen erklärt. Wie Paracelsus liebte er es, mit seinen Mitteln geheimzutun, und wenn er die Bereitung einer Universalmedizin aus Gold leugnete, griff er dagegen die Einteilung der vier Elemente durch Aristoteles an, weil dieser ein Heide gewesen und darum kein Zutrauen verdiene. Den Stein der Weisen will er oft in Händen gehabt, auch Versuche damit gemacht haben. Auf sechzehn Lot erhitztes Quecksilber sei ein Viertelgran des Wunderpulvers, in Papier gewickelt, geworfen worden, worauf die flüssige Masse wie durch einen seltsamen Schlag Festigkeit gewonnen, ähnlich dem gelben Wachs, und nach der Umschmelzung des so erhaltenen Produktes hätten sich sechszehn Lot, weniger elf Gran, gediegenes Gold gefunden.

Van Helmont machte eine Menge wichtiger Beobachtungen. Ihm verdanken die Chemiker die erste Kenntnis der Gase und ihrer Wirkungen, die Ärzte umfassendere Kunde von der Säure in menschlichen Körpern und den Krankheiten, die ihr Übermaß erzeugt.

Wunderlich genug steht dem erfahrenen Mann der Glau-

be an die Geister, welche Regen, Donner und Blitz, Nordlicht und Regenbogen hervorbringen. Zur Heilung von Zahnweh empfiehlt er die Berührung mit dem Knochen einer Kröte. Ein unsauberes Hemd, mit Weizenmehl beschüttet und aufbewahrt, erzeugt nach seiner Vorstellung Mäuse.

Begeistert von einer in seinem Haus vorgenommenen Wandlung des Quecksilbers in Gold, trug van Helmont kein Bedenken, seinem neugeborenen Söhnchen den heidnischen Namen Mercurius zu geben. Mercurius wurde ein abenteuernder Anhänger dieser Schwärmerei, die in dem Vater durch den Einfluss gelehrter Bildung zurückgehalten und gemäßigt war. Der in wunderlichen Querzügen verbrachten Jugend, – man sagt, er habe lange unter wandernden Zigeunern gelebt, – folgte ein kaum mehr vernünftiges Mannesalter. Van Helmont der Jüngere beschäftigte sich bis an seinen Tod mit der Alchemie und erweckte durch Ausgaben, welche seine Einnahmen weit überstiegen, den Wahn, als habe er wirklich die Gold erzeugende Masse produziert. –

Vereinzelt und zerstreut, doch noch immer vertreten, erhielt sich die Idee der Golderzeugung bis in den Anfang 19. Jahrhunderts, und nicht die schlechtesten Köpfe waren es, welche dieses Lieblingskind grübelnder Spekulation zu neuem Leben zu erwecken suchten. So erbot sich im Jahre 1673 ein in Medizin und Chemie gleichberühmter Mann, Becher, aus dem Meersand an den holländischen Küsten jährlich für eine Million Taler Gold zu gewinnen. Anfangs zeigten sich die Generalstaaten nicht abgeneigt, auf diese lockende Aussicht hin mit dem projektierten Werk zu beginnen, und gestatteten dem Erfinder die Probe. Becher

schmolz Meersand mit Silber und anderen Beimischungen und erzielte für eine Mark sechs Ass Gold, das sich dem Silber mittheilte.

Allerdings hätte man, um jährlich eine Million zu gewinnen, täglich eine Million verschmelzen müssen und das schreckte denn von weiteren Versuchen ab.

Die Mehrzahl der Alchemisten betrachtete den Stein der Weisen als ein Universalmittel, welches alle Metalle in jeder beliebigen Menge zu verwandeln imstande sei. Hin und wieder jedoch machte sich eine andere Meinung geltend. Wenn Einzelne die Wirkung der Substanz zu beschränken suchten, indem sie vorgaben, dass sie nur ein Metall und von diesem auch nur eine gewisse Quantität veredle, legten andere ihr erhöhte Kraft bei, welche Gold und Silber gewissermaßen aus dem Nichts zu erschaffen vermöge.

Als Vertreter dieser fast absoluten Macht des Steins zeichnete sich besonders Johann Georg Stahl aus. Er verwandelte im Jahre 1761 zu Koblenz in Gegenwart mehrerer Münzbeamten 167 Lot Kupfer, zu welchen er 7,5 Lot seines Pulvers gegeben hatte, in 232,5 Lot Mischung, die 65,5 Lot Silber enthielt. Bei einem zweiten Versuch schmolz er 25 Pfund Kupfer mit 2 Pfund Pulver, und in den erzeugten 48 Pfund und 8 Lot befanden sich 23 Pfund und 8 Lot Silber.

Diese außerordentlichen Proben erregten ein gewaltiges Aufsehen. Es war gelungen, ein wenig von dem Pulver beiseitezuschaffen. Die Münzbeamten untersuchten es genau, fanden indessen nichts Metallisches darin. Nun bot der Kurfürst von Trier dem Adepten eine ehrenvolle Stellung und reichen Lohn, wenn er ihm Silber verschaffen wolle. Stahl ging nach Trier, wo er ohne Erfolg arbeitete und seine Nächte in wilden Gelagen verbrachte. Endlich wurde der

Kurfürst seiner überdrüssig, ließ ihn festnehmen und mit der Folter bedrohen, wenn er nicht gutwillig die Bereitung der Tinktur angehen werde. Als man ihn aus dem Gefängnis holen wollte, um ihn der peinlichen Frage zu unterziehen, war der Alchemist mit seinen Wächtern entflohen.

Früher noch als die Transmutationen in Koblenz fand eine ziemlich wunderbare Verwandlung in Österreich statt.

In dem Badeort Rodaun bei Wien erschien im Sommer des Jahres 1746 ein Fremder in dem Häuschen des Bademeisters, begehrte eine Kammer zu längerem Aufenthalt, um seine zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen, und wurde freundlich aufgenommen. Es zeigte sich auch bald die Wirkung der stärkenden Quelle an dem neuen Gast, der sich fleißig zu der Familie hielt und wie ein Glied derselben mit allen traulich und herzlich verkehrte.

Als nun zu Ende des Sommers der Fremde noch immer in Rodaun verweilte, obwohl bei seinem kräftigen, gesunden Aussehen solcher Aufenthalt nicht mehr nötig erschien, begannen allmählich die lieben Nachbarn heimlich zu konse-rieren, um den Magnet ausfindig zu machen, der den ritterlichen Herrn an ihr liebes Örtlein so mächtig fessele. Die Meinungen waren sehr geteilt, denn wenn die Burschen und Mädchen in dem Gesichtchen der blonden Maria den Grund zu entdecken meinten, der den Fremden bestimmte, sich von dem bunt bewegten Treiben der nahen Hauptstadt abzuschließen, die so verlockend für jemand sein musste, der Geld, Mut und rasches Blut besaß, schüttelten die Männer, von ernsteren Gedanken bewegt, zweifelnd das Haupt. Es musste seine besondere Ursache haben, dass der Bademeister so oft nach Wien mit einem Auftrag des Fremden ging, und dass sich seine Familie, wenn er wiederkam, je-



des Mal gebärdete, als ob es mittlerweile Geld geregnet hätte. Das ließen die alten Mütterlein gelten, und wenn der gnädige Herr nicht ein Räuberhauptmann war, der, dem schlaun Fuchs gleich, überall stahl und morden, nur nicht vor der eigenen Höhle, so stand er doch wenigstens mit dem Gottseibeius in verräterischem Bund oder hegte heimlich eine Alraune. Vielleicht schaffte ihm ein Hecketaler nächtlichen Besuch des goldglühenden Schatzdrachen.

Weshalb entfernte er sich in solchen Nächten, in denen jeder Christenmensch fein daheimzubleiben pflegt? Und zu welchem Ende sammelte er weißes und gelbes Kraut ein, welches niemand kannte, wozu er den Samen erst im Spätsommer selbst gesät hatte in des Bademeisters Gärtlein?

An einem Sonntagabend ging es in Rodaun bunter und lustiger zu als gewöhnlich. Truppweise zogen die Burschen umher, sangen und lärmten bis tief in die Nacht hinein. Etwa zwischen elf Uhr und Mitternacht trat eine schlanke Mädchengestalt aus dem Schatten des Waldes hervor, der Flur und Wiesen begrenzte, und schlüpfte sacht zwischen den Gärten dahin. Da sah sie sich plötzlich umringt von den jauchzenden Schwärmern. Vergebens strebte sie, sich aus den Armen zu befreien, die sich ihr entgegenstreckten. Über dem Ringen fiel ihr das Kopftuch in den Nacken und der Mondstrahl beleuchtete ihr Gesicht.

»Oho!«, rief der Übermütigste der tollen Schar, »Bade-meisters Maria! Wo kommst du her? Was willst du hier so spät in der Nacht?«

»Ich bitte euch«, sagte das Mädchen bebend, »macht keinen Lärm! Bin ich eine fahrende Dirne, dass Ihr mich festhalten wollt? Mein Vater ist gen Wien, und weil er spät außen blieb, bin ich ihm entgegen gegangen.«

»Nichts da!«, riefen die Burschen durcheinander. »Du kamst nicht von zu Hause, sondern aus dem Wald. Hast du Zauberkräuter gesucht für euren Hexenmeister? Oder Irrlichter gefangen? Oder willst du im Mond lesen? Sprich! Wir dulden so hässliches Treiben nicht. Entweder sagst du auf der Stelle, was du gewollt hast oder wir halten dich wie eine fahrende Dirne.«

»Um der allerheiligsten Jungfrau willen!«, rief Maria, die nicht mehr wusste, wohin sich wenden vor den Augen, die ihr so lustig und doch wieder schreckhaft entgegenblitzten. »Wo soll ich gewesen sein? Haltet doch ein, ihr unsinnigen Buben, – der Herr Sehfeld ist kein Hexenmeister, – durchaus nicht! Aber er vermag mehr als ich und ihr alle – Gold kann er machen!«

»Gold!«, riefen alle wie aus einem Mund, »hast du etwas bei dir? Zeig, wir wollen sehen, ob es echt ist.«

»Nicht Gold habe ich bei mir«, entgegnete die Geängstigte, »aber goldfleckige Eidechsen, die dazu versotten werden.«

Keiner achtete jetzt ihrer Worte, denn ein eigentümliches Geräusch, welches auf der Landstraße, die nach Wien führte, näher und näher kam, lenkte aller Aufmerksamkeit dorthin. Endlich glänzte es im Mondschein wie Helm und Speer. Ein kleiner Reitertrupp zog in den Ort. Schon wollten die Burschen sich still hinwegbegeben, als der Führer jener Schar sie mit befehlendem Ton anrief und von ihnen Auskunft über des Bademeisters Haus und seinen Gast forderte.

»Ihr könnt es nicht besser treffen, gestrenger Herr«, sagte einer der Nachtschwärmer keck, »dieses Mädchen ist seine Tochter und sie gestand uns eben, dass der Herr Sehfeld,

der bei ihrem Vater haust, Gold machen könne.«

»Schon recht!«, unterbrach der Soldat mit barscher Stimme den Verräter. »Komm, mein Kind«, fuhr er milde fort, als er das hübsche Gesicht und die jugendlichen Formen Mariens so nahe sah, »es geschieht dir nichts. Zeige uns nur das Haus!«

In Angst und Beklommenheit schritt das Mädchen dem Zug voran, an der Seite des Reiters, der sie nicht aus den Augen ließ. Die Soldaten stiegen von den Rossen, besetzten Vorder- und Hintertür des Häusleins. Dann drang der Führer mit zweien ein. Maria musste draußen bleiben. Sie hörte die schweren Tritte die Stufe hinauf, hörte das starke Pochen an ihres Gastes Tür, darauf Sehfelds ruhige Stimme. Nach einigen Augenblicken erschien er selbst im Geleit der anderen.

Als er ihrer ansichtig wurde, flog ein düsterer Schatten über sein Gesicht. Er wollte sie anreden, doch die Soldaten verhinderten es. »Wie lange muss mein Wirt in Wien gefangen bleiben?«, fragte er den Anführer der Bewaffneten, dass Maria es hören konnte.

»Ei, nicht länger, bis ihr selbst in Wien sein werdet«, entgegnete dieser lächelnd mit einem schlaun Seitenblick auf das Mädchen. »Kameraden, einer von euch hebe den Herrn auf sein Ross, und dann vorwärts! Lebe wohl, mein schönes Kind, morgen früh kehrt der Vater heim.«

Maria schaute den Hinwegeilenden mit schmerzvollen Empfindungen nach, und erst, als kein Laut mehr die nächtliche Stille unterbrach, denn die Burschen hatten sich leise fortgeschlichen, betrat sie das Häuslein, dessen weit geöffnete Türen ihr unheimlich entgegenschauten.

Am folgenden Tag kam der Bademeister aus Wien zu-

rück. Er warf den aufgestutzten Hut von sich ab wie eine schwere Last und rief: »Das war ein schlimmer Gang, nimmer möcht' ich ihn wiederholen! Es ist doch, als ob der Böse leibhaftig in dem verwünschten Gold sitzt. Jedes Mal, wenn der Herr Sehfeld ein Häuflein Zinn im Schmelztiegel zergehen ließ, dann sein Küglein Wachs darauf warf mit dem Wunderstein, der das schlechte Metall zu purem, gelbem Golde machte, floss mir's über den Rücken wie geheimes Grauen. Nun hat es sich gerächt! Wohl zehn Mal bezahlte mir die Münze das Klümplein Gold unweigerlich mit schönen harten blanken Reichstalern. Gestern hielten sie mich hin, als ich kam, bis sie das Komplott geschlossen hatten. »Woher hast du das Gold? Woher hat's dein Gast?« Und gleich drohten sie mit Meister Hansen, der schon hinter mir stand. Da ich sagte, dass der Herr Sehfeld das Gold selbst gemacht habe, denn ich hoffte, damit ohne Weiteres loszukommen, hielten sie mich erst recht fest, bis ich heut früh entlassen wurde.«

»Weil sie unseren Herrn mit sich fortgeschleppt haben, denn um ihn wird es doch am meisten zu tun gewesen sein«, sagte Maria finster. »Wir werden ihn wohl niemals wiedersehen.«

»Der Herr ist fort?«, rief der Alte erstaunt, und das Mädchen berichtete nun die seltsamen Abenteuer der letzten Nacht. So rasch war alles gegangen, dass die Reiter schon über Stock und Stein waren, ehe des Bademeisters Leute, die im tiefsten Schlaf lagen, zu Hilfe kommen konnten.

Die Tage vergingen dahin. Von Sehfeld hörte man nichts in Rodaun, und in dem alten Bademeister reifte allmählich der Entschluss, noch einmal nach Wien zu gehen, um zu erfahren, was aus demselben geworden sei.

Der wiederkehrende Frühling führte dem Ort neue Besucher zu, unter ihnen manchen, der in den Verhältnissen der Hauptstadt genau Bescheid wusste. Maria fragte keinen, ihr Frohsinn schien gebrochen zu sein, wenn sie auch nicht klagte. Desto eifriger forschte der Vater, doch vergebens.

Abermals streute der Frühling seine Blüten aus, und die Vögel begannen ihr fröhliches Lied. Da erwachte auch Maria plötzlich aus der Dumpfheit, mit der sie so lange vergeblich gerungen hatte. Ihre bloßen Wangen färbten sich wieder, rascheren Schrittes eilte sie durch Haus und Garten, ihr Auge blickte froher, ja sie sang zuweilen, der jubelnden Lerche gleich, die in den Lüften schwebt.

Ein unerhörtes Ereignis setzte die Bewohner von Rodaun in gewaltige Erregung. Die Kaiserin Maria Theresia hatte einen Offizier geschickt, mit dem Befehl, den Bademeister auf die Hofburg zu führen. In derselben Stunde noch reiste der Mann ab, mit dem vornehmen Herrn in einer Kutsche. Und als er nach zwei Tagen wiederkehrte, gab er leise Andeutungen von der hohen Gnade, mit welcher er aufgenommen worden, wie er selbst und Herr Sehfeld vor der Kaiserin gestanden und diese dem Goldmacher, dessen Kunst nun unzweideutig erwiesen war, ihre schöne weiße Hand zum Kuss gereicht habe.

Zu diesen herrlichen Nachrichten schüttelte Maria gar trotzig das blonde Köpfchen, denn eine ganz andere Kunde hatte sie der angebeteten Monarchin nicht gar zu geneigt gemacht. Woher sie dieselbe geschöpft, blieb zwar verborgen, wenn es auch nicht schwer zu erraten gewesen wäre. Aber sie wusste nun, dass Sehfeld in jener bangen Nacht nach Wien geführt worden war, dass die Kaiserin selbst ihn verhört und um das Elixier scharf befragt hatte, dass sie

ihn, als er nicht gestand, wie einen Verbrecher geißeln ließ. Als er auch dann noch standhaft blieb, seine Überführung nach der Festung Temesvár in Ungarn anordnete.

Dort hatte er auf Erlösung geharrt bis jetzt. Eine Meldung des Kommandanten, der ihn lieb gewonnen und etwas für den Bedauernswerten zu tun wünschte, schilderte ihn als einen edlen Mann, dessen schweigsame Lippen ein Zeichen fürstlicher Huld weit eher zu erschließen vermöge, als unbeugsame Strenge. Dazu kam ein Brief von fremder Hand. Vielleicht gab am Hof selbst dieser und jener ein gutes Wort für ihn, was ja so selten geschieht, – genug, Kaiser Franz ließ den Bademeister von Rodaun zu sich entbieten, forschte ihn aus bis auf das Kleinste und suchte das Gemüt des Adepten, den er von Temesvár nach Wien zurückzugeleiten befahl, mild und nachgiebig zu stimmen.

Freudig begrüßte Sehfeld den alten Bekannten, gab sich gern und willig allem hin, was die wiedererlangte Freiheit ihn doppelt schätzen lehrte, und durchwanderte mit zwei Offizieren, die ihm zugesellt waren, die Kaiserstadt in allen Richtungen. Eines Morgens aber erschien weder der Adept noch einer seiner Wächter, – sie waren über Nacht entflohen und man hörte niemals wieder von ihnen, am wenigsten in Österreich.

Die blonde Maria verließ bald darauf Rodaun und zog zu ihres Vaters Schwester gen Welschland, wie der Alte sagte, wo sie sich vermählte und den ihren oftmals reiche Gaben schickte.

Als aber einst ein Bursche des Ortes auf seiner Wanderschaft in jene Stadt kam, in der sie leben sollte, wusste niemand von einer Schwester des Bademeisters, auch nicht von einer Tochter desselben. Da der Geselle wieder heim-

kehrte und den Vater darum befragte, lächelte dieser gar sonderbar und zuckte die Achseln.

Von der österreichischen Kaiserstadt am Ufer der mächtig brausenden Donau sind wohl viele Meilen bis zur Universitätsstadt Halle an der Saale. Damals, im Jahre 1750, wo das gewaltige Dampffross noch in dunkler Zukunft ruhte, fanden nur die großen Neuigkeiten des Tages eine weitere Verbreitung. Weil die Alchemie eine Wissenschaft war, deren Glanz allmählich zu erbleichen begann, erfuhren die Hallenser wenig von dem, was im stolzen Wien etwa zwei Jahre zuvor sich zugetragen hatte.

In der Apotheke der Franke'schen Stiftung erschien ab und zu ein Fremder, der im Gasthof *Zum blauen Hirsch* abgestiegen war und sich eifrig mit allerlei Studien zu beschäftigen schien, absonderlich auf dem Gebiet der Chemie ein außerordentliches Wissen an den Tag legte. Seine Besuche erwarben ihm das Zutrauen eines gewissen Reussing, welcher sich damals in jener Apotheke befand und freundschaftlichen Verkehr mit dem fremden Mann anknüpfte.

Eines Abends lud der Unbekannte den Reussing in sein Gemach ein, das er in jenem Gasthaus bewohnte. Der Wissbegierige folgte gern und verbrachte mehrere genussreiche Stunden in der Gesellschaft des Fremden, der mit seltener Schärfe des Verstandes eine tiefe und gründliche Bildung verband, andere Erd- und Himmelsstriche genau zu kennen schien und eine kleine auserlesene Sammlung merkwürdiger Seltenheiten besaß.

Mittlerweile war es spät geworden, schon brannten die Kerzen dunkler im Gemach und das Gespräch wendete sich unvermerkt von der Chemie zur Alchemie, deren reelle Basis Reussing mit Ungestüm angriff und durch die kräf-

tigsten Beweisgründe zu Boden warf.

Lächelnd hörte der Fremde dem Eifernden zu, mit eingestreutem Wort die Glut noch schürend. Endlich aber unterbrach er ihn durch die seltsame Frage: »Für wie alt haltet Ihr mich?«

Reussing sah ihm verwundert in das bräunliche Antlitz, musterte die vollen schwarzen Locken, den wohlgepflegten Bart und sagte dann nicht ohne Verlegenheit: »Das ist schwer zu bestimmen, etwa dreißig bis vierzig Jahre mögt Ihr haben.«

Da lachte der Fremde hell auf. »Beinahe getroffen!«, rief er aus. »Ich zähle meine Jahre nicht mehr, seitdem ich hundertfünfzig erreichte.«

Reussing erschrak. Er glaubte, der Mann rede irre und schaute voll Besorgnis zur Tür. Allein der große Unbekannte fuhr fort: »Das wundert Euch? Seht, Ihr könnt es nicht begreifen, ebenso wenig vermögt Ihr den alchemistischen Prozess zu fassen. Schaut in dieses Büchlein. Es ist mit einem grauen Pulver angefüllt, das wie grob zerstoßenes Glas aussieht. Dieses Pulver ...«, er tauchte die Spitze eines kleinen Messers hinein, welches neben ihm auf dem Tisch lag und fasste die an der Klinge haftenden Stäubchen mit Baumwolle auf, die er, in Papier gewickelt, dem Gast reichte, »... dieses Pulver ist die wunderbare Essenz, deren Vorhandensein Ihr so schön hinwegdisputiert habt. Nehmt dieses Papier und werft es auf schmelzendes Silber. Nicht mir, Euren eigenen Augen werdet Ihr glauben. Und nun gute Nacht!«

Er schob Reussing zur Tür hinaus und schloss hinter ihm ab.

Anderen Tags nahm der Apotheker einen silbernen Löff-



fel, der zwei und ein halbes Lot wog, ging damit in das Laboratorium, welches er sorgfältig verriegelte, um nicht gestört zu werden, und ließ das Silber in einem Tiegel schmelzen. Dann warf er das Papier auf die glühende Masse, die er nach fünfzehn Minuten ausgoss. Als sie erkaltet war, fanden sich drei Lot des reinsten gediegenen Goldes.

Reussing eilte zu dem Fremden. Er war bereits abgereist und man hörte niemals wieder von ihm. Der Beschreibung nach ist es Sehfeld gewesen.

Ein Goldarbeiter zu Halle prüfte das Gold und kaufte es dann für den üblichen Preis. Glaubwürdige Personen, unter ihnen Reussings späterer Schwiegersohn, der Berg- und Salinendirektor von Leysser, haben die Wahrheit der Geschichte mehrfach erhärtet.

Man erzählte sich, dass selbst Goethes fürstlicher Freund zu Weimar, der Herzog Carl August, eine Zeit lang lebhaftes Interesse für die verwandelnde Kunst gehegt habe, ja dass sogar Friedrich der Große dem flüchtigen Traum der Golderzeugung nicht abhold gewesen sei. Aus Sachsen kam im Jahre 1751 eine Frau von Pfuel mit zwei Töchtern nach Potsdam, welche der mystischen Kunst sich rühme. Sie erreichte nichts und damit verflog denn auch die kurze Illusion des Philosophen von Sanssouci.

Die vielartigen Bestrebungen aller derer, welche sich mit Alchemie beschäftigten, erzeugten die Ideen mannigfacher Grundstoffe, wie die des Alkahest, des *spiritus mundi* und anderer. Aufgestellte Salze zogen den geheimnisvollen Geist der Luft an, wie man glaubte, und es gab der törichteren Menschen eine Menge, die den so gefesselten *spiritus mundi* nebst dem Salz, das ihn enthalten sollte, zu bedeutenden Preisen kauften.

Den Grundstoff jenes allkräftigen Elixiers, des Steins der Weisen, in der Menge der Materien zu ermitteln, mit denen die Alchemisten aller Erdteile experimentierten, war schon für sich eine Aufgabe, über welche die meisten nicht hinaus kamen, in Wahrheit nicht hinauskommen konnten. So suchte die Gesamtheit nach einem Lösungsmittel, dem nichts zu widerstehen vermöchte. Weder Stein noch Eisen, nicht Sand noch Kohle. Diesen Allgeist nannten sie Alkahest und fabelten von ihm, dass er Kies in Wasser verwandele, Quecksilber in trockenes Pulver. Genau Kunde dieser alllösenden Substanz, behaupteten sie, hätten die Alten besessen, deshalb sei ihnen auch die Bereitung des Werkes der Sonne so ausnehmend gut gelungen.

Manche denkwürdige Szene spielte sich im Lauf der Zeiten auf diesem mystischen Boden ab. Es pochte an der Vordertür des hübschen kleinen Hauses, welches von zierlichen Blumenbeeten umgeben war, zwischen denen dunkelgrüne Buchsbaumhecken die heißen Strahlen der Julisonne milderten. Eine sauber gekleidete rosenwangige Magd erschien, um zu öffnen. Ihre blauen kindlichen Augen schauten fragend auf den bärtigen Mann, der vor ihr stand und also sprach: »Wohnet allhier der Herr Doktor Helvetius, Leibarzt des erlauchten Prinzen von Oranien? Ein Fremder wünscht ihn zu sprechen.«

Die Magd ging und kehrte nach wenigen Augenblicken mit dem Bescheid zurück, der Herr möge nur eintreten. Dabei öffnete sie die Tür des wunderbar ausgeschmückten Raums, welchen Doktor Helvetius sein Arbeitskabinett zu nennen pflegte.

Als die beiden Männer einander gegenüberstanden, betrachteten sie sich mit Neugier und Teilnahme, im Ange-

sicht der stattlichen Gestalt des Leibmedikus, welcher eines ausgezeichneten, weitverbreiteten Rufs genoss, die hohe fremd blickende Erscheinung des anderen, mit dem langen, schlichten, dunklen Haar, in das sich manch leiser Silberstreif zu mischen begann, mit der breiten, mächtigen Stirn und den tief liegenden Augen, aus denen die unruhige Flamme eines südlichen Temperaments sprühte.

Dann deutete Helvetius schweigend auf einen Sessel, der seinem Arbeitsstuhl gerade gegenüberstand, und ließ sich nieder.

Der Fremde tat desgleichen und begann mit höflichem Ton: »Mich trieb das Verlangen her, einen Mann zu begrüßen, dem die Nachwelt tief verpflichtet sein wird für den unermüdeten Fleiß, mit welchem er die schwersten Aufgaben der Wissenschaft zu lösen wusste.«

Nach diesem vielverheißenden Eingang entspann sich in dem schwülstigen Stil jener Zeit eine lange Reihe der artigsten Hin- und Wiederreden. Es dauerte geraume Weile, ehe die beiden über die chinesische Höflichkeit hinweg an das tiefere Fahrwasser der Wissenschaft gelangten, wo Meinung und Erfahrung ein lebhaftes Gespräch entfalteten.

»Es will mich bedünken«, sagte der Fremde mit einem schweifenden Blick über die seltsame Pflanzen- und Tierwelt, die das Gemach erfüllte, »als hättet Ihr, Herr Helvetius, mancherlei Studien außerhalb des medizinischen Feldes getrieben. Nach den Gerätschaften, welche ich hier erblicke, müsst Ihr Euch mit chemischen Versuchen vielfach befasst haben?«

Helvetius lächelte. »Es ist wahr«, entgegnete er, »dass ich gern und mancherlei experimentierte, auch unterschiedliche kuriose Entdeckungen gemacht habe.«

»Solltet Ihr ...?«, unterbrach ihn der Fremde. »Doch nein, ich irre mich. Niemals achtetet Ihr das hohe Geheimnis des großen Magistertums. In Euren Schriften habt Ihr es zu mindest scharf bekämpft. Derohalben hielt ich es nicht für angemessen Euch mit solchen Dingen beschwerlich zu fallen, sondern vergnügte mich allein an den sonderlichen Eigenschaften Eures klaren Geistes.«

War der Fremde ein Zauberer, dessen magische Berührung Wünsche in dem ruhigen Herzen des Gelehrten aufsteigen ließ, die ihm bis dahin unbekannt geblieben? Wie eine goldene Wolke zog es plötzlich an seinem nüchternen Sinn vorüber und hastig entfuhr ihm die Frage: »Was wisst Ihr davon? Wer seid Ihr?«

»Bin ich Euch schon verdächtig geworden«, rief der andere, »dass Ihr nach meinem Namen begehrt? Nun, Ihr sollt ihn wissen, doch heute nicht. Ich gedenke Euch wieder zu sehen, ehe der Mond sich von Neuem füllt. Wenn ich«, fuhr er nach kurzer Pause fort, »Euch auch versichern wollte, dass das berufene Geheimnis wirklich lebt, würdet Ihr mir nicht glauben, und wenn ich Euch den Wunderstein darwiese, würdet Ihr mich einen Prahler, vielleicht gar einen Lügner schelten.«

Helvetius schüttelte verneinend das Haupt. Eine ungewohnte Aufregung war über ihn gekommen, seine Augen glühten, die Hände zitterten. »Wer Ihr auch sein mögt«, murmelte er endlich scheinbar ruhig, »ich beschwöre Euch, haltet nicht mit Eurer Wissenschaft zurück. Vertraut mir, Ihr dürft es ohne Bedenken tun, ich bin kein Verräter.«

Der Fremde war dem Arzt nähergetreten und legte jetzt die Hand auf dessen Arm: »Das wusste ich«, sagte er, »ehe mein Fuß über Eure Schwelle trat. Glaubt mir, ich sehe

manches, was dem Auge der Menschen entgeht, und mein Blick liest in den Zeichen, welche die Natur weithin verstreute, wie in einem aufgeschlagenen Buch. So vernehmt denn: Mir ist das Geheimnis des grünen Löwen in seiner höchsten Vollendung kund geworden, allein meine Zunge wird gebunden durch des Meisters Spruch.« Er zog ein Büchlein aus seinem Gewand, öffnete es und entnahm daraus ein unscheinbares graues Gestein. »Seht«, fuhr er mit gedämpfter Stimme und feierlichem Wesen fort, »dieses ist es, dessen geringstes Körnlein unedle Massen wandelt in des reinsten goldes Strahl – nehmt es, rührt es an, wenigen ist es vergönnt, das Wunderwerk zu schauen.«

Helvetius fasste begierig danach und prüfte mit dem Nagel des Steins Härte. Ein wenig, das ihm haften blieb, legte er verstohlen auf ein Streiflein Papier, als der Besucher – es war schon tiefe Abenddämmerung – sich zum Gehen wendete.

Kaum sah er sich allein, so verschloss er die Tür des Gemaches, zündete ein Kohlenfeuer im Kamin an, setzte einen Tiegel mit Blei auf die Glut und warf endlich den gewonnenen Schatz auf die schmelzende Masse. Allein das Blei verschmolz in farbloses Grau, und da Helvetius es verdrießlich ausgoss, zeigte es keine Spur von Veränderung. Ein bitteres Gefühl der Täuschung entwand sich seiner Brust, die begeisterten Flammen waren verlodert, und er stand zürnend vor dem Häuflein Asche.

»Bah!«, sagte der Leibmedikus endlich, »er ist ein Betrüger wie alle anderen, aber der schlauesten einer. Wie wird ihn meine kindische Aufregung ergötzen, die ich mir selbst kaum zu erklären weiß! Nun, mag er es haben.« Damit warf er den Tiegel beiseite, stieß verächtlich mit dem Fuß

nach dem Klumpen Blei und schritt hinüber zu dem Gemach seines Weibes, die ihm die Falten von der Stirne strich und ihm mit schmeichelndem Wort die Geschichte entlockte.

Sie war nun anderer Meinung, als der beschämte Gemahl: »Wer weiß«, tröstete sie, »welch eine wichtige Vorkehrung du verabsäumtest. Ich bin gewiss, dass der Fremde wiederkommt, und dann werde ich ihn nicht fortlassen, bis er uns einen Beweis seiner Kunst gegeben hat«

Und die kleine hübsche Frau hatte recht. Einundzwanzig Tage nach jenem Ereignis kam der Fremde wieder und versprach, eine glänzende Probe abzulegen von der heiligen Wissenschaft, schenkte auch der anmutig Bittenden ein geringes Körnlein des Steins, etwa so groß wie ein Rübsame.

Die Dame warf spöttisch die vollen roten Lippen auf wie ein verzogenes Kind. »Das ist viel zu wenig«, rief sie, »es lohnt gar nicht der Mühe, damit anzufangen.«

»Ihr irrt, schöne Frau«, entgegnete der Fremde, »es ist zu viel.« Er nahm das Stücklein, teilte es säuberlich in zwei Hälften, behielt die eine und legte die andere, groß wie ein mäßiger Nadelkopf, vor die Erzürnte hin. Dann stand er auf, sich zu empfehlen, verhiess nun, nächsten Tages die Probe selbst zu machen.

»O, über den garstigen Mann!«, sagte Frau Helvetius, als die Tür sich hinter ihm schloss, zu ihrem Gatten, der tief nachzusinnen schien, »frag ihn doch, wie er heißt, damit ich ihn nachdrücklicher schelten kann.«

Helvetius folgte dem Fremden, den er noch im Garten traf.

»Bemüht Euch nicht«, sprach derselbe mit seltsamem Lächeln. »Mein Name steht deutlich in Eurem Gemach, gleich

über dem Kamin, wo das Stück Blei liegt, das Ihr so verächtlich behandeltet, da es sich nicht in Gold verwandeln wollte.«

Helvetius sah mit Erstaunen in das Antlitz des Sprechers.

»Wie habt Ihr es doch so töricht angefangen«, fuhr dieser fort, entschlossen, wie es schien, ihm nichts zu schenken, »anstatt den Stein, den Ihr so meisterlich zu stehlen wusstet, mit einer wächsernen Hülle gegen die bösen Dämpfe des Bleies zu schützen, warfet ihr ihn nackt darauf und zürntet über den schlechten Erfolg. Nun, ich sehe, es tut Euch leid. Gott befohlen, Herr Leibmedikus!«

Damit schritt er rasch hinweg und Helvetius kehrte in das Gemach zurück. Auf dem Sims des Kamins lag das verachtete Blei. Griechische Buchstaben schimmerten daran, wie mit goldenem Stift gezeichnet: Philaletha.

»Er ist der größte Meister unserer Zeit«, sagte Helvetius, »aber der größte Betrüger. Morgen wird es sich ja zeigen. Und nun lass mich allein, ich bedarf der Ruhe.«

Der folgende Tag brachte kein Lebenszeichen des Adepten. Als der Abend zu dämmern begann, vermochte Frau Helvetius ihre Ungeduld nicht länger zu zügeln. Ihr Gemahl wog sechs Drachmen Blei ab, nahm einen neuen Tiegel und erhitzte das Metall. Dann hüllte er die Tinktur in Wachs, warf sie in die Masse und goss sie nach kurzem Schmelzen aus. Es war Gold.

Der Münzward im Haag und andere prüften das Metall verschiedene Male, allein die Tatsache blieb und Helvetius machte sie 1667 in einer eigenen Schrift bekannt.

Auch hier berührten sich die entgegengesetzten Pole: das Seltsame mit dem Gemeinen, das Erhabene mit dem Lächerlichem.

Bischof Haimo, der gewaltige Adept des 9. Jahrhunderts, sagt von dem sehnlichst begehrten, mit Lebensmühen gesuchten Grund- und Urstoff der wunderwirkenden Materie in naiver, ungeschminkter Weise: »Der Mensch ist gleich dem Universum. Gehe an das Hinterteil der Welt, da wirst du Donner hören und des Windes Brausen vernehmen, Hagel mit Platzregen wird fallen. Da findest du die Sache, so man sucht, und sie ist köstlicher für den Alchemisten, als alle Steine der Gebirge.«

Fantastischere Naturen, als die so stark ausgeprägte des Bischofs, empfahlen Sternschnuppenmaterie zur Bereitung des Steins.

Ein französischer Adept, Herr de l'Isle, welcher auf seinem Schloss Palud in der Provence lebte, stand in dem Ruf, durch rotes Pulver Blei in Gold, durch weißes Eisen in Silber verwandeln zu können. Weite Gärten umgaben das Schloss. In ihnen baute de l'Isle mehrere Arten der *lunaria* (Mondkraut oder Walpurgiskraut), aus deren silberweißen Schoten er den Eisen veredelnden Stoff gewann. Einige vornehme Personen, welche ihm befreundet waren, glaubten von der Wahrheit dieser Erscheinung überzeugt zu sein und berichteten darüber nach Paris.

Ein peremptorischer Befehl Ludwigs XIV. in gnädigen Ausdrücken abgefasst, berief den Erfinder einer so wichtigen Substanz nach Paris. De l'Isle, in richtiger Würdigung der verhängnisvollen Ehre, lehnte die königliche Einladung ab, die aber nun, von einem Detachement königlicher Truppen begleitet, wiederholt wurde. Der bedauernswerte Adept vermochte nicht zu widerstehen. Er sah sich nach Paris geschleppt, anfänglich mit Milde, später durch strengere Mittel um die Mitteilung seines Geheimnisses be-



stürmt.

Vergebens versicherte er, die Bereitung des Mittels niemals selbst versucht zu haben, vielmehr der Freigebigkeit eines fahrenden Jüngers der Alchemie alles das zu danken, was seine dienstfertigen Freunde ihm zuschrieben. Man glaubte ihm nicht, und de l'Isle, um der drohenden Folter zu entgehen, welche der große Ludwig an ihm zu versuchen befahl, nahm im Jahre 1712 ein schnell wirkendes Gift.

Siebzig Jahre später endete auf beinahe gleiche Weise der letzte berühmte Adept Englands, Doktor James Price. Der Ruf erzählte von ihm verschiedene öffentliche Transmutationen, insofern man als öffentlich bezeichnen kann, was in Gegenwart mehrerer Zeugen geschieht. Er sollte im Besitz beider Tinkturen, der roten und der weißen, sein.

Endlich drang das Gerücht bis zu den Stufen des Thrones, und Georg III. forderte eine Untersuchung dieser Angelegenheit durch Mitglieder der königlichen Sozietät. Das wollte Price nicht. Er sagte, dass er keine Tinktur mehr besitze und er sich nicht in der Stimmung befinde, ein so mühevolleres Werk von Neuem zu beginnen.

Die Enttäuschung derer, welche auf das wunderbare Geheimnis lüstern waren, machte sich in gehässigen Beschuldigungen Luft. Um diese zu widerlegen, fing Price eine neue Operation an, die ihm jedoch nicht glückte. Nun zogen sich alle, die sich voll Eifer um die Sache bemüht und sich des Adepten Freunde genannt hatten, von einem Mann zurück, dessen misslungenes Unternehmen ihn zum Betrüger stempelte, und die allgemein ausgesprochene Verachtung ließ Price endlich das Leben unerträglich finden. Er folgte dem Beispiel seines französischen Vorgängers 1783.

Nach so tragischen Ereignissen werden heitere Züge aus dem Leben wandernder Jünger der hermetischen Kunst eine wohltuende Abwechslung gewähren. Viele dieser Fahrenden zeichneten sich als ungemein gewandte Taschenspieler aus, die in ergötzlicher Weise die Goldbedürftigen zu täuschen wussten.

Cosmus I., Großherzog von Toskana, von 1537 bis 1569, wurde das Opfer eines feinen Betrügers, mit dem er sich in weitgehende Unternehmungen einzulassen Willens war.

In Italien zog damals Daniel von Siebenbürgen umher, welcher Metalle verwandelte und Kranke von ihrem Siechtum heilte durch die wundertätige Kraft des Steins der Weisen.

Ihn berief Cosmus nach Florenz, um gegen eine reiche Belohnung von dem weisen Meister die große Kunst selbst ausüben zu lernen.

Daniel trat in einer wunderlichen Tracht auf, gleich jener seines prophetischen Namensbruders, wie er sagte, im alten Testament. Nachdem er die Menge der geistigen Vorbereitungen, deren es zu so hohem Werke bedurfte, erschöpft hatte, offenbarte er dem fürstlichen Lehrling die mannigfachen Ingredienzien, welche in ihrer Vermischung die allkräftige Essenz bilden sollten. Unter ihnen zeichnete sich eine der heilsamsten Tinkturen aus, welche, aus reinstem Gold und edlen Pflanzenstoffen geboren, des Erfinders höchste Blüte darzustellen schien. Dieses Zaubermittel hieß *Usufur*.

Nun begann eine arbeitsvolle Zeit für den Fürsten, der mit eigenen hohen Händen das Laboratorium beschickte, in welchem Daniel nur anordnend, beratend, leitend wirken durfte. Günstige Sterne mussten über dem mühseligen

Werk geleuchtet haben, denn es gelang über Erwarten herrlich, und Cosmos, um seine Freude in wahrhaft fürstlicher Weise auszudrücken, verehrte dem Adepten zwanzigtausend Dukaten guten, gemünzten Geldes.

Am folgenden Tag war Daniel verschwunden. Er hatte sich nach Frankreich begeben, dessen Luft ihm zuträglicher als die Schwüle in Florenz schien, und von dort richtete er ein Schreiben an den Großherzog, in welchem er rückhaltlos den Betrug enthüllte, mit welchem er des Lernbegierigen Augen geblendet hatte.

Die goldhaltige Tinktur, Usufur genannt, war ein Produkt seiner eigenen schlaun Spekulation und enthielt des edlen Stoffes genug, um bei der Anwendung einen recht ansehnlichen Niederschlag desselben zu bewirken. Diese Tinktur verhandelte Daniel in alle Apotheken zu mäßigem Preis.

Sobald er an das Bett eines Kranken gerufen wurde, verordnete er unter anderen Mitteln auch Usufur. Er mischte mit eigenen Händen den heilkräftigen Trank und ließ dabei geschickt die Goldtinktur verschwinden, welche aus dem Laboratorium des schlaun Adepten ihren Weg von Neuem nach der Apotheke nahm: ein Zwischenhandel, der nicht unerhebliche Vorteile bot.

Es konnte nicht fehlen, dass auch die Alchemie mit der religiösen Schwärmerei assimiliert erschien, welche das Glaubensleben jener Zeit erfüllte. Die Wogen der Umwälzung im 16. Jahrhundert gingen noch zu hoch, um nicht über ihre Ufer zu treten, und dem leichtfertigen Irrglauben auf der einen Seite hielt begeisterte Überspannung auf der anderen die Waage.

Wunderbare Märchen flatterten in der allgemeinen Wendung der Dinge dem Mystizismus voraus. Zeichen gescha-

hen aller Enden. Hier entstanden blutige Spuren im dicht gefrorenen Eis, dort gruben unsichtbare Geisterhände warnende Bilder und Charaktere in die Fensterscheiben. Im Meer fing man seltsam punktierte Fische, in den reichen, üppigen Fluren Ungarns wiesen die Weinbeeren vieler Stöcke goldene Traubenkerne auf.

Freilich mochte das Blut unter dem Eis einen durchaus natürlichen Ursprung haben, die schreibenden Geister waren mit Fleisch und Bein bekleidet, oder der Frost malte jene Zeichen, oder das Glas war schlecht, zersprungen, blasig. Die goldenen Traubenkerne aber blieben unerklärt, bis etwa hundert Jahre später eine Krankheit der Weinpflanzungen nähere Untersuchung veranlasste und man die Beeren mit den goldgelben Eiern eines schädlichen Insekts gefüllt fand.

Das Gold hielt die Köpfe befangen. Einem Kind armer Eltern in Schlesien wuchs ein goldener Zahn. Es war gegen das Ende des 16. Jahrhunderts. Gelehrte Männer prüften das Wunder. Breite Schriften erschienen darüber. Professor Horst zu Helmstedt erkannte, Gott habe den Seinen durch dieses besondere Zeichen einen Trost gewähren wollen für die blutigen und grausamen Verheerungen der Türken.

Ungläubige verlangten endlich, dass der Zahn durch einen Goldschmied sachgemäß geprüft werde. Da fand sich eine dünne Goldplatte künstlich um das Milchzähnen gepresst.

Indessen ließ die Frömmigkeit sich den einmal eingenommenen Standpunkt nicht rauben, sondern bemächtigte sich des Steins der Weisen als eines Gleichnisses. Anfänglich passten sie die mühsame und oft resultatlose Bereitung nur dem Wachstum der Pflanze, auch wohl der tierischen Er-

zeugung an. Dann aber stieg die Schwärmerei immer höher und maß dem göttlichen Geheimniss den eingebildeten Prozess bei, der die Auferstehung mit einem verklärten Leibe bedeuten sollte.

Die Anhänger dieser Richtung redeten alles Ernstes von einem Samen und von einer Seele des Geldes. Eine wunderliche Mischung der Alchemie und des Mystizismus entstand, die sich weiter entwickelte.

Einer der bekanntesten Mystiker, Jakob Böhme, ein Schuhmacher, welcher in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts zu Görlitz lebte, nannte in seinem *Mysterium magnum* die Bekehrung der verstockten Seele die Auffindung des Steins der Weisen und verglich den grünen Löwen der Alchemisten mit dem Löwen aus dem Stamm Juda.

Einen höchst ergötzlichen Schluss dieser törichten Hinnéigung zu dem geheimnisreichen Wesen bildete die kleine Episode, welche den warteten, einer strikten, kritischen Richtung in der Theologie angehörenden Professor Semler in Halle zu einem Anhänger der Golderzeugung machte.

In Dresden verkaufte etwa 1787 ein Baron Leopold von Hirsch *Luftsalz* als eine Universalmedizin. Wahrscheinlich hatte sich der unbekannte und viel gesuchte *spiritus mundi* in der Mischung gefangen, so dachten wenigstens jene Toren, die das Wundermittel begierig kauften.

Semler bildete sich ein, dass in dem Luftsalz, wenn es mit einem gewissen Liquor angefeuchtet würde, Gold entstehe. Er machte die Probe und schickte an die Berliner Akademie der Wissenschaften von jenem Stoff nebst dem angeblich darin gewachsenen Gold. Den gerechten Zweifeln der Akademiker gegenüber behauptete er, mit eigenen Augen die

bezüglichen Wahrnehmungen gemacht zu haben, sendete ihnen auch von dem Salz, ehe es angefeuchtet worden war, und von dem Liquor. Beides fand sich bereits mit Blattgold vermischt.

Plötzlich begannen die Goldpflanzen zu entarten, obwohl Semler noch schrieb: »Zwei Gläser tragen Gold. Alle fünf oder sechs Tage nehme ich es ab, immer zwölf bis fünfzehn Gran. Zwei bis drei andere Gläser sind auf dem Wege und das Gold blüht unten durch.«

Das neue Erzeugnis hielt die Probe nicht stand. Vielleicht war der kalte nachdenkliche Himmel Norddeutschlands diesem Gewächs des Südens auf die Dauer nicht günstig.

Allein die mystische Veränderung klärte sich auf. Semlers Diener hatte, da ihm die eigentliche Kultur des Goldsalzes anvertraut wurde, die Goldblätter hineingewischt. Mannigfache Aufträge, die er von dem Professor empfing, verhinderten ihn während mehrerer Tage, sich der Goldkolonie anzunehmen. Er betraute deshalb seine Frau mit diesem Geschäft, welche in hausmütterlicher Sparsamkeit statt der Goldblätter Tabak nahm.

### **Der Adept zu Berlin**

Vielfache Streitigkeiten über den wirklichen Wert des Alchemistengoldes mussten notwendig der Entscheidung der juristischen Fakultäten anheimfallen. Diese zögerten nicht, den Stein der Weisen als zu Recht bestehend zu erklären. Mit nicht geringerer Sicherheit war ja das Wirken und Erscheinen der Höllengeister von ihnen bejaht worden, und aller Spuk, der aus dem eingebildeten Hexen- und Zauberwesen in die Welt gedrungen war, von ihnen bestätigt wor-

den.

Im Jahr des Heils 1668 fühlte die ehrenfeste Stadt Breslau sich bewogen, dem Bürger und Schneidermeister Christoph Kirchhof zu Lauban einen köstlichen Wappenbrief mit silberner Bulle ausfertigen zu lassen: »Weil er denjenigen lapillum der Weisen an das Licht gebracht und vermittelt göttlicher Hilfe und scharfen Nachsinnens den spiritum universalem von sich selbst erfunden.«

Wie aus dem Gold, welches Raymundus Lullus einst gefertigt, der edle Britenfürst seine Münzen schlagen ließ, also prägten auch andere Herrscher wacker die Metalle aus, deren Quelle in den Schmelztiegeln ihrer Alchemisten entstanden. Freilich erwies eine spätere genaue Prüfung, dass die angeblichen Goldstücke nur nachhaltig gefärbt oder mit dünnen Goldplatten überzogen waren, und der schöne Denkspruch, den Kaiser Leopold I. auf die im Jahre 1675 gemünzten Dukaten hatte sehen lassen:

»Aus Wenzel Seyler's Pulvers Macht

Bin ich von Zinn zu Gold gemacht,

wurde ein ebenso unverwerfliches Zeugnis gegen das Wunder, denn der schlaue Augustiner Mönch, Wenzel Seyler, war ganz unverdient zum Freiherrn von Reinersberg ernannt worden, weil sein gepriesenes Gold in kunstgerechter Probe schmäählich unterlag.

Eine der interessantesten Persönlichkeiten unter all jenen wunderlichen Gestalten war der Grieche Laskaris, dessen Charakter und Wirken ihm in der Reihe der Alchemisten unbestritten eine hervorragende Stelle sicherte. Dem 18. Jahrhundert war es vorbehalten, diese seltsame Erscheinung zu entwickeln, welche in verschiedenen Zwischenräumen auftauchte, fast niemals selbst die Metallverwand-

lungen unternahm, sondern anderen einen geringen Teil seines Pulvers gab und ihnen die Ausführung überließ. In vorsichtiger Zurückhaltung mied der Adept die Höfe der Fürsten und schien voll Selbstverleugnung nur Beweise von der unumstößlichen Wahrheit des hermetischen Verfahrens geben zu wollen, ohne Auszeichnung oder Belohnung zu fordern, denen er vielmehr sorgsam auszuweichen wusste.

In Berlin herrschte damals, zu Anfang des 18. Jahrhunderts, reges Leben, denn Kurbrandenburg war allem Widerstand zum Trotz ein Königreich geworden. Das gab reichen Stoff zu eifrigem Disput, der sich besonders lebhaft in dem Vorderzimmer der Apotheke *Zum Elefanten* vernehmen ließ.

An der Tür des Gemachs stand ein hölzerner Schwarzafrikaner und bot Tabak und Fidibusse an, und auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers befanden sich kleine Gläser mit Aquavit, welche ein schlanker junger Mann von Zeit zu Zeit mit neuem Lebensgeist versah.

»Na, hör' er mal«, rief jetzt ein derber, vollwangiger Spießbürger dem Besitzer des *Elefanten*, dem wackeren Herrn Zorn zu, indem er ihn mit der flachen Hand vertraulich auf die Schulter schlug, »hör' er mal, mitreden kann er dabei eigentlich nicht! Drücken ihn die schweren Kosten etwa auch, die man uns auferlegt hat?«

»Und warum nicht?«, fragte der Apotheker zurück. »Glaubt er, dass ich meine Mixturen und Pillen aus Luft zusammenbrauen kann?«

Die anderen lachten, doch der Redner ließ sich nicht irre machen. Er zwinkerte verschmitzt mit den Augen und sprach: »Ja, die Mixturen – freilich kosten die Geld, und



schweres, – niemand weiß das besser, als wer sie zu bezahlen hat! Doch so ist es nicht gemeint. Wenn er den faulen Heinz nicht hätte, der die blanken Gold- und Silberflüsse nur so hervorspeit, aus dem feurigen Rachen, möcht' er mit Recht seufzen um die teure Ehr', die uns jetzt widerfahren.«

»Glaubt ihm nicht«, sagte der Apotheker lächelnd, in schlecht verhehlter Unruhe. »Mit dem faulen Heinz ist's nichts. Es ist ein töricht Wesen um die Alchemie, und jedweder tut am besten, sein Eigentum nicht nutzlos zu verpuffen mit dem Kram.«

»Das lügt Ihr«, unterbrach ein neueingetretener Gast des Mannes Rede. Als die verwunderten Blicke sich fragend auf ihn richteten, während der Apotheker einen Ausbruch des Unwillens nur mit Mühe unterdrückte, fuhr der Fremde milder fort: »Schmäht nicht die geheimnisvolle Kraft, zu deren Lösung Euch der Schlüssel fehlt. Die Kunst ist ewig wie die Welt, allein nicht jedem Aug' eröffnet sich die geweihte Pforte, – dem Euren vielleicht nimmer, denn das will erbeten sein. Kommt morgen wieder, Ihr Herren, um diese Zeit. Dann sollt Ihr wissen und schauen, und Eurem Urteil mag es überlassen sein, ob Ihr glauben werdet.«

Mit diesen feierlich gesprochenen Worten schritt der Fremde in die eigentliche Apotheke, das Heiligtum, in welchem unzählige Büchsen und Töpfe gereiht standen mit ihrem seltsam duftenden Inhalt. Die Augen der Männer folgten ihm. Der oben bezeichnete Jüngling eilte ihm nach, die Tür zu öffnen und nach den Wünschen des stattlichen Mannes zu forschen. Denn stattlich war diese Erscheinung, von dem dunkelgelockten Haupt mit den fremdblickenden Augen, der hohen Stirn und der kühn geschwungenen

Nase, bis hinab zu dem überaus zierlich geformten Fuß, der auf vornehme Abstammung zu deuten schien.

Zuerst nahm der vollbackige Spießbürger wieder das Wort. »Ha, ha!«, sagte er, »welch' ein wunderlicher Herr, an Sprache, Gesicht und Kleidung fremd! Ist er ein Edelmann?«

»Weiß nicht«, entgegnete der Apotheker mit auffallender Unbehaglichkeit. »Der Herr stammt aus dem fernen Griechenland, ein Mönch, denke ich.«

Ein anderer rief vergnüglich dazwischen: »Also auch ein chymischer Bruder?« Und harrte schon mit Spannung der Dinge, die kommen würden.

Alles, was in der Apotheke geschah, konnte von dem Nebenzimmer aus füglich bemerkt werden, zumal die Glastür nicht einmal einen Vorhang hatte. Jetzt kehrte der Fremde zurück, trat zu dem Apotheker und sprach: »Erlaubt, dass morgen früh ein Tiegel bereit sei mit dem nötigen Metall. Wählt, welches Ihr wollt. Ich werde kommen und durch glänzende Probe die Wahrheit des hermetischen Prozesses erhärten, den Ihr so ungläubig tadelt.«

Stolz grüßend schritt er hinaus, und ein Strom neugieriger Fragen richtete sich gegen den Apotheker und seinen Lehrling.

Wer sich in den Geist jener Zeiten zu versetzen vermag, wird es begreiflich finden, dass das Gemach des Apothekers die Menge der Gäste, die sich am nächsten Tag versammelten, kaum fassen konnte, und dass er selbst sowie sein Lehrling vollauf zu tun hatten, um das rasche Begehren nach stärkendem Lebenswasser zu befriedigen. Allein der Fremde erschien nicht, sein gegebenes Versprechen zu lösen, und die ehrsamten Bürger empfanden bereits eine lei-

se Regung von dem Missvergnügen vereitelter Hoffnung, welches noch durch den Gedanken vermehrt wurde, den harrenden Hausfrauen nicht einmal eine Neuigkeit bei ihrer Heimkehr mitteilen zu können.

Der junge schlanke Mann, dem die Zeichen der Unzufriedenheit nicht entgingen, trat zu seinem Lehrherrn und flüsterte ihm ins Ohr. Zwar schüttelte Herr Friedrich Zorn verneinend das Haupt, allein der Jüngling drang lebhafter in ihn.

Und so sprach der Apotheker endlich mit einem Seufzer: »Nun, in Gottes Namen, tu', was du nicht lassen magst. Doch nicht mir schreib' es zu, wenn der Fluch, der auf allem zu ruhen scheint, was mit der seltsamen Kunst sich verbindet, auch dich trifft. Tretet zur Seite, Ihr Herren, wenn es beliebt. Zu lange schon harren wir des Fremden, der vielleicht weit hinweg ist von unserer Stadt, nach Art der reisenden Adepten. Lasst uns selbst versuchen, was seines Pulvers Kraft vermag!«

Eine feierliche, erwartungsvolle Stille trat ein. Über einer Kohlenpfanne stand der Schmelztiegel mit erhitztem Quecksilber.

Nun zog der Jüngling aus seiner Brusttasche ein zusammengefaltetes Papier hervor und zeigte das körnige rote Pulver, welches es enthielt.

»Ein wenig dieser Substanz in Wachs gehüllt«, erklärte er, »genügt, um dieses Metall in gutes gediegenes Gold zu verwandelnd.«

Während er so sprach und die Tat den Worten folgen ließ, hefteten sich die Blicke der Anwesenden unverwandt auf die schimmernde Masse, welche jetzt mit leichtem Zischen gerann. Wohl konnten sie mit ihren Augen den wunderba-

ren Prozess verfolgen, aber er blieb ihnen, den Uneinge-weihten darum nicht minder unerklärlich.

Und nun stellte die Probe, welche der Apotheker machte, das blanke goldige Resultat erst rechtskräftig hin. Als sie es alle so ganz und gar gefasst hatten, stürmte plötzlich der ganze Haufen auseinander. Jeder wollte der Erste sein, der das unerhörte in die Öffentlichkeit trug, und bald verbreitete es sich durch die Gassen und Gässchen, in die Gemächer des neuen Königs, wie in die äußersten baufälligen Häuslein der empor blühenden Stadt.

Der Apotheker blieb allein mit seinem Lehrling. Die Arme übereinander gefaltet, in tiefes Sinnen versenkt, blickte er auf das gleißende Metall, während des Lehrlings sanfte, fast noch kindliche Augen vor Freude strahlten.

»Törichter Bursche«, sagte endlich der Meister und entriss sich mit Gewalt den Gedanken, die auf ihn einstürmten, »Du glaubst, ich triumphiere wie ihr alle über den Sieg des geheimnisvollen Wissens? Ich vermag es nicht. Hab ich nicht das Mögliche versucht, um Gleiches zu erzielen, ohne den geringsten Erfolg? Ich sagte dir eins, auf meinem Grabstein müsse stehen, wie auf dem Epitaphium weiland Herrn von der Sulzburgs in der Stadt Nürnberg seit mehr denn vierhundert Jahren zu lesen ist: ›Er hat lange gealchmeiet und viel vertan.‹ Und ich sage das heut noch. Es ist nicht wahr, was ich sah, es ist eitel Blendwerk, die Metalle wechseln nicht; nur der böse Geist fährt hinein und webt den Schein vor unseren Blicken.«

Der Lehrling lächelte. Wie war ihm so froh, so stolz zu Mut, dass er gewürdigt worden, jenes große Werk zu vollführen. Mochte sein Herr doch in neidischer Selbstsucht verdammen, was ihm als eine unbestreitbare Wahrheit er-

schien.

Der Apotheker las diese Gedanken an der jugendlichen Stirn, und eine zornige Bitterkeit erfüllte sein Herz. »Wunder glaubst du getan zu haben«, fuhr er fort, »allein du irrst. Ich sage dir, ziehe deinen Fuß zurück aus dem gefährlichen Netz, welches dich umgarnt hat, oder es wird dich verderben, ehe das Mannesalter deine Wange bräunt.« Damit ging er hinaus.

Der Jüngling, welchem diese durch Zeugen bekundete Verwandlung des Quecksilbers im Jahre 1701 zu Berlin so herrlich gelang, war Johann Friedrich Bötticher und der Fremde, dessen Pulver ihn dazu geschickt machte, der berühmte Minoritenmönch, der Grieche Laskaris.

Indessen breitete sich der Ruhm des neuen Adepten schnell aus und Bötticher wiederholte das Experiment mehrere Male. Wie eine Traumwolke umschattete sein stolzes Bewusstsein die Einbildungskraft, dass er sich selbst nicht mehr erkannte und immer entschiedener und unverschämter als der Urheber jener mächtigen Substanz aufzutreten wagte.

Dem Laboratorium der Apotheke unnütz, saß er in nachdenklicher Entzückung in seinem Kämmerlein, während ihm in bunten verführerischen Bildern die Vorstellungen von Macht, Ehre und unsterblichem Ruhm so lebendig vorschwebten, als vermöge er sie mit Händen zu fassen und dürfe sie ohne Mühe sich zu eigen machen. Was konnte er nicht alles schaffen, nicht alles erreichen mit dieser wunderbaren Begabung! Hinaus wollte er in die große Welt, deren Genuss ihm Laskaris schon so wünschenswert dargestellt hatte! Waren ihm doch die goldenen Schwingen gewachsen, die ihn über die enge Grenze dieser Stadt hinweg

tragen sollten in den fernen Süden, wo die eigentliche Heimat der Golderzeuger in märchenhafter Glorie blühte.

Mitten in die Begeisterung des Moments fiel ein prosaisches Klopfen und die Tür des Kämmerleins öffnete sich. Bötticher fuhr beinahe unwillig auf, doch die krausen Fältchen über den hellen Kinderaugen glätteten sich augenblicklich wieder, denn der, welcher fast gebückt unter der niederen Wölbung eintrat, war der Doktor Pasch, sein bester, sein einziger Freund.

»Willkommen«, rief der Jüngling ihm entgegen und erfasste mit herzlicher Verehrung seine Hand, »ich wollte zu Euch gehen und sehe Euch jetzt bei mir! Was habe ich nicht alles erlebt, seit ich Eurer entbehrte, wie viel habe ich Euch zu erzählen!«

In stürmischer Eile begann er seinen Bericht, und Pasch hörte geduldig zu. Nur wenn die Flut der Rede sich überstürzen zu wollen schien, hob er warnend den Finger. Dann schaute er mit gedankenschwerem Blick in des jugendlichen Sprechers Angesicht und sagte in beinahe väterlichem Ton, obwohl er kaum einige Jahre älter sein mochte, als Bötticher: »Johannes, du hast töricht gehandelt.«

Dieser fühlte sich betroffen; die freudig belebte Röte seiner Wangen wich beinahe der Blässe, indem er zögernd fragte: »Herr, Ihr tadelt mich?«

»Muss ich wohl«, entgegnete Pasch. »Hast du nicht bedacht, welch' schwere Folgen deine Handlungen nach sich ziehen werden? Steht die Geschichte so vieler, denen die Alchemie verderblich wurde, umsonst verzeichnet? Wozu dient Erfahrung, wenn wir nicht von ihr lernen wollen? Du selbst trachtetest, das Geheimnis zu verbreiten, und doch weißt du, dass ein Fürst diese Kunde empfangen musste,

dem es ernstlich um ein Mittel zu tun ist, welches den erschöpften Schatz von neuem füllen und in der unversiegbaren Quelle des Reichtums eine Macht begründen würde, wie sie der Staat gerade jetzt so dringend bedarf.«

Eine Wolke, blendend, schwindelerregend, legte sich über die Augen des Jünglings. »Was erwartet man von mir, was soll ich leisten?«, stammelte er.

»Johannes«, rief der andere mit begütigendem Ernst, »blicke mir ins Auge und dann wiederhole bei deiner Seelen Seligkeit, dass du das Pulver zu bereiten vermagst ohne fremde Hilfe. Du schlägst die Augen nieder, du erblassest? Weißt du, was deiner harret? Man wird dich in sicherem Verwehr halten, niemanden zu dir lassen, und wenn du dann den ganzen Prozess zur Bereitung des Steines nicht mit mathematischer Gewissheit und befriedigendem Erfolg darzulegen weißt, werden sie dich hängen wie einen Betrüger!«

Bötticher schauderte und verbarg sein bleiches Gesicht an der Brust des Doktors. Der aber fuhr fort, indem er ihn zu einem männlichen Entschluss zu drängen schien: »Du bist kein Adept. König Friedrich aber glaubt es, und wenn der nächste Morgen dich noch in diesen Mauern findet, grüßt das Abendlicht dich im sicheren Kerker. Du musst fort, weit fort und darfst niemanden ahnen lassen, welch' ein Verdacht auf dir ruht. Ich wünschte, du hättest den Fremden nie gesehen, dessen Gabe vielleicht das goldene Seil spann, das sich unzerreißbar um deinen Nacken legt.«

So ermahnte der Freund und half dem Bedrängten seine kleinen Angelegenheiten ordnen.

Als tiefe Dämmerung die Straßen füllte, ritt Bötticher auf einem stattlichen Tier durch die Hinterpforte des Hauses

hinweg. Pasch und der Apotheker riefen ihm noch ein leises Lebewohl nach, dann schlossen sie die Tür.

In der Frühe des nächsten Tags erschien ein Befehl König Friedrichs I., laut dessen der Lehrling Johannes Bötticher sich zu stellen habe vor des Herrschers Angesicht. Allein der Vogel war ausgeflogen, der Bote fand ein leeres Nest.

Der Generalgouverneur von Kursachsen, Fürst von Fürstenberg, saß in seinem Gemach und blätterte eifrig in den Depeschen, welche den Marmortisch bedeckten, an dem er arbeitete. Er neigte sich gedankenvoll im Sessel zurück und schloss diplomatisch bedeutsam die Lippen.

Eine geraume Zeit saß er so. Endlich streckte er die schmale weiße Hand nach der silbernen Klingel auf einem seltsam verzierten Guéridon aus, um einen jungen Mann herbeizurufen, der im Nebenzimmer harrte.

»Ist Er in Wittenberg bekannt, Gelneck?«, fragte der Gouverneur, dessen Augen noch immer auf den Zeilen der zuletzt aufgebrochenen Depesche hafteten.

»Zu Befehl, fürstliche Gnaden«, entgegnete der junge Mann mit einer tiefen respektvollen Verneigung »Meiner Mutter Bruder, Jeremias Busch, ist allda Bürgermeister.«

»Hm!«, murmelte der Fürst mit sichtlicher Befriedigung, »ist Sein Oheim verheiratet?«

Ein lebhaftes Rot färbte die Wangen des Angeredeten und seine dunklen Augen blitzten, als er erwiderte: »Mein Oheim war mit einer von Wildung vermählt. Jetzt ist er Witwer und hat außer einer Verwandten niemanden um sich, die dem einsamen Mann das Hauswesen führt.«

»Ihr meint also, dass der Bürgermeister imstande ist, jemanden bei sich aufzunehmen?«, forschte der Gouverneur, der noch immer in Gedanken vertieft die Depesche zu stu-



dieren schien. Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: »Lasse Er sich ein gutes Pferd satteln, Gelneck, und reite Er ohne Verzug hinüber nach Wittenberg. Je eher Er daselbst anlangt, desto besser. Es hält sich dort ein fremder junger Mensch auf, ein Flüchtling aus Preußen, Johannes Böttcher oder Böttcher. Schreibe Er sich den Namen auf! Seinem Oheim meinen Gruß, mit dem Befehl, den Fremden aufzusuchen und zu sich einzuladen. Es ist durchaus nötig, dass er das tut. Lieb wäre es mir, wenn er ihn auch beaufsichtigte, doch so, dass der andere nichts davon bemerkt. Ich gebe Ihm sechs Tage, um die Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Geh Er, geh Er!«

Seine fürstliche Gnaden reichten huldvoll die Hand dar, die der junge Mann ehrerbietig ergriff und küsste. Dann verließ er das Gemach.

Mit gesenktem Haupt saß der hohe Herr sinnend in seinem Sessel, als sich leise eine Tür öffnete, derjenigen entgegengesetzt, durch die Gelneck sich entfernt hatte. Eine hohe, jugendliche Frauengestalt erschien, betrachtete den Fürsten mit einem herausfordernden Lächeln, das den lebhaften Zügen ihres Angesichtes überaus anmutig stand, und sagte endlich: »Seid Ihr gar so sehr beschäftigt, gnädiger Herr, dass Ihr tief in Sorgen versunken sitzt, gleich dem guten Kaiser Rotbart?«

Der Gouverneur wendete sich bei diesen im süßesten Ton gesprochenen Worten rasch um und entgegnete: »Tritt näher, Elisabeth, tritt ein.« Die junge Dame beeilte sich, der gnädigen Erlaubnis zu folgen, doch der breite Reifrock, den sie trug, gestattete ihr kaum, durch die Tür hindurch zu gleiten.

»Es ist schrecklich«, sagte sie halblaut, »immer und im-

mer wie der Vogel im Käfig zu leben.« Dann lehnte sie sich zärtlich über des Fürsten Sessel und fuhr fort: »Die Neugier plagt mich, gnädiger Vater. Ich sah Gelneck über den Hof zu dem Marstall eilen und ein schnelles Ross heischen...« Sie stockte. Dann fügte sie schelmisch hinzu, indem sie zu dem Nebengemach deutete, dessen Tür hinter ihr offen geblieben war: »Ich will's nur gestehen, dass ich auf dem Altan dort stand und jedes Eurer Worte hörte. Deshalb kam ich. Es ist unerträglich langweilig in unserem Dresden, seit der König nach Polen ging.«

Der Gouverneur machte eine abweisende Handbewegung.

Die junge Dame begann nun gleich darauf von Neuem: »Was begab sich mit dem Fremden, dass Ihr Euren vertrautesten Diener sechs ganze Tage lang entbehren mögt? Ist er ein Pole, ein Schwede?«

»Viel einfacher und harmloser liegt die Sache«, entgegnete der Fürst. »Wir wussten nichts von seiner Flucht, noch weniger von seinem Aufenthalt in Wittenberg. Allein dieses Schreiben enthält eine so dringende Aufforderung, noch dazu in einem gewissen befehlenden Ton, den Kurbrandenburg bis jetzt nicht gegen uns anzuschlagen wagte, den Fremden unverzüglich auszuliefern, dass es scheint, als müsse ich den angeflogenen Goldfinken erst näher betrachten, ehe ich ihn seinem Herrn zurückgebe. Dieser Böttcher ist nämlich ein Adept und soll den Stein der Weisen zu bereiten wissen.«

»Sagt man das in Brandenburg?«, rief Elisabeth.

»Man liest es zwischen den Zeilen«, entgegnete lächelnd der Fürst. »Aber ich bin entschlossen, ihn nicht auszuliefern, bis der König es befiehlt. Noch heute will ich an ihn

berichten.«

»Weshalb lasst Ihr den Mann nicht nach Dresden kommen?«, sagte die junge Dame lebhaft. »Ich selbst möchte ihn sehen. Diese Adepten bezeichnen ein stolzes, selbstbewusstes Auftreten, das mir Freude macht.«

»Schweig!«, unterbrach sie der Fürst mit Heftigkeit, »ich weiß, wen du meinst, und nur mit Unwillen gedenke ich jenes Mannes, von dessen Kunst ich überzeugt war, nach dem sich meine Hand schon ausstreckte, als er verschwand. So wird es, so soll es mit diesem nicht kommen!«

Hinter dem Sessel ihres Vaters richtete Elisabeth sich hoch auf. Ein seltsames Licht sprühte in ihren dunklen Augen, aber sie sagte nichts.

Die Tage, welche Gelneck zu seiner Fahrt verwenden durfte, waren verflossen und er kehrte zurück, munter, lebhaft, devot wie immer, freilich ein wenig gezaust von dem Wind, der über die Heide stürmte, die stolzen Federn seines Baretts entfärbt vom Regen, seine Kleider beschmutzt und bestäubt. Doch das alles achtete er gering. Er hatte den berühmten Adepten mit eigenen Augen gesehen, hatte ihn selbst in des Oheims Haus geführt und die genaueste Überwachung desselben in Muhme Barbaras Hand gelegt. Dass er dort gut aufgehoben war, wusste er gewiss.

Barbara von Wildung vertrat in dem Haus des Bürgermeisters Pasch die waltende Hausfrau. Da sie der Frühverstorbenen nahe verwandt war, hatte der Witwer sie zu sich genommen und fand in ihr eine aufmerksame und gewandte Pflegerin, die sich mit glücklichem Takt in alle seine Launen zu schicken wusste. Barbara und Hans Gelneck waren die nächsten Erben des reichen Mannes, und dieser mächtige Beweggrund mochte in ihres Vettters Brust den

Entschluss erweckt haben, sie dereinst zu seiner Gattin zu machen.

Und keine leichte Aufgabe hatte der ehrgeizige Jüngling sich gestellt! Was er in diesem Augenblick zu erringen schien, ging im nächsten wieder verloren, sobald des Bürgermeisters Stirn sich faltete oder ein kühles Wort seinen Lippen entschlüpfte; denn das war das Wetterglas, nach dessen Sinken oder Steigen Barbara ihr Verhalten regelte. Und wie wunderbar dies auch scheinen mag, übte doch das diplomatische Wesen seiner Muhme, weit entfernt, Gelnecks Herz zu erkälten, vielmehr einen Reiz auf ihn aus, der ihn zu immer neuen Anstrengungen spornte, alle Hindernisse zu besiegen.

Er zögerte daher nicht, seiner geliebten Muhme in kurzer, ausdrucksvoller Rede alles dasjenige anzudeuten, was er, wie sein Herr, ›zwischen den Zeilen‹ dieser sonderbaren Angelegenheit las, die Hoffnungen, welche er auf das Gelingen der fein angesponnenen Pläne baute. Er unterließ dabei nicht, mit einiger Selbstgefälligkeit auf den unverkennbaren Beweisen huldvollen Wohlwollens zu verweilen, mit denen die schöne Elisabeth von Fürstenberg ihn hin und wieder beehrte. Das sie vor seinen Augen dem fremden Abenteurer Laskaris noch ganz anders zugeblickt, ihm selbst sogar einst heimlich ein Briefchen an denselben zugesteckt, verschwieg er weislich, denn Barbara lächelte gar seltsam zu allen diesen Dingen, was ihn ein wenig außer Fassung brachte.

Indessen gab er sich alle Mühe, ihr seinen Vorteil ans Herz zu legen, und er verflocht den ihren so geschickt damit, wie immer möglich. Es stand zu hoffen, dass die Muhme, aus deren schönen Augen der helle Verstand leuchtete

und um deren Mund ein gar süßes Lächeln schwebte, vollkommen begriff, um was es sich handelte. Auch schien der junge Adept ein leicht zu behandelndes Werkzeug. Er sprach so offen von allen seinen Angelegenheiten, hatte selbst im Angesicht des Bürgermeisters und eines kleinen gewählten Kreises von Freunden, eine der geheimnisvollen Verwandlungen ausgeführt. Was sein Verhältnis zum schönen Geschlecht betraf, so wagte er kaum, einer Frau gerade in die Augen zu schauen, errötete vielmehr, gleich einer Jungfrau, sobald Muhme Barbara sich mit Blick oder Wort zu ihm wendete.

Der Fürst saß im Lehnstuhl und arbeitete eifrig an einem eigenhändigen Bericht für den damals in Polen schwerbedrohten König August II.

Die gefurchte Stirn, die finster zusammengezogenen Augenbrauen des Gouverneurs deuteten die schwere Sorge an, die sein Gemüt bewegte, denn sein eigensinniger Herr verweigerte standhaft, in das getreue Sachsenland zurückzukehren, wo der Kurfürstenthron ihm sicherer stand, als der Königsthron unter den widerspenstigen Slaven.

Doch selbst bei dem drohenden Verlust des so heiß begehrten, mit gewaltigen Opfern erkaufte Diadems, und trotz der Gefahr, sich Brandenburg zum Feind zu machen, verweigerte der König entschieden die Auslieferung des Adepten. Als nun der von Wittenberg zurückkehrende Gelneck gemeldet wurde, empfing ihn Fürstenberg mit der gnädigsten Herablassung. Aufmerksam hörte er den Bericht, seine Stirn erheiterte sich, sein Auge erglänzte und um die schmalen Lippen zuckte es wie Schadenfreude.

Als Gelneck geendet hatte, schwieg der Fürst einige Augenblicke, dann sagte er lebhaft: »Unser gnädigster Herr

hat recht. Dieser junge Mann scheint zu großem berufen zu sein und ich hoffe, sein Oheim, der Bürgermeister, wird unseren Befehlen pünktlich nachkommen.«

Damit ruhte die Sache, doch nur kurze Zeit. Neue und drohendere Forderungen Preußens ließen sogar befürchten, dass Wittenberg von ihnen durch einen Handstreich genommen werden könnte. Die Besatzung des gefährdeten Platzes wurde verstärkt, Bötticher unter genauere Überwachung gestellt, deren es bei dem Jüngling nicht bedurfte; denn Mühmchen Barbara begann bereits einen Zauber auf ihn auszuüben, der ihn mächtig verstrickte und keinen Gedanken an Flucht in ihm aufkommen ließ, selbst wenn er geahnt hätte, dass Schweres ihm begegnen könne. In unbewusster rasch auflodernder Neigung lebte Johannes nur dem Augenblick, denn was kümmerte ihn das Morgen, wo das Heute in lieblichen Bildern ihn umschwebte. Mitten in das fröhliche Aufkeimen, Hangen und Bangen fiel der summarische Befehl, den Adepten ohne Verzug unter starker Bedeckung nach Dresden zu senden.

Nun erst begann es sich zu zeigen, wie gut das Mühmchen des lieben Veters Intentionen zu treffen gewusst. Wie aus eigenem Antrieb beschloss der Bürgermeister, den ihm anvertrauten Schutz persönlich in die Hände des einflussreichen Generalgouverneurs zu geben. Ganz natürlich schien, dass Barbara von Wildung ihn auf dieser Reise begleitete, denn ihr lebten noch manche Base und mancher Vetter in der Hauptstadt, deren Gunst der Waise von Nutzen sein mochte. So erhob auch der Adept gegen seine Überführung keinen Einspruch, erging sich in ausschweifenden Träumereien und erwartete nichts sehnlicher, als den Augenblick, da er seine Macht vor König und Fürsten

zeigen durfte. Begierig streckte er die Hände nach dem reichen Kranz aus, den schlaue Berechnung ihm in lockender Ferne zeigte, und strebte vorwärts, während sich hinter ihm die Schranke schloss, die ihn von der übrigen Welt unerbittlich zu trennen bestimmt war.

König August war noch immer in Polen, wo der tapfere Schwedenfürst ihn von einer Stadt in die andere trieb. Er fühlte den Thron in seinen Grundfesten wanken, allein er vermochte nicht, der schimmernden Macht zu entsagen, für deren nutzlose Verteidigung das Blut seiner braven Sachsen in Strömen floss. Vergebens hatte er den starrköpfigen Feind durch alle Mittel zu beugen gesucht, die ihm zu Gebot standen. Selbst der in holdem Liebreiz prangenden Aurora von Königsmark blieb das felsenfeste Männerherz König Karls verschlossen. Er versagte der schlaunen und verführerischen Fürstenbuhle seine Gegenwart und ließ sie unverrichteter Sache wieder heimziehen.

Nun hatte August sie auf einige Zeit nach Dresden zurückgesandt, und die Spötter wollten wissen, dass die königliche Geliebte von dem Altar, auf welchen blinde Leidenschaft sie gestellt hatte, bereits herabzusteigen beginne. Vielleicht, um diesem voreiligen Gerücht wirksam zu begegnen oder auch des Königs Sache vor den Augen seiner Freunde günstiger darzustellen, als sie war, feierte die Gräfin eines jener glänzenden Feste, wie sie außer dem französischen Hof nur der eine oder andere noch zu schaffen verstand. In strahlendem Kerzenschmuck schimmerten die Gemächer der prächtigen Wohnung, welche die Gräfin innehatte, glänzende Equipagewagen rollten heran, reich gekleidete Diener ließen die Sänften ihrer Herren vor dem hohen Portal halten, und ein beinahe ununterbrochener Zug

schön gekleideter Masken wogte die breite Treppe hinauf und erfüllte die weiten duftenden Säle.

Aus der bunten Woge tauchte eine seltsame Gestalt empor, männlich an Gang und Haltung. Doch das weite schwarze Gewand mit den großen herabhängenden Flügeln auf dem Rücken gestattete den Formen des Körpers nicht, deutlich hervorzutreten, und der abenteuerliche Kopfputz mit den langen Mäuseohren um das widerwärtige Antlitz, das mit dünnen, grauen Haaren bewachsen schien, konnte ebensowohldie sanften Züge einer Frau, wie das bärtige Gesicht eines Kriegers verhüllen.

»Welch' ein hässliches Geschöpf!«, sagte halblaut eine melodische Stimme im Rücken der schwankenden Fledermaus, »seht doch, seht, wie ihm die Arme zappeln, wie ihm die schlottrigen Glieder fast den Dienst versagen.« Die Stimme gehörte einer Maske in griechischer Tracht, deren malerisches Kostüm die herrlich geformte Gestalt in der überraschendsten Weise zeigte.

Die Griechin lehnte an einem Pfeiler, von welchem sich rankendes Gesträuch und duftige Blumen herabsenkten, die der Wirbel des Tanzes leise hin und her wehte, als wollten sie der Lieblichen sich ums Haupt schlingen. So dachte wohl auch der Mönch, der seitwärts stand und sie betrachtete, bis seine Augen durch die Verhüllung brannten, wie die dunklen Sterne der schönen Maske neben ihm.

»Ergötzt es Euch?«, begann die Stimme wieder, »lasst mich Euch unterweisen. Jene strahlende Polin dort mit der kostbaren Diamant-Agraffe am Reiherbusch ist die Gräfin selbst.«

In diesem Moment schwankte die garstige Fledermaus herum, bewegte ihre Flügel, und warf einen Blick auf die



Griechin, der diese im Innersten erbeben machte. Da wälzte sich ein buntes Knäuel heran, und die Dame, der es unheimlich werden mochte, ließ sich fortreißen von dem brausenden Strom. An ihre Stelle trat die Fledermaus. Der Mönch, der einen leisen Seufzer zu vernehmen glaubte, schaute verwundert in das hässliche Gesicht. Doch die Fledermaus ergriff seine herabhängende Rechte mit ihrer kleinen, zarten, weichen Hand.

»Hu! Hu!«, sagte sie leise, »Du bist ein Jüngling, ich seh' es an den Linien hier.«

»Kannst du prophezeien?«, fragte der Mönch und lachte mit dem frohen silbernen Ton der Jugend.

»Ich schaue in die Zukunft wie in einen Spiegel«, sprach die Maske geheimnisvoll, und blickte um sich. »Du willst hinauf, hüte dich! Denn ein neidisches Schicksal reißt unsere Träume oft herab und zertrümmert uns mit ihnen.«

Die Hand des Mönches erzitterte, allein seine Blicke flogen hinüber zu einer glänzenden Gestalt, die ihm zu winken schien, und er riss sich los. Ehe die Fledermaus ihn zurückzuhalten vermochte, war er verschwunden. »Hu! Hu!«, raunte sie im Vorüberfliegen einem grauen Pilger zu, der von der Fensterbrüstung aus den Mönch mit regem Interesse zu überwachen schien und eine rasche Wendung nahm, dem Flüchtigen nachzueilen.

»Sagt«, sprach er zu ihm, »kennt ihr die Fabel vom Fuchs, der mit dem Löwen jagte?«

Doch auch hier verhallte die Warnung ungehört. Mit einem kräftigen Stoß befreite der Pilger sich von der Hand dessen, der ihn zurückzuhalten strebte, und stürzte sich in den Strudel der tausenden Paare.

Mitten im dichtesten Maskenschwarm stand die Griechin

aufatmend still und fühlte ihr Herz klopfen. Da berührte leise eine Hand die ihre. Als sie dieselbe zurückzog, wurde ein zusammengefaltetes Papier hineingeschoben.

Begierig öffnete sie und las: »Kommt zu dem Springquell, sobald Ihr es vermögt. Wichtige Mitteilungen harren Eurer.«

Hoch überrascht, blickte die Dame scheu um sich her, ob kein Lauscher sie erspähe. Dann glitt ihre schlanke Gestalt langsam durch den Saal dahin, entschlüpfte gewandt dem Mönch, der ihr zu folgen suchte, und lief endlich in ein Seitenzimmer, welches mit dem Hauptsaal nur durch einen matt erhellten Gang verbunden war.

Hier stand in immergrünen Palmen eine Statue der Liebesgöttin, als wolle sie hinabsteigen zum murmelnden Bad jener klaren Welle, die über Muscheln und bunte Kiesel rollte, genährt von dem hellen Strahl des Brunnens, der aus marmorner Umfriedung wie eine Demantgarbe sich aufschwang. Unentschlossen stand die Griechin still und lauschte. Da regte es sich in dem Bosket, welches die Liebesgöttin umgab, und eine hohe dunkle Gestalt trat hervor, schwach beleuchtet von dem Schein der rosenfarbenen Ampel.

»Seid Ihr's?«, fragte leise eine wohlbekannte Stimme.

»Und wer soll ich sein?«, entgegnete sie neckisch, als ihre muntere Laune schnell die Oberhand gewann.

»Dieser Ton verrät Euch, Elisabeth, daran erkenne ich Euch!«, flüsterte die Stimme, und eine Hand erfasste sie und zog sie gewaltsam näher und tiefer in das Blumengebüsch.

»Gnädigster Herr!«, stammelte Elisabeth von Fürstenberg und tat, als weiche sie erschrocken zurück. »Jedermann

wähnt Euch fern, und seltsam scheint es mir, dass Ihr hier seid.«

»Wichtiges führt mich her, aber ich wünschte Euch zuvor zu sprechen«

»O, mein Fürst!«, erwiderte die Schöne und senkte unter der Maske die glänzenden Augen zu Boden und harrte schweigend. Doch leidenschaftlich ergriff der König ihre Hand und flüsterte verführerische Worte in ihr Ohr, denen sie nur zu willig lauschte. Fast schien es, als fordere er eine Zusage von ihr, und indem Elisabeth dieselbe nur schwach verweigerte, nahten Schritte, und sie wollte entfliehen.

Doch er hielt sie zurück und wiederholte flehend und drohend zugleich: »Wirst du kommen, Elisabeth?«

Sie neigte errötend und bestürzt das Haupt, und wie mit einem unterdrückten Jubelruf sank die Gestalt zurück in die Schatten, aus denen sie aufgetaucht war, und Elisabeth verließ unsicheren Schrittes das Gemach.

Im Hauptsaal wogte geräuschvolle Lust. Einsam lehnte der Mönch in einer der Fensternischen, und seine sehnsuchtsvollen Blicke schweiften über die geschmückte Menge, ohne zu finden, was sie so eifrig suchten. Da trafen Flüsterlaute sein Ohr. »Versenkt Euch nicht zu tief, Meister Bötticher, in den dunklen Abgrund jener Augen, der wohl bessere Schwimmer verschlang.«

Erschrocken wandte sich der Mönch, und die hässliche Fledermaus schüttelte abermals drohend ihre schweren Flügel gegen ihn.

»Habt Ihr Euch den Pilger zum Kammerherrn erlesen?«, fuhr sie hastig fort. »Er folgt Euch auf Tritt und Schritt, und weicht er einmal, so nimmt ein anderer seine Stelle ein. Ihr habt sehr töricht gehandelt, doch Hilfe ist Euch nah.«

Ehe der Erstaunte einer Erwiderung mächtig war, entschwand die Gestalt. Aber dicht an seiner Ferse stand der Pilger, und schwer fiel ihm der Gedanke aufs Herz, dass er diese Maske fast bei jeder Wendung hinter sich erblickte. Sollte er auch von hier fliehen, wo ihm das Leben lieblicher lachte als irgendwo in der Welt? Wie durfte er seinen Aufenthalt in Wittenberg mit dem Zauberduft vergleichen, der ihm jetzt alle Sinne erfüllte, wie Elisabeth, die Fürstentochter, in ihrer anmutigen Schöne mit Bärbchen von Wildung in der plumpen, geschmacklosen Tracht?

Indessen schien das Fest sich seinem Ende zu nähern. In der Mitte des Saals entstand ein leerer Raum, aus welchem ein lautes, fröhliches Lachen ertönte. Bötticher, von der schaulustigen Menge gedrängt, vermochte allmählich dem Kreis näher zu rücken. Es schien, als führe die Fledermaus einen letzten seltsamen Reigen auf, denn mit rauschendem Flügelschlag, unheilvollem Gekreisch und glühenden Augen sauste sie dahin und dorthin, hob und senkte sich, kroch am Boden umher und erweckte dadurch die Fröhlichkeit der schon halb trunkenen Gäste zu lautem Jubel. In dem Kreis stand die schöne Gräfin Königsmark und schaute lächelnd zu. An ihre Seite trat Elisabeth von Fürstenberg, welche des Gedränges halber nicht imstande gewesen war, den Saal zu verlassen.

Der Tanz schien beendet. Aus den weiten Falten ihres Gewandes zog die Fledermaus zwei kunstvoll gearbeitete Kästchen hervor, deren zierliche Schlüssel an seidnem Band schwebten, und überreichte sie mit einer Kniebeugung den beiden Frauen. Dann zog sie sich zurück, und ein Regen duftiger Sträußlein sprühte aus ihren Ärmeln und Flügeln auf die Umstehenden, welche sich begierig darüber

hinwarfen und die Fledermaus durch den Gang nach jenem Zimmer entschlüpfen ließen, in welchem der Springbrunnen noch leise plätscherte.

Indes hatte Aurora von Königsmark das Kästchen geöffnet, und neugierig richteten sich die Blicke aller auf den Inhalt desselben. Unter einer reich gestickten seidenen Decke lag in täuschender Nachbildung, aus dem zartesten Wachs geformt, in dem Gewand einer Büßenden ihr Ebenbild. Über dem umschleierten Haupt aber zeigte sich ein schwebender Kranz auf dem Grund des Kastens befestigt, mit der spottenden Inschrift: »Früh gesündigt, Tages Reue, abends Buße.«

»Haltet den Frevler!«, rief die Gräfin zornentbrannt und riss die Samtmaske von ihrem Angesicht, »ich fordere es im Namen des Königs!«

»Wer ruft den König?«, fragte eine mächtige, stolze Gestalt mit blitzenden dunklen Augen und trat aus der Maskenfülle hervor in den freien Raum, der sich bei dem Klang der wohlbekannten Stimme sogleich zu bilden begann.

Einen Augenblick war es, als lähme Überraschung die gewandte Zunge der beleidigten Dame. Doch schnell gefasst, berichtete sie in überstürzter Eile, was ihr geschehen war, und bat mit Tränen um Genugthuung.

»Und Ihr auch?«, wendete der Fürst sich zu Elisabeth von Fürstenberg, die bebend vor ihm stand. »Es freut mich, Euch hier zu sehen. Euer Vater grüßt Euch von Herzen. Doch zeigt, mein Fräulein, was die verwegene Maske Euch gebracht hat.« Damit nahm August lächelnd das Kästchen aus Elisabeths Händen, um es zu öffnen. Selbst die Gräfin vermochte, trotz der erlittenen Kränkung, ihre Augen nicht davon abzuwenden. Auch hier deckte eine silbergestickte

Hülle von schwarzen Samt den Inhalt. Als der König sie hinweghob, entschlüpfte den Umstehenden ein Schreckensruf, des Fürsten Wange erbleichte. In dem Kästchen stand ein überaus fein gearbeiteter Sarg mit glänzendem Beschlag, zu Häupten ruhte die Fürstenkrone.

»Meiner Treu!«, rief der König wild, »das ist zu viel für einen Scherz!« Und er nahm den Deckel des Sarges ab. Darin lag eine weiße duftende Rose, deren Kelch die scharfe Schneide eines wunderkleinen Dolches durchschnitt. Um den Blütenstängel schlang sich ein grün-goldenes Band, mit seltsamen Zeichen bemalt.

Elisabeth von Fürstenberg war ohnmächtig zu Boden gesunken, und in der allgemeinen Verwirrung, die daraus entstand, hörte man den lauten Befehl des Königs, den Übeltäter zu ergreifen und vor sein Angesicht zu führen. So drängten alle voll Hast zu jenem Gemach hin, wo die Fledermaus noch kurz zuvor gesehen worden war und wo die Liebesgöttin sich in dem Blumen umgürteten Wasser spiegelte, denn dieses Gemach hatte nur den einen Ausgang, welcher in den Hauptgang mündete. Und wahrlich! In jener finsternen Ecke lauerte die Gestalt des Unholds, dessen Flügel jetzt schlaff herabhingen. Hundert Hände streckten sich aus, ihn an das Licht und zu gebührender Strafe zu ziehen. Indessen leistete die Maske Widerstand, gab plötzlich nach und stürzte zu Boden. Die Fledermaus war mit einem Band an die Mauer befestigt worden. Das lebende Wesen, welches sie zu boshaften Zwecken verwendet hatte, war verschwunden.

Freilich gebot der König, sofort alle Ausgänge zu schließen und die Anwesenden einer genauen Untersuchung zu unterziehen, allein es fand sich nichts Verdächtiges vor,

und die Gäste zogen sich zurück.

Elisabeth war in besinnungslosem Zustand in das Haus ihres Vaters zurückgebracht worden, wo ein hitziges Fieber sie ergriff und monatelang an ihr Lager fesselte.

Kurz vor diesem Ereignis hatte der Generalgouverneur von Fürstenberg dem Adepten Bötticher die Ehre eines Besuches gegönnt. Dieser hatte in des Fürsten Gegenwart Proben mit verschiedenen Metallen vorgenommen, die eine glänzende Lösung des wunderbaren Problems erzielten. Seit dieser Zeit wurde dem Jüngling eine schöne und bequeme Wohnung im kurfürstlichen Schloss selbst eingeräumt, ein Hofwagen zu seiner Verfügung gestellt, und wenn er über die verhängnisvollen Fäden des Netzes hinweg sah, welches ihn gefangen hielt, konnte sich der Alchemist kaum ein sorgloseres Leben denken, als das seine war.

Fürstenberg machte sich nun unter dem Lärm und den Gefahren des Krieges auf, seinem königlichen Herrn die erwünschte Kunde selbst zu bringen. Auch in des Königs Gegenwart wurden neue Versuche angestellt, allein vergebens. Zwar erwies sich das mitgebrachte Adeptengold in allen Proben als gediegenes Metall, aber die Silbermünzen, welche August mit eigenen Händen zu vergolden wünschte, blieben unverändert. Er tröstete sich jedoch damit, dass er die Schuld des Misslingens dem mangelhaften Verfahren beimaß. Um den Adepten persönlich zu sehen, ihn mit aller Schärfe zu prüfen, verließ der König auf kurze Zeit das Winterquartier, welches er in Polen bezogen hatte. Den Generalgouverneur ließ er zurück. Vielleicht war ihm die Gegenwart desselben, ungeachtet seiner Treue und Ergebenheit, nicht ganz erwünscht in Dresden. Der Fürst wachte streng über seines Hauses Ehre und empfand keinerlei Ver-

suchung, Elisabeth in gleicher Höhe mit der schönen Aurora von Königsmark zu erblicken.

Es bedurfte nun seiner Nähe nicht. Hatte doch das unholde Geschenk der rätselhaften Maske die Wünsche des Königs sattsam durchkreuzt und alle ferneren Bemühungen desselben um das liebreizende Fürstenkind abgebrochen, an dessen Tür jetzt ein anderer, mächtigerer Freier pochte, der Tod!

Desto eifriger wendete sich der König dem vorgeblichen Zweck seiner Reise zu. Bedurfte er doch zu dem blutigen Streit um Polens Fürstenkrone reicher, unerschöpflicher Mittel, wie England sie dem in seiner Genügsamkeit doppelt furchtbaren Schwedenkönig Karl XII. gefällig bot. Der junge Adept, obwohl er spröde genug sich weigerte und die Enthüllung seines Geheimnisses von einer Zeit zur anderen verschob, sollte ihn von seinen Sorgen befreien. Selbst aus der Ferne noch gelangten verbindliche königliche Handschreiben an den so unentbehrlich Gewordenen, um ihm mit Güte zu entlocken, was er so beharrlich verschwieg. Allein diese Gnade vermehrte nur den schmerzlichen Zwiespalt, in welchen der Jüngling mit sich selbst geriet, schlang nur fester die Bande, denen er, wiewohl vergeblich, zu entkommen suchte. Er begann den Abgrund zu ahnen, der sich vor ihm öffnete. In kindischer Sorglosigkeit, in gedankenloser Unbefangenheit hatte er den Schatz vergeudet, den Laskaris einst zu Berlin in seine Hand gelegt hatte. Mit Verzweiflung im Herzen sann er über ein Mittel nach, sich der Gefangenschaft zu entziehen, die je länger, um so deutlicher zu Tage trat, oder die wundervolle Mischung in einer vom Glück gesegneten Stunde wirklich zu finden.



Aurora von Königsmark lag in ihrem Gemach auf einem Ruhebett und stützte nachdenklich das Haupt in ihre Hand. Das große Abenteuer ihres Lebens schien sich einem frühen und unerwünschten Ende zuzuneigen, und bittere Gedanken der Reue stiegen in dem Herzen des schönen Weibes auf. Fast hätte sie darüber vergessen, dass sie in geheimnisvoller Weise von einem Unbekannten um die Gunst einer Unterredung angefleht worden war.

Der Fremde zeigte eine athletisch gebaute Gestalt, hatte ein männlich-schönes Antlitz und einen freien, offenen Blick. Was mochte er wollen? Sie wies ihn nicht zurück, wie sie sonst wohl getan haben würde. Als sie in ihren tiefen Grübeleien zufällig seiner gedachte, stieg sein Bild wieder deutlich vor ihr auf. Wer war der Fremde? Woher kam er? Für ein verliebtes Abenteuer blickte er zu ernst, für eine Kränkung, wie sie jüngst ihr noch zuteilgeworden war, schien er ihr zu sittig und stolz.

Der leise bewegte Vorhang an der Tür ihres Gemaches weckte sie aus ihren Gedanken. Die Vertraute erschien und meldete den Fremden.

»Fides«, sprach die Gräfin schnell, »nimm deinen Platz ein. Wenn ich ihm trauen darf, gebe ich dir das gewohnte Zeichen. Dann gehst du und schließt sorgfältig das Vorge-mach.«

»Wie Ihr befiehlt«, erwiderte das Mädchen, neigte sich demutsvoll und entschlüpfte.

Eine hohe Gestalt erfüllte den Eingang der Tür und näherte sich der gefeiertsten Schönheit der Zeit. Wie zauberisch ihre Reize ihm ins Auge leuchten mochten, wusste er sich doch wacker zu bezwingen. Mit ehrfurchtsvollem Gruß sagte er leise, doch bestimmt: »Vergebt, erlauchte

Frau, mein Bericht duldet keine Zeugen.«

»Redet ohne Scheu«, entgegnete die Gräfin mit holdem Lächeln, »wir sind allein.« Indessen zögerte der Fremde, und erst nach einer Pause begann er mit gedämpfter Stimme also: »Es wird Euch nicht unbekannt sein, erhabene Frau, dass diese Mauern einen Gefangenen bergen, der in törichtem Übermut sich mit dem Ruhm eines wirklichen Adepten zu schmücken wagte.«

»Sprecht Ihr von Meister Bötticher, Herr?«, unterbrach ihn die Gräfin schnell, »wer seid Ihr? Woher kommt Ihr?«

Der raschen Frage folgte die feste Antwort: »Aus Berlin komme ich und bin ein Freund Johannes Böttichers.«

»Ah«, entgegnete Aurora mit einem Lächeln, das den Preußen vom Wirbel bis zur Zehe in Verachtung hüllen sollte, »ah, ich begreife.«

»Lasst mich ausreden, hohe Frau«, fuhr der Fremde fort, hob voll Stolz das braun gelockte Haupt, während sein Blick mit ruhiger Klarheit auf dem Antlitz der Gräfin weilte. »Wohl fühle und verstehe ich den Sinn Eurer Worte. Ihr haltet mich für einen Abgesandten, und der bin ich allerdings, doch anders als Ihr denkt. Seht hier meine Beglaubigung.«

Er hielt der Gräfin ein Papier entgegen, dessen Unterschrift sie mit raschem Blick überflog.

»Wie?«, rief sie, »Ihr kommt von ihm, von Laskaris? Wo saht Ihr ihn? Was vertraute er Euch an? Was kümmert ihn die Sache Böttichers?«

»Gar viel, gnädige Frau«, entgegnete der Fremde. »Ihr irrt, wenn Ihr meint, Bötticher habe den Stein der Weisen gefunden. Der ehrgeizige Jüngling betrog in seinem Wahn sich und andere. Laskaris war es, der ihm die wundersame

Materie mitteilte, durch deren Wirkung Böttcher schon in Berlin, dann in Wittenberg und endlich hier die Verwandlung erzeugte. Er selbst vermag das Elixier nicht zu bereiten, von dem er nichts mehr besitzt und niemals wird er es können. Ihr wisst so gut, wie ich, gnädige Gräfin, Welch ein Los den Betrüger erwartet. Ihn, den er durch seine Mitschuld dem Verderben entgegeneilen steht, zu retten, kam Laskaris noch einmal unerkannt zu uns. Er suchte einen Mann, der ihm dazu mit opferfreudiger Selbstverleugnung die helfende Hand bieten möchte.«

Während der Fremde so sprach, hatte sich die Gräfin aufgerichtet. Dann erhob sie sich, verließ das Gemach, kehrte aber bald zurück und nahm ihre frühere Stellung wieder ein. Hierauf begann sie: »Und Ihr ward es, der sich zu der Ausführung erbot? Habt Ihr auch bedacht, was Ihr wagt und wie man mit Euch verfahren wird, wenn der Plan entdeckt würde?«

»Erlauchte Frau«, entgegnete der Fremde, und ein lichtiges Rot verklärte seine männlich schönen Züge, »wer allzu viel bedenkt, was mag er leisten? Durch mich wollte Laskaris dem durchlauchtigsten Kurfürsten ...«

»Wen meint Ihr?«, unterbrach die Gräfin und drohte mit dem Finger.

»Vergebt!«, sagte der Fremde, der ein leises Lächeln nicht ganz zu unterdrücken vermochte, »vergebt, den König meinte ich. Laskaris bietet durch Schrift und Bürgen dem Könige achtmal hunderttausend Dukaten gemünztes Goldes, wenn Seine Majestät um diesen Preis geneigt sei, den vorwitzigen Jüngling zu entlassen.«

Er hatte nicht nötig, die Wirkung seiner Worte zu erspüren. Wie die goldene Wolke einst den Götterfürsten herab

trug in Danaes Arme und Schloss und Riegel machtvoll sprengte, so wich auch hier jegliches Bedenken der alles überwindenden Kraft des Goldes.

Die schöne Aurora von Königsmark erhob sich in fiebrhafter Erregung und trat dicht zu dem Fremden, dessen Hand sie ergriff. »Wie sagt Ihr?«, rief sie mit blitzenden Augen, und der warme Hauch ihrer Lippen traf seine gebräunte Wange. »Um des Himmels willen tut dem König nicht diesen Vorschlag! Nichts würde ihn mehr in seinem Sinn befestigen, als ein solcher. Nicht ausliefern würde er den Bötticher, nein, nur fester würde er ihn halten. Wisst Ihr, dass er ihn huldvoll in den Adelstand erhob und dass ihm noch heute sein Patent ausgefertigt wird?«

Der Fremde zuckte verächtlich die Schulter: »Es ist immer nur der Unterschied von Gold und Eisen«, sagte er, »die Kette bleibt dieselbe. Doch seht selbst, hohe Frau. Das Geld ist bereit, in Holland liegt es. Wer es auch sein mag, der den Kerker jenes Unbesonnenen erschließt und ihn der Freiheit wiedergibt, ihm gebührt der Schatz.«

»Wer seid, wie heißt Ihr?«, fragte die Gräfin schnell.

»Pasch«, sagte der Fremde ruhig, »Doktor Pasch.«

»Pasch«, wiederholte sie sinnend, »wo hörte ich diesen Namen? Ah, ich erinnere mich. Seid Ihr ein Verwandter des Bürgermeisters zu Wittenberg, in dessen Haus Bötticher lebte?«

»Seines Bruders Sohn«, erwiderte er, »doch von jenem Aufenthalt Böttichers wusste ich nichts.«

»So kennt Ihr auch den Geheimschreiber Fürstenbergs«, fuhr die Dame fort, und Pasch bemerkte nicht ohne Schrecken, wie ihre glühende Erregung einem kühlen Nachdenken zu weichen schien. »Hans Gelneck ist ein Vetter oder

Schwestersohn des alten Herrn. Wenn Ihr mit ihm über die Sache gesprochen habt, sagt es frei heraus. Ich muss das wissen, ehe ich handeln kann und darf, denn ich kenne Gelneck nur zu gut.«

»Nein«, sprach Pasch mit überzeugender Aufrichtigkeit in Stimme und Blick, »ich kenne ihn nicht, sonst würde ich mich zunächst durch ihn an Euch gewendet haben.«

Die Gräfin lächelte: »Ich warne Euch«, sagte sie schnell, »geht keinen Vertrag mit ihm ein. Ihn plagt der Ehrgeiz, und er würde uns alle verderben, wenn er dadurch zu steigen hoffte. Es ist ein trügerischer Boden, auf dem Ihr wandelt. Traut keinem. Ich will Euch raten, Euch helfen. Doch jetzt verlasst mich, denn ich habe viel zu denken. Wünscht Ihr Euren Freund zu sehen? Der Offizier, der die Wache kommandiert, – Bötticher wird trotz aller Gnade scharf bewacht, – ist mir bekannt und auch ergeben. Nehmt diesen Ring, – sie zog einen einfachen Reif vom Finger, – zeigt ihn vor und sagt, Ihr wünschtet den Adepten zu sprechen. Macht es klug und bringt das Pfand mir zurück, wenn Ihr Morgen um dieselbe Stunde bei mir seid. Gehabt Euch wohl!« Damit reichte sie ihm die schöne Hand zum Kuss, und Pasch schritt hinaus, die wackere Brust geschwellt von fröhlichem Hoffen.

Allein es hegte jeder seine besonderen Geheimnisse an diesem Hof. In der Nacht, welche dem ereignisreichen Tag folgte, schlich sich Gelneck leise aus Fides', des Kammermädchens Gemach, die ihn an der Tür noch in zärtlichem Umfängen fesselte.

»Ich habe dir Großes anvertraut«, sagte sie flüsternd, »wenn es gelingt, ist dein Glück gewiss.

»Und dir verdanke ich es«, entgegnete er mit einem Kuss,

»sei wachsam, meine Geliebte, berichte mir alles, was du von jenem landesverräterischen Plan erforschen kannst. Auch dein Glück hängt davon ab. Sieh, deine Gebieterin, die Gräfin, vermag sich kaum noch auf jener Höhe zu behaupten, zu der die Gunst des Königs sie erhob. In wenigen Monaten steigt sie herab, um einer anderen Platz zu machen. Wir müssen uns unabhängig erhalten von solchem Wechsel und das soll jetzt geschehen.« Dabei küsste er sie von Neuem und löschte damit alle Skrupel, die vielleicht in ihr aufsteigen konnten.

Sie schaute ihm nach, wie er im fahlen Sternenschimmer hinweg eilte, seiner Behausung zu. Dann murmelte sie, ihre Tür schließend: »Was würde sie mir dafür bieten? Geld, nichts als jene elende Münze, welche mein Auge nicht be rauscht, mein Herz nicht rascher klopfen lässt. Doch er, er gibt mir Liebe dafür und fröhliche, selige Zukunft. Ihm gebührt der Sieg!« So sind die Frauenzimmer!, dachte Gel-neck, als er fröstelnd vorwärtsschritt. *Hält dieses Mädchen ihr Glück in beiden Händen und wirft es für ein paar Küsse und einige hübsche Redensarten fort, – das Schaf!*

Schon dehnten sich die Schatten des Abends. In der Tiefe der Bergschlucht rauschte das Waldwasser mit stärkerem Schall, und aus der Ferne zogen Krähen ihrem Nest im Tannendickicht zu. Nur auf den erhabensten Punkten weilte noch der Sonnenstrahl, ehe er sich unter den weichen Wolkenhüllen verlor, die, purpurn umsäumt am westlichen Himmel emporschossen.

Wie ein sanft eingebogener Sattel streckte der Kamm des Gebirges sich hin, und mitten in der Senkung erhob sich ein starker Turm mit dürftig angesetztem Mauerwerk, das

dem schwarzen Ignaz nun schon seit Jahrzehnten zum sicheren Aufenthalt diene.

Wer nach innen das Tor verließ, an welchem der große zottige Hund mit wachsamen Augen hinabschaute, den Pfad entlang, auf dem die Wanderer zu nahen pflegten, der betrat den mäßig großen, kiesbestreuten Hof, um den sich von drei Seiten noch die feste Mauer zog, während an der vierten dichtes Gebüsch den jähen Absturz verhüllte, der weder für den Fuß des Menschen noch für den Huf eines Tieres zugänglich war.

Wilde Blumen rankten an dem Strauchwerk empor. Hier und da nickten aus den Spalten des Gemäuers zartgrüne Birken und blühender Ginster, die sich wohl in der Umshlingung des tiefbraunen Gesteins zu gefallen schienen. An die Mauer schloss sich eine zweistöckige, bedeckte Galerie, welche mit dem Turm in genauester Verbindung stand. In ihrem oberen Teil deckten schlechtgemalte Ahnenbilder eines längst vergangenen Geschlechts die kahlen Wände. Der alte Ignaz hatte sie einst vor Zerstörung gerettet, um gleichsam die Mannen der Abgeschiedenen als befreundete Geister in diese Räume zu bannen. Im Erdgeschoss befand sich ein geheimnisvolles Zimmer mit seltsamem Gerät auf dem Rand des weiten Kamins. Mehr als die halbe Höhe der Fenster war mit Mauerwerk verschlossen und kein spähender Blick von außen vermochte in dieses Heiligtum zu dringen.

Kein Feuer glühte auf dem Herd. Schmelztiegel und Glaskolben lagen müßig unter einer dünnen Staubschicht. Neben der kleinen Pforte des Turms lehnte der schwarze Ignaz und sprach mit einem anderen in modischer Tracht, der, ausgestreckt auf der hölzernen Bank, träumerisch in

die hellen Augen der Nacht schaute, dem alten Lied lauschte, das der Wind in den Baumwipfeln sang, und jene wundersame Schwingung des Herzens empfand, die es für die Laute der Natur empfänglich macht.

Wie ein graues Steinbild stand der Alte da und lächelte des sinnigen Gefährten. Doch dieses Lächeln blieb den wettererfahrenen starren Zügen fremd, und es floh schüchtern vor dem Klang der tiefen, rauhen Stimme, welche zu dem nachdenklichen Menschenkind an seiner Seite sprach: »Haltet Ihr's für gewiss, Herr, dass Euer Freund entkam?«

Der andere erschrak, als habe er vergessen, dass einer neben ihm stehe, der reden könne. Hastig sammelte er die zerstreuten Sinne und entgegnete: »Guter Ignaz, der ist nicht mein Freund, den ich erwarte.«

»Nicht?«, sprach der Alte gedehnt und fuhr sich mit der flachen Hand über die runzlige Stirn und über den grauen struppigen Bart. »Mit Verlaub, weshalb bringt Ihr ihn dann hierher?«

Ernst und mit gehobener Stimme erwiderte jener: »Es ist ein eigen Ding um meine Freunde! Sie sind es und sind es nicht. Wenn mir die Pflanze die verborgenen Quellen öffnet, der Stein seine ungeahnte Kraft erschließt, bin ich der Gefährten Herr und Meister, und demütig erkennen sie es an, welch ein gewaltiges Los der Himmel auf meine Schultern legte. Dann tragen sie das Wunder hinaus auf den lauten Markt der Welt, an die Stufen der Throne. Begierig strecken ihre Hände sich nach dem Füllhorn der Menschengunst, der Fürstengnade aus und nur Mittel ist ihnen, was ich als Zweck betrachte. Muss ich nicht, wenn ihr Ungeschick sie in Gefahren stürzt, die rettende Hand ihnen reichen, die Bande lösen, welche Eitelkeit so fest um sie ge-



schürzt, als sollten sie ersticken? Muss ich nicht, selbst ihrem Undank zum Trotz? Doch horch, dein Wächter ruft, sie kommen.«

Der Fremde erhob sich schnell und schüttelte die schlanken, kräftigen Glieder. An der Pforte heulte der zottige Hund und versuchte, sich von der Kette loszureißen. Die Wanderer traten in den Hof, hinter ihnen schwankte der gewaltige Flügel des Tores und schloss sich knarrend. Das Gebell des Tieres schwieg, denn es witterte die Freunde. »So seid Ihr für diesmal noch entronnen, Don Caetano?«, rief den nahenden Männern eine wohlbekannte Stimme entgegen.

»Mit Madonnas und Eurer Hilfe, Herr!«, entgegnete Don Caetano und atmete tief, denn der Burgberg war steil und schwer zu ersteigen. »Aber es war voll Mühe und Kampf, und ich entkam nicht ohne den üblichen Musketengruß, der mir zur Erinnerung um die Ohren sauste. Doch wackere Burschen, wie Ihr sie sandtet, Laskaris, vermögen viel und durch sie bin ich hier.«

»Dir gebührt der Dank, Ignaz«, sagte Laskaris, und seine Hand berührte vertraulich des Alten Schulter, »denn du schafftest sie herbei. Doch tretet näher, Ihr werdet der Labung bedürfen und müde sein. Es ist lange her, seit ich Euch nicht sah, und Ihr müsst viel zu erzählen wissen.«

Er wollte voranschreiten, allein Don Caetano hielt ihn am Ärmel zurück und flüsterte: »Ein Wort, Laskaris! Dem Wirt ist doch zu trauen? Oder wie? Kennt Ihr ihn genau?«

»Wie mich selber«, entgegnete der Grieche mit leisem Spott, »kommt nur!«

Don Caetano zögerte noch einen Augenblick und seine Hand fuhr unwillkürlich nach dem Wams, worin der Griff

eines spanischen Dolches blinkte, doch er ließ sie wieder sinken und trat ein. Im unteren Turmgemach stand das Mahl bereit auf dem schwärzlichen Eichentisch inmitten des Raumes, zinnerne Krüge, mit Ungarwein gefüllt, winkten, und in irdener Schüssel dampfte des Hirsches saftige Keule. Weißes und schwarzes Brot lag daneben. Freilich, das dürftige Tafelzeug bot nichts Anziehendes. Messer und Gabeln waren eisern, vom langen Gebrauch abgenutzt, die Teller vielfach beschädigt und gebrochen. Dessen nicht achtend, ließen die Gäste sich zum fröhlichen Mahl nieder. Nach aufgehobener Tafel zog sich Ignaz mit den Begleitern Don Caëtanos aus dem Gemach zurück, und dieser sah sich mit Laskaris allein.

Eine Weile schwiegen beide und Laskaris schien in tiefes Nachsinnen verloren, bis der andere, vom Wein erhitzt, die Stille unterbrach, indem er sich im Sessel zurücklehnte und mit hoher Selbstgefälligkeit von seinen Abenteuern also zu reden begann: »Wer hätte vermeint, dass solche Ehre meiner warteten, als ich vor acht Jahren zu Neapel Euch verließ! Durch Italien und Frankreich bin ich gezogen, dem Wunderland zu, in welchem einst kluge Mauren über reiche Schätze geboten und in unterirdischen Zauberschulen das große Magisterium lehrten. Dort gelang es auch mir, das Geheimnis der Tinktur zu entschleiern, und ich verwandelte zu Madrid vor den Augen der Granden und vornehmer Fremden schlechtes Metall in schweres Gold.«

»Wahrhaftig?«, unterbrach Laskaris die prahlerische Rede, »tatet Ihr das?«

Vor dem durchdringenden Blick des Griechen vermochten die unruhig funkelnden Augen des Italieners nicht Stand zu halten.

Dieser aber schlug auf den Tisch und rief: »Wollt Ihr mich Lügen strafen? Ich sage Euch, Hunderte sind meine Zeugen. Kurfürst Max Emanuel berief mich nach Brüssel, weil der Ruhm meines Wissens bis zu ihm gedrungen war. Ich ging und wurde wie ein Fürst empfangen.«

»Er machte Euch«, unterbrach Laskaris ihn trocken, »unverzüglich zum Kommandeur eines Regiments sowie seiner Hauptstadt, ja zum Feldmarschall. Aber es bekam Euch schlecht. Man muss gestehen, Ihr seid ein wunderlicher Heiliger! Als Ihr noch zu Neapel den Hirtenstab führtet ...«

Der Italiener tat, als verstehe er den Hohn nicht, der in diesen Worten lag.

In nachlässiger Haltung, mit einer Miene voll Indifferenz und Selbstgefühl bemerkte er dann: »Nicht jedem ist es verliehen, seinen Pfad in vorsichtiger Mitte zu halten. Meine Bahn geht aufwärts, und wer dürfte ermessen wollen, wie hoch ich es noch bringen mag.«

»Freilich, freilich«, sagte der Grieche spottend. »Als die Tinktur erschöpft war, die ich Euch gegeben, saßet Ihr auf dem Trocknen, und der Kurfürst geriet in Wut, denn er musste nun säen, wo er zu ernten gedachte. Ihr wäret hoch genug gekommen, wenn meine Boten Euch nicht bei Zeiten aus der Schlinge geholt hätten. Bedenkt, es ist ein gefährliches Spiel mit dem eisernen Meilenzeigen.«

Mit kaum verhaltenem Grimm, und indem er sich bemühte, den Ausdruck seiner Züge, den Klang seiner Stimme zu bewältigen, hob Don Caetano nach kurzer Weile von Neuem an: »Wohl weiß ich, was ich Euch zu danken habe, Laskaris, – und eben jetzt bedarf ich Eurer aufs Dringendste, denn Kaiser Leopold lud mich längst nach Wien ein, und ich hoffe, Ihr werdet mich nicht umsonst bitten las-

sen.«

»Ich verstehe Euch nicht«, sagte Laskaris kalt und streng, »ich erwarte, dass Ihr einige Tage in diesem stillen Zufluchtsort zu verweilen wünscht, und es wird mir ein Vergnügen gewähren, zwischen Euch und dem anderen alle Grade der Einbildungskraft spielen zu sehen.«

»Welchen anderen meint Ihr?«, rief Don Caetano befremdet.

»Herrn von Bötticher aus Dresden«, erwiderte Laskaris, dessen Stirn unwillkürlich eine leise Röte überflog. »Auch er ist in dem Wahn befangen, das große heilige Werk vollbracht zu haben. Doch ihn entschuldigt das Feuer unbesonnener Jugend.«

Der Italiener fuhr mit der Rechten nach dem Dolch in seinem Routine, während seine Augen sprühten.

»Lasst stecken«, sagte Laskaris verächtlich, »und nun hört mein letztes Wort: Ihr ward vielleicht ein guter Ziegenhirt, Ihr seid mutmaßlich auch ein tüchtiger Bandit, besonders wenn Ihr den Rücken desjenigen seht, auf den Ihr's angelegt habt. Aber gewiss seid Ihr ein jämmerlicher Alchemist. Don Dominico Manuel Caetano, Conte de Ruggiero!«

Der Grieche lachte, und dieses Lachen versetzte Don Caetano in fast wahnwitzigen Mut. Er knirschte mit den Zähnen und warf einen Blick auf den Spötter, der jeden anderen tödlich erschreckt haben würde.

Laskaris jedoch schaute ihn lächelnd an und fuhr mit Überlegenheit fort: »Eure Empfindung ist ganz von jenen unwürdigen und gefährlichen Verhältnissen übernommen. Legt diese unzeitige Wildheit ab und lasst mich Euch raten, sonst werdet Ihr es nimmer zu etwas bringen. Doch es ist spät und unser Schlafgemach durch des Wirtes Sorgfalt

längst bereit. Kommt, Don Caetano, solange Ihr hier verweilt, müsst Ihr den Raum mit mir teilen. Die Ruine bietet keinen anderen.«

Dies sagend ergriff er eine der Kerzen, welche auf dem Tisch brannten, und leuchtete seinem Gast die enge Treppe hinauf.

Das Zimmer, welches sie betraten, war achteckig und schien die ganze Weite des Turmes einzunehmen. Tief in der Mauer lag das Fenster, zu beiden Seiten prangte eines jener mächtigen Betten, deren Gestell aus Eichenholz gefertigt war und welche durch die schweren Vorhänge, die sich von oben her darüber wölbten, jedes ein Gemach für sich bildeten. An einem Haken schwebte in der Mitte des Raumes die silberne Ampel, deren Licht nun nur eine dämmernde Helle verbreitete.

Don Caetano warf unruhige und spähende Blicke um sich her, als sie schweigend ihre Mäntel abzulegen begannen. Endlich sagte er; »Herr, ich möchte lieber im freien Wald übernachten, als an einem Ort, dessen Ausgang ich nicht kenne! Wenn es Euch gefällig wäre ...«

»O«, entgegnete der Grieche sorglos, »die Erde selbst ist eine *terra incognita* und man schläft dennoch auf derselben. Wenn es Euch aber zu beruhigen vermag, so lasst Euch gesagt sein, dass für Abenteurer das Fenster einen ganz bequemen Weg zum Entschlüpfen bietet. Zur Not könnte man hinabspringen in den Burghof, wo freilich die Mauer das Weiterkommen hindert.«

»Die Mauer!«, wiederholte Don Caetano bedenklich. »Wenn ich nicht irre, sah ich beim Eintritt im Zwielficht des Abends nur von drei Seiten noch die Ringmauer. Wo das Gebüsch die Aussicht versperrt, scheint sie in das Tal abge-

stürzt zu sein?«

»Allerdings scheint es so«, entgegnete Laskaris trocken, nahm wie von ungefähr eine Phiole, mit einer seltsam leuchtenden Masse gefüllt, aus seiner Brusttasche und legte sie zu oberst auf die Kleidungsstücke, welche den Sessel bedeckten. Don Caetano, dem diese Bewegung nicht entging, sah mit einem Tigerblick auf jenes verlockende Gefäß hin, dessen Form und Inhalt ihm nur zu bekannt war, und welches zu besitzen, ihn kein Frevel abschreckte. Mit angenommener Treuherzigkeit, die einen wunderlichen Kontrast bildete zu der ausgesprochenen Arglist seines olivenfarbenen Gesichtes, sagte er dann: »Wenn es nötig würde, – denn wer vermag zu wissen, wie seltsam das Geschick mit ihm zu spielen gedenkt! – Dass einer von uns Abenteurer, eben durch jenes Fenster seinen Ausweg nähme, wäre es nicht ein gewagter Sprung? Denn mich dünkt, der Hof sei mit scharfen Kieselsteinen gepflastert.«

»Zum Teufel, Herr!«, rief Laskaris fest, der bereits entkleidet im Bett lag, »seht Ihr nicht die schweren gedrehten Schnüre an den Vorhängen Eures Bettes? Sie sind stark genug, drei solcher Hasen zu tragen, wie Ihr einer seid. Und nun gehabt Euch wohl und stört mich nicht länger.« Damit warf er sich zurück und vergrub seine kräftige schlanke Gestalt in die weiche Flut der seidenen Kissen.

Mit tückischem Blick, doch schweigend, löschte der Italiener die Kerze und suchte sein Lager auf.

Wohl mehr als eine Stunde mochte verflossen sein, als er sich vorsichtig aufrichtete und flüsterte: »Vernahmt Ihr nichts, Herr?« Worauf er, da keine Antwort erfolgte, dieselbe Frage ein wenig lauter wiederholte. Doch der Grieche warf sich mit schlaftrunkenem Murmeln auf die andere Sei-

te, und bald kehrte sein ruhiges Atmen zurück. Lautlos schlüpfte jener zum Fenster, öffnete es und prüfte den dunklen Hof mit aufmerksamen Blicken. Nichts regte sich, es schien sich in der Tat alles so zu verhalten, wie Laskaris gesagt. Caetano lehnte den Fensterflügel leise an, ohne ihn wieder zu schließen, löste schnell mit geschickter Hand die feste Schnur, welche die Vorhänge seiner Lagerstätte zusammenhielt, und schlang das Ende derselben um das Fensterkreuz, dessen Stärke er zuvor versuchte. Hierauf schlich er, wie ein Raubtier mit eingezogenen Krallen, zu dem Bett des Griechen, maß die Lage des Schlummernden mit geübten Augen, löschte die Lampe und führte mit Blitzesschnelle einen – zwei – drei Stöße nach der Brust seines Opfers. Er wusste, dass seine Klinge niemals fehlte! Leises Stöhnen zog durch das Gemach, – ihm folgte Todesstille.

»Ha!«, rief der Italiener triumphierend aus, »der Bandit hat sich gerächt, und mein ist, was den Weg mir bahnt zu einer Zukunft voll glänzender Erfolge!« Damit griff seine blutbefleckte Hand nach der Phiole, die er inbrünstig an sein Herz und seine Lippen presste, warf den Dolch in die Scheide zurück und schwang sich mithilfe des Seils zum Fenster hinaus. Kaum aber berührten seine Füße den Boden, als auch schon der Hund ein wütendes Gebell erhob, und gerade gelang es dem Flüchtigen, über den Hof zu entschlüpfen und sich kopfüber in das Gebüsch zu stürzen, als auch schon Fackelglanz an den unteren Turmöffnungen leuchtete und der schwarze Ignaz mit seinen Gefährten herbeieilte.

In derselben Nacht schritt Johannes Bötticher zu Dresden rastlos auf und ab. Wie hatte er sich verändert, außen und

innen! Tiefe Blässe deckte die jugendlichen Wangen, die von jenem bitteren Zug durchfurcht waren, den der Schmerz zu zeichnen pflegt. Als er von Berlin entwich, spross ihm kaum der zarte Flaum um Mund und Kinn, und seine sanften Kinderaugen strahlten in weichem, feuchtem Glanz. Nun verbarg ein voller, männlicher Bart mehr als die Hälfte seines Angesichtes, und in den Augen loderte ein seltsam düsteres Feuer.

Er sollte fliehen. Diese Nacht war endlich zu seiner Befreiung bestimmt worden. Aber das brachte ihm keine Freude mehr, denn nur sein Leib würde den Verbündeten an den Zufluchtsort folgen, den ihre Sorgfalt ihm bereitet hatte. Gefesselt blieb sein Geist! Nicht umsonst hatte er den Taumelkelch gekostet, den kein Sterblicher ungestraft an seine Lippen setzt, dessen Zaubertrank ihn nun auf ewig bannen musste! Was kümmerte ihn der Kerker, was Gefahr des Lebens?

»Gebt mir das Mittel«, rief er wie in Verzweiflung, »nur das Mittel gebt, das Wunderelixier! Und ich bin glücklich!«

Da lagen sie, jene huldvollen Schreiben seines königlichen Herrn, der ihm verhiess, was ein gnädiger Fürst nur an Gunst und reichem Lohn verleihen mag. Aber das magische Wort fehlte, ohne dessen Kraft schlechtes Metall nichts als eine tote, glanzlose Masse war und werden konnte.

Die Wache war gewonnen, hier und am Tor. Ein schnelles Ross harrte seiner im engen Gässchen, fast unter seinem Fenster. Um Mitternacht sollte Pasch das Zeichen geben, wenn das Aufblitzen einer roten Flamme in Böttichers Zimmer ihm verkündete, dass der Gefangene allein und unbeachtet sei. Dann wollten sie gen Böhmen ziehen, dorthin, wo im Waldgebirge der schwarze Ignaz des festen Turmes



Hüter war.

Bekommen drückte Johannes die gefalteten Hände auf seine schwer atmende Brust und schaute hinüber zum Häuserknäuel, der Fürstenbergs Palast umschloss.

»Elisabeth«, flüsterte er leise und schmerzlich. »Elisabeth, Stern meines Lebens, ich scheid! Dunkle Nacht wird mich umfassen, kein freundlicher Strahl dem Heimatlosen auf einsamem Pfad leuchten. Nimmer, ach nimmer wird mein Auge dich, du Liebliche, erspähen, und der arme Flüchtling darf die Schwelle nicht mehr suchen, an der du standest, o Elisabeth!«

So klagte er, und seine Hände gruben sich tief in die Fülle seines dunklen Lockenhaars ein. Da rasselte ein Wagen unter seinem Fenster hin. Klirrende Tritte kamen die Stiege herauf, des erschreckten Lauschers Ohr vernahm deutlich das Aufsetzen der Musketen auf den Estrich des Vorgemaches, dann flog die Tür weit auf, Waffen blitzten, und der Führer jener, die außen harrten, trat ein; eine kräftige Gestalt in kriegerischem Schmuck, deren Augen unter dem Eisenhut hervor dem Jüngling einen gar trostvollen Blick zusendeten.

»Herr Johannes von Bötticher«, sprach er mit tiefer, wohl-tönender Stimme, »im Namen unseres gnädigsten Landes-herrn – folgt mir!«

Starr sah der Gefangene nach ihm hin, und der Offizier musste zweimal seine Forderung wiederholen, ehe er verstanden wurde.

»Wollt Ihr mich morden?«, rief Bötticher endlich, und seine Knie schwankten, »führt Ihr mich zum Tode?«

Der Offizier schüttelte kaum merklich das Haupt. »Herr«, sagte er, »ich habe nichts zu berichten, nur den Willen mei-

nes Königs zu vollziehen. Folgt mir gutwillig, ich möchte ungerne Gewalt brauchen. Kommt, kommt.«

Er schritt ihm durch den Vorsaal voran, wo eine doppelte Reihe von Musketieren stand, die gemessenen Schrittes folgten. Am Fuß der Treppe hielt ein Wagen, nur widerstrebend ließ Bötticher sich hineinheben. Zu ihm setzte sich der Offizier, auf dem Kutschbock nahmen zwei der Bewaffneten Platz, und fort ging es in raschem Trab durch die miternächtlich, schweigsame Stadt, zum Tor hinaus, die Landstraße entlang, welche zur Feste Königstein sich wendet.

Ein feiner Staubregen, wie verdichteter Nebel, rieselte herab, und das Gässchen lag von Neuem öde und finster. Kaum mochte eine halbe Stunde verflossen sein, als langsam und vorsichtig zwei Männer, tief in ihre Mäntel verhüllt, sich dem Gebäude näherten, in welchem Bötticher gefangen gewesen war. Nun hielten sie lauschend an, und der eine sprach: »Seid Ihr auch sicher, dass alles so bereit ist, wie ich es forderte?«

»Alles, Herr!«, entgegnete der andere und sah misstrauisch um sich her, »ich wünschte, es wäre schon getan. Deutet es nicht übel, wenn ich wunderlichen Sinnes scheine, denn manches schaute mein Auge, wovon Ihr Euch nichts träumen lasst. Die Sterne sind Eurem Unternehmen nicht günstig, schiebt es auf.«

»Habt Ihr Verdacht geschöpft?«, rief jener und blickte trotz der Finsternis dem rauhen Warner aufmerksam in das gebräunte Antlitz. »Ist irgendein Grund vorhanden, an einem glücklichen Erfolg zu zweifeln? Sprecht frei heraus, ich bitt' Euch!«

»Grund?«, wiederholte der Mann mit mürrischem Ton und schüttelte den Kopf, »nein, aber eine Art von Vorge-

fühl lässt mich fürchten, es wird Euch retten, wenn Ihr unzeitig handelt. Wartet bis morgen oder übermorgen, nur heute geht nicht an das gefährliche Wagestück, das Euch Freiheit und Leben kosten kann.«

Lächelnd sagte der andere: »Wie oft schon habe ich Euch nachgegeben und jetzt zögert Ihr? Was würde die Gräfin, was Laskaris von uns denken, wenn wir feige vor dem letzten, entscheidenden Augenblick zurückweichen wollten? Geht, geht, Ihr macht mich sonst kleinmütig, geht und seht nach unseren Pferden!«

Der Mann ging. Ernsthaft schaute der Zurückbleibende ihm nach, bis die Finsternis ihn verbarg. Dann lauschte er noch seinen Schritten, und nun kehrte tiefe Stille wieder ein. An der Lage wusste er das Fenster des Gefangenen zu erkennen, stellte sich ihm gegenüber und harrete des Zeichens. Da zuckte es wie ein rotflammender Blitz empor. Rasch legte er die Finger an die Lippen, ein leiser Pfiff erklang, und bald darauf wurde das Fenster zu öffnen versucht. Aber das Gitter desselben schien den Anstrengungen von innen nicht sogleich nachzugeben, und es tönte herab, als ob der Gefangene daran feile. Die Aufmerksamkeit des Untenstehenden richtete sich gespannt auf das Fortschreiten jenes Geräuschs. Melancholisch tropfte der Regen, der Nachtwind begann in klagenden Stößen. So geschah es, dass der Lauscher die gedämpften regelmäßigen Schritte nicht vernahm, welche sich von beiden Seiten ihm näherten.

Jetzt aber hörte er es, blickte wild nach einem schützenden Vorsprung umher, einer Öffnung. Nichts als kahle Mauern zeigten sich, jede Tür war geschlossen! Und nun rückte es an im Doppelschritt, eine finstere Masse, die gan-

ze Breite des Gässchens füllend, bis er die Nahenden fast mit den Händen berühren konnte.

Eine raue Stimme kommandierte: »Halt!« Vor der Front der Bewaffneten blitzte der Strahl einer Blendlaterne auf, der dem Mann gerade ins Angesicht fiel.

»Er ist der Doktor Pasch aus Preußen?«, rief dieselbe Stimme ihn an. Es war der Führer der Schar, welcher zu ihm sprach.

»Der bin ich«, tönte es zurück, und Pasch richtete sich straff empor. »Was wollt Ihr?«

»Er ist mein Arrestant, im Namen des Königs!«, sagte der andere barsch, seinen Arm fassend.

Mit einer leichten Wendung entzog sich Pasch dem eisernen Griff des Hauptmanns. »Ich bin ein Fremder, ein Preuße«, sagte er. »Mit welchem Recht werde ich verhaftet?« Ein höhnisches Lachen war die Antwort. Er wurde erfasst, überwältigt und gebunden. Dann trieben ihn die Soldaten mit Kolbenstößen bis zur nächsten Straße vor sich her. Dort hielt ein Wagen. Pasch wurde hineingezwängt, die Tür sorgfältig verschlossen. Ein kleiner Trupp bewaffneter Reiter näherte sich auf ein gegebenes Zeichen.

Der raue Führer bestieg sein Pferd, setzte sich an die Spitze des Zuges und rief: »Nach dem Sonnenstein!«

Und nun stolperte die Kutsche schwerfällig auf dem holprigen Pflaster dahin und Funken stoben unter dem Hufschlag der Rosse.

Vergeblich hatte der schwarze Ignaz mit seinen Gefährten den Hof nach allen Richtungen durchspäht. Jetzt stand er still vor dem verdächtigen Gebüsch, vor welchem der Hund in zornigem Gebell sich erschöpfte.

»Hier«, sprach er, »muss es sein, aber die Nacht ist finster,

der Abhang jäh. Wartet, bis der Morgen graut, dann wollen wir suchen. Einer von euch mag als Wache hierbleiben, ich löse ihn ab. Doch zuerst lasst mich nach unserem Herrn sehen. Es sollte mich wundern, wenn er über all dem Lärm nicht erwacht wäre.« Indem er zurückging, folgte ihm der zottige Hüter mit kläglichem Geheul und schaute, voraneilend, aufmerksam zum Fenster empor. Unwillkürlich blickte der Alte ihm nach. Da traf sein Auge das Seil, welches ein Windhauch leise bewegte. Was bedeutete das? In jugendlicher Hast sprang er die Treppe hinauf und öffnete die Tür des Schlafgemachs, seine Kerze schirmend vor dem Zug, der durch das Fenster drang. Mit einem Blick übersah er die Zerstörung beider Lagerstätten, die erloschene Lampe, die verstreuten Kleidungsstücke.

»Heilige Mutter Gottes!«, rief er und schlug ein Kreuz, »was ist hier geschehen?«

»Ignaz«, ließ sich plötzlich eine Stimme vernehmen, gleich derjenigen seines Herrn, aber, wie es schien, aus der Mauer hervor. »Schließe Tür und Fenster und komm' hierher.« Kopfschüttelnd gehorchte der Alte. Als er sich dem Bett näherte, dessen nur wenig geschlossene Vorhänge die Unordnung in demselben erkennen ließen, bemerkte er, wie das Tafelwerk der anstoßenden Mauer sich gleichsam in sich selbst zurückgezogen hatte.

In der dadurch entstandenen Öffnung, die sich zu einer mäßig hohen Nische wölbte, saß Laskaris nur halb bekleidet und lächelte zu der großen Verwunderung seines treuen Dieners.

Endlich begann Ignaz: »Ich bitt' Euch, Herr, erklärt mir, was ich sehe! Und wo in aller Welt ließet Ihr Euren Gefährten?«

»Er ist fort«, entgegnete der Grieche, »ich denke, jetzt weit genug. Nachdem er sich meiner Phiole bemächtigt und die Lampe gelöscht hatte, entfloh er. Sieh, armer Ignaz, wie schwer sich sein Banditenmesser an deinem besten Gut verübte!« Damit hob er eines der seidenen Kissen empor, das wie von den Dolchstichen Don Caëtanos zerfleischt erschien.

Ignaz schlug entsetzt die Hände zusammen: »Und dessen ungeachtet«, rief er grimmig, »ließet Ihr den Frevler entkommen, obwohl Ihr wisst, dass das leiseste Zeichen uns herbeizurufen vermochte? Allein, noch kann er nicht weit sein. Erlaubt, dass wir ihn verfolgen.« Er eilte zur Tür. Doch ein Ruf seines Herrn hemmte die Schritte des Alten.

»Er flattert wie der Vogel am Band des Vogelstellers!«, sagte Laskaris spottend. »Aber das gebührt ihm, denn bei Gott und allen Heiligen, hätte ich nur eine Ader rechtschaffenen Blutes in ihm verspürt, ich würde anders mit ihm verfahren sein. Eines sollst du wissen, wie wunderlich ich mich heute an seiner niedrigen Gesinnung rächte. Doch jetzt muss es weit über Mitternacht hinaus sein, und ich bedarf des erquickenden Schlummers. Löse jene Schnur vom Fenster und zünde die Ampel wieder an.«

Bei diesen Worten glitt der Grieche auf seine weiche Lagerstätte zurück, und die Wandvertäfelung schob sich mit leisem Stöhnen wieder vor die Mauerblende.

Ignaz staunte, als sich dieses Kunstwerk vor seinen Augen vollzog, welches Laskaris, wie er versicherte, schon bei seinem ersten Aufenthalt in diesen Mauern entdeckt und das ihm in jener verhängnisvollen Nacht so treffliche Dienste geleistet hatte.

»Die Tür des Turms ist doch gut geschlossen?«, fragte er

den Alten.

»Alles fest«, erwiderte derselbe und schaute milder, als ihm sonst eigen war.

»Schlaft in Gottes Namen, wenn Ihr könnt, nur ...«

»Wie?«, fragte der Adept erwartungsvoll, als jener das Wort verzögerte. »Bringt mir nie wieder einen Schelm ins Haus!«, floss es dem schwarzen Ignaz eilig über die Lippe, »jeder Buschklepper wär' mir lieber!«

»Und doch«, bemerkte Laskaris, »in wenig Tagen erwarte ich zwei, die du gut behüten musst, denn ich fürchte, dass sie scharf verfolgt werden.«

Fast hätte Ignaz sich bekreuzigt ob solcher Rede, und er schwor sich einem teuren Eid, sie in einer Weise zu bewachen, dass sie keinen Schaden brächten, etwa wie der flüchtige Graf von Ruggiero, von dem er heimlich hoffte, »dass ihm der steile Abhang einen ernstesten Denkkettel gegeben haben möchte. Mit verhaltenem Unwillen ging er hinweg, schloss die Tür, und wenige Minuten später lag der Grieche im festen Schlaf.

\*\*\*

Elisabeth von Fürstenberg saß zum ersten Mal wieder auf dem Altan, der es so gut ermöglichte, alles das zu vernehmen, was in ihres Vaters Kabinett gesprochen wurde. Die Morgensonne webte goldene Lichter um ihr schöngelocktes Haupt, das sich müde an die hohe Lehne des Sessels neigte, und ihre feinen, zarten Hände spielten nachlässig mit den Schleifen des Morgengewandes. Da ertönte die silberne Klingel im Nebengemach und der Geheimschreiber trat ein.

Elisabeth schien sich wenig um das zu kümmern, was von dem Gespräch zu ihr drang. Aber ein Wort berührte ihr Ohr, gleich einem elektrischen Schlag, und konzentrierte alle ihre Sinne.

»Herr von Gelneck«, hörte sie den Fürsten sagen, »des Königs Majestät hat sich in Ansehung Eurer treuen, aufopfernden Dienste bewogen gefunden, Euch zu seinem Geheimen Rat zu ernennen. Ungern entlasse ich Euch, denn ich weiß kaum, wie Ihr zu ersetzen seid.«

Was der so hoch Begnadete in seinem Dankgefühl stammelte, entging der Lauscherin. Er schien lange und eifrig zu sprechen.

Dann unterbrach ihn der Fürst mit einigem Ungestüm: »Wie sagt Ihr? Er war es? Jener Abenteurer wagte es, hier zu erscheinen, wo Gefahr des Lebens ihm droht, wenn er erkannt wird? Ihr irrt, es ist nicht möglich!«

Wieder sprach Gelneck, und schon erhob Elisabeth sich, um Enthüllungen zuvorzukommen, von denen sie Gefahr zu fürchten schien. Allein ihre Schwäche versagte es ihr, und sie sank wider Willen von Neuem in die Polster des Sessels.

»Der Elende!«, murmelte sie. »O! Ich fürchtete es längst, er weiß alles und versteht es meisterhaft, seine Geheimnisse zu verwerten.«

Sie hatte die Erwiderungen des Fürsten überhört, jetzt schien eine längere Pause eingetreten zu sein. Nein, sie irrte. Gelneck war fort. Dann vernahm sie gemessene Tritte, und ihr Vater erschien auf dem Altan.

»Elisabeth«, sagte er im scharfen Ton, den er augenblicklich mäßigte, als er die durchsichtige Blässe auf den Wangen seines einst so blühenden Kindes sah, und fast sanft



fuhr er fort: »Unsere Vettern in der Pfalz haben mir Boten mit freundlichem Gruß und einer Einladung für dich gesandt. Es würde mir lieb sein, wenn du ihr folgen möchtest. Wer weiß, wie das Getümmel des Krieges sich plötzlich wendet und unser Vaterland zum Schauplatz seiner wilden Taten macht!«

»Ist denn jetzt die Pfalz sicherer?«, fragte Elisabeth mit einer Stimme, deren Beben sie vergeblich zu bemeistern suchte. »Ich bitt' Euch, Herr, wenn Ihr nicht wollt, dass ich sterben soll, lasst mich hier, unter Eurer Obhut, der Euren allein.«

Fürstenberg erwiderte nichts. Er schob einen Sessel neben denjenigen Elisabeths und schien in tiefe Gedanken zu versinken. Mehr als einmal fuhren die weißen aristokratischen Hände in nervösem Zucken nach der Seitenlehne des Stuhles, auf dem er saß, und in den hellblauen Augen loderte das mühsam unterdrückte Feuer einer Aufregung, welche die Jungfrau erschreckte. Viele Minuten vergingen in lautloser Stille, ehe der Fürst von Neuem begann.

»Seit gestern ist Bötticher zurück von dem Königstein. Er hat versprochen, sich endlich dem Willen seines Herrn zu fügen. Wer ein Geheimnis bewahrt, tut wohl, sich in das zu finden, was eine überlegene Macht von ihm zu fordern das Recht hat.«

»Das ist ein Satz, dessen Richtigkeit Euer Gelneck klar zu erweisen sich mühte«, sagte Elisabeth schwach, doch mit unverkennbarer Bitterkeit. »Schade nur, dass der Schluss dieses Gedankens so mannigfache Auslegungen zulässt.«

»Elisabeth!«, brauste der Generalgouverneur heftig auf, fuhr aber in minder erregtem Ton fort: »Seit ich weg war, ist hier vieles geschehen, was meiner Vergebung und des

Vergessens anderer bedarf. Ich will, dass es vergessen wird. Deshalb wirst du in die Pfalz gehen, und Herr von Gelneck soll dich geleiten.« Damit erhob er sich rasch und schritt hinaus.

Elisabeth seufzte. Ihre kleinen Hände zerdrückten in zorniger Erregung das weiße Morgengewand, das ihre Glieder umhüllte. Als der Gehasste mit stolzerhobener Stirn über den Hof dahinschritt, flüsterten ihre blassen Lippen: »Der Tor! Aber ich weiß, um welchen schnöden Preis er ringt. Und bei Gott! Er soll ihm nicht werden.«

Am Abend desselben Tages saß der neu geschaffene Geheime Rat von Gelneck in dem kleinen, abgelegenen Zimmer, in welchem er bisher die bescheidene Laufbahn eines Geheimschreibers in fürstenbergischen Diensten verfolgt hatte, und die Ehren, mit denen König August den gewandten Verräter zu belohnen wusste, stürmten ihm be rauschend durch Haupt und Brust. So entging ihm eine leise Regung im Vorgemach, ein schüchternes Pochen an die Tür. Als diese sich öffnete, fuhr Gelneck wie aus süßem Traum empor. Es lag ein sonderbarer Missklang in seinen Worten, als er rief: »Ach, du bist es, Fides! Wie freue ich mich, dich zu sehen!« Mit zeremonieller Höflichkeit bot er der zierlichen Gestalt, die ihm an den Busen fliegen wollte, den Arm und führte sie zu einem Sessel.

Fides erblasste, ihre samtschwarzen Augen füllten sich mit unmutigen Tränen. Mühsam begann sie: »Ich hörte von deinem Glück. Deiner Erhebung. Der Gräfin entschlüpfte es im Zorn. Sie misstraut dir, wohl bald auch mir. Es wird Zeit, dass du mich unter deinen Schutz nimmst.«

»Was kann sie dir schaden?«, rief Gelneck spöttisch aus. »Sie ist so gut wie entthront und würde es schon sein,

wenn nicht, – doch was tut das zur Sache! Ich hörte, der König wolle sie zur Nonne machen, damit sie ihre Sünden verbüßen möge.« Er lachte kurz auf, und dieses Lachen, kalt, herzlos, drang wie ein Dolchstich in das Herz des Mädchens.

Gelneck lenkte ein: »Mein liebes Kind«, sagte er, »du hast unrecht getan, zu mir zu kommen. Wir sind hier durchaus vor Störung nicht sicher. Bedenke, welch' ein nachteiliges Licht es auf mich werfen würde, wenn dich jemand hier erblickte. Geh nach Hause, ich komme zu dir, morgen, übermorgen, sobald ich Zeit habe.«

»Nein«, sprach Fides mit einer Festigkeit, wie nie zuvor, dem Geliebten gegenüber, »nein, ich habe schon umsonst drei lange Nächte deiner geharrt, und du wirst auch weder heute noch morgen kommen. Nicht länger ertrage ich diese Qual. Sprich wie sonst, wo der Ton deiner Stimme mich berückte, dass ich nichts fühlte, nichts sah in der weiten Welt als dich. Sprich«, fuhr sie in zunehmender Leidenschaft fort und ergriff seinen Arm, »sage mir, dass du halten willst, was du gelobst. Um deinetwillen hab ich zu niedrigen Lauscherkünsten mich herabgewürdigt, habe die, deren Vertrauen mir über alles heilig sein sollte, an dich verraten. Erhebe mich aus dem Staub, in den du mich stürzttest, adle meine Schmach durch die Liebe, die du mir hundert Mal schworst. Ich fordere es von dir, ich muss es fordern!«

Gelneck suchte sich ihren zitternden Händen zu entziehen, die ihn so mächtig festhielten.

»Kind!«, sagte er in sanftem, überredendem Ton, »so wenig vermagst du die Ausbrüche deiner blinden Aufregung durch Gedanken zu zügeln, die in den Verhältnissen unmittelbar selbst liegen! Wie vermöchte ich dein Geschick

mit dem meinen in irgendeine Beziehung zu bringen! Welchen Gefahren würde dein Mangel an Selbstbeherrschung mich aussetzen?«

»Ach«, rief die arme Fides erschrocken, »niemals soll ein Zucken meiner Wimpern, nie ein Laut meines Mundes, der jetzt vom Schmerz überfließt, dein Ankläger werden. Sage nur, dass du mich vor mir selbst und den anderen retten willst.«

»Wohl«, sprach Gelneck, indem er sich liebkosend über sie beugte und die tränenfeuchten Locken aus ihrem reizenden Gesicht strich, »so höre denn und sammle deine zerstreuten Sinne! Auch mir wird es schwer, mich von dir zu trennen. Aber wie eine Eingebung des Himmels kommt mir ein rettender Gedanke. Die Ansprüche, welche der neue Stand an mich stellt, sind groß, und ich werde ihnen nicht anders begegnen können, als – durch eine reiche Vermählung. Erschrick nicht, höre mich weiter! Welche Dame es auch sein möge, deren Wahl mir die Klugheit gebietet, soll sie doch von keiner anderen umgeben sein, als von dir! Du staunst? Kind, ich bin entzückt von dieser Vorstellung. Du sollst ihr alles sein, Kammerfrau, Vertraute, – und wie herrlich fügt sich unsere Liebe in diesen Plan!«

Eine Schwäche, welche vor den Augen der Jungfrau alles um sie her in einen tollen Wirbel riss, erlaubte dem Diplomaten, bis zu diesem Grad seine Ansichten zu entwickeln. Jetzt aber schnellte Fides wie eine Schlange empor, die der Fuß des unvorsichtigen Wanderers berührt. Furchtbar war die Verwandlung ihres lieblichen Angesichts und erschreckte selbst den gefühllosen Gelneck.

»Rühre mich nicht an!«, sagte sie, die flammenden Augen zu ihm emporschlagend. »Berühre mich nicht! Deine Blicke

drohen Mord, der Hauch deines Atems verpestet. Ehrloser, feiger Verräter, verflucht bin ich, dass ich je deinen Worten mich neigte, deinen Schwüren traute. Doch zittere! Ihr, die ich so schmachlich betrog, will ich zu entdecken eilen, was deine schwarze Seele birgt, ihre Rache, ihren ganzen Zorn über dich heraufrufen.«

»Geh, Törin«, unterbrach Gelneck sie mit höhnischem Lachen, »geh und erwarte die Früchte deiner Saat! Bei wem willst du mich anklagen? Bei der Gräfin? Sie wird die ganze Schale ihres Zornes über dich ausgießen und mich schonen wie einen Feind, den man gern untätig erhalten möchte. Bei dem König? Wenn es dein hübsches Gesicht nicht vermag, deine Sache schwerlich.«

»Genug«, sagte das unglückliche Mädchen mit Würde. »Vielleicht habt Ihr recht, Herr Geheimer Rat von Gelneck. Ihr seid klug und verschlagen und wohl geborgen in Eurer eigenen Schlechtigkeit. Ich gehe, doch ehe ich scheide, vernehmt ein letztes Wort: Wie ich dich geliebt habe in törichter Verblendung, so hasse ich dich jetzt. Vielleicht verschwinde ich auf lange Zeit, vielleicht auf immer. Doch solange ich atme, zittere vor meiner Rache. Wenn ich dahin bin, vor meinem ruhelosen Geist. Hier fluche ich dir und deinem Tun. Was du anschlägst, möge dir durch Arglist vernichtet, was du erstrebst, durch Bosheit entrissen werden, ehe deine Hand es berührt! Verdorren soll dein Stamm, und wenn du jammernd herabsinkst von der Höhe, die du gesichert wähtest, verschließe dir der Himmel seine Gnade – hier und dort.«

Mit diesen Worten enteilte sie. Ein verächtliches Achselzucken, ein höhnisches Lächeln war die Erwiderung Gelnecks nach einem so furchtbaren Moment. Aber er ver-

mochte nicht, sich eines Schauers zu erwehren. Eine unwiderstehliche Gewalt des Entsetzens überdrang ihn. Die Flüche und Verwünschungen der Unglücklichen zitterten in seinen Lebenstiefen nach. Es bedurfte geraumer Zeit, ehe er die Härte seines Gemüts, die kalte Entschlossenheit seiner Seele wiederfand und es ihm gelang, die unheimlichen Mächte in seiner Brust niederzukämpfen.

Ein sonniger, schwüler Tag war es, als Mann und Ross, von der Reise erschöpft, das Tor des Städtchens erreichten und über die alte Zugbrücke in die gerade und freundliche Hauptstraße lenkten.

Vor dem grünen Rautenkranz hielt der Reiter an, warf die Zügel dem herbeieilenden Diener zu und forderte ein Zimmer, um zuvor den Staub abzustreifen. Sonst pflegte ihn der Wirt mit schallendem Handschlag zu empfangen. Heute zog er nur ehrerbietig sein Käppchen und sprach: »Gestrenger Herr, Euer Oheim, der Bürgermeister, ist wohl und munter, munterer als damals, wo meiner geringen Wirtschaft die Ehre widerfuhr, Euch zu erquicken. Dabei lächelte der Mann und schlug mit einem seltsamen Ausdruck seine Augen gen Himmel. Der Fremde aber nickte nur vornehm mit dem Kopf und stieg die Treppe in das ihm bestimmte Gemach hinauf.

Als er nach geraumer Weile wieder vor den grünen Rautenkranz heraustrat, sah er gar stattlich darein und schritt mit hoher Würde die Straße entlang bis auf den Markt, wo des Bürgermeisters Haus in seinem schönsten Schmuck prangte, denn es war neu gestrichen mit blühendem Rosenrot, seit es der Ankömmling nicht gesehen hatte, und die Weinreben rankten höher und reicher hinauf als je.

Als der Messingklopfer ertönte, wurde alsbald geöffnet

und eine braune, schmucke Dirne erschien, den Fremden einzulassen und nach seinem Begehre zu forschen. Der Bürgermeister war auf dem Rathaus, allein er wurde schon längst zurück erwartet.

Jungfrau Barbara von Wildung erfrischte sich im Gärtchen von der Schwüle des Tages. Das kam dem Fremden wie gerufen, er schob ohne Weiteres die Dienerin zur Seite und schritt durch den unteren Hausflur dem Laubgang zu, dessen Grün ihm so erfreulich entgegen leuchtete.

»Mitten in den herrlichsten Blumen und Blüten finde ich Euch«, rief der Eintretende der Jungfrau entgegen, »und sie alle wetteifern in holder Pracht um den Glanz Eurer Schönheit, meine teure Muhme! Aber Euer Liebreiz überstrahlt sie bei Weitem. Es bleibt ihnen nichts, als in hoffnungslosem Verlangen zu seufzen.«

»Ist das die Art von Begrüßung, wie man sie jetzt in der Pfalz liebt?«, lautete Mühmchen Barbaras spitze Gegenrede. »Wahrlich, Vetter, Ihr beschämt uns einfache Wittenberger mit so schön geschwungenen Reden, dass wir sie nimmer ähnlich aufzubringen vermögen. Schade nur, dass ich allein genieße, was einen ganzen Hof satt machen könnte.«

»Dafür ist es eben auch nur Euch bestimmt«, erwiderte Gelneck, ohne der Stacheln zu achten, mit denen jedes Wort aus Barbaras Rosenlippen besetzt zu sein schien. »Wollte ich meiner Zunge freien Lauf geben, wie mein Herz ihn nimmt, Ihr würdet über die Flut zärtlicher und uneigennütziger Empfindungen für Euch staunen!«

»Ich weiß, ich weiß!«, unterbrach Barbara von Wildung den Strom seiner Rede und neigte das Haupt mit süßem, spottendem Lächeln. »Ich weiß, dass Eure Brust zuweilen

zärtlich empfindet. Aber sagt mir doch, sehr hoher und gestrenger Herr, verträgt sich das mit der Würde Eures neuen Standes, von dem wir hier Wunder zu hören bekommen?»

Gelneck blickte selbstzufrieden. »Ach«, entgegnete er, »es ist wahr. Der König wendete mir seine Gnade in reichem Maße zu, er erhob mich zum Freiherrn, verlieh mir den Titel eines Geheimen Rates und alles lässt mich hoffen, dass noch höhere Ehrenstellen, andere Pfade des Ruhmes sich mir öffnen werden. Aber es ist nicht das, was mich zu Euch führte, Mühmchen Barbara. Alle diese Ehren gleichen nur Zweigen, die ich zu einem einzigen schönen Kranz zusammenzuflechten gedenke, um ihn auf Euer lockiges Haupt zu drücken. Ihr schweigt, Ihr errötet? Holde Barbara!« Indem er so sprach, streckte sein Arm sich aus, das Kleinod zu umfassen, an welches so wichtige und reiche Besitzungen an Land und Leuten sich knüpften, und eine triumphierende Freude leuchtete aus seinen Augen.

Aber die Jungfrau wich geschickt aus und sprach sanft: »Herr, Ihr treibt Euren Scherz mit mir. Wie sollte Eure Wahl auf mich arme Waise gefallen sein, da Ihr doch zu begehren vermögt aus den reichsten Familien des Landes, die stolze und schöne Elisabeth von Fürstenberg nicht ausgenommen! Wie solltet Ihr, dem alle mit heimlich pochendem Herzen sich zuwenden, von der stolzen Gräfin an, die unseren allergnädigsten Herrn in zarter Liebe Banden hält, bis hinab zu der Kammermagd, der schlanken, zierlichen Fides. Wie solltet Ihr Euch hingezogen fühlen zu der Protestantin aus zwar edlem, aber schon verlöschendem Stamm, der keinen anderen Wahlspruch in Krieg und Frieden kannte, als »Die Ehre über alles!« Was nützt Euch diese abgelebte Devise, das einzige Erbstück, über das ich unum-



schränkt verfügen darf? Geht doch, mein vornehmer Herr und Vetter«, fuhr die Unbarmherzige fort, ohne der Blässe zu achten, die des Mannes Wangen mit gelblichem Schein überhauchte. »Kehrt an den Hof zurück, wo die Schönen Eurer ungeduldig harren mögen. Mir aber lasst das bescheidene Los, welches ich erwählt habe und das in wenig Tagen der Segen der Kirche heiligen soll, denn Ihr müsst Eurem Oheim, der eben in den Garten tritt, Glück wünschen zu seinem Verlobungsfest mit mir.«

Das war zu viel, selbst für den schlaunen und gewandten Gelneck! Während Barbara an ihm vorüberschwebte, dem Bürgermeister entgegen, an den sie sich traulich schmiegte, gewann der Enttäuschte mühsam die nötige Fassung, seinen Glückwunsch zu stammeln, welches der Oheim mit den Anstrengungen der Reise in Verbindung brachte. Erst nach einer qualvollen Stunde gelang es Gelneck, sich loszuwinden. Wie vom bösen Feind getrieben, eilte er zum Gasthaus zurück, ließ sich ein frisches Pferd geben, befahl dem Diener, das seine nachzuführen, und jagte mit donnerndem Hufschlag auf der Straße nach Dresden dahin.

Das war die erste Verwünschung der betrogenen Fides, welche sich an dem Verräter erfüllte!

An dem Weg, der von dem Städtchen Pirna in gewunderner Linie zu der Feste Sonnenstein hinaufführt, saß ein junges, schwarzgekleidetes Mädchen auf der steinernen Bank unter dem Muttergottesbild, welches an einer Biegung der Straße sich erhob. Indem sie voll Andacht mit der Heiligen beschäftigt war, vernahm ihr leicht empfängliches Ohr Schritte, die ihr wohlbekannt erschienen. Sie neigte das Köpfchen und bemerkte einen Soldaten von der Besatzung, der die täglichen feineren Bedürfnisse seines Offiziers ein-

zuholen pflegte. Es war das dritte oder vierte Mal, dass er die fromme Wallfahrerin auf dieser einsamen Stelle traf.

»Grüß Euch Gott«, sagte der Soldat und setzte den leeren Korb behutsam auf das Ende der Steinbank.

»Dank Euch«, entgegnete die Jungfrau, der ein neckischer Windhauch das schwarze Kopftuch lüftete. Die feurigen Augen des Mannes, dessen gebogene Nase und dunkles Haar die sarmatische Abkunft verrieten, schauten in das lieblichste Angesicht, welches er je gesehen zu haben vermeinte.

»Ihr habt ein Gelübde getan?«, begann er endlich wieder. »Aber ich möchte Euch warnen. So jung und schön, wie Ihr seid, auf dieser Bank zu ruhen, ist gefährlich, denn selbst die Nähe der allerheiligsten Jungfrau vermag nicht, die rohe Lust meiner Kameraden zu zügeln.«

»Würdet Ihr mich beschützen?«, fragte das Mädchen mit naiver Vertraulichkeit.

»Mit meinem Leben, wenn es sein müsste«, stammelte der Mann in freudiger Überraschung. »Ich würde Euretwegen alles tun, was Ihr verlangt!«

Ein unaussprechlich süßes Lächeln belohnte den Ausdruck seiner Ergebenheit.

»Was bewegt Euer Herz? Was fesselt Euch an diese Stätte?«, fuhr der Krieger in rascherem Ton fort. »Sprecht! Mir könnt Ihr vertrauen, ich meine es ehrlich mit Euch.« Und er sah ihr dabei so zärtlich und zugleich mit so unerschrockener Bravheit in die Augen, dass sie endlich zögernd begann.

»Freilich ist es ein Gelübde, das mich an dieses Gnadenbild leitet. Droben schmachtet ein Gefangener, dessen Freiheit der Preis meines Lebens ist.« Sie hielt inne, wie um die

Wirkung ihrer Worte zu erwarten.

Doch finster wendete der Mann sich ab. »Euer Liebhaber vielleicht?«, sprach er mit rauer Stimme.

»Nein!«, rief das Mädchen und, sich von dem steinigen Sitz rasch erhebend, schmiegte sie sich mit verführerischem Flehen dicht an den trotzigen Mann, der ihr halb den Rücken wendete.

Dann hob sie die rechte Hand feierlich empor und fuhr fort: »Hört mich an. Es ist ein Ausländer, den ich meine, ein Preuße. Was kümmert Euch das? Ihr seid ein Pole, ich sehe es an Euren Zügen, und wenn Ihr mir helft, übt Ihr keinen Verrat. Ein Bube betrog mich mit gleißenden Worten, dass ich, ohne es zu ahnen, ein Spiel mischte, welches einen unschuldigen Mann in vielleicht lebenslängliche Kerkerhaft begrub. Als ich dessen innewurde, schwor ich einen Eid, einen heiligen, unumstößlichen, dass ich nur dem angehören wolle, der mir seine Hilfe böte, die schwere Schuld zu sühnen. Ist der Gefangene frei, dann vermag ich meinem Gefährten eine ferne sichere Zuflucht zu gewähren, wo er in sorglosem Genuss mit mir leben mag, solange es Gott gefällt.« Wie erschöpft von der heftigen Rede, lehnte sie sich fester an die Brust des Polen, der sie leidenschaftlich in seine Arme schloss und ihr errötendes Antlitz mit stürmischen Küssen bedeckte.

»Mein sollst du werden«, rief er, »und wenn die ganze Hölle sich dagegenstemmte! Sprich, wer ist es, den du retten musst, ehe dein Gelübde sich erfüllen kann?«

Sie lächelte. »Doktor Pasch«, sagte sie.

»Derselbe, der dem Alchemisten forthelfen wollte?«, fragte der Pole eifrig.

»Eben dieser.«

»Wahrlich, ein wunderbares Zusammentreffen«, fuhr er fort. »Ich habe ihn droben oft gesehen, und sein Schicksal ging mir stets zu Herzen. So jung und wacker dort zu verkümmern, zu verweilen, Welch ein Gedanke! Hier hast du meine Hand. Wie nenn ich dich?«

»Fides«, sprach das Mädchen.

»Und ich heiße Michael«, entgegnete der Pole. »Das klingt gut zusammen. Doch ich muss eilen, damit ich nicht Verdacht erregte. Wo und wann treffe ich dich wieder?«

»Hier«, erwiderte sie.

Ein Kuss, und der Pole flog in stürmischer Eile den Weg hinab, der zu dem Städtchen führte.

Don Caetano hatte in jener denkwürdigen Nacht auf eine wunderbar schnelle Weise den Grund der Talschlucht erreicht, welche der steilen Wand des Burgberges zur Basis diente, und war unverletzt entkommen.

»Was den Galgen zieren soll, ertränkt nicht im Wasser!«, sagte der alte Ignaz, der am nächsten Morgen vergebens den gefährlichen Abhang durchspähte, zu seinen Gefährten und kehrte verdrießlich in den Turm zurück.

Als der Flüchtige nach tagelanger mühseliger Wanderung durch die Schluchten des Böhmer Waldes, gespeist und zu rechtgewiesen von mitleidigen Holzfällern, endlich das ebene Land erreicht hatte, begann er sogleich in der ersten bedeutenderen Stadt, die ihm aufstieß, die Zauberkraft der Phiole zu prüfen. Der Erfolg sicherte ihn nicht nur gegen Mangel, sondern gab ihm reichliche Mittel, zu Prag in einem glänzenden Aufzug zu erscheinen. Nachdem er das Gerücht mit seinen Wundertaten sattem ausgerüstet, ihm gefällig vorauszuweichen, begab er sich nach Wien, wo Kaiser

Leopold ihn auf das Leutseligste empfing. Leider aber zog fast gleichzeitig mit ihm ein anderer geschickter Verwandler in die Kaiserburg ein, der des Monarchen Gestalt zu jenem ursprünglichen Bestandteil zurückzuführen unternahm, aus dem der Schöpfer aller Dinge ihn erzeugte. Kaiser Leopold segnete das Zeitliche, und Don Caetano, der seinen neuen Schauplatz als Graf Ruggiero beschriften hatte, sah seine hochstrebenden Pläne in Nichts zerfließen.

Glücklicherweise war der Verblichene nicht der einzige Fürst, der am Schmelztiegel sich von den Beschwerden des Lebens zu erholen suchte. Es lebte damals zu Wien Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz, der den verwaisten Adepten großmütig aufnahm.

Mit hochtönenden Worten versprach der Graf, goldene Berge aus verachteten Metallen zu schaffen. Zum Beginn des Zauberwerks ließ er sich gegen zweitausend Dukaten von seinem hohen Beschützer zahlen, wofür er binnen sechs mal sieben Tagen zweiundsiebzig Millionen Taler guten, lauterer Goldes zu erschaffen versprach.

Als aber die letzte Woche anhub und Graf Ruggiero seine Mischungen begann, entdeckte er mit unangenehmer Überraschung, dass der Inhalt der Phiole viel geneigter war, sich selbst zu verändern, als Blei in Gold zu verwandeln, fasste sich daher kurz und entwich in einer dunklen Nacht. In der Eile vergaß er, dem Kurfürsten seine Dukaten wieder zuzustellen.

Dieser glänzende Komet schwang sich, ungeachtet der bedenklich entkräfteten Phiole, im Vertrauen auf die Leichtgläubigkeit des menschlichen Geschlechtes, gen Norden und zog im Jahr 1705 als Graf Caetano in die Hauptstadt Preußens ein. Ehe er nun dorthin gelangte, trug sich

eine andere, nicht minder wichtige Begebenheit zu.

Aus weiter Ferne zwar, doch mit geschickten Händen, leitete der Grieche Laskaris die Befreiung des Doktors Pasch, welche Fides mit weiblichem Takt zu Ende führte. Sie stand in mancherlei Beziehungen zu dem kühnen Abenteuer, bis Gelneck ihres Herzens und damit auch ihres Tuns sich bemächtigte und dadurch alle anderen Verbindungen abbrach. Ihm zum Trotz knüpfte sie die zerrissenen Fäden aufs Neue, deren Gewebe eine sichere Brücke für die Rettung des wackeren Mannes bilden sollte, der auf dem Sonnenstein nach Erlösung schmachtete.

Und nun trat die ersehnte Nacht ein, in welcher Michael den wichtigen Punkt zu bewachen hatte, an dem der Gefangene, wenn er entfliehen wollte, von jedem anderen gesehen und ergriffen werden musste. Dunkel und stürmisch war diese Nacht, nicht unähnlich jener, in der Pasch gefangen worden war. Dichter nur sank der Regenschauer herab, in wilderen Stößen heulte der Wind. Mit angstvollem Blick suchte der Verbündete von unten auf die Nacht zu durchdringen. Endlich sah er eine dunkle Masse sich herabbewegen. Doch das Seil, an welchem Pasch herniederschwebte, mochte unter der Unbill des Wetters gelitten haben. Es entglitt plötzlich seinen Händen, er stürzte auf die Mauer, deren schlüpfrige Glätte seinen erstarrten Gliedmaßen keinen Halt gewährte, und fiel, ein anscheinend lebloser Körper, zu den Füßen des entsetzten Michael nieder.

Der Pole verlor keinen Augenblick. Mit Riesenkraft ergriff er die vor ihm liegende Gestalt, schlich die Mauer entlang und erreichte glücklich das geheime Ausgangspfortchen, dessen Schlüssel er an sich zu bringen gewusst hatte. Draußen empfing ihn ein handfester Gefährte, den der schwarze

Ignaz zu seiner Hilfe entsendet hatte. Fides, in männlicher Tracht, harrte bei den Pferden. Es war unmöglich, zu entscheiden, ob der Gefangene noch lebe oder nicht. Sie hüllten ihn daher sorgsam in Decken, luden ihn auf das Stärkste unter den Rossen und zogen dem Gebirge zu, denn nur in verborgenen Schluchten und finsternen Wäldern konnten sie hoffen, unentdeckt zu bleiben. Und so geschah es. Die veränderte Richtung, welche sie eingeschlagen hatten, entfernte sie auf das Entschiedenste von ihren Verfolgern.

Als die Wachen des Sonnensteins abgelöst wurden, fand man gerade den wichtigsten Posten unbesetzt und ordnete zunächst eine genaue Durchsuchung der Festungswerke selbst an. Dann krachte der bedeutsame Kanonenschuss, welcher der erschrockenen Bürgerschaft im Städtchen die Desertion eines Soldaten kundtat. Unverzüglich wurden zur Verfolgung desselben Reiter entsendet. Mit Tagesgrauen entdeckte sich auch die Flucht des preußischen Gefangenen, und ein neuer Reitertrupp folgte dem ersten, um die Verbrecher zu ereilen, ehe sie die Landesgrenze überschreiten konnten.

Indessen zogen die Flüchtigen ungehindert weiter, und bald umging sie der Wald mit schützenden Armen. Zwischen den ersten Felsblöcken hielten sie an.

»Hier müssen wir absteigen«, unterbrach Michaels Gefährte die peinliche Stille. »Um des Doktors willen und um unsere Pferde zu schonen. Folgt mir und achtet genau auf jede Wendung, damit die ermüdeten Tiere nicht fehltreten, denn wir werden ihrer hoffentlich in wenigen Tagen von Neuem bedürfen.«

Dies sagend, ergriff er selbst den Zügel jenes Rosses, welches den noch immer regungslosen Körper des Geretteten

trug, und leitete es vorsichtig in eine schmale Einsenkung, die allmählich bis auf den Grund eines kleinen versteckten Felsenkessels führte.

An einem mächtigen überhängenden Steinblock, der eine Art von trockener Bucht bildete, hielt er an und hob mithilfe des Polen die Last von dem Rücken des Pferdes. Dann raffte er trockenes Gestrüpp zusammen und entzündete ein Feuer, bei dessen Schein er den Leblosen zu entkleiden und an allen Stellen seines Körpers kunstgerecht zu untersuchen begann.

Er fand keines der Glieder gebrochen, sondern führte den Zustand des Verletzten auf die Erschütterung zurück, die ihm der Fall gebracht hatte. Unverweilt ließ er sich aus dem Sattel seines Pferdes ein Futteral durch den Polen geben, welches ein Fläschchen mit dunkelgelber Flüssigkeit enthielt. Mit dieser befeuchtete er Schläfen und Stirn des scheinbar Entseelten, öffnete die fest verschlossenen Lippen und flößte ihm einige Tropfen des Wunderbalsams ein, die in Verbindung mit der wohltätigen Flamme die entflohenen Lebensgeister zurückzurufen vermochten.

Pasch stöhnte schwer und schmerzlich auf, doch seine Augen blieben geschlossen, und eine schwarze Blutmasse drang über die bläulichen Lippen. Sanft emporgehoben von dem Arm seines Helfers, schien er alsbald in Schlaf zu versinken, während ihn Michael und Fides lautlos und voll ängstlicher Erwartung beobachteten.

Als der Horizont sich mit einem dämmernden Lichtstreifen zu gürten begann, ließ der Regen nach, die Sonne tauchte aus dem düsteren Wolkenbett glänzend empor, und ihre Strahlen schimmerten rosig und Hoffnung erweckend auf den Spitzen der Tannen, welche die Schlucht



umgaben. Fides hatte mit Besorgnis die zunehmende Helle betrachtet, welche sie den Verfolgern, sobald sie sich dem Gebirge zuwendeten, so leicht verraten konnte. Jetzt vermochte sie nicht länger zu schweigen.

»Hört, Wenzel«, begann sie flüsternd, »der Tag ist angebrochen und wir sind noch immer in gefährlicher Nähe des Sonnensteins. Wie leicht können wir entdeckt werden!«

Wenzel warf einen flüchtigen Blick auf die Sprecherin. »Habt Ihr Sinn für Örtlichkeit?«, fragte er kurz. Und als sie bejahend nickte, fuhr er fort: »Ich darf den Kranken nicht verlassen, aber es ist zu wünschen, dass die Pferde in Sicherheit gebracht werden. Gebt wohl acht auf das, was ich Euch sage: Ihr müsst genau denselben Weg mit ihnen zurückgehen, den wir gekommen sind, jenen Hohlweg empor bis zum Rand der Schlucht. Dort wendet Ihr Euch nach Südosten und beschreibt einen Halbkreis um den Felsenkessel, der Euch zu einem Föhrenwäldchen bringt. Dann zieht rechts an dem Saum dieses Gehölzes weiter, das sich ungefähr nach einer Stunde an hohe und starke Laubbäume schließt. Achtet genau auf den Ersten derselben, eine vielhundertjährige Eiche. Das Zeichen, welches Ihr am Stamm bemerkt, führt Euch von Baum zu Baum, bald rechts, bald links, tief in das Dickicht hinein zu einer rußigen und verfallenen Hütte. Sagt dem Mann, den Ihr dort finden werdet, Wenzel harre einer Tragbahre im kleinen Kessel. Im Übrigen vertraut Euch unbesorgt seiner Leitung und tut, was er Euch heißt. Nun geht, die steigende Sonne lockt die Raben zur Verfolgung aus. Seid Ihr erst dort, wohin ich Euch rate, gleicht Eure Spur jener, welche der Fisch im Wasser lässt.«

König Friedrich I. von Preußen ruhte in seinem Armsessel und lauschte aufmerksam der Erzählung eines hochgewachsenen bleichen Mannes, der vor ihm stand: »Setze Er sich, lieber Pasch, unterbrach er ihn mit gütigem Ton, »ich sehe, Er fühlt sich angegriffen.«

Der Erzähler ließ sich auf eines der kleinen Tabourette nieder und fuhr fort: »Ich erwachte aus meiner Betäubung durch die Strahlen der Sonne, welche meinen Körper, der auf einer Bahre von zwei Männern getragen wurde, mild erwärmten. Wo bin ich? Wer seid Ihr? Wohin bringt Ihr mich?, fragte ich mit gebrochenem, mattem Ton. Die Männer hielten an. Indem sich der Vorangehende nach mir umwendete, erkannte ich in ihm augenblicklich den Böhmen wieder, den mir Laskaris zu Böttichers Befreiung zugeschickt hatte. ›Dank der Heiligen Jungfrau, dass Ihr lebt!‹, rief er freudig aus. ›Wir bringen Euch in bessere Pflege, als sie der alte Felsblock, der Euch und uns vor den Verfolgern schirmte, zu bieten vermochte. Ihr werdet das Nähere erfahren, sobald wir an Ort und Stelle sind. Jetzt beruhigt Euch und atmet ungestört die würzige Luft des Waldes.«

Sie hoben die Bahre und zogen weiter. Nach geraumer Zeit setzten sie dieselbe vor einer Hütte nieder, wie Köhler und Holzfäller sie zu errichten pflegen, und dort erschienen die, deren entschlossener Hilfe ich die Freiheit zu danken hatte: der Pole Michael und die schöne Fides in Männerkleidung. Der Böhme gestattete uns nun keine Minute Zeit, unsere Gefühle auszutauschen. Wie es geschah, weiß ich nicht. Die Hütte begann sich plötzlich um sich selbst zu drehen und zeigte eine geräumige Öffnung, in welche ich mit starken Seilen hinabgelassen wurde. Dann folgten die anderen an einer Strickleiter bis auf den Köhler, der unse-

ren Fluchtweg durch eine abermalige Wendung seines Häuschens künstlich verdeckte.

Nun erblickte ich in dem matten Dämmerlicht, das seitwärts einzufallen schien, einen kurzen, mäßig hohen, trockenen Gang, in welchem meine Gefährten mich weitertrugen, dem Licht entgegen. Eine umfassende Höhle öffnete sich vor meinen erstaunten Blicken, in der auch unsere Pferde Platz gefunden hatten. Auf diese deutete Michael hin als auf unser kostbarstes Besitztum zu weiterer Flucht, sobald ich imstande sein würde, eines derselben zu besteigen.«

Pasch hielt erschöpft inne, und der König befahl, ihm einen Becher Wein zu reichen. Lächelnd setzte er ihn an die Lippen und schlürfte einige Tropfen des Rebensaftes.

»O, nein«, sagte Friedrich, indem er freundlich drohend den Finger hob. »Er nippt ja nur wie eine Jungfer. Tue Er immerhin einen herzhaften Zug, der Wein ist gut!«

Pasch deutete auf seine mühsam atmende Brust: »Majestät«, erwiderte er, »ich darf nicht trinken. Ein Becher starken Weines würde mein Blut in wilder Empörung durch die Adern treiben, und es würde sich gewaltsam Bahn machen, wie in jener Schreckensnacht nach meinem Sturz.«

»Dann rede Er heut nicht mehr«, unterbrach der König schnell, während seine Augen sich unwillkürlich abwendeten, seine Rührung zu verbergen. »Er mag mir ein andermal den Schluss mitteilen – morgen.«

»Wer kein Morgen mit Sicherheit mehr erwarten kann«, sagte Pasch leise, »darf das Heute nicht unbenutzt verstreichen lassen. Wenn Ihr die Gnade haben wollt, mir zuzuhören, so bitte ich um die Erlaubnis, fortfahren zu dürfen.«

»So fahre Er fort.«

»Es war ein wohllangelegter Felsenkeller«, hob er von Neuem an, »in dem wir uns befanden. Eine schmale, hohe Seitenöffnung ließ das Licht des Tages ungehindert hineinfallen. Von außen war unsere Zufluchtsstätte völlig unzugänglich, denn über und unter uns stieg die Felswand schroff empor.

Wochen vergingen, der Herbst kam heran. Meine Kräfte kehrten langsam zurück, doch meine Gesundheit war unwiederbringlich zerstört. Endlich erachtete der Böhme mich für tüchtig genug, ein Ross zu besteigen und in langsamen Tagesreisen zur Heimat zu lenken. Niemand verfolgte mich, und wäre es geschehen, würde doch keiner unter denen, welche mich fangen halfen, in dem abgezehrten, bleichen Mann mit dem allzu frühen Schnee auf Haupt und Bart mich wiedererkannt haben.

Michael und Fides wendeten sich zum böhmischen Gebirge, wo ihrer ein gastlicher Zufluchtsort harrte. Der treue Wenzel aber schied nicht eher von mir, bis ich in dem Land und in der Hauptstadt meines Königs Schutz und Sicherheit gefunden. Das Wundermittel, dessen stärkende Kraft meine fliehenden Lebensgeister aufgehalten hatte, ließ er mir zurück, und es erleichtert die schmerzhaften Krisen meiner zerrissenen Lunge, wiewohl es die sich lösenden Bande des Daseins nicht wieder in ihre Fugen zu richten vermag.«

Als er geendet hatte, schwieg auch der König tief bewegt. Dann begann er mit gedämpfter Stimme: »Und nun sage Er mir noch eins! Hält Er den Bötticher für einen Adepten oder nicht? Und was denkt Er über die wunderbare Tinktur?«

Den großen, fragenden Augen des Monarchen begegnete Pasch mit einem klaren, weitschauenden Blick. »Der Stein der Weisen ist ein Schattenbild von trügerisch lebendigen Farben«, sagte er ernst. »Habsucht und Eitelkeit allein waren es, die den Glauben daran erweckten. Es ist unwahr, dass die Kraft eines so geringen Mittels die Bestandteile der Natur umzugestalten vermag, unwahr, dass berühmte Transmutationen gelangen. Und auch Bötticher vermag nichts in dieser eingebildeten Kunst. Selbst die stärkende Essenz, welche ich aus der Hand des Böhmen empfang ...«, er nahm die Kristallphiole aus seiner Brusttasche und reichte sie dem König hin, »... beruht nur auf einer Zusammensetzung von heilsamen Kräutern, wie sie in den Gebirgen wachsen und welche die Einwohner als ein Mittel gegen bestimmte Übel anwenden. Wenn Ihr befiehlt, dass Versuche mit diesem Elixier angestellt werden, bürge ich mit den wenigen Tagen, welche mir noch übrig sind, dafür, dass sie kein Metall verwandeln.«

»Behüte Gott«, rief der König abwehrend aus, »dass Wir ihm entziehen sollten, was sein Leben stärkt, nur um eine kindische Neugier zu befriedigen! So hält Er also auch nichts von dem Wundermann, der sich uns in den nächsten Tagen vorzustellen wünscht, dem Caetano?«

»Nein, Majestät«, entgegnete Pasch; »dieser Italiener ist ein abgefemter Betrüger, wie der Böhme mir sagte, der ihn zu kennen vorgab.«

»Nun, nun«, rief der König, »Wir werden ja sehen! Er muss doch zeigen, was er kann.«

Der Winter hatte das Land mit weißen Flocken bedeckt und manche Hoffnung zu Grabe getragen. Auf dem Friedhof schimmerte der Stein, dessen goldene Inschrift verkün-

dete, dass hier Doktor Pasch seine irdische Ruhestätte gefunden hatte.

\*\*\*

Die schöne Elisabeth von Fürstenberg verweilte noch immer in der Pfalz, auf dem Stammgut des altberühmten Geschlechts der Grafen von Erbach, mit deren einem ihr Vater sie zu vermählen wünschte. Doch trug die edle Dame kein Verlangen, sich an einen Gatten zu binden. Vielleicht lebte in ihrer Erinnerung noch allzu frisch das Andenken jener verhängnisvollen Ballnacht und des bösen Geschenkes, das die Maske mit den schwarzen glühenden Augen ihr dargebracht hatte. Neue und dringende Anmahnungen ihres Vaters versetzten sie in eine bittere Stimmung. Sie schaute von dem Fenster des Gemachs unmutig hinaus in die wirbelnden Schneeflocken, deren Spiel nur zu sehr mit ihren eigenen unstillen Gedanken im Einklang war.

Ein Diener des Grafen Erbach unterbrach das Grübeln der schönen Elisabeth. Ihre Wangen erbleichten, als sie ein Kästchen in seinen Händen erblickte, denn dieses Kästchen glich auf das Genaueste jenem, welches ihr im Palast der Gräfin Königsmark die Todesdrohung brachte. Als der Mann es auf ein Tischchen niedersetzte und hinzufügte, ein Fremder habe es ihm übergeben, besaß sie kaum noch Kraft genug, ihm durch ein Zeichen anzudeuten, dass er sich entfernen möge. Dann schlug sie beide Hände vor ihr Angesicht und überließ sich einem Ausbruch des Schmerzes, der um so heftiger war, je mehr die Ursachen ihres Kummers sich häuften.

Endlich folgte den Tränen ein Ausdruck trotziger Ent-

schlossenheit. Sie ergriff das Kästchen, um es zu öffnen. Allein der Schlüssel fehlte. Elisabeth erinnerte sich, dass derjenige, welcher ihr früher ausgehändigt worden war, sich noch in ihrer Verwahrung befinden müsse, und suchte ihn hervor.

Ihre Voraussetzung trog nicht, der Schlüssel schloss. Mit bebenden Händen öffnete sie, und ein glänzendes Geschmeide, mit edlen Steinen besetzt, funkelte ihr entgegen. Ein zusammengerollter Brief, den eine goldgrünseidene Schnur umspannte, schien bestimmt, darüber Erklärung zu geben. Sie entfaltete ihn zitternd, und je mehr sie den Inhalt erfasste, desto höher röteten sich ihre bleichen Wangen, desto seltsamer leuchtete ihr von Tränen ermüdetes Auge.

Sie sank in den Sessel zurück. »Nein, nein!«, rief sie aus und ballte das Papier in ihrer Hand. »Ich liebe ihn noch, aber ich kann ihm nicht folgen. Welch eine Wahl er mir stellt! Wie eine fahrende Dirne soll ich um Mitternacht am Schlosstor auf ihn harren, soll mit ihm in seine ferne Heimat fliehen, deren Reize er mit glühenden Farben schildert. Wer ist er? Was kann er mir bieten? Nichts, als den Namen eines Abenteurers. Wäre er ein Fürst!« Sie stockte vor dem Gefühl der Beschämung, das sie durchglühte. »Er kennt meine Schwäche«, fuhr sie fort, »das macht ihn so kühn. Und wenn ich in einer der nächsten drei Mitternächte nicht komme, soll ich den Willen meines Vaters ehren, des Grafen Erbach eheliches Gemahl werden und vergessen, was hinter mir liegt!«

So klagte und zürnte die schöne Elisabeth abwechselnd, indessen zu Dresden sich wunderliche Dinge zutrug. Dort hatte ein anderer Bote des mächtigen Griechen, der alle geheimen Kräfte der Natur zu beherrschen schien, eine

neue Flucht Böttichers vorbereitet, und diesmal sollte und musste sie gelingen.

Die lockende Aussicht auf reichen Gewinn verblendete selbst den klug berechnenden Blick Gelnecks, der seine Mitwirkung im großen Drama zugesagt hatte, weil er sich für allzu sicher hielt.

Der Tag brach an, welcher zur Ausführung des schlaue gesponnenen Planes bestimmt war. Doch ein ungünstiges Geschick schwebte über dem Alchemisten. Ein geheimnisvoller Warner gab dem König Nachricht von dem Verlust, der ihn bedrohte, und vereitelte so das Unternehmen. Gelneck wusste zwar den Anschuldigungen, welche sich gegen ihn richteten, mit kecker Stirn und frechen Worten zu begegnen. Allein er vermochte nicht, den einmal erweckten Verdacht in dem Geist seines gnädigsten Herrn zu verlöschen. König August, der manchen hellen Blick hinter den Schleier getan haben mochte, der das innerste Wesen seines Geheimen Rates verhüllte, entließ kurze Zeit darauf den ehemaligen Günstling Fürstenbergs in Gnaden. Das geringe Jahresgehalt, welches man ihm aussetzte, wurde in jenen unruhigen Zeiten nur kümmerlich gezahlt. Der intrigante Hofmann erachtete es für angemessen, aus dem vertrauten Kreis zu verschwinden, um in der Fremde eine neue Laufbahn zu beginnen.

Nur einmal bei seinen abenteuerlichen Umschwingungen traf er bekannte Züge inmitten des wunderbaren Getriebes, das man den Lauf der Welt zu nennen pflegt.

Es war in einer norddeutschen Stadt, in einem Moment seines Lebens, dessen Gewicht ihn mit innerem und äußerem Elend auf die unterste Speiche des großen Schaukelrades hinabgedrückt hatte, als er der gekränkten Fides und



ihrem Gatten Michael begegnete. Der Pole durchzog das Land als ein Apostel der gewaltigen Scheidekunst, deren Beherrscher ihn freigebig mit dem mystischen Pulver ausgestattet hatte.

Wer vermochte in dem reich gekleideten vornehmen Mann, der sich Baron Dierbach nannte und als Obrist von der Armee geschieden war. Wer wagte es, in ihm jenen gemeinen Soldaten wiederzuerkennen, der einst, mit dem Speisekorb seines Offiziers beladen, von Pirna hinaufstieg zu dem Sonnenstein?

Wie tief musste der stolze Geheime Rat von Gelneck gesunken sein, dass er die volle Börse, welche Fides ihm im Vorübergehen zuwarf, wie ein Almosen aufhob und scheu davonschlich, während eine leise Blässe das Gesicht der schönen, jungen Frau bedeckte und ihre glühenden Augen in verhaltenen Tränen schimmerten.

Zum vierten Mal seit jenem Winter, der den Engel des Todes an das Lager des wackeren Pasch schweben sah, hüllte die Erde sich in ihr Sterbekleid. An der Apotheke *Zum Elefanten* wallte ein unheimlicher Zug vorüber, dem Tor zu. Der Apotheker, dessen Angesicht die Zeit, wohl mehr noch Sorge und Unfriede mit sich selbst in tiefe Furchen gezogen hatte, stand unter der Tür und schaute unverwandten Blicks auf den Mann im flitterverbrämten Gewand, der von Bewaffneten geleitet wurde.

»Ja, ja«, rief er und streckte seine dürre Rechte den Davoneilenden nach, »geht nur, geht, mit dem neuen Opfer jenes furchtbaren Götzen, dem die törichten Menschen in Scharen zuströmen. Wie der Wendengott (Radegast zu Rhetra ist gemeint) die ihm Dargebrachten in feuriger Umarmung erstickte, so würgt dein Geist, du höllischer Tris-

megistus, alle, welche dir nahen, diesen heute, morgen jenen!«

»Herr Nachbar«, fragte ein freundlicher Mann, dem zornigen Apotheker näher tretend, »verdrießt es Ihn denn gar so sehr, dass dem Betrüger sein Recht geschieht?«

Der Angeredete erwiderte mit bitterem Lächeln: »Dem gönne ich es nicht mehr als jedem anderen. Soll es mich aber nicht betrüben, wenn ich denkende Wesen so ohne alle Vernunft sich ins Unglück stürzen sehe? Ich habe den Johannes nicht vergessen in den acht Jahren, seit er nach Wittenberg entwich!«

»O«, rief der Dicke verwundert aus. »Wie mag er nur die beiden miteinander vergleichen wollen? Dieser Caetano, oder wie er sonst heißen mag, ist ein Bösewicht, der unserem gnädigsten König und Herrn die ungeheuersten Lügen glaubwürdig zu machen wusste. Ließ er sich nicht hohe Ehre erweisen für die sechs Millionen Taler, die er dem König binnen zwei Monaten aus schlechtem Blei hervorzuzaubern versprach, und suchte sich vor den Folgen zu retten durch feige Flucht? Nun sie ihn wieder haben und der Schurke durchaus nichts leisten kann, ist er hier vergoldet worden und in Küstrin werden sie ihn hängen, wenn er bis dahin den Stein der Weisen nicht wiederfindet.«

»Es hat ihn niemand gefunden«, sagte der Apotheker wie zu sich selbst. »Dieser sicherlich nicht, auch Johannes nicht.«

»Nun«, unterbrach der Dicke, »Johannes Bötticher ist doch ein großer Herr geworden. Gold konnte er freilich nicht mehr schaffen, wie er es uns hier gezeigt hat. Aber ich habe Briefe aus Dresden, die mir für ganz gewiss melden, dass ihm eine gar wichtige Entdeckung gelungen sein soll.

Als Kurfürst August, der König, wollte ich sagen, ihn auszeichnen lassen wollte, wie wir es eben an Caetano sahen, trat Bötticher vor und sprach: ›Gold kann ich nicht erzeugen, Majestät, aber Porzellan vermag ich Euch aus dem Ton herzustellen, wie er mir hier zu meinen Schmelzriegeln geliefert worden ist, und es soll werden wie chinesisches Porzellan, – das Beste, was es gibt.‹ Da lachte dem Kurfürsten das Herz und er ließ ihn Proben anstellen, die zwar erst misslungen, aber endlich doch geglückt sein sollen. Nun wird in Sachsen eine Fabrik errichtet werden, und der Herr von Bötticher als Direktor derselben geehrt sein wie keiner.«

»Mag sein«, brummte der Apotheker, »dass sie ihm die Kette, welche seinen Fuß zurückhält, vergoldet haben, auch wohl ein wenig verlängert. Bei alledem ist er aber doch ein Gefangener.«

»Er muss über alles seinen Wermut ausgießen!«, versetzte der Dicke ärgerlich, kehrte dem Apotheker den Rücken und schritt brummend seiner Haustür zu.

Es war am frühen Morgen des 19. Juli 1716, als im Palast des Generalfeldzeugmeisters Grafen von Rappach, des Kommandanten von Wien, sich versammelt hatten: der königlich preußische Gesandte, Staatsrat Ernst; der brandenburg-kulmbachische Gesandte, Geheime Rat Wolf; zwei Herren von Metternich; endlich der österreichische Vizekanzler, Gras Joseph von Würben-Freudenthal, als Stellvertreter seines kaiserlichen Herrn, dem ein Unbekannter ein Geringes von der Gold erzeugenden Substanz mitgeteilt hatte.

Auf der Tafel, an welcher der fürstlich schwarzburgische Hofrat Pantzer saß, dem das Amt eines Aufzeichners bei

diesem merkwürdigen Akt übertragen worden war, lag der winzig kleine Gegenstand, gleich einem Körnlein Salz, sorgfältig an ein wenig Wachs geklebt. Eine Kupfermünze, wie sie im Wiener Armenhaus ausgeteilt zu werden pflegte, wurde glühend gemacht, das Wachs mit dem Körnlein darauf gelegt und die Münze alsdann in Wasser abgelöscht. Die angestellte Probe erwies das Kupfer in vierzehnlötiges Silber verwandelt. Eine Menge gleicher Münzen, geglüht und nur in dem Wasser abgekühlt, erfuhr dieselbe wunderbare Veränderung.

Die Tinktur hatte nicht allein ihre veredelnde Kraft an dem geringeren Metall bewährt, sondern auch das Gewicht desselben um den achten Teil erhöht. Der wichtige Vorgang wurde verzeichnet, von den anwesenden Herren unterschrieben und besiegelt.

Dieser geringe Teil der überaus kräftig wirkenden Masse sollte, wie die Überlieferung berichtet, von Laskaris herrühren, der auch hier nur den Beweis von der Möglichkeit der Verwandlung zu führen strebte.

Das Gerücht von dem auffallenden Ereignis durchflog schnell genug die deutschen Lande. Im darauffolgenden Jahr empfing der Landgraf von Hessen auf mysteriöse Weise ein Päckchen, welches kleine Gaben roter und weißer Tinktur enthielt. In seinem Laboratorium versuchte der kundige Fürst beide Mittel mit dem glücklichsten Erfolg. Von dem Gold, das er aus Blei gewann, ließ er Dukaten, und von dem Silber jene hessischen Speziestaler prägen, deren Umschrift lautete: »Sic Deo placuit in tribulationibus, (So hat es Gott gefallen in den Nöten.) - ein Stoßseufzer, wie er beim Anblick leerer Kassen einem so wirksamen Mittel gegenüber nur gerechtfertigt erscheint.

Das zweite Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts neigte sich seinem Ende zu. Der Sommer webte seine farbigen Blüten, die reiche Saat wogte der Ernte zu. Rosige Gewölke schwebten im Abenddämmer dahin, gleich verspäteten Liebesgrüßen, und bald blickte der erste Stern in das schmale Silberband des Flüsschens, welches sanft murmelnd durch die weichen Rasenplätze eines herrlichen Parks zog. Bis an das stattliche Schloss erstreckte der Wald sein grünes Gezweig und umfing mit schattigem Dunkel das einfache Denkmal.

An jenem Abend wandelte eine weibliche Gestalt leichten Schrittes den kiesigen Pfad in der Nähe desselben. Überrascht von einem plötzlichen Geräusch, als breche ein Wild durch das nahe Dickicht, schaute sie auf und erblickte einen Mann, der im schnellsten Lauf, Haar und Kleidung in wilder Unordnung, dicht an ihr vorüber der anderen Seite des Waldes zueilte. Unwillkürlich entfuhr ihr ein Angstruf. Im selben Moment bemerkte sie der Flüchtige, und der Eingebung eines rasch in ihm aufsteigenden Gedankens folgend, schritt er auf sie zu ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder.

»Rettet mich, edle Frau!«, bat er leise, aber dringend.  
»Rettet mich vor einem schmähhlichen Tod!«

Die dunklen, angstvoll blickenden Augen des Fremden, seine edlen Züge, die weiße, zarte Hand, mit der er ihr Gewand hilfeflehend berührte, brachten einen lebhaften Eindruck auf die nächtliche Wallerin hervor. Indem sie ihre Rechte gegen das Monument ausstreckte, sagte sie in einem Ton, der die Gewohnheit des Befehlens verriet: »Eilt hinein, ich werde Euch schützen.«

Mit einem raschen Sprung überschritt er die Stufen, öffne-

te das Gitter und warf sich neben dem steinernen Sarkophag nieder, der die Mitte des überdachten Baus einnahm. Die Dame verschloss das Gitter hinter ihm und barg den Schlüssel in ihrem Gewand. Dann zog sie aus der reich verzierten Gürteltasche ein Fläschchen mit stark duftender Essenz, besprengte die Stufen und ließ sich auf der untersten derselben nieder, wie in Gebet versunken.

Jetzt knackte das Gebüsch von den Fußritten der Verfolger, denen zwei ungeheure Doggen voraussprangen. Bei dem Anblick des Denkmals blieben die Tiere stehen und stießen ein klägliches Geheul aus.

»Hallo!«, rief der eine der Männer, »was scheuen die Hunde?« Er näherte sich dem aus dem Dunkel schimmern- den Gemäuer und erblickte die weibliche Gestalt, welche sich erhob und ihn zu erwarten schien.

»Vergebt, meine Dame«, sagte der Jäger, denn als ein solcher erwies ihn seine Tracht, »habt Ihr nicht einen Mann über diesen Weg fliehen sehen? Und welche Richtung nahm er?«

»Wer seid Ihr?«, entgegnete sie mit einer Stimme, die nicht das leiseste Beben verriet, obwohl ihr das Herz hörbar klopfte. »Wen sucht Ihr?«

»Wir verfolgen einen Wilddieb, Frau!«, rief einer der anderen und trat der weiblichen Gestalt so nahe, dass diese unwillkürlich zurückwich. »Ohne Umstände sagt uns, welche Richtung er nahm, sonst ...«

In diesem Augenblick mochten die Doggen trotz des sichtbaren Widerwillens gegen die Mauern des Denkmals, die Spur des Verfolgten von Neuem wittern. Sie stießen ein wildes Geheul aus und warfen sich gegen das Gitter. Gleichzeitig näherten die Jäger sich dem verdächtigen Ort,

und die Dame, der um ihren Schützling bange werden mochte, ergriff ein silbernes Pfeifchen, welches an einer schimmernden Kette von ihrem Gürtel herabhing und führte es an die Lippen. Der wohlbekannte Ton rief die Dienerschaft des Schlosses zusammen, die mit Fackeln und Windlichtern der Stelle des Parks zueilte, von der aus der Ruf ihrer Gebieterin an sie erging.

Der Platz vor dem Denkmal zeigte sich nun in greller Beleuchtung. Vergebens hatten die fremden Jäger gesucht, das Gitter zu durchbrechen, dessen Festigkeit einen unerwarteten Widerstand leistete. Jetzt standen sie und schauten mit verwunderten, doch furchtlosen Blicken auf die Dame, deren Grund und Boden sie so kühn beschritten hatten.

»Wer Ihr auch sein mögt«, begann diese mit Hoheit und Würde, indem sie an den Fremden näher herantrat, welche noch immer an den Stufen des Denkmals weilten, »ich gebiete Euch, aus meinem Besitz zu weichen.«

»Erlaubt«, begann jener, dessen ehrerbietige Anrede ihn so vorteilhaft von der rohen Weise der anderen unterschied, der schönen Frau zu entgegnen. Allein die Dame hieß ihn schweigen und rief in strengem Ton: »Ihr seid im Gebiet des Grafen Erbach von mir betroffen worden, mit Waffen in der Hand, begleitet von Euren Hunden. Dankt es meiner Güte, wenn die gebührende Strafe Euer schuldiges Haupt nicht trifft. Hinweg! Entweiht nicht länger jenen Aufenthalt der Toten, und wehe, wenn ich Euch wieder begegne, wo Ihr kein Recht zu jagen habt. Hinweg!«

Es schien, als wollten die Jäger noch widersprechen. Allein ein Blick auf die zahlreiche Dienerschar, welche die Gebieterin umringte, zeigte ihnen das Erfolglose eines sol-

chen Unterfangens, und sie zogen sich schweigend in den Wald zurück.

Auf einen Wink der Dame umgaben ihre Leute das Denkmal, dessen Gitter sie jetzt aufschloss.

»Kommt!«, rief sie hinein, »Ihr seid geborgen.«

Als der Fremde heraustrat, erteilte sie mit leiser Stimme rasche Befehle, und der ganze Zug setzte sich zum Schloss in Bewegung.

Am nächsten Morgen erschien im Kabinett der Gräfin Anna Sophie von Erbach, der Bewohnerin des Schlosses Frankenstein, jener Mann, den sie vor seinen Verfolgern, vielleicht auch nur vor einer gerechten Strafe in Schutz genommen hatte. Dies zu entscheiden, lud sie ihn vor den Richterstuhl ihres klaren Geistes und ihres vortrefflichen Herzens. Als die Tür sich öffnete und der Fremde auf der Schwelle des kleinen traulichen Gemaches erschien, umspielt von dem freundlichen Licht der Morgensonne, heftete die Gräfin einen langen, durchdringenden Blick auf ihn, den er mit einer ehrfurchtsvollen Neigung seines Hauptes erwiderte.

Die Züge seines geistvollen Angesichts waren scharf und bestimmt ausgeprägt. Über der kühn geschwungenen Nase wölbte sich die gerade, von schweren Linien durchfurchte Stirn. Dunkle feurige Augen, ein fein geschlossener Mund, dessen Winkel sich trotzig senkten, Haar und Bart, einst wohl schwarz, jetzt mit frühem Silber des Alters durchmischt. Die Gräfin schrak wie aus tiefen Gedanken empor.

»Wo sah ich Euch schon?«, fragte sie und suchte vergebens das Bild in den Rahmen zu zwingen, der es umschlossen haben mochte, als sie es zum ersten Mal erblickte.

Auch der Fremde schaute mit sinnigem Ernst zu der statt-



lichen Erscheinung im hellen Morgenkleid. Allein ihm fehlte die Erinnerung, und er erwiderte: »Mein Weg war verschlungen und ruhelos. Vielleicht täuscht Euch eine Ähnlichkeit, gnädige Frau.«

Die Gräfin warf ungeduldig das schöne Haupt zurück. »Nein, nein!«, rief sie, »auch die Stimme gemahnt mich. Doch setzt Euch, Herr, ich bitte, näher auf diesen Sessel.« Der Fremde war ihr ganz nahe. Sie schwieg und prüfte von Neuem seine Züge. Endlich begann sie wieder: »Weshalb verfolgten Euch jene Männer? Was habt Ihr ihnen zugefügt?«

Der Fremde lächelte. »Ich bitte Euch, gnädigste Frau, vertraut meinen Worten, wenngleich es märchenhaft klingt, was ich Euch sage. Ich durchzog diese Gegend, um, – doch der Grund tut nichts zur Sache. Als es zu dämmern begann, lagerte ich im Wald. Ich habe manche Nacht im Waldesarm verträumt. Zu meinem Feuer gesellte sich ein munterer Bursche, dem ein feister Rehbock von den breiten, kräftigen Schultern hing. ›He, Kamerad!«, rief er mich an, ›gib mir einen Platz in deinem Nest. Ich teile mit dir von meinem Braten.«

›So ist uns beiden geholfen«, entgegnete ich, und er ließ sich nieder. Mein neuer Gefährte, ein hübscher Jüngling mit dem Ausdruck der Offenheit im Gesicht, warf seine Last ab und löste geschickt das saftigste Stück von der Beute. Während es über dem Feuer briet, reichte ich ihm einen Becher mit stärkendem Wein, und wir würden ein prächtiges Mahl gehalten haben, wenn nicht jene Jäger über uns gekommen wären.

Mit dem Ruf *Ha! Da finden wir die Wilderer! Steht, ergebt Euch!* stürzten sie uns entgegen. Wie ein Pfeil vom Bogen

entsprang der andere, mir seinen Teil der Beute und die missliche Verantwortung überlassend. Ich sah die Unmöglichkeit, mich zu verteidigen, und floh ebenfalls. Hinter mir krachten die Büchsen, doch keine traf. Schon war ich erschöpft und verzweifelte an meiner Rettung, die ich nur Eurer Huld zu danken habe.«

»Nicht mir allein«, unterbrach die Gräfin den Erguss seines erregten Gefühls. »Jenes Denkmal im Park, dessen eisernes Gitter Euren Verfolgern so wacker widerstand, bedeckt ein liebenswürdiges Paar von dem Stamm meines Gemahls. Glückliche in ihrer Ehe, raffte sie der unbarmherzige Tod kurz nacheinander hinweg, und ich erfüllte gern den Wunsch, den beide mir einst in traulicher Stunde offenbarten, vereint an jener Stelle des Parks zu schlummern: Gräfin Elisabeth von Erbach ruht dort mit ihrem Gemahl.«

»Aus fürstenbergischem Geschlecht?«, forschte er überrascht und dringend.

»Gewiss«, beteuerte die Gräfin; »kanntet Ihr meine Muhme?«

»Ob ich sie kannte?«, fragte er mit einem schmerzvollen Zucken seiner Lippe und legte die Hand über die dunklen, schönen Augen, wie um Fassung zu gewinnen.

»Ha!«, rief die Gräfin plötzlich, »so täuschte mein Gefühl mich nicht, und nun weiß auch ich, wer Ihr seid. In Dresden sah ich Euch. Man hegte dort große Erwartungen von Eurer Wissenschaft, die Ihr durch plötzliches Verschwinden zunichtemachtet. Ihr seid der Adept, seid Laskaris.«

Indem er die Augen groß und voll zu ihr aufschlug, sagte er: »Ich mag nicht leugnen, dass ich's bin. Werdet Ihr mich doch zum letzten Mal erblicken im deutschen Land. Ich zürnte ihr lange nicht mehr, das flüchtige Liebesbündel war

ja nur um mein Herz allzu fest gewebt. Ich wusste, dass sie glücklich war. Und nun vernehmt, edle Frau, was mich in diese Gegend trieb. Es war der Drang, noch einmal den Glanz meiner Jugend wiederzusehen, die Rose, der meine Seele sich in nie erlöschender Glut erschlossen hat. Es ist geschehen. Doch ehe ich auf immer scheide, will ich mich Euch erweisen in der Kraft des heiligen Geheimnisses, damit ein Gedenken des Adepten Eurem Stamm verbleibe. Gebt mir ein leeres Gemach, wo mich kein neugieriger Blick belauscht. Dann heißt Euer gesamtes Silbergeschirr hineintragen und überlasst es mir, bis der Hahn den jungen Tag verkündet! Ich bitte Euch, Frau Gräfin, es wird Euch nicht reuen.«

Staunend erhob sich die Dame, doch traute sie dem Adepten.

Sie schritt ihm voran und führte ihn in ein weites Turmzimmer, wo er alles so fand, wie er es wünschte. Die Diener trugen nun den reichen Brautschatz der hohen Frau herbei, der kaum Platz fand in dem weiten Gemach, dann schloss Laskaris die Tür und begann das wundersame Werk.

Heller Morgenglanz weckte die Gräfin Erbach aus dem Schlummer, der ihr liebliche Bilder vorgegaukelt haben mochte, denn ein sanftes, gütiges Lächeln schwebte um ihre Lippen, als sie sich erhob, um sich anzukleiden. Auf dem Tischchen vor ihrem Bett lag ein Schlüssel, den sie erst jetzt erblickte, der Schlüssel vom Turmgemach. Das Lächeln verschwand, mit besorgter Miene und in hastiger Zerstreung vollendete sie selbst ihren Anzug und eilte dorthin, wo sie am Vortag den Adepten verlassen hatte. In dem sie öffnete, blieb sie wie bezaubert an der Schwelle stehen, denn drinnen leuchtete und blitzte es in goldiger

Pracht. Und da sie die schweren Schüsseln, die noch gestern von minderem Gewicht und silbern gewesen, eine nach der anderen zagend berührte, und alles, auch bei den mannigfachen Proben, als echtes, lauterer Gold sich erwies, wusste sie ihres Staunens kein Ende über das herrliche Denkmal, welches sich der griechische Adept in Schloss Frankenstein gesetzt hatte.

Der Herr Graf Friedrich Karl von Erbach aber, ihr Gemahl, sobald er von der merkwürdigen Wandlung erfuhr, forderte gebieterisch die Hälfte des goldenen Geschirrs, das auf seinem Grund und Boden entstanden sei. Weil jedoch die Gräfin solchem Verlangen nicht zu willfahren gedachte, kam es zu einem langen, argen Prozess, den beide Parteien vor der Leipziger Juristenfakultät zum Austrag brachten. Da wackelten die alten Perücken in bedenklicher Überlegung, und es dauerte mehrere Jahre, ehe sie entschieden, was rechtens sei: »Dass nämlich dieses Silbergeschirr, weil es vor der Ehe, und daher auch ehe es verwandelt worden, sich im Besitz der Gräfin befunden, derselben mit Fug und Recht allein zugehören möge.« Aller Einspruch des Grafen fruchtete nichts, und das Andenken an den Adepten erhielt sich auf das Allerklärlichste in der Familie.

\*\*\*

Im Jahr 1714, an einem warmen Herbsttag, glühte in dem Laboratorium mit den wohlverwahrten Fenstern ein mäßiges Kohlenfeuer und über diesem hing ein schwerer gläserner Destillierkolben. Neben der Herdstelle lag ein Mann auf den Knien, der das Feuer zu nähren schien und sorgsam bewachte. Als er sich emporrichtete hatte, traf der

Schein der Flamme von unten sein Antlitz, ein verlorener Sonnenstrahl von oben sein graues Haar.

»Herr«, begann er zu dem jüngeren Gefährten, der mit untergeschlagenen Armen das gemeinsame Werk betrachtete, »sollte es nicht geratener sein, mit der Arbeit so zu verfahren, wie Ihr sonst zu tun pflegtet?«

»Die *terra adamica* will dir nicht recht einleuchten, wie ich sehe«, sagte der andere und streckte die rechte Hand, an deren Mittelfinger ein kostbarer Diamant glänzte, nach dem Inhalt des Glaskolbens aus. »Es verhält sich damit wie mit den anderen Stoffen, die ich versuchte. Wir werden den Mercur der Weisen daraus gewinnen, den verschlingenden grünen Drachen, zu dem sich das Philosophengold gesellt, auf dass die Materie getötet werde. Fürchte nichts, unsere Mischung soll gelingen. Achte vielmehr genau auf das Feuer, damit es nur brüte, nicht entzünde, und nun komm, Antonio, denn meine drei Tage der Wacht sind um. Wie du mir gehorcht hast, bist du jetzt dem alten Ignaz zu dienen verpflichtet. Wenn du auf das Genaueste seinen Befehlen nachkommst und das herrliche Werk sich vollendet, woran ich nicht zweifle, soll dir ein überaus reicher Lohn zu Teil werden.«

»Herr Laskaris«, erwiderte Antonio, der seine Arme demütig über der Brust gekreuzt hielt, »wohin Eure Augen mich gehen heißen, eilt mein Gedanke voraus.«

»Nehmt den geschwätzigen Buben mit Euch, Herr, ich bitte!«, rief Ignaz und warf einen zornigen Blick auf den Zigeunerknaben, den dieser mit schelmischem Lächeln erwiderte. »Weiber und Kinder verderben das Werk der Sonne, hab' ich immer gehört.«

Laskaris winkte begütigend mit der Hand: »Ertrag' ihn

nur eine Weile«, sprach er, zu Ignaz gewendet, »er wird seine Zunge unter Verschluss legen, wird bedächtiger handeln, sobald der Ernst hohen Strebens ihm klar geworden ist.«

Der Adept schritt hinweg durch die Galerie, an der Mauer entlang bis zu dem Turmgemach, aus welchem einst Don Caetano heimlich in der Nacht entwich.

Da lagen wundersame Schriften aufgehäuft, alte vergilbte Papiere, mit eckigen Buchstaben und erstaunlichen Zeichen bedeckt. Vor dem Tisch, auf welchem ein großer, bestäubter Foliant der Entzifferung harrte, ließ der Adept sich nieder, stützte das Haupt in die Hand und versenkte seine Blicke in die verschlungenen Züge. Er las mit tiefem Ernst, aber nach und nach schwebte ein Lächeln um die geschlossenen Lippen.

»Nimm römischen Vitriol«, wiederholte er halblaut, »kalinziere ihn mit schwachem Feuer, dann destilliere ihn und das Flüssige wird *mercurios philosophorum* geben. Destilliere den Rückstand mit Wasser, dampfe es ab, so bleibt eine weiße Erde. Diese vermische mit dem Merkur und digeriere sie eine Woche lang immer von Neuem, bis eine Probe des Rückstandes auf glühendem Blech schnell verbraucht. Anfänglich wird es grau, dann schwarz, endlich wieder weiß. Starke Flamme entwickelt hieraus die *terra foliata*. Mische sie mit *mercurios*, dass sie zerfließe wie Wachs. Ein Teil der *terra foliata* mit zehn Teilen flüssigen Goldes erzeugt die Wundertinktur.«

Laskaris schlug mit der Hand auf die Seite des Buches, welche er soeben gelesen hatte. »Irrtum überall!«, rief er, ironisch lächelnd, »ich sehe, auch du, Meister Agrippa,

wusstest nichts. Der weiße Schwan wollte nicht fliegen und du starbst im Elend.«

Indem pochte es leise an die Tür. Der Adept erhob sich und öffnete. Draußen stand der alte Ignaz.

»Kommt noch einmal herunter«, sagte er schnell, »es zeigen sich wunderbare Dinge in dem Kolben und ich fürchte, er möchte zerspringen.«

»Unmöglich!«, sagte Laskaris erstaunt, »das *ovum philosophicum* ist in einer holsteinischen Glashütte gefertigt, genau in der vorgeschriebenen Form, und hat drei Klafter im Durchmesser. Es kann nicht brechen, wenn das Feuer nicht zu heftig glüht.«

Indessen waren sie die Treppe hinabgestiegen und betraten nach wenigen Augenblicken das Laboratorium, in welchem Antonio allein zurückgeblieben war. Er stürzte den Nahenden in wilder Erregung entgegen.

»Seht, o seht, Herr!«, rief er mit lauter Stimme und funkelnden Augen, »seht, welch' ein Wundergebilde in dem Kolben sich zeigt. Eine Insel ist erstanden aus dem Grund, und darüber schwebt rötliches Gewölk, in dem es seltsam blitzt und strahlt.«

»Um aller Heiligen willen, heißt ihn schweigen!«, unterbrach Ignaz die Rede des Jünglings, während er unwillkürlich eine so drohende Bewegung machte, dass derselbe erschrocken verstummte und sich zurückzog.

Jetzt traten die beiden näher. Sie fanden bestätigt, was Antonio gesagt hatte. Mitten in der grauen Masse, welche den Kolben nur zum Teil erfüllte, hatte sich ein Stück Land gebildet, durch die Glaswände wie in einer Zauberlaterne vielfach vergrößert. Darüber brütete eine rötlich schwarze Wolke, in der es arbeitete, als ob Tag und Nacht miteinan-

der kämpften. Jetzt senkte sie sich herab und löste sich in einen warmen befruchtenden Regen auf, unter dessen Tropfen das Land zu grünen begann. Dichte Gräser, Stauden, zierliche Palmen bedeckten den Boden. In den schlanken Kronen der Letzteren zeigten sich Vögel von wunderbarem Farbenschmelz, wetteifernd mit den herrlichen Blüten, welche überall sprießten.

Nun zerfloss das Gewölk in einen leichten duftweißen Nebel, aus dem sich Regenbogen entspannen in vielfachem Abglanz. Aus dem Grün funkelte Gestein, und leuchtende Salamander schossen darüber hin. Sterngewinde schwebten empor, von feurigen Blitzen durchzuckt. Zuweilen sank plötzlich das Ganze zurück in dunkle Schatten, aus denen sich in neuem Wechsel die strahlendsten Gebilde entrollten, während ein immer wachsender rosiger Schimmer, der Morgenröte gleich, in dem Kolben aufzuglühen begann.

Obwohl nur allmählich die Wunder vor ihren Blicken sich entwickelten, schien es doch den Zuschauenden, als rauschten die Stunden, Minuten gleich, an ihnen vorüber, und längst war die Nacht unbemerkt hereingebrochen.

Endlich unterbrach Laskaris die geheimnisvolle Stille. »Ist uns nicht ein gewaltiges Los zugefallen?«, rief er mit flammenden Blicken den Gefährten zu. »Wer darf sich gleicher Gunst der magischen Kräfte rühmen?«

Das Antlitz des alten Ignaz leuchtete in stiller Verklärung, als er die dargereichte Hand seines Herrn ergriff und herzlich drückte. Der Zigeunerbube aber, dessen unruhiges Wesen ihm keine Rast gönnte, hatte die Winkel des Laboratoriums durchstöbert und mühte sich eben, einen Streifen Pergament von dem ihm anhaftenden Staub zu befreien.

»Herr«, sagte er und reichte seine Beute mit stolzer Freu-



de dem Adepten hin, »nehmt dies und lest, es sieht gar geheimnisvoll aus und enthält sicherlich etwas Wichtiges und Großes.«

Laskaris griff mechanisch danach und betrachtete die Schriftzüge, obwohl sein höchstes Interesse dem Werk galt, dessen Vollendung näher und näher rückte. Allein der flüchtige Blick, den er auf das Pergament warf, haftete nun mit düsterem Ausdruck auf demselben. »Wo nahmst du das her?«, fragte er barsch.

Der Bube erschrak heftig. So unhold war ihm der Grieche noch nie begegnet. Dann erwiderte er stockend: »Ich fand es dort im Gerümpel, Herr, in jenem Schrank. Hab' ich übel getan?«

Der Adept antwortete nicht sogleich. Es schien, als versage ihm die Sprache. Endlich hob er an: »Tore und Kinder sollen die Wahrheit reden. Wenn dem so ist, wehe uns! Was du da wie den abgeschiedenen Geist eines Alchemistenfeindes heraufbeschworen hast, ist ein Teil der Schriften des alten Thomas Garzon und lautet: *Die Alchymei ist eine falsche und irrige Kunst, deren Professoren elend, die Instrumente unnütz, der Kosten schädlich, die Müh' vergeblich, die Begierd' und Hoffnung betrüglich, die Verheißungen lügenhaft sind und endlich der ganze Kraut nichts anderes, als eine Vorbereitung zu einem Hospital und elender Armut. Denn diese armen Tröpfe, mit Pech besudelt, mit Ölen gesalbet, im Rauch gebraten, im Feuer verbrannt, im Schlafen bewährt, im Wachen geschwächt, haben ihre Zeit, Hab' und Güter, Müh' und Arbeit elendiglich und vergeblich aufgewendet und zugebracht.*

»Wie gefällt dir diese Predigt, alter Ignaz?«

Der Alte lachte spöttisch. »Zeigt mir doch den Lügner!«, sagte er voll Ingrim. »Ich will ihm seine Unverschämtheit

zurückgeben.«

»Die Schrift ist älter als zweihundert Jahre«, erwiderte Laskaris, »wir müssen schon ruhig sein zu den derben und bitteren Wahrheiten, die sie uns hinterlassen hat.«

»Wahrheiten?«, wiederholte Ignaz, »Herr, achtet Ihr das als wahr, was auf dem Blatt steht?«

»Für viele, nicht für alle«, sagte Laskaris finster, »doch lassen wir die Toten! Sieh, wie herrlich der königliche Aar seine breiten Schwingen entfaltet, Welch ein Strom flüssig-goldenen Feuers durch die Masse flutet! Lass uns vorsichtig den Verschluss des Kolbens lüften, damit nach und nach die äußere Luft hindränge, doch nicht zu jäh, sonst würde der Gefangene mit Gewalt die Freiheit suchen und unsere Mühe verloren sein.«

Mit kundigem Blick und sicherer Hand schritt der alte Ignaz zu dem wichtigen Werk. In die verschlossene Öffnung senkte sich ein fester Kern, mit zartweißen Linnen umsäumt. Dann ruhte die Arbeit, weil dreimal die Sonne noch auf- und niedersteigen musste, ehe auch das letzte Hindernis beseitigt werden durfte.

Es war am Abend des Tages, der auf das große Ereignis folgte. Die Sichel des Neumonds stand matt glänzend am östlichen Himmel. Durchsichtige Dämpfe wallten von dem grünen Moosteppich empor, der den Waldboden deckte, und flatterten unstill unter den Wipfeln dahin, irrenden Geistern gleich. Dicht am Fuß des Burgbergs, wo die Wand steil zur Talebene abstürzte, öffnete sich eine sumpfige Wiese mit Herbstzeitlosen bedeckt, zwischen denen silberweiße seltsam geformte Blumen auf dünnen Stängeln schwankten.

In die schimmernde Waldlichtung hinaus traten Laskaris

und der alte Ignaz. Sie trugen seltsam bekreuzte Messer in den Händen und ein erzenes Gefäß, welches die Blüten aufzunehmen bestimmt war, die sie zu sammeln gedachten. Gleich als wollten sie die Genien der Nacht ihrem Werk geneigt machen, murmelten sie leise Sprüche in alle vier Himmelsrichtungen. Dann lösten sie unter Zauberworten die weißen Blumen, deren Silberglanz in dem blassen Mondlicht noch heller zu leuchten schien. Allein die unsichtbaren Mächte waren dem nächtlichen Beginnen abhold. Ein pfeifender Wind erhob sich plötzlich, schüttelte die Bäume, dass sie ächzten, und warf die sich ballenden Dunstwolken gegen den Nachthimmel empor, ihn schnell mit einer grauen Decke verhüllend. Dennoch sammelten die Alchemisten das Silberkraut in reicher Fülle, bis das erzene Gefäß keinen Raum mehr bot. Schon wendeten sie sich zur Heimkehr, als ein dumpfer Schlag über ihren Häuptern erdröhnte, die Erde zitterte und in der Gegend des Laboratoriums eine Feuergarbe aufstieg.

Mit einem Ausruf des Schreckens schauten die Alchemisten einander an. Dann eilte Laskaris, unbekümmert, ob der Alte ihm folge oder nicht, den steilen Pfad empor. Atemlos, in weiten Sprüngen näherte er sich dem Tor, betrat er den Hof. Da lag die Mauer in Trümmern, die Galerie war verschwunden. Nur der Turm stand noch in eiserner Festigkeit und schien mitleidsvoll auf den goldenen Glanz herabzublicken, der sich ringsum verbreitete.

Der alte Ignaz stieß an einen Körper, der mitten unter Mauerresten auf dem Pflaster des Hofes lag. Er bückte sich danach und richtete ihn empor. Es war der Zigeunerknabe, bewusstlos, verbrannt, von Rauch und Ruß geschwärzt.

»Um der Heiligen Jungfrau willen!«, rief der Alte, »was

ist hier geschehen? Hat der Löwe sich selbst befreit und unsere Mühe vernichtet? Ach, Herr, welch ein böses Geschick waltet über dieser Nacht!«

»Klage nicht um das, was uns unabwendbar betroffen hat«, sagte Laskaris mit gepresster Stimme. »Sieh nach dem Knaben, denn er scheint nur betäubt zu sein. Mich aber lass die geringen Reste unseres herrlichen Schatzes aufsammeln!«

Von der gewaltigen Glasphiole, deren Splitter, fast zu Staub zermalmt, weithin den Burgberg bedeckten, war die rotgoldene Masse in die Nachtluft empor gesprüht. Das zeigten die seltsam gleißenden Tropfen, die überall am zerstörten Mauerwerk funkelten und die nun der Adept mit Sorgfalt zu sammeln sich bemühte, während Ignaz den bewusstlosen Antonio ins Turmgemach trug, um ihn womöglich ins Leben zurückzurufen.

Indessen heulte der Wind um die Trümmer des Laboratoriums wie die zornige Klage eines entfesselten bösen Geistes, während das Gewölk des Himmels sich in großen Tropfen zu entladen begann. Nicht ohne Gefahr waren die nur noch spärlich strahlenden Funken des Wunderelixiers zu erlangen, und Laskaris gab endlich der Ermüdung nach, welche ihn fast unwiderstehlich befahl. Als er mit triefendem Gewand und bleichem Angesicht den Turm betrat, in dessen Kamin, dem Sturm zum Trotz, ein munteres Feuer prasselte, war es den Bemühungen des alten Ignaz gelungen, den fest geschlossenen Mund des Zigeunerknaben zu öffnen und ihm einige Tropfen der stark duftenden Essenz einzuflößen, welche vor ihm auf dem Eichentisch stand.

Antonio atmete tief auf. Dann öffneten sich langsam seine dunklen Augen und schweiften unstill umher, bis sie das

Antlitz des Griechen trafen, der in der Mitte des Gemachs stand, von der rötlichen Flamme hell beschienen. In rascher Folge durchfuhren die Bilder der Nacht das Gemüt des Jünglings. Plötzlich entglitt er von dem Lager, auf das er gebettet worden war, zu den Füßen seines Herrn, bedeckte dessen Hände mit leidenschaftlichen Küssen, und stammelte mit behänden Lippen: »Züchtigt mich, straft mich, so viel Ihr wollt, Herr, aber verzeiht mir, verstoßt mich nicht!«

Des Alten Augen blitzten wild empor, als er diese Worte vernahm. »Ha!«, rief er, und schritt auf den am Boden Liegenden zu. »Dachte ich's doch, dass er das Unheil hervorgerufen hat.«

Allein Laskaris streckte schützend seine Hand über den Knaben aus. »Er ist mein«, sagte er ruhig, aber mit einem so eigentümlichen Ausdruck in Ton und Blick, dass der Alte sich unwillkürlich abwendete. »Sprich«, fuhr er, zu dem Knienden gewendet, fort, »wie geschah es?«

Antonio, im Gefühl der Sicherheit, welches ihm die Nähe des Adepten gab, begann mit zitternder Stimme: »Als Ihr hinabgestiegen ward an diesem Abend und ich allein bei dem Glaskolben zurückblieb, entstand plötzlich ein seltsames Getöse darin. Das währte kurze Zeit. Ich hatte mich, um den wunderbaren Klängen besser zu lauschen, nahe an die Öffnung gedrängt. Da sah ich aus dem goldfarbenen Gewölk, das über der Masse schwebte und sich wie eine herrliche, breite Blume zu spalten schien, ein Gebilde aufsteigen, wie es der Glaskolben nie zuvor gezeigt hatte, gleich einem Thron, und wie aus Edelgestein und schimmernden Perlen gebaut. Nun brausten die Nebel durcheinander, als wollten sie die Wände zertrümmern, die ihren wilden Reigen einschlossen, und es tönte Trompetenge-

schmetter. Dann ging es in unbeschreiblich süße Melodien über. Aus den nur leise flutenden Schleiern enthüllte sich eine königliche Jünglingsgestalt in rotem, leuchtendem, goldverbrämtem Gewand. Sie streckte ihre weiße Hand zurück in das Gewölk, und plötzlich erblickte ich eine zarte Jungfrau mit himmlischem Angesicht, wie sie die Engel malen. Da löste ich, einer geheimnisvollen Macht in meinem Busen gehorchend, den Verschluss. Eine feurige Lohe umgab mich vom Haupt bis zu den Füßen. Noch vernahm ich fernen dumpfen Klang, als schon des Todes Geschwister, schwere Fühllosigkeit, sich meiner Sinne bemächtigte.«

Eine bange Stille herrschte im Gemach, als der Knabe schwieg. Selbst der Alte schien seinen Groll vergessen zu haben und war unmerklich nähergetreten. Laskaris schaute düster sinnend zu Boden.

Endlich sagte Antonio leise: »Ist's denn nicht möglich, dass Ihr noch einmal das Werk beginnt mit gleich glücklichem Erfolg?«

Der Adept schüttelte verneinend das Haupt. »Es ist ein törichter Glaube«, erwiderte er, »der Vergangenes zurückzurufen wähnt. Ich sage dir, Knabe, es kehrt nichts wieder von dem, was einmal dahin ist. Deshalb lerne des Augenblicks achten, denn nur dieser gehört dir ganz. Ein altes Gesetz der über uns waltenden Macht gebietet dreierlei: nicht mitzuteilen, was sie uns offenbarte, weder den Ungeweihten noch den Wissenden; nicht das Verliehene über Gebühr zu nutzen, denselben Pfad nicht zweimal zu wandeln! Mit des Blitzes Schnelle ereilt uns das Verderben, wenn wir gegen dieses Gebot sündigen. Von heute ab sei meine Lippe wie das Grab verschlossen, und du ...« Er neigte sich zu dem Knaben und suchte durch gütige Blicke den herben

Eindruck der Worte zu mäßigen. »... Du, Antonio, darfst nimmer wieder deine Hände zu meinem Werk regen.«

Antonio sah ihm starr ins Antlitz. Er schien nicht sogleich die Worte des Adepten zu fassen. Dann zuckte ein wilder Schmerz durch seine noch halb kindlichen Züge. Er wollte durch Flehen und Tränen des Meisters Spruch zu mildern suchen, allein er vermochte es nicht vor dem hohen gebietenden Blick, der ihn traf.

Sanft streifte der Adept die umschlingenden Arme des Jünglings ab und verließ das Gemach, dieser aber weinte seinen Schmerz in krampfhaftem Schluchzen auf dem Boden aus, den seines Herrn Tritt geweiht, und der alte Ignaz schwieg bedächtig, halb in beruhigtem Empfinden der gerechten Strafe, halb in unbewusstem Mitgefühl.

## Die Magie

Dem Menschen allein ist es gegeben, mit aufwärtsgerichtetem Angesicht dem Quell des ewigen Lichtes zu nahen. Ihn allein treibt ein nie befriedigtes Sehnen nach inniger Verschmelzung mit der Gottheit, nach einem Erfassen des ewig Unfassbaren.

Wie eine Göttermutter in hehrer klassischer Schönheit, doch verhüllt in tausend keusche Schleier, birgt das Geheimnis der Natur sich vor dem Blick des Staubgeborenen der umso feuriger sie zu umarmen trachtet, je mächtiger sie sich ihm entsteht. Dieser zweifachen Sehnsucht, die in ihrem Grund und Wesen eine und dieselbe ist, gesellt sich das gleich mächtige Bewusstsein der Vergänglichkeit, das wie ein riesiger Schatten sich über des Menschen Leben herabsenkt, ihn dann aber von Neuem aufstachelt zu nimmer

ablassendem Kampf um das, was er zu ergründen sucht und nicht ergründet, bis ihm das Auge bricht und die fragende Lippe verstummt.

Schon bei den ältesten Völkern des Orients, Parsen, Indern, Medern, Ägyptern, begann der Kult der Magie, jenes Zauberwissens im edelsten und höchsten Sinn. Diejenigen, welche in die verborgene Werkstätte alles Lebens einzudringen suchten, nannte man Magier, d. h. Große und Weise. Später zerfiel der Begriff in weiße und schwarze oder gute und erlaubte, böse und verbotene Magie. Doch wie Tag und Nacht nicht nur neben, sondern auch mit- und durcheinander entstanden, so gingen aus dem alten wunderreichen Stamm beide Arten der Magie in gleicher mächtiger Fülle hervor.

Schon Cham, der Sohn Noahs, zauberte Funken aus den Sternen herab, ebenso der weise Zoroaster, dessen Name *lebendiger Stern* bedeutet. Doch in jenen frühesten Vorstellungen scheidet sich bereits das Wesen des Ersteren als unheilig von dem des Letzteren. Salomo, der Herr der Geister, zwang die guten unter ihnen, ihm zu dienen, während er die bösen in ein enges Gefängnis bannte und dort festhielt, bis eine vorwitzige Hand sie befreite und neue Plage sich über die Welt ergoss.

Fast jede Nation neigte zu einer besonderen Seite der Magie und bildete dieselbe aus. Während die Chaldäer Tote heraufbeschworen und aus Träumen, Stellung, Lauf und Farbe der Gestirne Zukünftiges vorhervorkündeten, richteten Ägypter und Perser ihre Sinne auf das Studium geheimer Kräfte und ihrer Wirkungen in der Natur.

Sehr früh, schon vor dem Erscheinen Christi, bildete die Theurgie (aus dem griechischen, eigentlich: Gottestat; da-



her: was mit göttlicher Hilfe Wunderbares geschieht, Zauberkunst) eine der wichtigsten Unterabteilungen der Magie. Sie lehrte gewisse geheimnisvolle Worte, Zeichen und Gebräuche, deren Macht die Geisterwelt beherrschen und einen wirklichen Verkehr zwischen ihr und den Kindern des Staubes vermitteln sollte. Diese magische Verbindung mit dem höchsten der Geister, mit Gott selbst anzuknüpfen, schwebte wohl nur einzelnen Theurgen als das Ideal ihres Strebens vor. Die Gesamtheit vermochte schwerlich zu so kühnem Flug sich zu erheben und bildete dafür die Vorstellungen von guten und bösen Geistern aus, deren Natur sie die ungeheure Kluft vermitteln ließ, welche Gott und Menschen trennt.

Einer der ältesten Schriftsteller über diesen Stoff war der jüdische Philosoph Philo, der Abkömmling einer angesehenen priesterlichen Familie, der um das Jahr 40 unserer Zeitrechnung von den Einwohnern seiner Vaterstadt Alexandrien in Ägypten an den römischen Kaiser entsendet wurde. Durch die Platonische Philosophie gebildet, erinnert er vielfach an Stil und Lehrmethode derselben. Er bezeichnet den Zustand der Ekstase, in welchen die Seele eines Menschen durch den Umgang mit höheren, geistigen Wesen verfällt, als eine nüchterne Trunkenheit. Nach ihm bedarf der Theurg einer vollkommenen Einsamkeit, in welcher er sich durch Fasten und Enthaltung von sinnlichen Genüssen für die Offenbarungen seines Genius würdig und geschickt macht. Außer diesem Schutzgeist nahen sich dem Auserwählten andere Genien, sogar der Herr derselben, der Logos. Gleich wie der menschliche Leib eine sichtbare Hülle der unsichtbaren Seele ist, umkleideten jene wundersamen Geister sich mit einem Körper von strahlen-

der überirdischer Natur und Schöne.

Märchenhafter noch bildete der ungefähr zu Philos Zeit lebende Inder Nagar seinen Schutzgeist, der ihn sogar mit himmlischem Trank erquickte. Sichtbar erwies der Genius sich in Gestalt einer herrlichen Jungfrau.

Die einmal gegebenen Anknüpfungspunkte wurden durch die Mitglieder der Alexandrinischen Schule, deren Gründer der berühmte Plotinus war, mannigfach ausgesponnen. Sein Schüler und Biograf Porphyrius nennt das Jahr 205 als dasjenige seiner Geburt, eine Angabe, welche auf Mutmaßungen beruht, da Plotin es verschmähte, Mitteilungen über die Zufälle seines sterblichen Daseins zu machen. Er selbst und viele seiner Anhänger glaubten, dass er ein menschengewordener Gott sei. Das stolze Bewusstsein dieser hohen Abstammung führte ihn zu einer Verachtung seines Leibes, die von gefährlichen Folgen für ihn war. Als eine Kolik ihm viele Schmerzen bereitete und Freunde ihm das übliche Mittel zur Beruhigung derselben anrieten, entgegnete er ihnen, dass dieses sich zu der Würde eines Philosophen nicht schicke. Hinfälligkeit des Alters, Fasten und unermüdlicher Fleiß bereiteten ihm im Jahre 270 den Tod, der ihn in Gestalt einer überaus ekelhaften Krankheit ereilte. Sterbend sagte er: »Ich strenge eben meine letzten Kräfte an, um das Göttliche demjenigen wieder zuzuführen, was in dem ganzen Universum Göttliches ist.« Da wand sich plötzlich eine geisterhafte Schlange unter dem Lager hervor und glitt geräuschlos durch eine Öffnung in der Wand hinaus, – der von sterblicher Umhüllung befreite Gott!

Die Theurgie ist insofern mit der weißen Magie übereinstimmend, als die Geister nur zu erlaubten Werken berufen werden durften. Doch unterließen die ernsten und

schweigsamen Ägypter nicht, den Beschwörungen jene düstere Färbung zu geben, welche alle ihre mystischen Gebräuche auszeichnen. Furchtbare Drohungen wurden dabei ausgesprochen, um die Götter und Engel empfänglicher für ihre Wünsche zu machen.

Die Geister offenbarten sich nicht gleich mächtig. Die Gewaltigen unter ihnen erschienen in fabelhafter Größe, erschütternd, strahlend von himmlischem Licht, in deutlich ausgeprägten Umrissen, die Seele, der sie nahen, reinigend von allen Schlacken ihrer irdischen Natur. Dann stufen Gestalt und Wirkung sich allmählich ab, bis zu den niedrigen, die Begierden der Sinne erregenden Dämonen. Ein wohlausgearbeitetes System bestand über Licht, Stärke und Dauer, über gute und böse Eigenschaften derselben, und jeder Theurg strebte, es zu verbessern.

Die zauberhaften Worte, deren die Theurgen sich bei ihren Beschwörungen zu bedienen pflegten, waren vorzugsweise der hebräischen, arabischen und indischen Sprache entnommen.

Die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung veränderten schnell die Einheit, unter welcher bis dahin das Ganze begriffen worden war. Dem heißen Verlangen, sich die unbekanntenen Kräfte oder Geister dienstbar zu machen, gleichviel, ob man sie ersehnte oder fürchtete, trat die Kirche streng entgegen und gliederte also: »Erlaubt ist nur der Umgang mit himmlischen Geistern, verdienstlich das Austreiben böser Gewalten durch Segen und Kraft der Kirche, alles andere ist verboten und verwerflich.«

Indessen lässt eigentlich keine Bezeichnung sich bestimmt festhalten. Wenn man Hilfsmittel und Wirkungen betrachtet, möchten sich vier Hauptgattungen herausstellen, die

weiße Magie, deren Zweck Erforschung der geheimen Kräfte der Natur und ihrer Gesetze ist; die Schwarze Magie, welche durch die Hilfe höherer, dämonischer Gewalten sich zum Gebieter der Welt zu machen sucht; die theurgische Magie, gleiche Macht durch Heranziehung reiner Geister, ja Gottes selbst erstrebend; und die gemeine Magie, eine Halbschwester der Hexerei, deren Wissen in allerlei seltsamen Kunststücken bestand, die ihre Anhänger, durch Planetengeister unterstützt, ins Werk zu setzen vorgaben.

Zahllos waren die Bücher über Magie. Fast allen lag eine arabische Handschrift zu Grunde. Jedes Werk beschreibt genau Breite und Ausdehnung des aus Jungfernpapier gebildeten Zauberkreises, der zu jeder magischen Handlung unumgänglich nötig erschien. Dieses Papier musste aus der zarten Haut tot geborener Kinder gefertigt und mit wunderbarem Spruch gesegnet sein.

Innerhalb des Kreises, der einen magischen Ring gegen das Anstürmen unreiner Mächte bildete, las man seltsame Worte und Zeichen. Die Zeichen der guten Geister wurden mit dem Blut einer weißen Taube geschrieben, die der bösen Genien hingegen mit Rabenblut. Von außen umgaben die Siegel der Dämonen, welche beschworen werden sollten, das Rund. Auf diese führte der Magier, um das Erscheinen der düsteren machtvollen Gestalten zu beschleunigen, Schläge mit einer Haselgerte oder mit einem Eibenholzstab, oder er näherte, um ihnen Pein zu bereiten, die züngelnde Flamme den mystischen Zeichen.

Unerlässlich war der Duft gewürzreichen Krautes verschiedener Art, welches, zu ungleichen Teilen gemischt, auf glühende Kohlen verstreut wurde. Der aufwallende Dampf sollte, einem Rauchopfer gleich, die beschworenen Geister

mild und günstig stimmen.

Man zitierte das Heer der flüchtigen Erscheinungen ungern in Häusern, weil ihr ungestümes Wesen eine Gefahr heraufbeschwor, gegen welche die geöffneten Fenster nicht immer ausreichenden Schutz zu bieten vermochten. Als besonders passend für das seltsame Werk galten abgelegene, einsame Orte und die stille Mitternacht bei heiterem Himmel, denn trübes Gewölk, Sturm und Regen erweckten den Zorn der Dämonen.

Wer mit in den Kreis trat, musste sich schweigend verhalten, weil sonst die bösen Geister Macht über ihn gewannen und ihm ans Leben gingen. Manche Beschwörer gestatteten nur solchen Personen den Eintritt in ihren Zauberkreis, deren Namen gleichlautend mit den ihren waren. Zuweilen genügte auch derselbe Anfangsbuchstabe. Wie tief der Glaube an die sympathische Kraft gleicher Namen wurzelte und noch wurzelt, möge folgende Geschichte erweisen.

Ein junges Ehepaar, welchem nacheinander fünf Knaben starben, empfing den Rat, einen alten wohlerfahrenen Jäger im Tiroler Gebirge zu befragen, der sicher ein Mittel wisse, dem Verderben Einhalt zu tun. Als der Alte von dem trauernden Vater erfährt, dass ihm noch ein Kind lebe, das erstgeborene, Emma geheißen, wiegt er bedächtig das Haupt und erteilt ihm den Rat, die Namen aller Knaben, die ihm noch geboren würden, mit einem E zu beginnen, wie Ernst, Emil, und dabei das zweisilbige Maß nicht zu überschreiten. Dem Paar wurden nach dieser Zeit noch viele Kinder geboren, denen es sämtlich einen ein- oder zweisilbigen Taufnamen mit dem Anfangsbuchstaben E gab, und diese alle blieben am Leben.

Der Beschwörer selbst musste über dem Talar, der bis auf

die Knöchel hinabreichte, ein sauber gewaschenes Erbhemd tragen. Der Hauptschmuck aus Jungfernpapier war mit Charakteren bemalt, zu welchem Zweck nur das Blut einer weißen Taube benutzt werden durfte. Er wurde nach orientalischem Muster gebildet, die arabische Inschrift später willkürlich in eine christliche verwandelt.

Die beschwörenden Formeln glichen überaus langen, deutlich gesprochenen Gebeten, und man pflegte sie so lange zu wiederholen, bis die Geister erschienen. Beschworen wurde durch die Erde, den Himmel und durch Gott. Am Sonntag erlangte man vorzugsweise Gold, am Montag und Freitag Silber.

Besonders störrisch und von wunderlicher Laune zeigten sich die *spiritus familiares*, die eigentlichen Fratznarren unter den niederen Geistern, weil sie durch unzeitige Späße gern die Beschwörung vereitelten.

Vielfach gestalteten sich Art und Weise der sich über alle Teile der Erde verbreitenden Magie. Wie ein Riesenbaum mit den gewaltigen Wurzeln sich tief in den mütterlichen Boden senkt, als wolle er bis in den Mittelpunkt der Erde hinabdringen, und wiederum die mächtigen Äste hoch in die blaue Luft emporsteigen lässt, dem Sturm und dem Blitz zum Trotz, so streckte auch der Wunderglaube sichtbar und unsichtbar sein vielästiges Gezweig, aus dem grauesten Altertum hervorgegangen, mit immer neuen und frischen Blüten über alle Jahrhunderte aus. Und wie mit dem Spruch *Rüttle dich und schüttle dich und streue Gold und Silber über mich!* regten Magier und Weise, Geisterbanner, Sternkundige und Adepten die blütenschweren Äste des Wunderbaumes, bis es herabflatterte in buntem, prangendem Gemisch: reiche Saat für die Geschichte der Völker und ihre

Dichtung, für Natur und Kunst, für das stille Haus wie für den lauten Markt des Lebens.

### **Magische Verbindungen**

Eine neue, für das Studium der menschlichen Charaktere unendlich wichtige Seite der Magie bildete die Hinneigung ihrer Bekenner zu geheimnisvollen religiösen Bräuchen. Der ermüdende Zeremoniendienst der christlichen Kirche genügte jenen schwärmerischen Geistern nicht mehr, weil ihre Fantasie in überhitzter Regsamkeit durchaus eine unmittelbare Verbindung schaffen wollte, wenn nicht zwischen Gott und Menschen, so doch wenigstens mit den Engeln und allem dem, was sie sonst noch Ungekanntes und Wunderbares zwischen Himmel und Erde sich dachten. In höher gestimmten, aufgeklärteren Gemütern begann ein Verlangen rege zu werden, die Lehre des Glaubens mit den Lehren der Philosophie in Einklang zu bringen und dadurch nicht bloß das Herz zu erbauen, sondern auch den Geist zu befriedigen.

So schlossen sich Verbindungen, deren Glieder in geheim gehaltenen Sätzen, welche immer mehr entwickelt werden sollten, das gesteckte Ziel zu erreichen hofften: die Brüder des freien Geistes, die Jünger der ewigen Weisheit, die Gottesfreunde und andere, sämtlich als Mystiker bezeichnet.

Die mystischen Bestrebungen mussten, der Richtung der Zeit nach, endlich auch in alle jene Gesellschaften dringen, deren Zweck die Magie nicht war, welche nun aber, ergriffen von der Bewegung der übrigen, sich nicht länger gegen diese fremden Einflüsse abzuschließen vermochten. So erging es den Freimaurern, so den Illuminaten. Die Ersteren

hatten sich eine edle und hohe Aufgabe gestellt. Sie wollten inmitten der Welt den Tempel des reinsten christlichen Kults neu erbauen und sahen sich bald darin von der Begierde gehindert und gehalten, das Geisterreich zum Dienst menschlicher Habsucht und sträflichen Ehrgeizes herabzuwürdigen.

Mannigfach wurde mit den Maurern der ihnen in seinen Bestrebungen verwandte Illuminatenorden verwechselt, und man behauptete, dass ein berühmter französischer Staatsmann Mirabeau, der wackere Verteidiger des Thrones Ludwig XVI., sich einige Zeit mit dem Gedanken getragen habe, beide Verbindungen in seinem Vaterland miteinander zu verschmelzen.

Verschiedenartige Zwecke trennten endlich auch die Anhänger der magischen Theorien in mehrere Gesellschaften, welche unaufhörlich im Zunehmen begriffen waren, solange die Herrschaft dieser Theorien währte. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts bildete sich die Vereinigung der Rosenkreuzer, um deren Entstehung es eine eigentümliche Bewandnis hatte.

Johann Valentin Andreae, ein württembergischer Geistlicher 1654 zu Stuttgart gestorben, dessen Bedeutung für die damalige Zeit hoch anzuschlagen ist, ließ im Jahre 1603 eine handschriftliche Abhandlung zirkulieren, welche den Titel Chymische Hochzeit des Christian Rosenkreuz führte und bald gedruckt in zahlreichen Exemplaren verbreitet wurde. Dieses Schriftchen war eben nichts weiter als ein Scherz, eine Sonne, welche Andreae gegen das ihm bekannte tolle Treiben der Goldmacher schleuderte.

Ein gewisser Christian Rosenkreuz, hieß es darin, sei um 1378 in den Orient gereist, habe dort die magischen Ge-



heimnisse erkundet und einige der köstlichsten Rezepte mit sich zurück ins Abendland gebracht. Den Grundsätzen der Alchemisten getreu teilte er seine wunderbaren Entdeckungen nur Wenigen mit. Als er starb, schienen die wichtigen Besitztümer für die Forschenden so gut wie verloren. Erst jetzt sei es gelungen, der seltenen Schätze sich von Neuem zu versichern. Einer der Wissbegierigen hatte das wunderbare Glück, alles, was Rosenkreuz von seinen Erfahrungen und Erlebnissen aufgezeichnet hinterließ, in dem Grab des weisen Mannes zu entdecken. Die herrlichsten Geheimnisse, wie der mit allmächtiger Kraft gesegnete Stein der Weisen zu bereiten und der vielgepriesene Wundertrank des lebensverlängernden Elixiers zu mischen sei, befanden sich nun in den Händen der Auserwählten, der Stifter einer magischen Gesellschaft, die Rosenkreuzer genannt. Der Eintritt in dieselbe sollte nur den Weisesten und Würdigsten ihrer Zeit gestattet sein.

Das Büchlein wusste Ton und Meinung aller über die halbe Welt verstreuten Anhänger der magischen Künste so gut zu treffen, dass niemand an der Echtheit der mitgeteilten Tatsachen zweifelte, jeder nach der Ehre strebte, für einen wirklichen Rosenkreuzer gehalten zu werden, und sich demgemäß dafür ausgab. Zahllose kleinere Gesellschaften bildeten sich, denen Alchemisten, Ärzte und Geistliche beitraten. Bald fanden sich auch solche, welche zu den Oberen des Bundes zu gehören vorgaben, neue Mitglieder annahmen und huldvoll verhießen, in kurzer Frist auch denen das große Geheimnis mitzuteilen, die zwar erst die niederen Grad erworben, in ihren Bestrebungen aber rühmlichen Eifer an den Tag gelegt hätten.

Bald jedoch entstanden Differenzen zwischen den ver-

schiedenen Gesellschaften. Sie begannen einander mit missgünstigen Augen zu betrachten und den bald auch ausgesprochenen Verdacht zu hegen, dass der eine und der andere wohl nicht zu den eigentlichen Rosenkreuzern gehören würde. Allmählich sank das Ansehen dieser berühmten Verbindung. Betrüger trieben ein freches Spiel mit den vermeintlichen Geheimnissen des Ordens und suchten diese um Geld an leichtgläubige Personen zu verkaufen.

Alle diese magischen Bestrebungen fanden schriftlichen Ausdruck, eine Menge Broschüren und Bücher von jedem Umfang erschien, die interessante Materie zu behandeln, und wenn es untunlich ist, die Fülle derselben zu besprechen, ist es doch von Wichtigkeit für die Geschichte jener Tage, einer der berühmtesten unter ihnen Erwähnung zu bringen.

Der Schlüssel Salomonis, des weisen Königs, möge, in gedrängtester Kürze behandelt, hier einen Platz finden. War er doch bestimmt, alle Geheimnisse der Natur zu erschließen und den Wissbegierigen in jene wunderbaren Kreise einzuführen, mit denen die Geisterwelt wie mit einer Mauer sich umgürtet hat.

Der höchsten göttlichen Geheimnisse, sagt der Verfasser desselben, sind sieben. Diese bestehen aus der Kenntnis, wie alle Krankheiten zu heilen, wie das Leben zu verlängern, die Geister in den vier Elementen zu unterwerfen sind, auf das sie dem Fragenden willig mitteilen, was sie nur wissen und vermögen. Den Schlussstein dieses höchsten Grades bildet eine ungehemmte Erkenntnis der Dreieinigkeit.

Die sieben mittleren, natürlichen Geheimnisse begreifen in sich die Lehre von der Verwandlung der Metalle, Hei-

lung der Übel durch den Stein der Weisen oder durch metallische Arzneien, ferner die Kunde von den Einwirkungen und Kräften der Gestirne, überhaupt von allen Künsten, wie verborgen und geheim sie immer sein mögen.

Auch der kleinen, menschlichen Geheimnisse enthält der Schlüssel sieben, und diese erteilen theoretische Anweisungen zur Erlangung von Geld und Gut, Ehre, Gelehrsamkeit. Wer sie recht besaß, dem konnte es sicher nicht fehlen. Indessen gründeten alle diese Geheimnisse und ihre Anwendung sich hauptsächlich auf ein frommes, gottesfürchtiges Leben und fleißiges Gebet. Diese Art der religiösen Magie nannte man Theosophie.

Die heilige Siebenzahl, abwechselnd mit der Dreiheit, regiert das ganze System, nach welchem das Buch zusammengesetzt ist. Sieben Engel beherrschen die Planeten, bereits ebenfalls sieben angenommen sind. Sie dürfen nur in der ersten Stunde des Tages, der ihnen gehört, unter langen und inbrünstigen Gebeten herbeigerufen werden.

Einst besaß ein Geisterkundiger, der zu Neapel lebte, drei Wundergaben, welche ihres Gleichen nicht kennen. Da fand sich ein Zauberbuch mit den Zeichen aller Geister, der guten wie der schädlichen. Ein Horn, dessen Klang mit der Macht ausgerüstet war, alles zum Gehorsam zu nötigen, was außer Gott im Himmel und auf Erden lebt, und endlich ein Stein, der Stein der Weisen, erfüllt mit göttlicher Kraft. Neidische Bosheit eines anderen, unbekannt gebliebenen Magiers beraubte jenen seiner kostbaren Schätze, und der Schlüssel Salomonis empfiehlt, nach denselben zu suchen, weil ihr Besitz Fülle und langes Leben sichere.

In weiterer Folge werden die heiligen Zeichen und Namen mitgeteilt, der Inhalt des Gebetes an die Planetengeis-

ter, sichere Kunde von den sieben Himmeln und ihren Beherrschern gegeben.

Auch praktische Winke fließen ein: gegen jedermann zu schweigen von den Geheimnissen, fleißig die empfangene Unterweisung zu wiederholen und dem Gedächtnis einzuprägen, auch die Geister nicht länger als eine Stunde zurückzuhalten, damit ihre Ungeduld nicht rege werde.

Wie verloren unter allen den häufigen Wiederholungen findet sich die Episode von einem italienischen Magier, dessen Verwünschung den angestammten König Neapels von Thron und Land vertrieben haben soll, weissagend, dass kein eingeborener Fürst Neapel jemals wieder beherrschen werde.

Mit einem Anflug von Geist zitiert der Verfasser die Geschichte jener besessenen Magd zu Frankfurt an der Oder, welche vorgab, überall Geld zu erfassen, wohin sie auch greife. Allein der ihr innewohnende böse Geist zwang sie, die Münzen zu essen! Diese Krankheit nun dient dem Autor zu einer Parallele, welche zwar ein wenig weit in die Vorzeit zurückreicht, allein darum nicht minder richtig ist. Sie geht bis zu dem phrygischen König Midas mit den langen Ohren. Dieser Tor äußerte den Wunsch, dass alles, was er berühre, zu Gold werden möchte. Nun verwandelten Trank und Speise sich auf seinen Lippen in glänzendes Metall, und er hätte Hungers sterben müssen inmitten aller Schätze, wenn nicht der milde Spruch der Götter ihn von dem schrecklichen Segen wieder befreit hätte.

So dürfen auch die Menschen, nach der Warnung des salomonischen Schlüssels, von den Geistern nicht goldene Berge begehren, durch welche ihnen in schnöder Habgier Leib und Seele erdrückt werden würden.

Den Schluss der kleinen Abhandlung bilden die Namen von zweiundsiebzig Völkerschaften, welche das göttliche Wesen nur mit vier Buchstaben schreiben und nennen sollen.

Das Blatt zu dem magischen Kreis musste von gutem, geschlagenen Gold oder von gereinigtem, noch nie benutztem Blei oder aus Jungfernpapier gefertigt sein. Zur Schrift diente nur eine neue Feder, mit neuem Messer geschnitten, und es war dazu Tauben- oder Drachenblut nötig.

Bedeutend für den Erfolg erwies sich der Freitag vor Sonnenaufgang, wenn der Mond neu ist, im Zeichen der Zwillinge, des Löwen (Schlange) oder der Jungfrau.

Das Täflein mit dem Kreis erwirkte dem, der es bei sich trug, günstigen Urteilspruch vor Gericht, erweckte beständige Liebe und befreite den Missetäter, dem der Besitzer es darreichte, vom drohenden Tod.

### **Albertus Magnus**

Wie fast überall in der Natur wird in immer weiterer Entwicklung aus dem spezifisch Kleinen und Kleinsten das Große und Größte erzeugt, knüpft auch der Mensch schaffend und dichtend eines an das andere, und wo aus der flachen Menge ein bedeutendes Selbst hervortritt, ist es wie mit Schneeflocke und Welle. Reden und Wiedersagen gleicht dem Bach. Je weiter er fließt, desto unaufhaltsamer nimmt er zu. Gleich der Flocke dringt die Kunde von dem, was ein ungewöhnlicher Mensch getan hat, weiter und weiter, und jeder fügt hinzu, was er wünscht und glaubt.

So schmückte die Phantasie des Volkes seine Helden mit besonderen Kräften, gleich als sei es noch nicht genug an

dem, was sie wirklich vollbrachten. Mit rührender Treue hält die Sage fest, was einmal in der Schatzkammer alter Überlieferungen eingenistet war, ließ es forterben von einem berühmten Feldherrn auf den anderen, von einem großen Fürsten oder von stillen Gelehrten auf andere und fand stets von Neuem willig Gehör.

Männer des Volkes waren es, wenn auch die Kaiserkrone sie schmückte, welche dadurch unsterblich gemacht wurden, dass eine mächtige unsichtbare Hand sie in des Berges Schoß entrückte.

Von Karl dem Großen bis zum alten Dessauer unaufhörlich das gleiche Thema von dem angezauberten Hirschgeweih, bald trifft der Spuk den Gepriesenen selbst, bald wird er von ihm veranlasst. Denn was wäre in den Augen jener naturwüchsigen Märchendichter ein Held, dem nur zu Gebote stände, was Menschenkraft und Menschenwitz vermag?

Dem edlen Geschlecht der Grafen zu Lauingen in Schwaben wurde um das Jahr 1200 ein Spross geboren, der in der heiligen Taufe den Namen Albertus empfing. Früh schon widmete sich der junge Graf dem geistlichen Stand und fand Aufnahme in einem Kloster der Dominikaner, wo er sich nun, wie die Sage berichtet, so einfältig zeigte, dass er nicht einmal das wenige, was der Orden von ihm verlangte, zu begreifen und festzuhalten vermochte. Geschmäht und gescholten wendete er sich zur Heiligen Jungfrau, die ihn besonderer Gnade würdigte. In einer Nacht, da er lange auf den Knien gelegen und schmerzlich seine geistige Unfähigkeit beseufzt hatte, erschien die Himmlische und verkündete ihm Erhörung seiner Wünsche. Doch ließ sie ihm die Wahl zwischen Philosophie und Theologie, und er zog

die Erstere vor.

»Was du begehrt«, sprach sie voll tiefen Ernstes, »soll dir geschehen. Du wirst der gelehrteste Mann sein, den deine Zeitgenossen kennen. Weil du aber das Himmlische dem Irdischen nachgesetzt, soll diese Weisheit dir vor deinem Tod wieder genommen werden. Sei dessen eingedenk!« Die Erscheinung zerfloss in Luft, und der entzückte junge Mönch begann von Neuem zu studieren.

Wie Nebel vor der Sonne, verschwand die Befangenheit, welche ihn bis dahin gefesselt gehalten hatte. Rasch und klar entwickelte sich ihm alles. Staunend sahen die Brüder das Wunder, und bald wurde ihr verspotteter Genosse mit hohen Ehren überhäuft. Einige Zeit hindurch Bischof von Regensburg, predigte er später auf Befehl des Papstes das Kreuz in Deutschland und Böhmen, lehrte zu Köln Theologie und Philosophie und hatte unter seinen Schülern den nochmals so berühmten Thomas von Aquino.

Der Heilige Vater berief den überaus gelehrten Mann nach Rom, wo er ihm wichtige Geschäfte anvertrauen wollte. In der Antrittsaudienz warf der Dominikaner sich ihm zu Füßen, empfing den Segen und erhob sich wieder.

»Stehe auf, mein Sohn«, sagte Alexander IV. mild, denn er glaubte, das Männlein knie noch, so klein war die gebrechliche Hülle eines Geistes, den man mit Bewunderung Albertus Magnus, nämlich den Großen, nannte.

Mehrere Schriften über Magie, von denen nicht erwiesen ist, dass Albertus wirklich der Verfasser derselben war, trugen ihm den Ruf eines Zauberkundigen ein. Er verstand unter natürlicher Magie alles das, was die spekulative Tätigkeit des menschlichen Geistes den bis dahin verborgenen Kräften und Wirkungen der Natur ablauschte, und

schrieb vieles über die Tugenden der Kräuter und Steine.

Drei Jahre hindurch lebte und lehrte Albertus zu Paris. Von diesem Aufenthalt in der großen und verführerischen Hauptstadt berichtet eine Sage, welche auch in Verbindung mit anderen Personen und Orten mannigfach erzählt wird:

Schön war die stolze Königin, deren frommer Gemahl über das weite, blühende Frankreich herrschte, doch nicht schön von Seele, nicht reich an Tugend und Sitte. Von dem Fenster ihres Palastes aus überschaute sie, wie eine giftige Spinne im Netz, den weiten Bogen der Seine, der sich, einem silbernen Gürtel gleich, um die prächtige Stadt schlang. Und wehe dem Mann oder dem Jüngling, der, mit kräftigem Arm das Ruder führend, im leichten Nachen vorüberflog, wenn männliche Schönheit seine Glieder schmückte! Auf ein Zeichen der Fürstin mussten eigens dazu bestellte Diener der Spur der Arglosen folgen, sich ihnen nähern, ihr Vertrauen zu gewinnen suchen und sie durch ein heimliches Pförtchen in den Palast zu der Gebieterin führen, deren üppige Schönheit die Betörten dann zu heißer Leidenschaft hinriss. Bald darauf kredenzte sie mit süßem Blick den Opfern ihrer Lust einen Becher, aus dem sie ewigen Schlaf sich tranken, und aus eben jenem Fenster, von welchem die Sirene sie zum ersten Mal erblickt hatte, senkten die Vertrauten dann geräuschlos die Körper hinab in die kühle Flut, die sich murmelnd über ihnen schloss und keine Spur von den Verschwundenen hinterließ.

Bereits neun Mal hatte der Fluss die ihm Geweihten in seinen schweigsamen Schoß aufgenommen, da trug er auf seinen Wellen ein Fahrzeug vorüber, in welchem der deutsche Graf Albert von Lauingen das Ruder führte. In jugendlicher Lust eines seiner schönen Heimatlieder singend,



gewahrte sein Auge in einem Fensterbogen des Schlosses die herrliche Erscheinung der Königin, welche sich weit hinausbeugte, um den lieblichen fremden Klängen zu lauschen.

Schwer war es nicht, diesen Vogel zu fangen, hing er doch schon halb im Netz! Nicht lange währte es und Albertus wandelte denselben Weg, den vor ihm schon so viele andere gegangen waren. Wohl schwelgte er in trunkenem Anschauen der schönen Gestalt, in seligem Umfängen. Doch ein wunderbarer Schauer, ein seltsames Vorgefühl durchzuckte ihn, wenn er der Geliebten in die Augen schaute. Ihm wurde klar, was den anderen zu ihrem Verderben verborgen geblieben war.

Auch ihm wurde der Giftbecher mit einem Lächeln von den Purpurlippen kredenzt. Albertus wusste ihn geschickt zu vergießen, worauf er sich stellte, als vergehe er vor Schmerz. Aufgehoben und in den Fluss geworfen, berührte seine Hand kaum die Flut, als er mit aller Anstrengung seiner Kräfte den Fluss hinabschwamm, umschwärmt von den Pfeilen, welche die Königin hageldicht ihm nachsenden ließ, deren keiner ihn aber traf. Weiterhin erhob er mit kühnem Schwung sich in die Luft und flog davon, dem jungen Adler gleicht, bis der Wald ihn den Blicken der Nachschauenden entzog.

Dort ließ er sich nieder und weilte in einem alten Gemäuer, das ihm Schutz gegen Wind und Wetter bot bis zum dritten Tag, geheimnisvoll wirkend und schaffend. Dann zog er aus und über seinem Haupt zeigte sich wie ein Gewölk eine Schar bunter Vöglein, deren jedes ein zierlich beschriebenes Pergament an rotem Band um den Hals trug. Und nun entflatterte die muntere Schar, der Hauptstadt zu,

wo sie sich von jung und alt sorglos fangen ließ.

Seltsames Gemurmel entstand, erst leise und schüchtern, dann lauter und entschiedener. Bald sangen in Straßen und Gassen die Buben das Lied von der buhlerischen Königin, welches Albertus gedichtet und so gut zu verbreiten gewusst hatte. Scham und Bestürzung ergriff die Frevlerin, die sich in ein Kloster begab, um härterer Strafe zuvorzukommen. Dort wurden ihr, wie die Sage weiter berichtet, neun schwarze Vögel zugesellt – die Seelen, der so kläglich Gemordeten, für deren Heil sie Buße und Gebet nicht sparte.

Nach Jahren der herbsten Entsagung und freiwillig übernommener Pein war das schwere Vergehen gesühnt. Die Vöglein wandelten ihre Trauerfarbe in schimmerndes Weiß und trugen endlich die Seele der Büßenden auf ihren Schwingen gen Himmel.

So kitschig die Sage lautet, ist doch eben alles an ihr erfunden. Albertus Magnus, dessen verkrüppelte Gestalt keine sinnlichen Reize bot, am wenigsten einer Fürstin, deren lüsterne Neigung nur durch eine Auswahl schöner und kräftiger Formen befriedigt werden konnte, war kein unbesonnener Jüngling mehr, als er in die Hauptstadt Frankreichs gesendet wurde. Er war ein Mann von reifen Jahren, und jene Königin, deren böse Leidenschaft so viele Opfer forderte, konnte keine andere sein als die fromme und tugendhafte Gemahlin König Ludwig des Heiligen.

An seiner Hand trug Albertus einen Ring, in dessen Stein die natürliche Gestalt einer winzig kleinen Schlange nachgeahmt war. Man glaubte, dass dieser Reif mit magischer Kraft alle Schlangen herbeiziehe, sobald er an einen Ort gelegt würde, in dessen Nähe jene Tiere hausten.

Ein nach Albertus lebender Schriftsteller behauptet in seinem Werk über den berühmten Mann, dass er von den Angehörigen seines Ordens geheime Nachrichten über den Stein der Weisen empfangen habe, und dass es ihm nach langen, fruchtlosen Versuchen endlich gelungen sei, dies Wunder der Kunst hervorzubringen. Durch die Schätze, welche der Stein ihm zugebracht hatte, wären dann binnen drei Jahren alle Schulden des Bistums Regensburg getilgt worden.

Männer wie Virgil, Roger Bacon und andere sollten Jahre hindurch an der Zusammenstellung sprechender Zauberköpfe gearbeitet haben, deren Offenbarungen ihnen von höchstem Nutzen gewesen wären. Von Albertus allein rühmt die Sage, es sei ihm gelungen, eine vollkommene menschliche Gestalt zu fertigen, der er Sprache verlieh. Jeder Teil dieses Körpers sollte mit höchster Geschicklichkeit und Sorgfalt in günstiger Zeit und unter dem Einfluss des Gestirnes, dessen Ausstrahlung allein ein so großes Werk zu fördern vermochte, bereitet worden sein. Einige behaupten, diese Gestalt habe aus künstlichen Knochen, Fleisch und Muskeln bestanden. Weniger fantastische Berichtstatter führen sie auf Kupfer, andere auf geheim gehaltene Mischung verschiedener Metalle zurück.

Während dessen bedurfte Albertus vieler Jahre, um das Wundergebilde hervorzubringen und ihm die Sprache zu verleihen. Seine Mühe wurde zwar mit dem glänzenden Erfolg gekrönt, doch genoss er die Früchte derselben nur kurze Zeit, denn sein frommer und ernsthafter Schüler, eben jener Thomas von Aquino, geriet in eine so heftige Aufregung über die heimlichen Kundgebungen der sprechenden Gestalt, dass er einst, als Albertus gerade abwe-

send war, mit einem Hammer das seltene Geschöpf zerstörte.

»O, Thomas«, rief der Meister voll Schmerz und Zorn bei seiner Heimkehr aus. »Du hast mir in blindem Eifer ein Werk zerstört, welches die Frucht von dreißig Jahren meines Lebens war!«

Ganz lieblich ist die verschieden erzählte Legende, nach welcher der fromme Mann in dem öden Klostergarten Blätter, Blüten sprießen und herrliche Sommerfrüchte reifen lässt, während draußen der Wintersturm tobt, Reif und Schnee das Land umher bedeckten, und wie er dann den ungläubigen Freund hinabgeleitet in das duftende Paradies. Vielfach wird berichtet, dieser Freund sei Graf Wilhelm von Holland gewesen, der Gegenkaiser von Friedrich II.

Albertus Magnus starb 1280 in hohem Alter. Die Vorherverkündigung der Himmelsjungfrau vollzog sich wirklich an ihm in seltsamer Weise.

Einst lehrte er zu Köln die tiefen Geheimnisse der Philosophie, und gespannt hingen Auge und Ohr an den wunderbar belebten Zügen des ehrwürdigen Meisters, da verstummt plötzlich die beredte Lippe, der strahlende Blick verdunkelt sich, ein Ausdruck stumpfer Gefühllosigkeit, der den Herzueilenden Entsetzen einflößt, verbreitet sich über sein Antlitz. Ein Verbindungsglied jener wunderbaren Kette, die wir Gedanken nennen, war machtlos geworden, und das Getriebe stand auf ewig still.

## **Roger Bacon**

Mit dem 13. Jahrhundert begann eine gesegnete Zeit, reich

an berühmten Männern. Die Kreuzzüge führten der Wissbegier neuen, umfassenden Stoff aus dem Orient zu, begründeten einen innigeren Verkehr zwischen beiden Welten und waren für alle Gebiete der Wissenschaft und des Lebens von großartigen Folgen.

Gleichzeitig gewannen die Araber einen bedeutenden Einfluss. Aber unter demselben wucherte die verderbliche Blüte des Steins der Weisen, der Sterndeuterei und Zauberei aller Art. Wer vermöchte in jenes Jahrhundert zu blicken, ohne der leuchtenden Erscheinung eines Marco Paolo zu begegnen, der uns, wie Goethe zum westöstlichen Divan sagt, *wie auf einem Zaubermantel über die Halbinsel Indiens hinabträgt!*

In jenen Tagen lebte in England Roger Bacon, um 1214 geboren, der Sprössling einer angesehenen Familie in der Grafschaft Somerset. Wie Albertus Magnus widmete er sich früh dem Klosterleben, studierte zu Oxford und Paris, erwarb die theologische Doktorwürde und trat nach seiner Rückkehr in den Orden der Franziskaner ein. Die Beobachtungen, welche er anstellte, und die aus ihnen erzielten Resultate aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, der Chemie, Mathematik und Sternkunde, waren für seine Zeit so neu und überraschend, dass sie ihm viele Verfolgungen und den Ruf eines großen Zauberers eintrugen. Seine Ordensbrüder verklagten ihn deshalb in Rom, worauf ihm der theologische Lehrstuhl zu Oxford genommen und er selbst ins Gefängnis geschleppt wurde, aus welchem ihn erst Papst Clemens IV. befreite. Dieser Kirchenfürst verlangte Bacons Schriften zu persönlicher Einsicht, und der gelehrte Mann legte seinen Werken ein ausführliches Schreiben bei,

das im gelindesten Fall ein Seltsames genannt zu werden verdient. In diesem Brief gibt er seiner Meinung über die Zulässigkeit der Bibelverbreitung Ausdruck und bittet den Heiligen Vater, in einem apostolischen Sendschreiben der ganzen Kirche diejenige Methode zu empfehlen, welche er, Bacon, erfunden habe, um in der kürzesten Zeit lateinisch, griechisch, hebräisch und arabisch zu lernen, weil auch die Laien nicht bloß die Bibel kennen, sondern sie in den Ursprachen lesen und verstehen müssten. Diesem Ansuchen fügte er die wunderliche Behauptung hinzu, dass seine Universalgrammatik dringend ersehnt und durch wichtige Prophezeiungen verkündet worden sei.

Wenn dieser Brief wirklich von ihm herrührt, scheint Bacon allerdings ein etwas wunderlicher Kopf gewesen zu sein. Indessen bewölkten sich bald wieder die Aussichten des vielfach Verfolgten, sein Beschützer, Papst Clemens, starb nach kurzer Regierung, und der Nachfolger desselben, ein ehemaliger General des Franziskanerordens, gab den Feinden Bacons willig Gehör.

Seine Schriften wurden verboten, ihn selbst kerkerte man von Neuem ein, und er schmachtete zehn Jahre lang in strenger Haft, bis einige angesehene Edelleute sich für ihn verwendeten und er die Freiheit wieder erhielt. Nicht wenig soll zu diesem Gnadenakt eine Schrift beigetragen haben, welche Bacon dem Papst zusendete. Sie behandelte in praktischer Weise die Kunst, des Alters Schwächen zu umgehen. Die letzten Jahre seines Lebens brachte der Gelehrte in Oxford zu, wo er 1292 starb.

Baron stand weit über seiner Zeit. Mit einem Verständnis der Natur und ihrer geheimen Tätigkeit hat er weitgehende Erfindungen gemacht, von deren Ruhm ihm wenig oder

nichts geblieben ist. Ihm verdankt man die Idee der Vergrößerungsgläser, deren er sich sicherlich schon, wenngleich in nicht vollkommen entwickelter Form bediente. In seinen Schriften über Chemie sagt er, dass man durch eine Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohle, Donner und Blitz nachzuahmen vermöge und durch starke Portionen eine ganze Stadt unter Flammen und Feuerschein, von einem ungeheuren Knall begleitet, in die Luft sprengen könne.

Die Fabeln, mit denen die Geschichte Bacons durchweht ist, haben sich erst im Laufe späterer Zeiten ausgebildet, obwohl ihr Ursprung noch in den Tagen wurzelt, in denen er lebte.

Er und sein treuer Genosse, der Franziskaner Bungay, sind unsterblich geworden im Mund des Volkes, ihm vertraut wie die Faustsage den Deutschen. In jenen Traditionen erhält sich auch die Erinnerung an einen Wettkampf der gelehrten Mönche mit dem deutschen Hofzauberer Kaiser Friedrich II., Vandermart.

Bruder Bungay begann damit, dass er den fabelhaften Baum der Hesperiden, der die goldenen Äpfel trug und den sie behütenden Drachen herbeizauberten. Vandermart hingegen ließ den Herkules erscheinen, welcher dem Unge-tüm zum Trotz die Äpfel brechen sollte, und forderte den Gegner auf, dies zu verhindern. Bungay vermochte es nicht. Schon glaubte der Deutsche, den Sieg errungen zu haben, als Bacon wie zufällig hinzutrat. Er überschaute den Kampf der zauberischen Schatten und sprach lächelnd: »Dein Halbgott hält inne mit der Ernte seines schimmern-den Maules. Befiehl ihm doch, den Baum vollends zu leeren.« Allein Herkules rührte sich nicht. Vergebens be-

schwört der fremde Zauberer mit harten Drohungen den Geist desselben, der endlich zitternd gesteht, der Mönch sei ihm zu stark, er vermöge nicht zu gehorchen. Hierauf befahl unter donnerndem Jubelruf der schauenden Menge Bacon den ihm ergebenen Geistern, Vandermart aufzuheben und in seine Heimat zurückzutragen. Er selbst aber neigte sich höflich vor Kaiser und König und nötigte die hohen Herrschaften in seine bescheidene Klause zu Brazenose, wo er sie mit den herrlichsten Speisen bewirtete.

Eines Tages erschien Prinz Eduard, der Sohn des Königs bei dem berühmten Zauberer. Er hatte sich auf der Jagd in die schöne Tochter eines Jägers verliebt, und sein Vertrauter, Graf Lacy von Lincoln, war von ihm abgesendet worden, die Gesinnungen der Jungfrau dem Prinzen gegenüber zu erkunden. Aber der Graf blieb lange aus, und Ungeduld trieb den feurigen Jüngling zu Bacons Zelle, ob der Weise Rat für die zehrende Leidenschaft in seiner Brust zu schaffen wisse. Da führte der Zauberer ihn zu einem kristallinen Spiegel und hieß ihn hineinblicken. Mit zornigem Ausruf fuhr der Prinz empor. Unwillkürlich griff er zum Schwert und wollte hinwegstürmen.

»Gemach«, warnte der Zauberer«, »erst berichtet mir, was Ihr saht, sonst dürfte meine Hilfe Euch fehlen.«

»Ha«, sagte der Prinz zähneknirschend, »der treulose Lincoln! Ich entsendete ihn, mir den Weg zu bahnen und nun ...«

»Fand er den Pfad so angenehm, dass er ihn selbst zu gehen beschloss«, ergänzte Bacon, als der andere schweigend und mit glühenden Augen in den Zauberspiegel schaute. »Und was seht Ihr nun?«

»Sie treten vor den Altar einer kleinen Kapelle«, fuhr der



Prinz aufgeregter fort. »Margareth strahlt im bräutlichen Schmuck, ein Franziskaner legt ihre Hände segnend in einander.«

»Pater Bungay«, ergänzte Bacon. »Und was gedenkt Ihr zu tun, Prinz?«, fuhr er fort.

»Hinweg!«, rief Eduard und wollte an dem Zauberer vorübergehen. »In wenigen Stunden trägt ein Ross mich hin. Noch ehe die Sonne ins Meer versinkt, will ich dort sein, und mein Schwert soll das Blut des Elenden trinken, der mein Vertrauen so schändlich missbrauchte.«

Allein Bacon hielt den Prinzen mit starkem Arm zurück und schaute ernst in die flammenden Augen desselben. »Graf Lincoln«, sprach er endlich, »hat Margareth heimgeführt als sein ehelich Gemahl und darf sich ihrer nicht schämen, denn sie ist rein von Sitte und hoher Schönheit voll. Und was wolltet Ihr tun, mein Fürst?«

Vor dem forschenden Blick, der bis in die Tiefen seiner Brust zu dringen schien, senkte der Prinz verlegen das stolze Auge.

»Dem Herrscher Britanniens ist ein anderes Ziel gesteckt«, sprach der Weise sanft, »nicht darf er, auf den ein ganzes Land erwartungsvoll blickt, selbstvergessen an eines Mädchens weiche Brust sich schmiegen. Hinaus, mein Prinz, nach Oxford! Euer königlicher Vater harret, dort bedarf man Eurer.«

In jener Zeit lag Englands Küste schutzlos da. Das Meer hatte wilde Scharen von fremden Gestaden herübergetragen. Sie hatten geplündert und gemordet, und wie ein wehmutsvolles Gebet, wie ein frommer Wunsch klingt die Sage des Volksbuches, dass Bacon es umgürten wollte mit einer Mauer von Erz.

Zu dem gewaltigen Werk bedurfte man des weisesten Ratgebers, dessen Macht wetteiferte mit der allesbezwingenden Kraft des Steins der Weisen. Man bedurfte eines erzenen Hauptes, welches redete! Sieben Jahre hindurch arbeiteten Bacon und Bungay mit rastlosem Fleiß, bis die Teile des Zauberkopfes mit der höchsten Kunst vollendet, und das Ganze in wunderbare Harmonie zusammengefügt war. Nichts fehlte als die Bewegung. Doch vergebens forschten sie in alten und neuen Schriften, versuchten vergebens, was die Zauberbücher als sicheres Mittel priesen. Das Haupt rührte sich nicht.

Da beschworen sie endlich in stiller Mitternacht und im geweihten Kreis den Mächtigsten der Höllengeister, ihnen von jener Kraft Kunde zu geben. Nach langer Weigerung verkündete er ihnen Folgendes: »Nur der Duft der stärksten Zauberkräuter, den des Feuers scharfe Glut entlockt, vermag binnen Monatsfrist dem Haupt Bewegung zu verleihen, doch Tag und Stunde weiß ich nicht. Spricht aber das Haupt und Ihr vernehmt es nicht, so ist Eure Arbeit verloren, denn nimmer gelingt es wieder.«

So schied der Böse, und sie gehorchten seinem Wort. Tag und Nacht umhüllte duftendes Gewölk das wundersame Werk. Allein noch bewegte es sich nicht, und die Ermüdung zwang sie endlich, auf kurze Zeit die Ruhe zu suchen, um mit neuer Kraft den neuen Tag zu beginnen. Sie betteten sich in ein stilles Nebengemach, und Bacon rief seinen Diener Miles, dem sie für kurze Zeit das mühsame Amt zu überlassen gedachten.

»Sieh dieses Haupt«, sprach er eindringlich. »Du weißt, welch kostbares Werk es ist, an dem wir sieben Jahre unaufhörlich gearbeitet haben. Sobald es eine Bewegung

macht, einen Laut von sich gibt, eilst du, uns zu wecken. Das Glück unseres Lebens hängt von der sicheren Vollendung desselben ab. Gelingt es, so erwarten uns hohe Ehren und reiche Schätze, und deiner soll wahrlich nicht vergessen werden. Habe darum acht und schütte frische Kräuter auf.«

»Sorgt nicht«, sagte Miles. »Bin ich doch selbst begierig, was der Zauberkopf uns sagen wird.«

So gingen sie beruhigt hinweg, und der Diener blieb allein. Aber Miles war ein unwissender und dabei anmaßender Bursche, der sich für klug genug hielt, alles das zu verstehen, was das Haupt etwa reden möchte. Er saß und schaute es an und hing dabei seinen Gedanken nach.

Plötzlich erhob sich ein seltsames Geräusch, und eine Stimme sprach: »Zeit ist's.«

Verwundert blickte Miles umher. War es der Zauberkopf, von dem jene Töne kamen? Doch nichts regte sich, und durch das sich kräuselnde Gewölk blickten die Züge in unbeweglicher Ruhe.

Wenn er es war, musste ja mehr folgen, und dann – dann wollte er Bacon wecken. Minute auf Minute verrann, alles blieb still, und schon glaubte er, dass seine eigenen Gedanken ihm vorgespiegelt hätten, was er mit seinen Ohren zu vernehmen wähnte, als unter Rauschen und Summen abermals die Stimme erklang: »Zeit war's!«

Das musste des Kopfes Rede sein. Welche Wunder würden sich ihm enthüllen, ihm, dem es vergönnt war, ihr allein in stiller Nacht zu lauschen!

Doch nichts von jenen großen Dingen, um derentwillen sein Herr sich der schweren und mühevollen Arbeit unterzogen hatte! Fast zürnte er dem kargen Haupt. Wie sollte

die erzene Mauer gebaut werden können, wenn nichts erklang als jene rätselhaften Worte, die ihm nicht einmal wert erschienen, seinen Meister zu ermuntern! Aufmerksam blickte Miles auf die erzenen Lippen, ihre Bewegung zu erlauschen, und ein dunkles Vorgefühl wollte ihn überkommen, als habe er nicht gehandelt, wie er sollte.. Wenn er jetzt hinweeilte, Bacon oder Bruder Bungay zu rufen?

Zum dritten Mal ließ das eigentümliche Geräusch sich hören. Miles heftete in atemloser Erwartung fest seine Blicke auf den geschlossenen Mund des Zauberkopfes, der sich langsam öffnete.

»Zeit ist hin!«, hallte es.

Dann brach loderndes Feuer aus dem belebten Metall hervor, ein furchtbarer Donnerschlag erschütterte das Haus, und krachend stürzte das wundersame Gebilde zusammen.

Als die beiden im Nebengemach, durch das Getöse erschreckt, sich aufrafften und hinzueilten, fanden sie Miles am Boden liegen, halb entseelt vor Angst, verwirrt von dem, was er gesehen und gehört. Bacon glaubte, der Vortzige habe mit unverständiger Hand das Werk vernichtet, allein Miles beteuerte so inständig seine Unschuld, dass er ihm Glauben schenkte.

»O Bungay«, rief er schmerzlich aus, »so ist der Preis unseres Lebens dahin. Das Haupt hat sich selbst zerstört, ohne Leben zu zeigen, ohne zu reden!«

»Ach, Herr«, seufzte Miles in tiefer Zerknirschung, »geredet hat es allerdings.«

»Es sprach?«, unterbrach Baron ihn Ungestüm. »Hatte ich dir nicht aufs Strengste befohlen, mich zu wecken, sobald das geschehen würde?«

»Es war so wenig«, entschuldigte sich Miles, »es sagte

nichts als *Zeit ist's*.«

»Da war es Zeit, uns zu rufen«, klagte der sanftere Bungay, während Bacon in leidenschaftlichem Zorn den Diener schüttelte, der sich mit Mühe seinen Händen entrang. »Und weiter sagte es nichts?«, forschte Bungay.

»Ungefähr nach einer halben Stunde rief es wieder: *Zeit war's!* Dies spannte meine Aufmerksamkeit, ich achtete genau auf seine Lippen, um, wenn es abermals spräche, Euch zu wecken. Wahrhaftig, Herr, das war meine Absicht. Als ich aber so das Haupt anschaute, öffnete es den Mund, sprach *Zeit ist hin!* und stürzte zusammen. Weiter weiß ich nichts.«

So endete das wichtige Unternehmen, welches derselbe Sterbliche nicht zweimal wagen durfte, ohne sich der Rache der Geister auszusetzen.

Vielfaches Misslingen, berichtet das Volksbuch weiter, verfolgte seit jenem Tag das Tun des Zauberers. Vor dem kristallinen Spiegel erschlagen sich zwei Jünglinge, weil sie in der Zauberplatte ihre Väter einander im Zweikampf töten sahen, worauf Bacon sein gesamtes Zaubergerät zertrümmerte, die Bücher verbrannte und den noch übrigen Teil seines Lebens der Buße und dem Gebet widmete.

## Paracelsus

Paracelsus wurde zu Einsiedeln in der Schweiz um das Jahr 1493 geboren und empfing von seinem Vater eine vortreffliche Erziehung. Er durchreiste nahezu ganz Europa und kehrte 1527 in sein Vaterland zurück, wo er in Basel als Professor viel besuchte medizinische Vorlesungen in deutscher Sprache hielt. Er eröffnete dieselben durch die feierli-

che Verbrennung der Schriften des Galenos und des Avicenna, machte ihre Heilmethoden lächerlich und verwarf sie gänzlich. Wenn er selbstgefällig bemerkte, dass seine Bibliothek aus noch nicht zehn Blättern bestände, so rühmte er sich hingegen des gesammelten Wissens in unerträglicher Weise und sagte seinen Zuhörern, unter denen sich viele Ärzte befanden, offen heraus: »Wisset, dass meine Kappe gelehrter ist als Ihr, dass mein Bart mehr Erfahrung hat, als alle Eure Akademien.«

Es konnte nicht fehlen, dass das Bild eines solchen Mannes übermäßig viel Licht und nicht minder Schatten von den verschiedenen Parteien empfing. Man verdankt ihm in der Tat eine Menge nützlicher Erfindungen: die Kenntnis der chemischen Medizinen, des Opiums sowie der drei Prinzipien der Chemiker, des Salzes, des Schwefels und des Merkur und verschiedene andere Mittel. Allein diesen verdienstvollen Arbeiten setzte man seinen Hang zur Magie entgegen, der ihn antrieb, das Gute, was er wirklich lehrte, in Wort und Schrift mit unklaren und geheimnisvollen Begriffen zu verweben, die nicht selten seine ganze Weisheit ungenießbar machten. Er selbst legte sich den bescheidenen Titel eines Reformators und Herrschers in der medizinischen Wissenschaft bei. *Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae* (Es gibt kein großes Genie ohne ein wenig Torheit).

Ohne die absichtliche Dunkelheit seiner Erklärungen und mit mehr wahrhafter Würde hätte Paracelsus sehr viel anregender zu wirken vermocht, obwohl seine Nachfolger auf dem vorgezeichneten Pfad noch manches Gute zutage förderten. Einer unter ihnen, der Doktor Glauber, erfand 1658 ein Wundersalz, welches nach ihm Glaubersalz heißt und

ein bekanntes auflösendes Mittel ist.

Der Volksmund schrieb Paracelsus den wirklichen Besitz der fabelhaften Goldtinktur und des Leben verlängernden Wunderelixiers zu und erzählt die Auffindung derselben folgendermaßen:

Einst durchirrte der Jüngling, in tiefe Meditationen versunken, einen Wald, dessen Einsamkeit ihn lockte. Da hört er plötzlich seinen Namen rufen, halb aus der Luft, halb aus der Erde.

Horchend bleibt er stehen. Jetzt klingt es fast neben ihm. Nun entdeckt er das Geheimnis: Die Stimme ertönt aus einem knorrigen Fichtenstamm, in welchem Paracelsus einen dreifach bekreuzten Keil bemerkte. Voll Neugier lüftet er den Verschluss und siehe ... aus der Öffnung schlüpft eine schwarze Spinne, entwebt sich wundersam zu Rauch und Schatten, aus denen endlich ein langer, schielender Mann im roten Mantel tritt.

Es war der Höllenfürst, den er befreit hatte, und der ihn nun zu infernaln Künsten verlocken will, die den Ausübenden unfehlbar dem Bösen verfallen lassen. Grinsend zieht Satan zwei herrlich gearbeitete Fläschchen hervor, deren Besitz ungeheure Schätze und ein auf Jahrhunderte hinaus verlängertes Leben sichern. Ihren köstlichen Inhalt preisend, reicht der Teufel sie als Lohn dem Jüngling dar, den er dadurch fest umgarnt wähnt. Denn mit zitternder Hand und gierigem Blick greift er nach den Wundergaben, die er jetzt fassen kann und die ihm gehören sollen.

Doch plötzlich sinkt seine Rechte zurück, ein Ausdruck der Enttäuschung fliegt über sein Angesicht.

»Du bist kein Zauberer«, sagt er zu dem Verführer, »wer mag wissen, welch' Gift sich in diesen goldfarbenen Trop-

fen birgt! Wie solltest du auch aus jenem Ast hervorgekommen sein! Ich täuschte mich. Du lauertest hinter dem Baum, als deine Stimme mich höhrend rief.«

Dabei nimmt er die Fläschchen mit ungläubigem Blick und hält ihren Inhalt gegen das Licht empor.

Doch der Böse spricht: »Wenn ich dir nun beweise, dass ich mich in den kleinsten Raum zu schmiegen weiß, wirst du dann jene Elixiere brauchen und dich mir zu eigen geben? Denn ich bin mächtig, mächtiger, als Eure vermeinten Zauberer, deren klägliches Wissen solche Schätze nimmer zu bereiten vermag!«

»Nun gut!«, rief Paracelsus, »wenn du mir beweisest, dass du derjenige bist, für den du dich ausgibst, und wenn du mich zu dem weisesten und berühmtesten Arzt machst, der jemals lebte, so will ich mich dir mit Leib und Seele verschreiben.«

Dessen war der Teufel zufrieden, schrumpfte allmählich zusammen und glitt wieder als schwarze Spinne in sein Gefängnis. Paracelsus aber hatte hinterlistigerweise den bekreuzten Pflock erhoben und verschloss blitzschnell die Öffnung. Froh der leicht errungenen Wunderelixiere kehrte er heim und blieb unangefochten im Besitz derselben bis an seinen Tod.

Der schwarze Geist, welcher Paracelsus geleitete und beriet, sollte in den Knopf seines Degens eingeschlossen sein. Martin Anton Delrio hält die ketzerischen Ansichten, die der gelehrte Arzt sich nicht scheute, öffentlich auszusprechen, an sich schon für einen vollgültigen Beweis seiner Zauberei, ebenso die barbarischen Namen, mit denen er vollkommen unschädliche Arzneimittel belegte. Paracelsus liebte es, sich mystischer Ausdrücke zu bedienen, und



leugnete keineswegs die Möglichkeit einer Verbindung der Menschen mit Geistern.

Behauptet er doch, einen spanischen Nekromanten gesehen zu haben, dem es gelungen war, eine Glocke aus Electrum zu verfertigen, einem wundersamen Gemisch von sieben Metallen, mit Charakteren bezeichnet. Durch Berührung dieser Glocke rief er je nach Gefallen einen oder auch mehrere der Planetengeister herbei, deren Beherrschung nur durch ein Verschmelzen der den Planeten entsprechenden Metalle sich erzwingen ließ.

Trotz der Goldtinktur wurde Paracelsus kein reicher Mann, wenn er auch gerade nicht mit bitterer Not zu kämpfen hatte. Selbst das Lebenselixier brachte ihm nur geringen Nutzen, denn er starb schon 1541 in Salzburg in einem Gasthaus. Sein Nachlass, der den Armen bestimmt war, bestand teils aus wenigen Schriften, Kleidungsstücken, geschnittenen Steinen, teils aus Ehrengeschenken der Städte oder einzelner Personen, wie silberne Kannen, Becher und Münzen. Von Zaubergeräten fand sich keine Spur und die wunderbaren Fläschchen schienen verbraucht oder entwendet worden zu sein.

Unmöglich schien es denjenigen, welche von seiner schwarzen Kunst überzeugt zu sein glaubten, dass das Ende eines solchen Mannes ohne alle besonderen Zufälle stattgefunden haben sollte, und verschiedene Märchen entstanden darüber, Erfindungen mäßiger Köpfe. Nach einer hessischen Sage erfolgte sein Tod so: Ein mächtiger Zauberer bot dem Schweizer Arzt einen seltsamen Zweikampf an. Beide wollten einander aus der Ferne Gifte zusenden und dieselben wirklich trinken – der Überlebende blieb Sieger. In dem magischen Spiegel vermochte der eine

ja leicht zu erschauen, ob der andere dem gegebenen Versprechen pünktlich genüge. So trank Paracelsus ohne Schaden, was der Entfernte bereitete, und hielt diesen schon für bezwungen, als eine letzte Phiole erschien. Kaum hatte der Arzt ihren Inhalt zu sich genommen, als er empfand, dass es Magnetgift war, gegen dessen furchtbare Kraft kein Elixier zu schützen vermochte. Sterbend gebot er seinem Diener, sich die vorhandenen Schätze anzueignen, Zaubergefäß und Bücher aber zu vernichten. Dann richtete er sich mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte noch einmal auf, schoss unter schrecklichen Beschwörungen eine Pistole durch das Fenster ab und tötete dadurch den Gegner, worauf er wieder zurücksank und verschied.

Eine andere Sage erzählt, er habe seinem vertrauten Diener oder Schiller aufgetragen, sogleich nach seinem Tod den noch nicht erkalteten Körper in Stücke zu zerschneiden, in einer Truhe zu verbergen und mit dem Zauberpulver, welches er hinterließ, zu bedecken. Auf der wohlverschlossenen Truhe müsse eine Zaubervlampe neun Monate lang brennen, und erst nach Verlauf dieser Zeit solle er öffnen. Der Diener gehorchte zwar, vermochte nun nicht, der kindischen Neugier zu widerstehen, welche ihn trieb, schon nach sieben Monaten die Truhe zu erschließen. Da erblickte er eine unreife menschliche Leibesfrucht, welche, sowie sie von der Luft berührt wurde, unter leisem Wimmern sogleich verschied.

## Faust

Wie die Sage vom Faust entstand, bedarf keiner Lösung. Das Märchen baute sich im dichtenden Volksgeist auf, etwa

wie die Nibelungen, von denen bis jetzt niemand zu sagen weiß, welche Sänger die Heldenlieder zuerst ersannen, sie zuerst mit dem einfachen Klang der Harfe begleiteten. So wirkte und schuf die naturwuchsiges Dichtung des Volkes das schimmernde Gewand, aus welchem die Gebilde einzelner Taten des großen Magiers hervortraten, ohne von dem Ganzen sich zu sondern.

Mit dieser ältesten Faustsage vermischte spätere Zeit unwillkürlich die Geschichte des Faust oder Fust, welcher Guttenbergs großes Werk in genialem Verständnis fortentwickelte. Er habe, sagten die Feinde der Buchdruckerkunst, für seine neuen Lettern sich dem Teufel verschrieben und sei wirklich von ihm geholt worden. Der erste Faust soll zu Anfang des 15. Jahrhunderts gelebt und ein kleines, etwa sechs Blätter starkes Buchlein verfasst haben, welches 1404 zuerst erschien, mit einigen Bildern, die einen Mann mit einem langen, schwarzen Talar darstellen, der eine krause Perücke trägt und ein Gebetbuch in der linken Hand hält, ferner ein Agnus Dei, einen Regenbogen, den Wolken beschatten und die Sonne bescheint, den höllischen Auerhahn und viele seltsame und unverständliche Charaktere. Dieses Werkchen führt den Titel *Doktor Johann Faustens praktizierter Geisterzwang, wodurch er die Geister gezwungen, dass sie seinen Willen in allem vollbringen müssen*. In der Beschwörung fordert er Mephistopheles und Paymon auf, ihm zweimal hunderttausend Taler in den magischen Kreis zu bringen und alsdann ohne allen Rumor, Schauer, Hagel und Gestank ihres Weges zu gehen. Wie lebhaft die Phantasie des Volkes sich diese Träume ausmalte und dennoch praktisch in gewisse Summen normierte, beweist eine andere Sage vom Teufel selbst, der zu Heldburg in Kindesge-

stalt unter einem Bett erschien und dem, der es nur wagte, ihm die Hand zu reichen, neunzigtausend Dukaten bot.

Gegen die Echtheit dieses, angeblich aus den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts stammenden Geisterzwanges sind gerechte Zweifel erhoben worden. Schrift und Bilder lassen eine neuere Auffassung voraussehen. Das gerade vorliegende Exemplar trägt die Jahreszahl 1407 und erschien zu Passau bei Gabel Alba. Nach der Meinung einiger sind die verschiedenen Bücher, welche unter anderen Bearbeitungen auch den Titel *Höllenzwang oder der schwarze Rabe* führten, erst verfasst worden, als mehrere populäre Lebensbeschreibungen des Helden bereits in Umlauf waren, und zwar auf Anregung derselben.

Wenden wir uns der Persönlichkeit des historischen Faust zu, so begegnet uns ein vollgültiges Zeugnis seiner wirklichen Existenz in den Schriften des Abtes Trithemius, der 1507 in einem Brief von ihm sagt: »Jener Georg Sabellicus, über den du mir schreibst und der sich den ersten der Nekromanten zu nennen wagt, ist ein Vagabund, unnützer Schwätzer und Hasenfuß, wert, dass man ihn auspeitschte, damit er künftig nicht wieder so frech solche schändliche, der heiligen Kirche zuwiderlaufende Dinge sagt. Denn was sind die Titel, die er sich anmaßt, anders als Zeichen der Torheit und des Unverstandes, da er sich als einen Narren, nicht als einen Philosophen kundgibt! So hat er sich den Titel gegeben *Magister Georg Sabellicus Faustus, der jüngere, Quelle der Nekromanten, Astrologe, Magier, Chiromant, Agromant, Pyromant, in der Wasserkunst der Glückliche*. Als ich voriges Jahr aus der Mark Brandenburg heimkehrte, traf ich den Menschen beim Städtchen Gelnhausen, und im Gasthof wurden mir mehrere Nichtswürdigkeiten von ihm er-

zählt. Als er von mir hörte, machte er sich aus dem Staub und ließ sich von niemandem bereden, mir unter die Augen zu treten. Einige Geistliche des Ortes erzählten, wie er vor vielen Leuten sich gerühmt habe, ein solches Wissen und Gedächtnis zu besitzen, dass er, wenn alle Schriften des Plato und Aristoteles samt ihrer ganzen Philosophie untergingen, wie ein zweiter Esra aus seinem Kopf alles weit vortrefflicher wiederherstellen könne ... In diesem Jahr kam er nach Kreuznach und prahlte da wieder auf unerhörte Weise, er sei der allervollkommenste Alchemist und wisse und könne, was man nur wünschen möge. Es war damals in Kreuznach eine Schulmeisterstelle offen, zu der er aus Antrieb des Franz von Sickingen angenommen wurde, der nach mystischen Dingen begierig ist ...«

Soweit Trithemius. Ein anderer, ein gewisser Rufus, sah 1513 den Prahler zu Erfurt, kümmerte sich aber wenig um ihn. Der Begriff des älteren, sagenhaften Faust ist weit entfernt von dieser possenhaften Marktschreierei des jüngeren, ein Verhältnis, welches sich aus dem verschiedenen Charakter der absichtslos dichtenden Sage und tendenziöser Nachbildung vollkommen begreift. Es liegen daher auch keine Zeugnisse irgendwelcher Schriftsteller über ihn vor.

Der jüngere Faust war zu Knittlingen in Schwaben geboren, der Sohn eines Bauern, der ihn nach Wittenberg zu Verwandten sandte, damit er dort studieren solle. Früh schon, in seinem zwanzigsten Jahr, wurde er Magister in Ingolstadt, vernachlässigte nun die Theologie und begann sich vorzugsweise mit der Medizin, Magie und Astrologie zu beschäftigen. In diesen Wissenschaften unterrichtete er auch seinen Famulus Wagner, der der Sohn eines Geistli-

chen zu Wasserburg gewesen sein und von dem Meister das Zaubern gründlich erlernt haben soll. Ein bedeutendes Vermögen, welches ein alter Oheim dem Magister hinterließ, war bald verschwendet, und nun ergab Faust sich dem Teufel, mit dem er einen Pakt auf vierundzwanzig Jahre schloss. Nach Ablauf dieser Frist wurde ihm in dem Dorf Rimlich, nachts zwischen zwölf und ein Uhr, grausam der Hals umgedreht, und seine Seele fuhr zur Hölle.

Die älteste bekannte Ausgabe des unzählige Male bearbeiteten Stoffes ist aus dem Jahr 1588 und war lange Zeit gänzlich verschollen. Diese Faustsage enthält eine Allegorie der Reformation. Wie diese, wird der Magier als von Wittenberg ausgehend geschildert. Wie sie, entfernte er sich in vermessenem Durst nach Wissen von der Mutterkirche und fiel in die Schlingen des Teufels.

Dieses alte Faustbuch erzählt von ihm, nachdem seines mutmaßlichen Geburtsortes Erwähnung geschehen, auch berichtet worden, wo und was er studierte, er wollte alles wissen gleich Gott, und war hochmütig wie der abgefallene Engel. Deshalb verließ er sein frommes Studium und widmete sich den freien Künsten, der Magie und Astrologie. Allein wie gewaltig auch seine Geistesgaben waren, vermochte er dennoch nicht, in die Tiefen der Natur zu dringen und ihrer Herr zu werden. Das reizte den Vermessenen, sodass er sich dem Teufel überließ, den er bei Wittenberg im Wald traf und ihm zu dienen zwang. Sein stolzes Herz konnte es aber nicht ertragen, dass er, der über die Dämonen selbst zu herrschen beehrte, einem dieser Geister verfallen solle. Als der Teufel ihn an sein Versprechen zu erinnern wagte, trieb er ihn im Zorn von sich.

Doch wer einmal seine Hand den finsternen Mächten ge-

reicht hat, bleibt bei allem Schein der Freiheit ihr Eigentum. Faust empfand plötzlich die schreckliche Leere des langweiligsten Erdenlebens, und in seiner Verzweiflung darüber berief er den Teufel von Neuem. Mephistopheles erscheint und die Ohnmacht des Sterblichen, der voll heißer Sehnsucht seiner begehrt, lässt ihn jetzt sich besser vorsehen. Faust musste ein wenig seines Blutes abzapfen, es in einem Tiegel über Kohlen erwärmen und alsdann schreiben wie folgt:

*Ich, Johannes Faustus, Doktor, bekenne mit meiner eigenen Hand öffentlich zu einer Bestätigung und in Kraft dieses Briefes. Nachdem ich mir vorgenommen, die Elemente zu spekulieren, und aber aus den Gaben, so mir von oben herab beschert und gnädig mitgeteilt worden, solche Geschicklichkeit in meinem Kopf nicht befinde und solches von den Menschen nicht erlernen mag, so habe ich gegenwärtigen, gesandten Geist, der sich Mephistopheles nennt, ein Diener des höllischen Prinzen im Orient, mich untergehen, auch denselbigen, mich solches zu berichten und zu lehren, mir erwählt, der sich auch gegen mich versprochen, in allem untertänig und gehorsam zu sein. Dagegen ich mich hinwieder ihm verspreche und gelobe, dass, wenn vierundzwanzig Jahre von dato dieses Briefes an und für übergelaufen, er mit mir nach seiner Art und Weise seines Gefallens zu schalten, walten, regieren, führen, gute Macht haben solle, es sei Leib, Seele, Fleisch, Gut und Blut und das in seine Ewigkeit. Hierauf absage ich allen denen, so da leben, allein himmlischen Heer und allen Menschen, und das muss sein. Zur festem Urkunde und mehrerer Bekräftigung habe ich diesen Rezess mit eigener Hand ge-*

*schrieben und unterschrieben, und mit meinem hiefür gedruckten eigenen Blut meines Sinnes, Kopfes, Gedanken und Willen verknüpfen versiegelt und bezeugen  
Johannes Faust, der Erfahrene der Elemente und der Geistlichen Doktor.*

Der Teufel erfüllte pünktlich seine Pflicht. Anfangs stürzte der Zauberer sich in den Abgrund der Sinnenlust und Mephisto bediente ihn, wie keinem Fürsten aufgewartet wird. Die herrlichsten Speisen, die edelsten Weine, die schönsten Mädchen standen seiner Neigung zu Gebote. Einmal fasste ihn die Laune, zu heiraten. Allein der Teufel erklärte ihm, die Ehe sei etwas Göttliches, verbinde sich nicht mit dem Bösen. Als Faust eigensinnig auf seinem Kopf beharrt, erscheint jener in seiner wahren, entsetzlichen Gestalt und erzwingt dadurch Nachgiebigkeit.

Zuweilen disputierten die beiden miteinander, und der Teufel entwickelte eine unangenehme Offenheit.

»Weil ich ein Teufel bin«, sagte er dem himmelan Strebenden, »tue ich nach meiner Weise. Wäre ich jedoch ein Mensch wie du, so würde ich mich vor Gott demütigen und lieber ihm dienen als dem Bösen.«

Das verleidete Faust das Wohlleben und er beschloss, Vorlesungen über Natur und Zukunft zu halten, in denen er übermenschliches Wissen an den Tag legte und dafür von jedermann bewundert wurde, weil Mephisto ihn lehrte. Allein bald verdrießt ihn auch das, und seine Wünsche steigern sich mit ihrer Befriedigung. Alles hat er erschöpft, was vom Jenseits ihm verständlich gemacht werden kann, und er begehrt nun mit eigenen Augen zu sehen, welche Geheimnisse die Hölle birgt und der Himmel verschließt.



Die Gewaltigsten unter den Beherrschern des finsternen Reiches müssen vor ihm erscheinen. Allein sie hinterlassen so furchtbare Spuren, dass Faust entflieht und lieber zu ihnen an den Ort der Qual hinabsteigen will. Auf einem knöchernen Stuhl fährt er mit Beelzebub durch die Hölle und schaut an, den Verdammten ein unerquickliches Bild seiner eigenen Zukunft.

Dann erheben sie sich wieder zur Erde und aufwärts zu den Luftregionen, in denen die Sterne kreisen. Dem Aufenthalt der Seligen dürfen sie nun nicht nahen, wie könnte dorthin Mephisto Führer sein! ... An mächtigen Wellen vorüber saust der Drachenwagen, der den unersättlichen Forscher trägt, und fast unbemerkbar, ein winziges Pünktchen, liegt drunten die Erde. Endlich verwandelt der Teufel selbst sich in ein Flügelross, welches Faust besteigt und so die ganze Erde bereist. Nach Rom fliegt er, die Herrlichkeit des Papstes zu schauen, die ihn lüstern macht. Weil er aber der Heilige Vater nicht werden kann, trinkt und isst er ungesehen, in neckischer Bosheit alles, was er auf der reichbesetzten Tafel findet. Weiter geht der seltsame Flug. Seiner Natur getreu, ersehnt Faust von den Ebenen aus die Berge, von diesen wieder die fernen Ebenen. Endlich kommt er nach Konstantinopel, lässt eine Wolke das Serail des Sultans beschatten und kostet als Prophet Muhammed mit den lieblichen Bewohnerinnen desselben. Seine Fahrt ging nur bis zum Kaukasus. Von dem hohen Gebirge schaut der Wanderer in die blauen, duftenden Fernen, wo das Wunderland in Rosengärten ruht und die Ströme des Paradieses rauschen. Dann kehrt er zur deutschen Heimat zurück.

Am Hof Karl V. wird der berühmte Zauberer ehrenvoll empfangen, und weil der Kaiser Beweise seiner Kunst zu

sehen wünscht, beschwört er den Geist des großen Alexander von den Schatten herauf. Faust selbst gebietet dem Mephistopheles, ihm die schöne Helena zu zeigen, mit der er, in glühender Leidenschaft entbrannt, ein prophetisches Kind erzeugt. Doch die Frist, welche dem nie Befriedigten gestellt war, ist abgelaufen, und der Teufel zerreißt das ihm verfallene Opfer, dessen Seele zur Hlle hinabsinkt.

So das alte Volksbuch.

Spätere Bearbeitungen erscheinen flacher und gemeiner, weil sie nur die Schwänke bewahren und der tiefere Sinn der Sage in ihnen untergeht oder unverständlich wird. Viele wunderbare Dinge, welche man sich von Albertus Magnus, Paracelsus und anderen erzählte, verflochten sich nach und nach mit der Faustsage.

Bekannt genug ist die zauberische Weinrebe, die der große Magier mitten auf dem Tisch wachsen ließ, um welchen seine Freunde in traulicher Gemeinschaft zechten. Die Rebe trug ebenso viele Trauben, wie Gäste vorhanden waren, und schon wollte jeder die ihm davon Gebührende vom Stock abschneiden, als Faust sie innezuhalten bat und die Bezauberung löste. Da hielt männiglich jeder seine eigene Nase!

Ein anderes Mal breitete er seinen Zaubermantel aus und trug alle zu einer Hochzeit von Sachsen nach Paris. Da man sie aber nicht willkommen hieß, flog er mit ihnen wieder zurück.

Origineller noch ist die Fahrt nach Salzburg. Einst bewirtete Faust zu Meißen seine Gäste mit köstlichen Speisen, setzte ihnen aber nichts zu trinken vor. Das Bedürfnis nach etwas Flüssigem machte sich sehr bald geltend und man drang in Faust, seinen Pflichten als Wirt auch den trocke-

nen Kehlen gegenüber nachzukommen. Da lud er die gesamte Gesellschaft auf und zog durch die Luft gen Salzburg, wo er sie in des Erzbischofs Weinkeller absetzte. Hier begann nun ein lustiges Gelage, und Singen und Jauchzen, untermischt mit Becherklang, hallten in den stillen, kühlen Räumen wider. Das vernahm mit Staunen der Kellermeister, er ging dem Schall nach und fand die Zechbrüder. Zornentbrannt schalt er sie Trunkenbolde, freche Diebe, Einbrecher. Da packte ihn Faust, nachdem der Durst genügend gestillt war, in der übermütigen Weinlaune mit den anderen in seinen Mantel, flog durch die Lüfte davon und ließ den Kellermeister unterwegs auf der Spitze einer hohen Tanne zur Strafe für seine Verwegenheit sitzen.

Als ihn einst zu Heilbronn das Gebrüll der Kühe störte, rief er ärgerlich: »Haltet das Maul offen, wenn ihr nicht still sein könnt!« Und die Verwünschung erfüllte sich augenblicklich.

Wer wüsste nicht, wie er zu Leipzig in dem durch ihn historisch gewordenen Auerbach-Keller die Treppe auf einem vollen Weinfass hinauftritt, wie er, seiner bösen Streiche wegen eingezogen, sich klüglich aus der Haft befreite, indem er seinem Wächter ein magisches Mittel versprach, das den Bart ohne Schermesser und Seife, bloß mit gelinder Reibung entfernen sollte. Als er hinweg war, versuchte der Leichtgläubige den angepriesenen Stein, der freilich die Haare, mit diesen aber auch Haut und Fleisch zerbeizte.

Faust saß im Gasthaus in lustiger Gesellschaft und sprach der Kanne so fleißig zu, dass der aufwartende Bursche vollauf zu tun hatte, um sie ihm immer wieder zu füllen. Endlich wurde es dem jungen Menschen zu bunt und im Ärger goss er den Krug so voll, dass er überfloss.

»Höre, mein Junge«, rief Faust ihm zu, »lass den Unfug, oder ich fresse dich!««

»Ei«, spottete der Bursche, »das mögt Ihr wohl bleiben lassen, meine Stiefel würden Euch gar zu sehr drücken.«

Und als Faustens Kanne zum anderen Male wieder gefüllt werden musste, goss er des edlen Nass wieder so viel hinein, dass sie über- und überfloss. Da öffnete der Erzürnte den Mund, so weit er konnte, und schluckte den erschrockenen Jungen vor aller Augen hinab. Dann nahm er einen tüchtigen Schluck und sagte: »Auf einen guten Bissen gehört ein guter Trunk.«

Die Gäste saßen starr vor Schreck und Staunen; doch der Wirt, ein Mensch, breit wie ein Torflügel, pflanzte sich trotzig vor ihm auf und schrie: »Ihr gebt mir den Burschen zurück, oder ...!«

»Erhitzt Euch nicht«, sagte Faust lachend, »geht nur hinter den Ofen und seht Euch die Bescherung an.«

Da lag der Bursche zitternd, bebend und nass wie ein Frosch.

Wie die Sage berichtet, soll Melanchthon dem Zauberfertigen manchmal, obwohl vergebens, gar derb ins Gewissen gesprochen haben. Einst, nach einer abermaligen heftigen Strafrede des sonst so sanftmütigen Mannes entgegnete ihm Faust: »Ihr verfährt allzeit gar rau mit mir, Herr Philippus. Wie wär's, wenn ich Euch einmal, so Ihr Gäste habt, alle Schüsseln und Töpfe aus dem Schornstein fliegen ließe?« Worauf Herr Philippus mit deutscher Grobheit ihm erwiderte, das könne er immerhin, es werde ihn nicht kümmern. Die kräftige Wendung, unmöglich wieder zugeben, schlug jedoch die Zauberlust des Magisters nieder wie ein kaltes Bad und das Geschirr in Melanchthons Küche blieb

ungestört.

Einem anderen Verächter seiner magischen Kunst schickte Faust den Mephistopheles in das Schlafgemach, der dort wie ein Schwein grunzen und quieken musste, um den im Bett Ruhenden zu ängstigen. Der Mann aber rief spöttisch: »Ei, welch' eine feine Stimme und schöner Gesang des Engels, der im Himmel nicht bleiben mochte, geht nun in der Leute Häuser und verwandelt sich in eine Sau!« Zornig und beschämt kehrte der Geist zu Faust zurück und klagte bitter über den hässlichen Scherz.

Die Zeit, in welcher alle diese Possen erfunden wurden, vermag nicht besser charakterisiert zu werden, als eben durch jene Erzeugnisse der Volksdichtung selbst. Bald macht sich die grobe Art, dem Teufel zu begegnen, geltend, welche das 16. Jahrhundert auszeichnet, und die Faustsage streift hinüber in das Gebiet der Bauernschwänke, bald wird der Zauberer als ein schlauer und gewandter Weltmann geschildert, bei dem jedoch der hoffärtige Sinn wieder durchbricht, der ihn in die Gewalt der finsternen Mächte treibt.

Trotz der Hilfe des Teufels, dem nach dem Volksglauben alle jene Schätze zu Gebot stehen, welche im Schoß der Erde oder auf dem Grund des Meeres ruhen, mangelte es dem Zauberer einst an Geld, und er berief einen Wechsler, ihm sechzig Taler zu leihen. Doch als die gesetzte Frist abgelaufen und die Rückzahlung fällig ist, hat Faust nichts, womit er seinen Schuldbrief lösen kann, und um den drängenden Gläubiger zu befriedigen, bietet er sein eigenes Bein zum Pfand an. Sobald er wieder Geld habe, wolle er es einlösen.

Darauf geht der Wechsler ein und das Bein wird abge-

schnitten. Indem er mit dem Pfand nach Hause geht, nimmt es mit jeder Sekunde an Schwere zu und wächst zuletzt zu einer so übermäßigen Last an, dass er es, ohnehin die Torheit eines solchen Vertrages einsehend, zuletzt in den Fluss wirft. Nach Verlauf von drei Tagen fordert Faust das Pfand gegen Erstattung der Summe zurück, und da der Wechsler es nicht beschaffen kann, zwingt ihn Faust, noch einmal sechzig Taler zu zahlen, obwohl ihm das verpfändete Glied gar nicht fehlt.

Während der Ostermesse zu Leipzig im Jahre 1524 war die Stadt in besonderer Erregung, denn der Kardinal Campegius oder Campeggio verweilte dort. Die Bürgerschaft hatte ihn festlich empfangen, und nach dem prächtigen Mittagsmahl, das ihm zu Ehren veranstaltet worden war, fuhr der hohe Herr mit seinem Gefolge hinaus vor das Tor, um auszuruhen von der gehaltenen Anstrengung und frische Luft zu schöpfen aus einem lieblichen Anger, den ein Buchenwäldchen mit seinen Schatten kühlte.

Draußen lustwandelten sie, während die neugierige Menge in respektvoller Entfernung zuschaute. Unter den Gruppen, welche sich bildeten, zog ein Häuflein Studenten die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich, mehr noch der schlanke, blasse Magister in ihrer Mitte, mit dem dunklen Kraushaar und den tiefliegenden schwarzen Augen, aus denen es manchmal aufsprühte wie Feuerflammen.

»Kennst du den?«, fragte einer den anderen, und der Angeredete erwiderte: »Wie soll' ich nicht? Er ist ja Faust! Gib acht, der wird den fremden Herren zu raten geben.«

Kurz darauf trat der Zauberer zur Seite, auf einen kleinen freien Raum und zog aus der Tasche seines Gewandes ein kunstvoll gearbeitetes Jagdhorn, welches er an die Lippen

setzte und eine lustige Fanfare blies. Wie von unsichtbaren Gewalten getragen, erhob er sich langsam in die Luft. Vor ihm her eilte eine Schar wohldressierter Hunde und scheuchte das Wild aus, das unter den Wolken wie unter Bäumen und Büschen lagerte.

Jetzt stiegen sie so hoch empor, dass man sie kaum noch als kleine dunkle Pünktchen in der Luft gewahren konnte. Dann senkten sie sich herab und stürmten an dem Kardinal und seinen Begleitern so nahe vorüber, dass diese sie fast mit den Händen ergreifen konnten.

Das währte geraume Zeit zu hoher Freude des geistlichen Herrn, der selbst des edlen Waidwerks leidenschaftlich pflegte. Endlich steckte Faust das Hörnlein wieder in die Tasche und kam herab. Hunde und Wild verschwanden, wie sie gekommen waren. Der Kardinal schickte seinen Diener und ließ fragen, wer der Jäger sei. Da er hörte, dass es der berühmte Faust wäre, von dessen gewaltiger Kunst er schon vielfach vernommen hatte, lud er ihn auf den Abend zu Gast und bot ihm an, ihn mit sich nach Rom zum Heiligen Vater zu nehmen. An hohen Ehren würde es ihm dort nicht fehlen. Faust aber schlug höflich die Einladung zur Reise aus. Ihm sei ja der Beherrscher der Welt, der Teufel, untertänig, und so bedürfe er weder Gutes noch Ehre.

Ein volkstümlicher Stoff, wie dieser, fügte sich bald in die einfachen dramatischen Formen jener Zeit, und der Faust verdrängte schnell eine Menge der bisher beliebten Fastnachtsspiele. Dem fertigen Bild wurden immer neue Züge hinzugefügt, und der Magister lässt die Teufel, unter denen er sich den steten Begleiter zu wählen gedenkt, erst allerlei Proben ihrer Schnelligkeit ablegen. Die Hurtigsten sind gewöhnlich die, welche sich rühmen, rasch wie der Gedanke

zu sein, oder wie der Übergang vom Guten zum Bösen.

Nicht immer erscheint Faust als ein der Hölle rettungslos verfallener Bösewicht. Ein Augsburger Puppenspiel ließ ihn schlechte Menschen entlarven und pflichtvergessenen Fürsten Moralpredigten halten. Wie der Teufel bringt er nicht selten Gefangene aus fremden Landen zurück und führt der Gattin den längst verschollenen Ehemann wieder zu.

Untrennbar vom Faust ist sein Famulus Wagner, der sich gleichermaßen dem Bösen verschrieb. Seine Abenteuer sind das fratzenhafte Abbild der Irrsinnigkeit Fausts. Ein Teufel in Affengestalt wird ihm zugesellt, nach anderen noch ein allwissender höllischer Papagei. In prahlerischer Überhebung sucht der mit wenig Witz begabte Wagner es seinem Herrn zuvorzutun, reist durch alle Länder, wagt sich selbst zu den neuentdeckten Erdstrichen. Auch Geister darf er berufen, aber nur, um seine innere Ohnmacht, den Mangel an Weihe der Kraft zu solchem Werk zu dokumentieren, und zwar nicht durch bloße Negation des Erfolgs, denn er war ja berufen, sondern durch Ironie. Statt der Helena erscheint ihm ein garstiges altes Weib, vor dem er erschrocken flieht. Voll Torheit und Eulenspiegeleien ist seine Disputation mit Auerhahn, dem Affenteufel, der ihn endlich zur Hölle hinabreißt.

Das mystische Element im Leben des Volkes umkleidete sich nach und nach mit anderem Gewand. Der Hexenglaube überschattete wie eine finstere Wolke das bunte Reich der Magie, die Blüten der Dichtung und Sage gediehen nur kümmerlich noch und das Ganze löste sich endlich ab. Was die Kluft übersprang, die zwischen der eigentlichen Magie und dem wüsten Aberglauben des sechzehnten und sieb-



zehnten Jahrhunderts sich erschloss, trägt nicht mehr das Gepräge echter Volkstümlichkeit, es erscheint als Ausgeburt und plumpe Erfindung religiöser Fanatiker oder als unglücklicher Versuch eines beschränkten Verstandes, ganz heterogene Elemente zu vermitteln, oder als nichtige Bestrebung, die Zerrgebilde einer sterilen, geschmack- und taktlosen Fantasie an den frischen Quell der Volksdichtung zu sehen.

